HANDBRAKEFREE0000000000000 0000

Die

Grenzboten.

Zeitschrift für Politik und Literatur,

redigirt von

J. Kuranda.

1845
II 2

Vierter Jahrgang.

II. Semester. IV. Band.

Leipzig,
Friedrich Ludwig Herbig.
1845.

Digitized by Google

BIBLIOTHÈQUE
DE L'UNIVERSITÉ
DE GAND.

Digitized by Google

Inhalt.

Vierter Band.

Nr. 40. Was ist besser, ein geistreicher oder ein beschränkter Censor? Von F. v. Florencourt. S. 1. — Reisebilder aus Polen. Von C. Göhring. Dritte Abtheilung. S. 7. — Royer-Collard. Charakteristik. S. 16. — Das Beethovenfest in Bonn. Rückblicke von O. L. B. Wolff. S. 28. — Tagebuch: Correspondenzen aus: Wien, S. 37. — Berlin. S. 42. — Die Politik auf der Bühne. S. 46. — Notizen. S. 47. —

Nr. 41. Oesterreichs Schulen. S. 49. — Das Beethovenfest in Bonn: Rückblicke von O. L. B. Wolff. II. Abtheilung. S. 56. — Die Erörterungen der Leipziger Augustereignisse und ihre Ergebnisse. S. 75. — Tagebuch Correspondenzen aus: Wien, S. 79. — Berlin. S. 85. — Das Theater in Leipzig. S. 87. — Das Ignoriren in der Journalistik. S. 94. — Notiz. S. 96. —

Nr. 42. Literatur und Schriftsteller in Belgien. S. 97. — Giacomo Meyerbeer. S. 117. — Tagebuch: Correspondenzen aus: Pesth, S. 131. — Wien. 135. — Fürstliches Reisen. 140. — Notizen. 142: —

Nr. 43. Aufzeichnungen eines Jesuitenzöglings im deutschen Colleg zu Rom. Von J. Georg Köberle. Erste Abtheilung. S. 145. — Krakau. Von C. Göhring. S. 157. — Tagebuch: Correspondenzen aus: Frankfurt a. M. S. 168. — Brüssel, S. 173. — Wien. S. 177. — Notizen. S. 183 —

Nr. 44. Aufzeichnungen eines Jesuitenzöglings im deutschen Colleg zu Rom. Von J. Georg Köberle. Zweite Abtheilung. S. 185. — Krakau. Von C. Göhring. Zweite Abtheilung. S. 203. — Polizeiliche Ehescheidung. Von Ernst Dronke. S. 210. — Tagebuch: Correspondenzen aus: Wien, S. 219. — Hamburg, S. 224. — Cöln am Rhein. S. 228. — Der 18. October in Frankfurt a. M. S. 232. — Notizen. S. 234 —

Nr. 45. Die Versammlung sächsischer Anwälte in Dresden. S. 237. — Aufzeichnungen eines Jesuitenzöglings im deutschen Colleg zu Rom. Von J. Georg Köberle. Dritte Abtheilung. S. 243. — Tagebuch: Correspondenzen aus: Brüssel, 1 u. 2. S. 263. — Wien, 1 u. 2. S. 269. — Dresden. S. 276. — Zu ebener Erde und im ersten Stock. S. 279. — Notizen. S. 282. —

Nr. 46. Mittelmeer, Ost- und Nordsee. Von Dr. Karl Krause. S. 285. — Krakau. Von C. Göhring. Dritte Abtheilung. S. 294. — Frau Kartoffel. Von Moritz Hartmann. S. 302. — Tagebuch: Neueste Erzählungsliteratur. S. 307. — Correspondenzen aus: Paris, S. 314. — Ber-

Digitized by Google

lin, S. 316. — Frankfurt an der Oder. S. 320. — Wie Actien das Schwert beſiegen. S. 323. — Notizen. S. 324. —

Nr. 47. Sylveſter Jordan. Erſte Abtheilung. S. 329. — Eine Grubenfahrt. Von Heinrich Duſch. S. 348. — Tagebuch: Correſpondenzen aus: Gratz, S. 357. — Wien, S. 360. — Leipzig, S. 364. — Cöln am Rhein. S. 371. — Guſtav Freitag. S. 374. — Notiz. S. 376. —

Nr. 48. Flüchtige Reiſebriefe. Erſte Abtheilung. S. 377. — Sylveſter Jordan. Zweite Abtheilung. S. 387. — Tagebuch: Correſpondenzen aus Peſth, S. 404. — Wien, S. 409. — Berlin, S. 413. — Hamburg. S. 418. — Notizen. S. 420. —

Nr. 49. Aus der Wiener Geſellſchaft. S. 425. — Abendländiſche Blicke auf den Orient. S. 436. — Ein Räthſel vom Zaaren. Von Anaſtaſius Grün. S. 452. — Tagebuch: Correſpondenzen aus: Paris, S. 456. — Wien, S. 458. — Rom, S. 460. — Berlin, S. 464. — München, S. 467. — Neue hiſtoriſche Taſchenbücher. S. 469. — Was wir Deutſche Alles unſer nennen. S. 470. — Notizen. S. 472. —

Nr. 50. Mittermaier über die Mündlichkeit, das Anklageprincip, die Oeffentlichkeit und das Geſchwornengericht. Von Dr. Carl Krauſe. S. 473. — Neue Taſchenbücher. Von A. B....s. Erſte Abtheilung. S. 489. — Tagebuch: Correſpondenzen aus: Brüſſel, S. 497. — Wien, S. 503. — Cöln am Rhein, S. 507. — Mecklenburg, S. 509. — Berliner Dichter. (Titus Ulrich.) S. 514. Notizen. S. 516. —

Nr. 51. Johann Peter Hebel. Von Prof. A. Lebermuth. S. 521. — Flüchtige Reiſebriefe. Zweite Abtheilung. S. 530. — Neue Taſchenbücher. Zweite Abtheilung. S. 538. — Tagebuch: Correſpondenzen aus: Ungarn, S. 544. — Wien, S. 548. — Hamburg, S. 552. — Berlin, 555. — Düſſeldorf, S. 557. — Dorfgeſchichten. S. 561. — Notizen. S. 562.

Nr. 52. Wirkſamkeit der Ständeverſammlungen Schleswigs und Holſteins für die Aſſociationsfreiheit und die Volksverſammlungen. Von H. Hanſen. S. 565. — Ein Ausflug von Rom nach Neapel. Aus Reiſebriefen. S. 588. — Ueberreſte aus den Zeiten des Fauſtrechts in Deutſchland. S. 585. — Tagebuch: Correſpondenzen aus: Wien, S. 588. — Berlin, S. 590. — Erfurt, S. 595. — Die Gelehrten in der Oppoſition. S. 596. — Notizen. S. 597. —

Digitized by Google

Was iſt beſſer,
ein geiſtreicher oder ein beſchränkter Cenſor?

Dieſe Frage mag Manchen unſerer Leſer etwas impertinent klingen, denn offenbar involvirt ſie die Möglichkeit, daß ein Cenſor beſchränkt ſein könne. Aber iſt eine ſolche Annahme wohl etwas an ſich Beleidigendes? Niemand wird läugnen, daß der Cenſor ſo gut, wie der Richter, der Einnehmer, der Landrath, u. ſ. w. ein Staatsamt bekleidet. Niemand wird ferner läugnen, daß zu jedem Staatsamte gewiſſe geiſtige Eigenſchaften erfordert werden. Das alte Sprichwort, „wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verſtand," iſt doch wohl nur ironice zu verſtehen. Weshalb ſollte alſo eine Unterſuchung darüber, welche Eigenſchaften zu einem guten Cenſor erforderlich ſind, unangemeſſner ſein, als die Unterſuchung über die Qualitäten eines guten Richters u. ſ. w.? Wie oft lieſt man von einem ungerechten Richter, von einem ungewiſſenhaften Einnehmer, von einem unthätigen Landrathe? An der Möglichkeit einer ſolchen Vorausſetzung im Allgemeinen nimmt Niemand Anſtoß, ſie wird, als in der Gebrechlichkeit der menſchlichen Dinge begründet, anerkannt, warum ſollte denn immer ein Cenſor ganz allein als vollkommen und infallibel betrachtet werden? Unſers Wiſſen hat bis jetzt der Papſt allein von allen Menſchen Infallibität in Anſpruch genommen, wiewohl dieſelbe häufig in Zweifel gezogen iſt und ſie ſeine Amtshandlungen vor ernſter Prüfung und argen Bemerkungen nicht hat ſchützen können, — ſollte der Cenſor ganz allein frei ausgehen? Ich rede hier natürlich nur von dem Cenſor im Allgemeinen, von dem Cenſor in thesi, von dem abſoluten Cenſor; einen beſondern Cenſor, einen Cenſor in praxi, einen perſönlichen Cenſor habe ich nicht im Auge; dergleichen

Digitized by Google

erlaube ich mir nicht, und verlange auch nicht, daß der Cenſor mir dergleichen erlaubt.

Das Amt des Cenſors iſt eins der neueſten, welche der Staat creirt hat; um ſo mehr möchte eine Beſprechung der dazu nöthigen Eigenſchaften zweckmäßig ſein, denn Nichts iſt vollkommen auf einmal, und junge Inſtitutionen bedürfen vorzugsweiſe der Erfahrung. Auch iſt das Amt des Cenſors kein vorübergehendes, welches einer ſorgfältigen wiſſenſchaftlichen Begründung nicht werth wäre, weil ſeine ephemere Exiſtenz von dem Strome der Zeit ſchneller hinweggerafft werden würde, als man mit der Ergründung ſeiner Natur und mit den Anforderungen, die man an dieſe Idee zu machen habe, ins Reine gekommen wäre. Wenn nicht Alles täuſcht, ſo ſcheint die Inſtitution eine bleibende (?) und für unſer modernes deutſches Staatsleben höchſt bedeutende und weſentliche werden zu wollen. Um ſo mehr iſt eine gründliche Unterſuchung darüber nützlich und pflichtgemäß.

Was iſt beſſer, ein geiſtreicher Cenſor oder ein beſchränkter? Ich habe über dieſe Frage viel nachgedacht, und bin mit der Antwort noch immer nicht im Reinen. Ob die Cenſur überhaupt gut ſei, oder nicht, darüber erlaube ich mir im Augenblicke keine Anſicht. Meine rechtlichen und gebildeten Leſer werden zweifelsohne darüber nur eine Meinung haben; ebenſo meine philoſophiſchen Leſer. Sie werden mir zugeben, daß, wenn nach Hegel Alles, was iſt, vernünftig iſt, auch die Cenſur vernünftig ſein müßte, ſobald einmal ihr Daſein gewiß. Ob aber die Cenſur wirklich da ſei, oder nicht, darüber kann Niemand ein competenteres, auf Erfahrung gegründeteres Urtheil abgeben, als ein Journaliſt. Alle meine Leſer daher, die über das Daſein der Cenſur in Ungewißheit ſein ſollten, bitte ich, mir Glauben zu ſchenken, wenn ich ſie verſichere, daß die Cenſur wirklich da, alſo vernünftig ſei. Ueber manche Zeiterſcheinungen bin ich mit mir noch nicht im Reinen, ich hege manche Zweifel über Manches. An der Cenſur aber zweifele ich nicht.

Ein geiſtreicher Cenſor iſt nicht leicht zu hintergehen; das iſt jedenfalls ein Nachtheil. Man mag den Gedanken in noch ſo milde Ausdrücke einwickeln, man mag ihn noch ſo beſcheiden und ſüß und einſchmeichelnd mit noch ſo unſchuldiger, argloſer Miene vortragen, man mag noch ſo viel beſtehende, legitime Redensarten um ihn herumhängen, das hilft Alles nichts. Der geiſtreiche Cenſor durch-

Digitized by Google

ſchaut die Maske; er ſieht durch alle Einkleidungen und Umhüllungen durch und durch bis auf den Grund. Er erkennt die Tendenz trotz aller Verwahrungen und Verklauſulirungen. Er ſieht den Pferdefuß ſelbſt aus dem Gewande des deutſchen Pedanten herausgucken.

Inſofern alſo ſollte ein armer Journaliſt ſich nie einen geiſtreichen Cenſor wünſchen. Doch hat es auch ſeine großen und vielleicht überwiegenden Vortheile. Ein geiſtreicher Cenſor hat Reſpect vor dem Geiſte; er kennt die Macht deſſelben, er kennt die Macht der Wahrheit. Er wird nicht jede ihm mißfällige Aeußerung unterdrücken, ſondern es der Preſſe ſelbſt überlaſſen, den Irrthum zu überwinden. Ein geiſtreicher Cenſor weiß, daß die Wahrheit am kräftigſten durch die Unwahrheit gefördert wird. Jeder Irrthum, ſobald er öffentlich auftritt, erzeugt eine Reaction, durch die er am Ende überwunden wird. Ein Irrthum, der durch äußere Gewalt verhindert wird, ſich zu äußern, wird nicht von Grund aus geheilt, ſondern er zieht ſich in ſich ſelbſt zurück und wuchert dort fort. Ein geiſtreicher Cenſor gleicht einem geiſtreichen Arzte, der auch nicht jedes äußere Symptom mit plumper Hand zu ſtören ſucht, ſondern der die Naturkraft wirken läßt. Ein geiſtreicher Cenſor hat Vertrauen auf den Organismus des geiſtigen Nationallebens; er weiß, daß die Kräfte der Wahrheit ſich an der Ueberwindung der Unwahrheit üben müſſen, und daß erſtere ohne Kampf mit ihrem Gegenſatze nicht erſtarken kann. Eben die Freunde der Wahrheit werden am meiſten durch die gewaltſame Unterdrückung der Unwahrheit benachtheiligt; ihr Anrecht auf freien Gebrauch ihrer Kräfte, auf Uebung und ſiegreiche Bildung ihrer ſittlichen Anlagen an den Mängeln der Zeit wird ihnen durch willkürliche Entziehung des Gegenſtandes entzogen. Das Alles weiß ein geiſtreicher Cenſor, und er iſt daher immer geneigt, auch dem Irrthum freien Lauf zu laſſen, nicht damit er ſich feſtſetze, ſondern damit er gründlich ausgerottet werde. Das Alles weiß ein geiſtreicher Cenſor.

Ein geiſtreicher Cenſor wird wenigſtens eine beſtimmte Ueberzeugung, ein beſtimmtes Syſtem haben. Der Journaliſt wird ſich wenigſtens bei ſeinen Arbeiten darnach richten können. Wiewohl ungern, wird er doch im Stande ſein, das zu vermeiden, was ſein Cenſor nicht will. Alles dieſes fällt bei einem beſchränkten Cenſor weg. Dem Journaliſten gelingt es freilich, bei einem beſchränkten

Cenſor manchen Gedanken durchzuſchmuggeln, den dieſer in ſeiner eigentlichen Tendenz, eben wegen ſeiner Beſchränktheit, nicht verſteht. Er kann häufig das Bedenklichſte durchbringen, wenn er ihm nur eine unſchuldige Form zu geben weiß. Aber wie unwürdig, wie läſtig, immer auf die Einfalt eines Andern ſpeculiren zu müſſen? Wie folternd, das offen und ehrlich Gedachte in unehrliche Form maskiren zu müſſen! Wie jede tüchtige, geiſtige Thätigkeit ſtörend und hemmend, wenn man ſich nicht nur bemühen muß, ſeine Gedanken und Empfindungen möglichſt ſich ſelber klar zu machen, ſondern wenn man ſie alsdann auch noch wieder ins Unklare überſetzen muß! Das iſt zu viel verlangt von einem Menſchen. Man kann nicht wahr und lügneriſch zu gleicher Zeit ſein.

Bei einem geiſtreichen Cenſor kann man mit einiger Gewißheit vorher wiſſen, was durchgehen wird, was nicht; man kann ſich darnach einrichten. Bei einem geiſtloſen Cenſor iſt das völlig unmöglich. Heute läßt er das Bedenklichſte durch, morgen ſtreicht er das Unbedeutendſte und Unſchuldigſte. Der Journaliſt iſt in ewiger Ungewißheit; nie kann er wiſſen, ob er nicht vergeblich arbeitet; kein einziges Wort kann er mit Sicherheit für die Oeffentlichkeit niederſchreiben. Seine ganze Thätigkeit wird durch das Incommenſurable der Dummheit paralyſirt.

Wie tief entwürdigend, wie gehäſſig muß es ſein, — ich rede natürlich nicht aus eigener Erfahrung — wenn man ſich nach bloßer Laune und Willkür von einem Menſchen, der in jeder Beziehung vielleicht tief unter uns ſteht, jeden Augenblick den Mund verbieten laſſen muß? Kommt dazu noch eine feile Liebedienerei, die auch das für das Gemeinweſen Unſchädlichſte und am wenigſten Aufregende aus ſerviler Rückſicht gegen einzelne Perſonen, aus Furcht daß man hie und da doch unangenehm dadurch berührt werden könnte, ohne Weiteres ſtreicht, ſo muß man geſtehen, daß die Stellung eines publiciſtiſchen Journaliſten unter einem ſolchen Cenſor eine höchſt unerträgliche und alle Geduld erſchöpfende ſein muß. Gottlob! daß ich noch nicht ſolche Erfahrungen gemacht habe; ich hielte es nicht aus!

Der publiciſtiſche Journaliſt, wenn wir dieſen Titel, der eigentlich mit Recht in Deutſchland noch gar nicht exiſtirt, für uns in Anſpruch nehmen dürfen, empfindet das Niederdrückende, wahrhaft

Digitized by Google

Charaktermörderiſche einer ſolchen Cenſur mehr, als jeder Andere. Der Dichter, der Künſtler, der Gelehrte, jedes Mitglied irgend eines Standes hat zwei verſchiedene Welten; eine innere und eine äußere Welt. Mag ihn ſeine Beziehung mit der äußern Welt oft auch tief verletzen, er kann ſich ins Innere zurückziehen; er kann ſeinen Gedanken, ſeinen Empfindungen nachhängen, unabhängig von den Geſchäften ſeines äußern Berufs. Er kann ſein Talent, ſeinen Charakter mehr oder weniger in der Stille entwickeln; in das Reich ſeines innern Leben dringt keine äußere Macht ein. Anders mit dem publiciſtiſchen Journaliſten. Er ſoll den täglichen Geiſtespulsſchlag ſeines Volkes mit ſeiner Reflexion Schritt für Schritt begleiten. Was im Laufe des Tages durch Lectüre, durch Zeitungen, durch geſelligen Austauſch in ihm angeregt wird, das ſoll er alſofort innerlich bearbeiten, damit es am andern Morgen auf dem Papiere ſtehe. Zwiſchen Denken und Empfinden auf der einen Seite und zwiſchen Schreiben auf der andern Seite bildet ſich ein arges Wechſelverhältniß. Er denkt zuletzt nur in Beziehung auf ſein Schreiben. Keiner Gedankenreihe, keiner Betrachtung darf er nachhängen, die er nicht auch alsbald veröffentlichen darf; denn ſie würde ihn nur in Ausübung ſeines Berufs und in der dazu nöthigen Sammlung ſtören. Wenn er nicht frei ſchreiben darf was ihn geiſtig bewegt, ſo wagt er zuletzt auch nicht mehr frei zu denken. Das iſt das Zerſtörende einer ſolchen Cenſur, das moraliſch Verderbende. Auch die ſtärkſte, freieſte Natur kann auf die Länge dem charaktermörderiſchen Einfluſſe einer ſolchen Cenſur nicht widerſtehen. Ein publiciſtiſcher Journaliſt, der zwanzig Jahre unter ſolcher Aufſicht geſchrieben, und dabei ein freier, wahrer Charakter geblieben, iſt eine Unmöglichkeit.

Wir wagen in dieſem Augenblicke nicht mehr zu ſagen; wir haben uns bemüht, dieſen Aufſatz cenſurmäßig zu halten und wollen durch zu bedenkliche Behauptungen am Schluſſe unſere Mühe nicht abermals vergeblich machen. Vielleicht erleben wir noch die Zeit, wo alle Ueberzeugungen, und ſeien ſie noch ſo entgegengeſetzt, ſich in der einen wenigſtens vereinigen, daß die Cenſur keiner einzigen förderlich ſein kann, und daß ſie nur dazu dient, jegliche Ueberzeugungsfähigkeit zu zerſtören. Alsdann werden wir unſere Ausdrücke nicht mehr ſo diplomatiſch und ſchlangenglatt auszuwählen

brauchen. Aber ſchwerlich wird der Verfaſſer dieſes dieſe Zeit erleben. — Mögen unſere Söhne es beſſer haben! Mögen ſie nie verdammt ſein, ſtatt eines redlichen Ideenaustauſches über ſittliche und politiſche Gegenſtände mit ihren Mitmenſchen zu gegenſeitiger Förderung, einen unredlichen Pandurenkrieg mit der Cenſur führen zu müſſen.

F. v. Florencourt.

Digitized by Google

Reiſebilder aus Polen.

von

E. Göhring.

III.

Mein Wille war, mich von Wlodawa nach Ratna zu begeben und meine durch mancherlei Ereigniſſe bereits in ſtarke Abweichung vom urſprünglichen Plane gerathene Reiſe durch das fruchtbare ſchöne Volynien und Nordgalizien nach Krakau zu ziehen. Allein ich mußte von meinem Willen abſtehen; der mit der Grenzgeſchäftsverwaltung hier beauftragte ruſſiſche Offizier nahm meinen preußiſchen, mit allem Nöthigen ausgerüſteten Paß nicht für vollſtändig genug, um mir darauf „nach meinem längern Aufenthalte im Königreich Polen" den Eintritt in das ruſſiſche Reich geſtatten zu können. Ich würde indeß die Erlaubniß zu dieſem Eintritt wohl erlangt haben, hätte ich nicht dem Offizier über ſeine unverſchämte Geldforderung meinen Unwillen ſo ſtark zu erkennen gegeben, daß er ſogleich mein heftiger Feind wurde.

So war ich zu meinem Leid gezwungen, meine Reiſe nach Krakau im Königreich Polen, das ich bereits zur Genüge zu kennen meinte, zu halten. Auf dieſer Rücktour nahm ich Gelegenheit, einen podlachiſchen Grundherrn zu beſuchen, mit deſſen Sohne und deſſen Gouverneur, zwei liebenswürdigen Männern, ich zu Warſchau in warme Freundſchaft getreten war. Dieſer Grundherr war der Graf Lewaowski, ein Mann, der bereits unter Koscinſyko ſeinem unglücklichen Vaterlande gedient hatte, und in der ſiegreichen Schlacht bei Beklawice, welche er als Fähndrich mitgemacht, tödtlich verwundet worden wor, ein Ereigniß, welches mit goldenen Buchſtaben in das Tagebuch, und mit unauslöſchlichen in die Herzen der edlen Familie

eingeſchrieben iſt, und jedem Gaſte bis in die kleinſten Einzelnheiten mit ſchmerzlich freudigem Stolze erzählt wird.

Die Grundherrſchaft des Grafen Lewowski liegt ungefähr ſieben Meilen weſtlich von Wlodowa von einem ziemlich umfangreichen See, in den ſich eine große Menge kleiner aus den Brüchen kommender Bäche ergießt. Das Dorf, in welchem der Graf wohnt, liegt mitten in einer ebenen Feld- und Wieſenfläche, die rings von Wald umgeben iſt, und zeichnet ſich unter den Dörfern des Königreichs nicht eben aus.

Als ich hineinfuhr, ſah ich mitten in dem rechts vom Wege gelegenen Teiche zwei junge Frauenzimmer mit Schwimmkünſten ſich beſchäftigen. Sie ſuchten ſchwimmend einen Kahn zu erreichen, den eine Bäuerin fortruderte; doch war ihre Mühe fruchtlos, und die Bäuerin mußte auf Befehl anhalten, und die beiden ſchlanken, von den Knien bis unter den Buſen im eng an die Körpergeſtalt ſich anlegenden-Badegewand bedeckten Schwimmerinnen in ihren Kahn aufnehmen. In dergleichen Schauſpielen hatte ich ſchon zu oft die Amazonennatur der Polinnen kennen gelernt, als daß dieſes mir hätte von großem Intereſſe ſein können, zumal ich nicht wußte, daß die beiden Schwimmerinnen die beiden jüngſten Töchter des Grafen ſeien.

Bald, nachdem ich in den Palaſt des Grafen, der nichts anderes als ein garſtiges unanſehnliches Erdgeſchoßgebäude mit Schindeldach war, von mir Palaſt aber darum genannt wird, weil ſo in Polen alle Wohngebäude des Adels, gleichviel von welcher Art ſie ſind, genannt werden, getreten war, erſchienen auch die beiden Schwimmerinnen, die eine ein ungefähr vierzehnjähriges, aber körperlich faſt vollkommenes, die andere ein neunzehn- bis zwanzigjähriges Mädchen. Ich würde damals nicht gezögert haben, den beiden Fräuleins das Prädicat „wundervoll ſchön", oder „überirdiſch", oder „engel-ſchön" beizulegen, doch dürfte ich auf Grund meiner Täuſchung ein Unrecht begangen haben. In dem allerdings ſehr angenehmen Geſicht der polniſchen Frau findet das deutſche Auge einen berauſchenden Reiz. Dieſer Reiz aber liegt nicht in der Schönheit, ſondern darin, daß der Bau der Phiſiognomie der polniſchen Frau ein anderer iſt, als der der deutſchen. Dieſes Andersalsdeutſch, das dem deutſchen Auge etwas Neues iſt, erhebt täuſchend die wirklich vorhandene Hübſchheit zur wundervollen, hinreißenden Schönheit.

Digitized by Google

Eine faſt kreisförmige Runde im Umriß des Ganzen, eine kurze, unter ſcharfer, aber angenehmer Zeichnung geformte Naſe, ſchwellende Lippen, ein kurzes, meiſt geſpaltenes Kinn und dunkle Augen, aus deren Blicke eben ſo Kühnheit wie Melancholie, wie wollüſtige Hingebung leuchtet, bilden die Phyſiognomie der Slavin, und dieſe weicht natürlich ſehr von der der Deutſchen ab, und iſt dem deutſchen Männerauge etwas Ungewöhntes, etwas Neues. Dieſe Neuheit ſteigert den Reiz des ohnehin gewöhnlich ſehr angenehmen Geſichts ungemein und macht ihn dem Deutſchen berauſchend und hinreißend. Allgemein hört man die Deutſchen in Polen die Schönheit der Polinnen preiſen und weit über die ihrer Landsmänninnen ſchätzen. Doch habe ich auch Beweiſe davon erhalten, daß das Umgekehrte ebenfalls beſtehet, und der Pole die deutſchen Frauen für ſchön hält, ihr Pflegma iſt ihm allerdings widerlich, und in Betracht deſſen beſpöttelt er ſie gewöhnlich ſehr bitter. Heirathsluſtige Deutſche in Polen wählen allermeiſt Polinnen; hierfür aber beſteht das Gegentheil nicht, und gewiß nur in äußerſt ſeltenem Falle dürfte ein Pole eine Deutſche zur Gattin wählen. Der Grund davon aber liegt in dem Nationalſtolze der Polen. Wir gute Deutſche pflegen in unſerer Nation, keineswegs ein Kleinod zu fühlen, das ſo groß wäre, ſelbſt unſere Liebe in Schranken zu umſchließen; wir denken am Meiſten an unſere Perſonen, halten Gott für unſeren König und uns für Kinder der Erde: und drücken mit gleicher Wallung eine Grön- oder Feuerländerin an unſer Herz, wie eine Deutſche. Ganz anders die Polen!

Die beiden Fräuleins, nicht gewöhnt Fremde, zumal nicht-polniſche, in dem Hauſe zu finden, geriethen durch mich in eine gewiſſe Verlegenheit, und es bedurfte erſt der Nennung meines Namens, die ich unbedachtſamer Weiſe ziemlich ſpät ſtattfinden ließ, um ihre Befremdung aufzulöſen. Mein Name war ihnen nämlich durch ihren Bruder bereits bekannt geworden. Nachdem ſie einen deſto freundlicheren Gruß mir nachgeliefert, frugen ſie mich, ob ich ihren „Herren" Vater ſchon geſprochen. Auf meine Verneinung klingelten ſie nach dem Kammerdiener und hießen dem, mich zum „Herren" zu führen; ſie ſelbſt folgten mir. Es war ſonderbar; aber die ſtolze Sitte ließ es ihnen nicht zu, ſich ſelbſt mir zum Führer zu geben, machte es ihnen aber zur Pflicht, mich zu begleiten.

Digitized by Google

Ich fand den Grafen in einem großen, weißen Locale, welches den Titel Saal führte. Er saß, aus einer langen Pfeife rauchend, auf einem lehnlosen Sessel, und berieth mit drei Wirthschaftsaufsehern, welche an der Thür des Saales in Colonne standen, über eine Angelegenheit, die ich bald näher kennen lernte.

Als ich eintrat erhob sich der alte Graf, und trat mir mit den gewohnheitlich, also ziemlich kahl und trocken hingesagten Worten: „Ich grüße Dich Herr" entgegen. Ich küßte ihm die Hand, denn so erforderte es die polnische Sitte in Erwägung seines ansehnlichen Alters und meiner Jugend, und er küßte mir dafür die Achsel. Ohne mehr etwas zu sagen oder zu fragen, kehrte er wieder auf seinen Sessel zurück, und berieth, ohne alle Rücksicht auf mich, weiter mit seinen Wirthschaftern.

Die Berathung betraf eine Magd, welche zum zweiten Male ihren Dienst verlassen und in ein entferntes Dorf geflüchtet war, um dort bei deutschen Colonisten zu dienen. Diese nämlich geben einen weit höheren Geldlohn, als die Edelleute, die ihre Knechte und Mägde, die stets die Kinder ihrer Bauern sind, für nach dem Naturrecht ihnen zugehörige Personen zu halten pflegen.

Erst als die Berathung zu Ende und die Wirthschaftsaufseher entlassen waren, wendete sich der Graf wieder zu mir, aber nun ließ er mir auch seine ganze Freundlichkeit und Hingebung zu Theil werden. Er führte mich zunächst in sein Wirthschaftsgebäude und machte mich mit seinen ökonomischen Einrichtungen bekannt, die er als ganz französischem Muster entsprechend, selbst sehr rühmte. Wir schritten sodann unter Begleitung der beiden Fräuleins nach dem ziemlich verwilderten Baumgarten, in welchem zwei kleine, kaum weniger wilde Blumengärtchen mir als die Pfleglinge der beiden Fräuleins präsentirt wurden. Die Fräuleins wünschten von mir etwas über deutsche Blumenzucht zu hören, ich konnte ihnen nichts mittheilen.

In einem der beiden Gärtchen fanden wir die Gattin des Grafen, eine bejahrte, aber ungemein liebenswürdige edle Donna, deren Patriotismus sich in der letzten polnischen Revolution so groß und unverhohlen gezeigt hat, daß sich die russische Behörde zu ihrer Schmach nicht hat enthalten können, diese edle herrliche Frau vor ihr Kriegsgericht zu ziehen, und mit einer bedeutenden Strafe zu belegen, von welcher sie jedoch ein russischer Oberst, ein Kurländer,

Digitized by Google

aus eigner Aufforderung befreit hatte. Dieſem Umſtande beſonders, glaube ich, war es zuzuſchreiben, daß dieſe herrliche Frau für die Deutſchen ein ſehr warmes Herz trug.

Aus dem Garten führte mich der alte Graf in das Dorf, um mich von der Wohlhabenheit deſſelben zu überzeugen. Ich hätte indeß deutſche Dörfer nicht kennen müſſen, um es nicht für einen ſehr traurigen, dürftigen Ort halten zu ſollen. Der polniſche Bauer freilich ſteht dem menſchlichen Urzuſtande noch ſo nahe, daß ſich polniſche Dörfer mit deutſchen gar nicht vergleichen laſſen; es wäre denn in ſolcher Weiſe, wie man das zehnte Jahrhundert mit dem neunzehnten vergleicht Die Leibeigenſchaft, welche in Polen bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts beſtanden, und ſich in vielen widerlichen Spuren noch jetzt bemerkbar macht, hat den Bauer in jeder Beziehung auf einer ſehr tiefen Stufe der Bildung erhalten. Jetzt noch kennt er kaum höhere Bedürfniſſe des Lebens, als die, welche auch das Thier kennt. An den Körper iſt der Geiſt zu innig gekettet, als daß dieſer unter ſolchem Umſtande bei'm polniſchen Bauer gegenwärtig ſchon eben mehr ſein könnte, als eine gewiſſe Art von Inſtinkt. Das Heiligthum des Vaterlandes, den hohen Werth der Nationalität und alles das, was das Herz des gebildeten Polen bewegt und ihm jene bewunderte Größe giebt, kennt er nicht.

Dies eben iſt das ungeheure Gebrechen des polniſchen Reiches, welches den Sturz deſſelben auf ſeiner Rechnung trägt, und dieſes Gebrechen erkannten bereits im vorigen Jahrhunderte — aber doch ſchon zu ſpät — die Polen, wie die Aufhebung der Leibeigenſchaft und die von den Krakauer Conföderirten unterworfene Conſtitution bewieſen. Das liſtige Rußland aber wußte zu wohl, welche Kraft Polen gewinne, wenn deſſen Bauernſtand geweckt und demſelben durch Emporhebung des ſchlummernden Geiſtes Intereſſe an Vaterland und Volk zugeführt werde, und ſäumte daher nicht, die Leitung des ſchweren polniſchen Reichsgebrechens zu verhindern. Und noch jetzt geht ſein Beſtreben dahin, das Gebrechen zu erhalten und wo möglich für die Ewigkeit zu befeſtigen, was ſich in der Aufhebung aller zur Zeit des Herzogthums Warſchau errichteten Dorfſchulen und vielem Andern nur zu gut erkennen läßt. Ob das Streben Rußlands die Krone auf ewig behalten wird, das wird gewiß Jeder, der das gegenwärtig ziemlich vielfältige Wirken des polniſchen Adels kennt,

ſtark bezweifeln. Einen Beweis von dieſem Streben, das freilich nur geheim und leiſe agiren darf, erhielt ich an eben dem Tage, den ich beſchreibe:

Als der Graf und ich in dem Dorfe hingingen, begegneten uns mehre Bauern, die mit ihren mit Ochſen beſpannten Pflügen auf das Feld zogen.

„Herr! frage einmal einen von den Kerlen, was die Polen unter dem König Lokiotek oder Lobieski gethan, oder was Kaſimir der Große geſtiftet," ſagte der Graf zu mir, und in ihm zeigte ſich nicht wenig von dem Stolze, den Lehrer ſehen laſſen, wenn ihre Schulkinder viel wiſſen. Ich nahm natürlich die Aufforderung des Grafen für das, was ſie war: und examinirte die Leute nicht; konnte aber nicht bezweifeln, daß dieſelben das Examen würden beſtanden haben. Der Gouverneur des Sohnes des Grafen hatte mir in Warſchau ſchon erzählt, der Graf laſſe ſeine Bauern bei jeder paſſenden Gelegenheit — natürlich unterhaltungsweiſe — in der vaterländiſchen Geſchichte unterrichten. Alljährlich entziehe er dann Mehren ihre Bauerwirthſchaften, um ſie dadurch zu zwingen, ſich in andere Dörfer zu überſiedeln und dort ihr Wiſſen zu verbreiten, und ihre erweckten Empfindungen mitzutheilen.

Es iſt wohl keinem Zweifel unterworfen, daß aus der Kenntniß der vaterländiſchen Geſchichte den polniſchen Bauern ſowohl eine gewiſſe ſittliche und geiſtige Bildung, als auch Vaterlandsliebe und Nationalgefühl erwachſen, welche letzten auf der Bildung eine fortreißende Kraft gewinnen müſſen. Der Graf war davon überzeugt, wie ſein Schaffen bewies, und noch viele polniſche Grundherren mögen davon überzeugt ſein, und nach dieſer Ueberzeugung für das Vaterland wirken.

Gewiß tragen dieſe patriotiſchen Beſtrebungen in Polen, ſo verdeckt, ſo heimlich ſie ſich auch halten müſſen, dem polniſchen Reiche ihre heilſamen Früchte, und mit der Zeit um ſo ſchneller, je mehr mit ihr die Beſtrebungen Nachahmung finden und allgemein werden. Ich bin überzeugt, wenn nach einem Jahrhundert in Polen ein Aufſtand zur alten Ehre und Freiheit ſtattfindet, ſo wird dieſer ein allgemeiner Volksaufſtand ſein, deſſen Fahne von drei Reichen wie Rußland nicht wird niedergebeugt werden können.

Gegen fünf Uhr am Nachmittag ſetzten wir uns an die Mit-

Digitized by

tagstafel. Dem Mahle ging wie ein Herold ein Branntweintrunk voran. Der Graf trank mit einem ſchnellen Zuge ein ziemlich großes Weinglas des geiſtigen Liqeurs aus, und reichte mir darauf mit dem gebräuchlichen Geſundheitswunſche daſſelbe Glas von Neuem gefüllt. Ich lernte es, denn ich war in Polen, und in der Ueberzeugung, daß man ſich der Sitte des Landes, in welchem man weilt, am allerwenigſten als Fremder entziehe, ohne ſich lächerlich und verhaßt za machen. Auch die Gräfin und die beiden wunderlieben Fräuleins huldigten der Branntweinſitte, jedoch aus etwas kleineren Gläſern. Um deutſchen Vorurtheilen zu begegnen, muß ich aber hier bemerken, daß der Brannwein, der an der gräflichen Tafel von dem Mahle genoſſen wurde, ſolcher Art war, daß ihn gewiß auch die zärtlichſte deutſche Dame mit großem Wohlgefallen zu ſich genommen haben würde.

Ich würde das Mahl, welches den bedeutenden Umfang von zehn Gerichten beſaß, nicht einer Erwähnung werth halten, wenn es ſich nicht in einer Hinſicht ſehr lobenswerth von unſeren deutſchen Mahlen unterſchiede, und in dieſer den Beweis lieferte, daß der Pole bis zu den hohen Regionen der Volksgeſellſchaft hinauf ein ſehr natürliches, ein dem Lande ganz angemeſſenes Leben führe. So viel das Mahl auch Gerichte beſaß, ſo war doch keines dabei, an welchem auch nur eine Spur fremdländiſcher Gewürze ſich befunden hätte. Wenn ich mich nicht ſehr getäuſcht habe, ſo war ſelbſt Zucker vermieden, und durch verfeinerten Möhrenſaft erſetzt. Von jenen ſüdländiſchen Gewürzen, durch welche wir Deutſche unſeren Gaumen zu kitzeln ſuchen und unſere Geldbeutel und Nerven ſchwächen, weiß der Pole nichts, oder mag wenigſtens nichts wiſſen. Was ihm ſein Vaterland liefert, iſt ihm das Liebſte. Im Wald und auf den Wieſen weiß er Gewächſe zu finden, die ihm die ausländiſchen Gewürze erſetzen und entbehrlich machen. Dieſe Gewächſe beſitzen wir auch in Deutſchland; aber wir kennen ihren Werth nicht oder mögen ihn nicht achten, weil uns Indiſches beſſer dünkt. Nur das, was das polniſche Land liefert, gebraucht der Pole für ſein Mahl. Da der Gartenbau ſehr zurück iſt, ſo macht er ſich mit Gemüſen wenig zu ſchaffen. Der Getreidebau iſt in Polen vortrefflich, und ſo findet man denn auf der Tafel des Polen viele Mehlſpeiſen, und zwar dieſe in einer Vielfältigkeit und Vortrefflichkeit, daß man als Deut-

ſcher ſie bewundert. Das Herz der polniſchen Wirthſchaft aber iſt die Viehzucht, und ſo liefert dieſe auch die Hauptſache zur Tafel. Bei einem Mahle von zehn Gerichten beſtehen mindeſtens ſieben Gerichte aus Fleiſch, und dieſe ſind ſtets etwas Vortreffliches, höchſt Delicates. Die Zubereitung iſt in ſo hohem Grade fett, daß die Speiſen ſich kaum würden genießen laſſen, wechſelten nicht mit den ſüßen ziemlich regelmäßig ſauere. Ueberdies iſt ein guter Ungarwein bei jedem Mahle eines vornehmen Polen zu finden, und dieſer iſt der kräftigſte und liebenswürdigſte Helfer zu Ueberwindung des Fettübermaaßes.

Die Speiſen wurden ſchnell auf- und abgetragen. Der Graf ſelbſt commandirte ſie oder vielmehr den Träger, den Kammerdiener. Er gab aber auch ſelbſt das Commando in die Küche, und das war mir als einem Deutſchen auffällig. Die polniſchen vornehmen Damen bekümmern ſich nicht im Mindeſten um die Küche, dies thut der Hausherr. Er beſtimmt die Zeit des Mahles, die ſtets eine unbeſtimmte iſt, aber gewöhnlich in die ſpäten Nachmittagsſtunden fällt, und wählt die zu bereitenden Speiſen. Die Damen haben nicht mehr dabei zu thun, als zu genießen. Dieſe Sitte iſt uns Deutſchen auffällig, erwächſt aber aus ſehr natürlichem Grunde. Die Küchen der vornehmen Polen ſind ſtets in männlichen Händen. Köchinnen findet man nie in ihnen, ſtets Köche. Die Herrſchaft über Männer gebührt aber dem Manne. In unſeren deutſchen Küchen walten dagegen beinahe ausnahmslos Köchinnen, und ſo müſſen natürlich bei uns die Damen die Herrſchaft in der Küche führen, zumal es wegen der weiblichen Natur der Köchinnen oft gefährlich werden könnte, dieſe Herrſchaft den Herren zu überlaſſen.

Gleich nach dem Mahle ereignete ſich ein Schauſpiel, welches mir in hohem Grade widerlich war. Einer jener drei Wirthſchaftsaufſeher trat ein und an deſſen Hand jenes ausreißeriſche Dienſtmädchen, ein ſiebzehn- bis achtzehnjähriges ſchlankes, hübſches Geſchöpf. Dem Aufſeher folgend traten in langer Reihe ſämmtliche weibliche Dienſtboten des Grafen, elf an der Zahl, in das Zimmer. Die Sünderin ſollte jetzt die Strafe empfangen, die der Graf beſtimmt hatte und in dreiunddreißig Peitſchenhieben beſtand. Dieſe Strafe ſollten die Dienſtmädchen — wahrſcheinlich zu deſto warnenderem Beiſpiel für ſie — an ihrer Collegin vollſtrecken.

Digitized by Google

Die ältere Tochter des Grafen bat den ſtrengen Vater, der Sünderin zu vergeben, und es kamen mir die Schiller'ſchen Verſe in die Gedanken:

Das hörte die Tochter mit weichem Gefühl,
Und mit ſchmeichelndem Munde ſie flehte —

Der Graf ſchenkte aber, ſo wenig wie dort der König, dem Fräulein Gehör, erklärend: er habe die erſte Flucht des Mädchens unbeſtraft gelaſſen, aber jetzt dürfe er nicht barmherzig ſein, weil ſonſt ſämmtliche Dienſtboten des Glaubens werden könnten, ihre Verpflichtungen gegen ihn, als den Grundherrn, ſeien aufgelöſt oder unwichtig geworden, was dem Mädchen Nachahmerinnen verſchaffen werde. (Auf den Kindern der Bauern liegt nämlich der gebräuchliche Zwang, dem Grundherrn eine beſtimmte Zahl von Jahren als Knechte oder Mägde zu dienen.)

Die Damen verließen das Zimmer und der garſtige Act begann. Der Wirthſchaftsaufſeher zog das Hemd vom Oberkörper des Mädchens herab (nach ihrer Alltagstracht ſind die Bäuerinnen von der Taille bis zum Hals nur mit dem Hemd bekleidet), ſo daß der Rücken bloß wurde, und beugte daſſelbe über einen Tiſch. Ein Dienſtmädchen nach dem andern trat vor und ertheilte mit der Peitſche dem nackten Rücken der Collegin drei Hiebe. Natürlich hatte die Peitſche in den Händen der jungen Bauermädchen nicht eben eine gewaltige Wucht, doch mochte ſie der Deliquentin empfindbar genug ſein. Nachdem dieſelbe ihre Strafe überſtanden hatte, umarmte ſie dem Grafen die Knie und ſprach die Worte: „dziękuje Panu“ (ich danke dem Herrn).

Ein ſolcher, in Polen nur noch zu gewöhnlicher Act, iſt eine ſchauerliche, widerliche Spur der aufgehobenen Leibeigenſchaft; eine Spur, die einem glauben machen könnte, die Leibeigenſchaft beſtehe noch. Es iſt keiner Frage unterworfen, daß ſolche Nachbleibſel der Leibeigenſchaft das Emporkommen des Bauernſtandes aus ſeiner traurigen Unmündigkeit ſehr hindern. Daher mag man wohl hoffen, daß die Grundherren dieſe Nachbleibſel um ſo lieber verſchwinden laſſen werden, jemehr ſie erkennen, daß dieſelben ihr Streben, den Bauernſtand um des Vaterlandes willen zu veredeln, zu bilden und emporzuheben, beeinträchtigen.

Royer-Collard.

Der so eben verstorbene französische Deputirte Royer-Collard ist ein schlagender Beweis für die Nichtigkeit des menschlichen Ruhmes in Uebergangsepochen, in jenen Zeiten, in welchen die alte Ordnung der Dinge nicht mehr und die neue noch nicht existirt, in jenen Zeiten, wo Alles — Menschen und Dinge — nur versucht wird, wo nichts Stich hält, nichts dauert, wo für einen Namen, welcher fortlebt, für einen Gedanken, welcher bleibt, tausend Gedanken, tausend Namen auftauchen, einen Tag lang glänzen und dann verlöschen: Royer-Collard hat länger als einen Tag geglänzt, Royer-Collard war einige Jahre hindurch der mächtigste Redner der Kammer und der beliebteste Anhänger der Monarchie in ganz Frankreich. In dem Augenblicke, in welchem sieben Wahlcollegien sich um die Ehre stritten, ihm ihre Vollmacht zu übergeben, trugen die Weiber der Halle seine Köchin im Triumphe herum, hallte die französische Presse von Lobpreisungen desselben wieder. Was blieb von allem diesem Lärm übrig? ein Echo, welches von Tag zu Tag schwächer wurde, einige schöne Reden, verscharrt in dem Moniteur, jenem ungeheuern Kirchhofe, den blos fleischfressende Thiere durchwühlen, welche man Biographen nennt. Und doch gehört Royer-Collard der Geschichte an, denn er ist enge verknüpft mit allen Erinnerungen an eine Epoche, die nicht ohne eine gewisse Größe war.

Pierre Paul Royer-Collard wurde zu Sompuis in der Champagne am 21. Juni 1763 geboren und stammte aus einer in ihrer Gegend sehr angesehenen Familie von ackerbauenden Grundbesitzern.

Digitized by Google

Er genoß ſeinen erſten Unterricht zu Chaumont, in einer Schule der „Väter von der chriſtlichen Lehre," eines Lehrordens, deſſen Vorſteher einer von ſeinen Onkeln war. Von Chaumont ging er nach Saint-Omer in eine andere geiſtliche Lehranſtalt über, wo er ſeine Erziehung vollendete und einige Zeit lang Unterricht in der Mathematik gab. Seinen Neigungen, welche ihn zum Advokatenſtande hinzogen, folgend, verließ er Saint-Omer, ging nach Paris, um bei einem Rechtsgelehrten practiſche Studien zu machen, und ward von dem Parlamente in dem Augenblicke zum Advokaten ernannt, in welchem der letzte Streit zwiſchen dieſer Körperſchaft und dem Hofe ausbrach, ein Streit, auf welchen bald die Zuſammenberufung der Generalſtände und der Schwur im Ballhauſe als Anfangspunkte einer neuen Aera folgten.

Der junge Advokat ſah mit Freuden die Wahrzeichen einer geſellſchaftlichen Umbildung, welche den Gedanken und Menſchen ein weiteres Feld öffnen mußte. Er warf ſich mit der ganzen Glut ſeines Alters, welche aber durch ein tiefes Gefühl des Guten und ſittlich Schönen, geſchöpft aus einer durchaus chriſtlichen Erziehung, gemäßigt wurde, der revolutionären Bewegung in die Arme.

Paris wurde in Sectionen eingetheilt und darnach organiſirt. Royer-Collard gehörte zur Section der Inſel Saint-Louis, wo er wohnte. In der Verſammlung ſeiner Section nun verdiente ſich der Redner, welcher ſpäter die franzöſiſche Tribüne zieren ſollte, ſeine erſten Sporen. Die Waſſerträger und Holzhändler der Inſel Saint-Louis waren keine Cicero's, und ſo machte denn auch ſchon die erſte Rede des jungen Royer-Collard einen wunderbaren Eindruck. Die Mitglieder der Section ernannten ihn einſtimmig zum Präſidenten, und in dieſer Eigenſchaft wurde er bald zum Mitgliede des Municipalraths von Paris ernannt, welcher aus einem Vertreter jeder Section gebildet wurde. Der Gemeinderath ernannte ihn zum zweiten Secretär. Schon begannen ſchreckliche Gemetzel die Straßen von Paris mit Blut zu überſchwemmen, ſchon ſuchte die Flut der Demagogie das Königthum zu verſchlingen. Royer-Collard ſah die Führer der Jacobinerpartei in der Nähe. Die Mehrzahl dieſer Männer, welche ſich damals umarmten und ſich einſt vernichten ſollten, die Mehrzahl jener Männer, welche wir ſeitdem in phantaſtiſche und verhängnißvolle Titanen umgewandelt haben, blieb für Royer-Collard

reiner, einfacher Pöbel. Danton, welchen er an den Gerichtsſchranken kennen gelernt hatte, ſuchte ihn umzuſtimmen, und ihn zur Theilnahme an dem Clubb der Cordeliers zu bewegen, aber es war vergebens; Royer-Collard ſah ſchon voraus, daß die Revolution, einmal von der Monarchie losgeriſſen, von der Anarchie unmittelbar zum Despotismus führen müſſe. Indeſſen wuchs der Sturm immer mehr und mehr, der zehnte Auguſt bereitete ſich ganz in der Stille vor, und ein Gemäßigter konnte ſich ſchon nicht ohne Gefahr auf der Straße blicken laſſen. Der junge Secretär des Gemeinderaths hatte ſich die Zuneigung der Sectionsmänner ſeines Viertels in ſo hohem Grade erworben, daß, wenn er auf das Stadthaus ging, ſich die Waſſerträger der Inſel Saint-Louis um ihn ſammelten und ihn begleiteten, um ſeine Perſon zu beſchützen.

Als endlich am 10. Auguſt das Königthum umgeſtürzt wurde, als die Guillotine auf dem Revolutionsplatze kleines Geld zu ſchlagen begann, hielt es Royer-Collard, der aus ſeinem Amte entlaſſen war, für klug, Paris den Rücken zu kehren. Er flüchtete ſich zu ſeiner Familie nach Sompuis, wo er während der Schreckenszeit verborgen blieb und von wo er erſt im Mai 1797 als Deputirter ſeines Departements im Rathe der Fünfhundert nach Paris zurückkehrte. Er verband ſich mit den Vertretern jener gemäßigten monarchiſchen Partei, welche die Revolution auf ihren Ausgangspunkt von 1789 zurückführen wollte. Unterdeſſen warf der Staatsſtreich vom 18. Fructidor die Hoffnungen der Royaliſten nieder; das Directorium, unterſtützt von Augereau's Soldaten, decimirte die Mehrzahl der Räthe. Royer-Collard, weniger compromittirt als ſeine Collegen, entging der Verbannung; aber ſeine Wahl wurde für nichtig erklärt.

In's Privatleben zurückgetreten, blieb Royer-Collard in Paris und wurde Mitglied eines Royaliſtencomités, welches in directem Briefwechſel mit Ludwig XVIII. ſtand.

Gegen das Jahr 1803 brach Royer-Collard, müde, Rathſchläge und Erwiederungen zu geben, die man nicht beachtete, an dem Erfolg einer Sache verzweifelnd, die ſich von Tag zu Tag mehr in ihren Werkzeugen bloßſtellte, jede Verbindung mit ſeinen erlauchten Correſpondenten ab und trennte ſich ganz von der politiſchen Welt, um ſich ungeſtört dem Studium, dem Nachdenken hinzugeben.

Dieſe Jahre der Zurückgezogenheit, welche bis zum Jahre 1811

Digitized by Google

dauerten, waren keine verlorenen; angeekelt von den Staatsgeſchäften wandte ſich Royer-Collard der Philoſophie zu und fand in derſelben den Schwerpunkt ſeines Talents und den Beginn ſeines Ruhmes. Nach acht Jahren einſamer Studien ward er plötzlich von Herrn von Fontanes zum Decan der faculté des lettres ernannt und auf den Lehrſtuhl der Philoſophie berufen, zum großen Erſtaunen der damaligen Berühmtheiten, welche noch nichts von ihm wußten. Zwei Jahre ſpäter verließ Royer-Collard dieſen Lehrſtuhl, jedoch nicht ohne in der Wiſſenſchaft eine unverlöſchliche Spur zurückgelaſſen zu haben. Royer-Collard hat nichts Philoſophiſches geſchrieben, außer einer im Jahre 1813 geſprochenen und veröffentlichten Rede, welche ſeine Lehre zuſammenfaßt, und einigen Bruchſtücken, welche einer ſeiner ausgezeichnetſten Schüler, Jouffroy, geſammelt und ſeiner herrlichen Ueberſetzung von Reid's Werken beigefügt hat. Das Lehramt Royer-Collard's dauerte nur zwei Jahre, er richtete ſeine Wirkſamkeit nur auf einen Punkt: die Zergliederung der menſchlichen Geiſtesfähigkeiten und des menſchlichen Willens, und doch wird Royer-Collard, und zwar vollkommen mit Recht, als der Großvater der gegenwärtigen Schule betrachtet; ſein philoſophiſcher Ruf iſt faſt eben ſo groß als ſein politiſcher, oder vielmehr ſeine Politik iſt nur ſeine auf Staatsgeſchäfte angewandte Philoſophie. Wir müſſen nur vor Allem ein Paar Worte über die Philoſophie Royer-Collard's ſagen.

Als er allein, unbekannt, ohne Vorgänger, ohne Schüler ſeinen Lehrſtuhl beſtieg, war Condillac's Schule überall die vorherrſchende und die Abhandlung über die Empfindungen bildete die Grundlage jeder Philoſophie. Der Senſualismus hatte als ausgezeichneter Hebel der Zerſtörung, ſo lange es ſich blos um's Umſtürzen handelte, in den Händen der Encyclopädiſten Wunder gethan. Als die Umwälzung vor ſich gegangen war, lebte dieſe Lehre noch fort, aber ein künſtliches, ohnmächtiges, unfruchtbares Daſein, als Royer-Collard die Ehre genoß, die erſten Streiche gegen dieſelbe zu führen, indem er ſie zu gleicher Zeit in ihrem Principe und in ihren Conſequenzen angriff. Auf damals in Frankreich noch ganz unbekannte Arbeiten der ſchottiſchen Schule von Reid und Dugald-Stewart geſtützt, bekämpfte er den Condillacismus auf deſſen eigenem Felde, der Pſychologie; er bewies demſelben, daß von dem Augenblicke, in welchem er die Empfindung für den einzigen Sinn des Menſchen erkläre, er

die menſchliche Seele jeder andern Wahrnehmung als der durch die Sinne beraube, und er daher weder die Gedanken der Kraft, der Urſache, der Zeit und des Raumes, welche, obgleich hier nicht den Sinnen verfallen, doch nichts deſto weniger wirklich ſind, noch die pſychologiſchen Thatſachen, welche in das Gebiet des Gewiſſens gehören, erklären könne. Er griff ihn ſelbſt vom ſittlichen und practiſchen Geſichtspunkte aus an, indem er behauptete, daß die Schule Condillac's, ungeachtet des Spiritualismus ihres Meiſters, mit Gewalt zur Läugnung Gottes und einer Moral des Eigennutzes geleitet, den vollſtändigſten Materialismus zur nothwendigen Conſequenz habe, daß mit einem Worte der Catechismus von Volney in der Moral der unumgängliche Schlußſatz der Abhandlungen über die Empfindungen ſei.

Wir können hier die Beweisführung Royer-Collard's nicht entwickeln, ſondern müſſen uns begnügen zu erzählen, daß ſie den vollkommenſten Erfolg hatte, und daß in Zeit von zwei Jahren durch die Macht dieſes gewichtigen, erhabenen, ernſten, ſchmuckloſen, aber mit einer unerbittlichen Logik bewaffneten Wortes die Lehre Condillac's, auf den Tod getroffen, zuſammenſtürzte. Uebrigens waren die Vorträge Royer-Collard's eher kritiſch als dogmatiſch; es mangelte ihm an Zeit, um das, was er umſtürzte, auch zu erſetzen; dieſe Aufgabe war ſeinem Schüler und Nachfolger Herrn Couſin aufbehalten, welcher das Werk ſeines Lehrers fortführen und auf den Trümmern des Senſualismus jene eclectiſch-rationaliſtiſche Schule aufbauen ſollte, welche vor ungefähr funfzehn Jahren ſo ſiegreich, ſo allgemein anerkannt war und welche jetzt ſo ſehr angefeindet wird.

Wir ſtehen nun an dem Ausgangspunkte von Royer-Collard's politiſcher Laufbahn; bevor wir ihm auf derſelben folgen, will ich den allgemeinen Eindruck ſchildern, welchen auf mich das aufmerkſame Leſen von ungefähr dreißig ſeiner bei den verſchiedenſten Gelegenheiten und über die verſchiedenſten Gegenſtände gehaltenen Reden gemacht hat. Royer-Collard war kein gewöhnlicher Politiker, welcher, ſo gut es eben gehen wollte, eine gewiſſe Summe allgemeiner Gedanken auf die Leitung von Menſchen und Geſchäften anwandte. Er war vor Allem ein Philoſoph, ein Profeſſor des conſtitutionellen Staatsrechtes, welcher das Gebiet der Thatſachen mit einem Syſteme betrat, welches zu einer politiſchen Religion geworden war. Die

Digitized by Google

Tribüne war für ihn ein Lehrſtuhl, auf welchen er als Lehrer des Geſetzes trat. Als Redner merkte man ihm den Theoretiker an. Er ſprach ſelten aus dem Stegreife. Seine gewöhnliche Art und Weiſe beſtand darin, zuerſt einen Satz als Axiom hinzuſtellen, um aus demſelben dann eine Reihe ſtrenger Folgerungen zu entwickeln. Hier iſt eine kurze Anrede, welche er im Jahre 1816 an die Wähler von Marne hielt und welche ſeine Art und Weiſe ziemlich genau bezeichnet:

„Der König iſt die Geſetzlichkeit, die Geſetzlichkeit iſt die Ordnung, die Ordnung iſt die Ruhe, Ruhe verſchafft und erhält man ſich durch Mäßigung, jene ausgezeichnete Tugend, welche die Politik von der Moral entlehnt; die Mäßigung, ein natürliches Attribut der Geſetzlichkeit, bildet alſo das unterſcheidende Charaktermerkmal der wahren Freunde des Königs und Frankreichs.“

Man erweitere in Gedanken dieſen Syllogismus, ſo daß er eine ſchöne Rede in ſich faßt, und man hat den ganzen Royer-Collard, welcher dieſe dogmatiſche Form nie aufgibt.

Es ſcheint auf den erſten Anblick, daß eine in ihrer Auseinanderſetzung wie ein Theorem geordnete Politik ſich durch den Geiſt der Folgerichtigkeit auszeichnen, ſich zu allen Zeiten gleich bleiben und nie einen Widerſpruch in ſich ſchließen müſſe. Dies war keineswegs der Fall und ich kenne kein ſchlagenderes Beiſpiel für die Nichtigkeit der Syſteme gegenüber den Leidenſchaften und den Thatſachen, als eine Sammlung der bedeutenderen Reden, welche Royer-Collard in einem Zeitraume von funfzehn Jahren geſprochen hat. Jede dieſer Reden für ſich ſelbſt betrachtet, iſt ein logiſches Meiſterſtück, jede derſelben iſt vom Anfange bis zum Ende nur ein beredtſamer Syllogismus. Man nehme nun alle dieſe Syllogismen, man vergleiche ſie mit einander, und man wird die ungeheuerſten Widerſprüche finden, welche um ſo ſchlagender ſind, als ſie ſtrenge aus ganz entgegengeſetzten Formeln abgeleitet ſind. Vom Anfange bis zum Ende der Reſtauration ſchwankte Royer-Collard zwiſchen zwei Prinzipen, welche er gleichmäßig liebt: zwiſchen der Geſetzlichkeit und der Freiheit. Er hat immer dieſe beiden Prinzipe, gleich feſtſtehende Anſichten; er gibt nicht einen Augenblick zu, daß das eine ohne das andere beſtehen könne, und er vertheidigt der Reihe nach jedes derſelben mit Axiomen, welche ſich gegenſeitig aufheben.

Als Metaphyſiker hatte ſich Royer-Collard damit beſchäftigt, die

Digitized by Google

nothwendigen Bezüge zwiſchen dem Phyſiſchen und Moraliſchen, dem Körper und dem Geiſt feſtzuſtellen und zu beſchreiben, als Politiker bemerkte er ähnliche Bezüge zwiſchen der Geſetzlichkeit und der Freiheit. Das geſellſchaftliche Leben außerhalb dieſer ſchien ihm eben ſo unmöglich als das menſchliche außerhalb jener.

Die geſetzliche Monarchie und die Freiheit ſind, ſagte er*), unumgängliche Bedingungen unſerer Regierung, weil es die unumgänglichen Bedürfniſſe Frankreichs ſind; trennet die Geſetzlichkeit von der Freiheit, und ihr werdet jene entſetzlichen Kämpfe wiederholt ſehen, in welchen ſie beide unterlegen ſind.

Eine rechtlich unauflösbare Verbindung der Geſetzlichkeit mit der Freiheit, geſtützt auf vollkommene und unbedingte Gleichheit, das war, um mich eines geweihten Wortes zu bedienen, die Grundlehre Royer-Collards. Aber das war doch ein metaphyſiſches Traumgebilde, und weil er allein ſich zu dieſer Theorie vollkommen aufrichtig ohne Einſchränkung und Vorbehalt bekannte, ſo unterſcheidet ſich Royer-Collard nicht allein von der Maſſe der gemäßigt conſtitutionell Geſinnten der Reſtauration, ſondern auch von jenen wenigen Männern, welche unter dem Namen Doctrinäre bekannt ſind, als deren Haupt man ihn anſah, welche Bezeichnung er jedoch immer zurückwies. Alle wünſchten wie er die Geſetzlichkeit und die Freiheit mit einander in gutem Einverſtändniſſe leben zu ſehen; aber für ſie war die Exiſtenz der legitimen Dynaſtie, ein Sicherheitspfand für die geſellſchaftliche Ordnung und nichts weiter, während es für ihn die Heiligung eines unumſchränkten Rechtes war, außerhalb welches jede Verbindung durchaus nichtig war. Alle gaben im ſchlimmſten Falle zwiſchen der legitimen Monarchie und der Republik einen vermittelnden Ausdruck zu, den er nie anerkannte, und oft, wenn zur traurigſten Zeit der Reſtauration, in freundſchaftlichen Geſprächen diejenigen, welche man ſeine Schüler nannte, den Streit auf das Gebiet der engliſchen Revolution von 1688 brachten, weigerte er ſich, ihnen dahin zu folgen, und bat ſie, zu ſchweigen. Durch ſein Herz und ſeine Grundſätze an die Bourbonen der älteren Linie geknüpft, betrachtete er ſie immer als von der Monarchie untrennbar, und doch ſollte derſelbe Mann zehn Jahre ſpäter, im Jahre 1830, mit derſel-

*) Rede über das Wahlgeſetz 1820.

Digitized by Google

den Feierlichkeit das entgegengesetzte Thema entwickeln, und dem Königthume im Namen der Charte jene berühmte Aufforderung der 221 übergeben, welche ihm zwischen einem Ministerwechsel, und einer Revolution die Wahl ließ.

Das politische Leben Royer-Collards wimmelt von Widersprüchen dieser Art, aber wir müssen auch sogleich hinzufügen, daß wenn diese Widersprüche bei ihm in die Augen fallender als bei anderen sind, sie dies darum sind, weil sie uneigennütziger sind, und ganz offen aus ihrem Dogmaticismus hervorgehen. Sie gehören allen Zeiten an, aber sie waren besonders auffallend unter der Restauration. In der fünfzehnjährigen Schlacht, welche sich die Constitutionellen und die Royalisten auf dem Terrain der Charte lieferten, thaten sie nichts, als gegenseitig ihre Grundsätze umtauschen; ähnlich den beiden Rittern Shakespeares, Hamlet und Laertes, tauschten sie ihre Rapiere in der Hitze des Kampfes. Die Constitutionellen im Besitze der Macht, suchten Vertheidigungswaffen in dem Arsenal der Royalisten, welche ihrerseits sich zum Angriffe mit dem Schwerte der Constitution bewaffneten. Die Beweismittel änderten sich nach den Stellungen. Die liberale Linke war consequenter, aus dem herrlichen Grunde, weil sie stets angriff und sich nie zu vertheidigen hatte. Wenn sie zur Gewalt gelangt wäre, so hätte sie — wir haben seitdem den Beweis dafür erlebt — auch nicht anders argumentirt, als alle Welt.

In dem Jahre 1814 trat Royer-Collard mit den Bourbonen wieder in das politische Leben ein, welches er bis dahin nur immer durchschritten hatte. Ludwig XVIII. hatte zu viel Gedächtniß und zu viel Geist, um seinen alten Correspondenten zu vergessen. Er ernannte ihn zum Ritter der Ehrenlegion, und zum General-Director des Buchdruckereiwesens und des Buchhandels. Man weiß wie viel Unvorsichtigkeiten und Fehler die erste unter der Dictatur eines Günstlings, Herrn v. Blacas, organisirte Restauration beging. Royer-Collard selbst ließ sich durch die royalistische Bewegung mit fortreißen, denn er, wie man sagt, war es, welcher in Verbindung mit Herrn Guizot jenes Gesetz über die Presse ausarbeitete, welches den Kammern vom Herrn Montesquiou vorgelegt wurde, und welches durch Einführung der Präventivcensur, gegen welche später Royer-

Collard so schöne Kämpfe focht, sogleich den Artikel 8 der Charte verletzte.

Bei der zweiten Restauration verließ Royer-Collard, ohne Zweifel durch die Erfahruug belehrt, die Ultrapartei, und stellte sich unter das Banner der gemäßigten Royalisten. Die Leidenschaften verstummten, die Parteien wurden nach und nach ruhiger, die Bourbons fingen an, nationaler zu werden, eine liberale Bewegung ließ sich immer mehr und mehr in dem Auftreten der Regierung erkennen. Herr v. Richelieu überließ, nachdem er die Akte über die Gebieträumung der aliirten Truppen unterzeichnet hatte, die Geschäfte den Händen des Herrn Decazes, unter dem nominellen Vorsitze des Generals Dessolles. Royer-Collard und seine Freunde schlugen mit dem Ministerium gemeinsam ganz offen den Pfad der Zugeständnisse ein. Die Ausnahmgesetze wurden abgeschafft; eines der besten Gesetze, welches je die Presse beherrschte, das von 1819, ein doctrinäres Werk, welches die Censur vernichtete, und die Gerichtsbarkeit der Jury anerkannte, wurde im Schooße des Staatsrathes von den Herren Royer-Collard, de Serres und Guizot ausgearbeitet, und von dem erstern in den Kammern unterstützt. Unglücklicher Weise dauerte dieses System der Unterhandlung, der Vermittlung, der Versöhnung nicht lange; vielleicht muß man, um gerecht zu sein, zugeben, daß die extremen Parteien es mißbrauchten: jedenfalls fachte die Wahl des Abbè Gregoire, welcher berufen ward, den Ministern des Bruders Ludwig XVI. gegenüber zu sitzen, den royalistischen und religiösen Haß wieder an, welcher schon zu ersterben begann. Herr Decazes wollte, überrumpelt, lieber nachgeben und seine Schritte zurücknehmen, als sein Portefeuille verlieren. Das Wahlgesetz von 1817, welches von den Doctrinärs ausging und von dem Ministerium beständig vertheidigt wurde, ward von ihm als zu liberal aufgegeben. Royer-Collard weigerte sich, dieser rückgängigen Bewegung zu folgen, und reichte seine Entlassung als Präsident der Commission für den öffentlichen Unterricht ein. Die Sachen waren so weit gekommen, als die Ermordung des Herzogs von Berry den Herrn Decazes stürzte, und die Gewalt endlich den Händen der Männer der Rechten überlieferte.

Von diesem Augenblicke an wurde die politische Stellung Royer-Collards, der mit seinen Freunden aus dem Staatsrathe verdrängt,

Digitized by Google

war immer ſchöner, und ſeine Beredſamkeit wuchs mit ſeiner Stellung. Der erſte Act des zweiten Miniſteriums Richelieu war der, die Freiheit der Preſſe, ſowie die individuelle Freiheit von Neuem aufzuheben.

Royer-Collard griff dieſe zwei Ausnahmsgeſetze an, indem er ſie als „eine wucheriſche Anleihe, welche die Macht zu Grunde richte", bezeichnete. Als die Regierung ein neues Wahlgeſetz, beſtimmt das von 1817 zu erſetzen, vorlegte, vertheidigte Royer-Collard das erſte, als ſeinen Grundſätzen und der Charte angemeſſener.

Uebrigens war das zweite Miniſterium Richelieu noch zu gemäßigt, um lange Zeit mit der royaliſtiſchen Partei in gutem Einverſtändniſſe zu leben, mit der royaliſtiſchen Partei, welche wieder zur Majorität geworden war, zu einer Majorität, erbittert durch die unreifen Verſchwörungen der verlornen Poſten des Liberalismus, und mehr als je davon überzeugt, daß Strenge allein die Monarchie retten könne. Miniſter, wie die Herren Deſerre, Mounier und Pasquier waren für ſie nur verkappte Revolutionäre, und ſie konnte ihr Vertrauen nur einem Miniſterium ſchenken, welches der vollſtändige Ausdruck ihrer Zuneigung und ihres Haſſes war. Sie fand endlich ein ſolches im Jahre 1822 in dem Miniſterium Villèle.

Ich habe hier nicht die Geſchichte jener traurigen Verwaltung zu ſchreiben, welche durch fünf Jahre im Beſitze der Macht blieb, und dieſelbe erſt abgab, als ſie ſie durch Mißbrauch vollſtändig vernichtet hatte.

Royer-Collard war ihr furchtbarſter Feind. Seit dem erſten Acte der Gewaltthätigkeit: der Verbannung Manuels, bis zu der Fuſillade der Straße St. Denis, welche ſeinen Sturz beſchleunigten, hatte das Miniſterium Villéle beſtändig gegen jenes Wort zu kämpfen, das um ſo imponirender erſchien, als es offen monarchiſch geſinnt war.

Als die Wahlen vom Jahre 1824, welche auf den ſpaniſchen Krieg, den Royer Collard laut getadelt hatte, folgten, dem Herrn von Villèle jene ſo ergebene Phalanx der Dreihundert geſandt hatten, kannte der Miniſter kein Maß mehr. Royer-Collard, von der Linken, deren Widerwillen er nicht theilte, getrennt, ganz allein ſeine Partei in der Kammer vertretend, ſtieg ſo hoch in der öffentlichen Achtung, daß in drei Jahren das linke Centrum durch ihn,

um mich des Ausdruckes eines Geſchichtſchreibers zu bedienen, zum nationalem Centrum geworden war. Bei den Wahlen zu Ende des Jahres 1827 konnte man ſagen, daß Royer-Collard nicht allein die ſieben Wahlcollegien, welche ihn wählten, ſondern ganz Frankreich vertrat, welches gegen das Miniſterium Villèle, aber noch nicht gegen die Bourbonen feindlich geſinnt war. Zwei Jahre ſpäter vertrat Royer-Collard, Dank ſei es dem Miniſterium Polignac, nichts mehr, als ſich ſelber.

Ich muß raſch über dieſe ſchöne Periode in dem Leben Royer-Collards hinweggehen, ſie iſt übrigens bekannt genug, um jedes Commentars zu entbehren. Seine Rede gegen das Recht der Erſtgeburt, ſeine Rede gegen das lächerliche und grauſame Geſetz über den Kirchenraub, ſeine Rede gegen jenes Unterdrückungsgeſetz der freien Preſſe, welches deſſen übelwollender Urheber das Geſetz der Gerechtigkeit und Liebe nannte, dieſe und viele andere Reden werden als Muſter parlamentariſcher Beredſamkeit fortdauern. Die Academie wollte in Royer-Collard die franzöſiſche Rednerbühne ehren und berief ihn im Jahre 1827 in ihre Mitte.

Das ehrliche aber ſchwache Miniſterium Martignac konnte die Dynaſtie nicht retten, das Miniſterium Polignac vollendete ihren Untergang. Der Abgrund öffnete ſich gähnend, um ſie zu verſchlingen, als Royer-Collard, Präſident der Kammer und Organ jener parlamentariſchen Souveränität, welche ſeine Lehre überflügelte, zum letzten Male die Schwelle der Tuillerien überſchritt. Mit noch immer ernſter, aber jetzt tiefgerührter Stimme, ſprach dieſer alte Diener der Legitimität ihr Todesurtheil aus. Royer-Collard erwartete eben ſo wenig als Karl X. eine Revolution, er wünſchte ſie eben ſo wenig, aber da der Rechtsgrundſatz von der Kammer einmal aufgeſtellt und von dem Königthume zurückgewieſen war, ſo ergab ſich die Revolution als Conſequenz daraus; ſie berührte Royer-Collard auf's Schmerzlichſte. Auf dem Lande während der drei Tage zurückgezogen lebend, zögerte er einige Zeit, nach Paris zurückzukommen. Zum Vice-Präſidenten der Kammer ernannt, weigerte er ſich der Thron-Sitzung Ludwig Philipp's beizuwohnen und das Protocoll zu unterzeichnen. Endlich als alles vollendet war, kehrte er in die Kammer zurück, aber traurig, gleichgiltig, ſchweigend, wie ein Mann, deſſen politiſches Leben zu Ende iſt. Als er die Pairie in ihrem Principe be-

Digitized by Google

droht ſah, brach er ſein Schweigen um ſeinem Haß gegen die triumphirende Demokratie Luft zu machen; er ſprach Perier's Leichenrede, und wagte es, ihn an ſeinem Grabe vorzüglich deshalb zu loben, weil er die Juli-Revolution weder gewünſcht, noch herbeigeführt habe. Bei der Discuſſion der September-Geſetze vertheidigte er noch zum letzten Male die Preſſe, die er der Reihe nach angegriffen und vertheidigt hatte.

Seitdem erſchien er nicht mehr auf der Tribüne, er ging faſt abſichtlos in die Kammer durch eine Gewohnheit von fünfundzwanzig Jahren dort hingezogen, er murmelte dort wohl, aber er ſprach nicht mehr. Die heutige Politik und Literatur, die jetzigen Menſchen und Zuſtände, Alles dies ſchmolz für ihn in ein einziges Gefühl zuſammen, in das der vollſtändigſten Verachtung. Die jetzige Generation bezahlte ihm ſeine Verachtung mit Vergeſſenheit, und er tröſtete ſich über dieſe Vergeſſenheit, indem er gleichzeitig auf ſeine Freunde, ſeine Bewunderer, ſeine Feinde und das Publikum, welches ſich nicht darum kümmerte, ſtichelte; denn es war einer von den eigenthümlichſten Zügen dieſer hiſtoriſchen Geſtalt mit dem feierlichſtem Ernſt die beißendſte Ironie zu vereinigen.

Digitized by Google

Das Beethovenfeſt in Bonn.

Rückblicke.

von **C. L. B. Wolff.**

I.

— Sie wundern ſich, verehrteſter Freund, nirgends eine überſichtliche Darſtellung der Ereigniſſe in Bonn gefunden zu haben, ſondern nur Notizen oder Berichte, in denen der Verfaſſer mehr verſchweigt als ſagt und es dem Leſer anheimſtellt, den Raum zwiſchen den Zeilen mit ſeinen eigenen Gedanken auszufüllen, und verlangen von mir Zuſammenhängendes darüber. Das ſetzt mich in Verlegenheit: abſchlagen darf und kann ich es Ihnen nicht und mit rechter Freudigkeit gehe ich nicht daran. Denn die Erinnerung an jene ſchönen Tage iſt wenigſtens in meiner Seele nicht ohne bitteren Beigeſchmack. Was den Geiſt erheben und beſeelen ſollte dort, das iſt ihm, wenn man nur einigermaßen gerecht ſein will, auch in vollem Maaße zu Theil geworden; aber das Herz, und namentlich das Herz eines Deutſchen, mußte ſich verletzt fühlen, denn der Verherrlichung deutſchen Genies, dem zu huldigen faſt alle gebildeten Nationen Abgeordnete ſandten, die freudig und glühend zur Weihefeier kamen und welche die Grundidee des ganzen Feſtes war, miſchte ſich ſo viel Kleinliches, deutſches — leider allzu deutſches — Spießbürgerthum bei und legte ſich wie ein Schleier über alle Erſcheinungen, daß es eines eben ſo geſunden als geübten Auges bedurfte, um durch denſelben noch das Große und Schöne zu erkennen und eines nur dem Edeln und Großen zugewandten Genuſſes, um ſich nicht irren und verſtimmen, ja nicht erzürnen zu laſſen. Mit freudiger Empfindung iſt wohl Niemand von Bonn geſchieden; ich habe die Mäßigung und das

Digitized by Google

Wohlwollen der ausländiſchen Berichterſtatter in den franzöſiſchen und engliſchen Journalen bewundert, und wenn Einer derſelben ſeinen Artikel mit den Worten anhub: „We began in error and we ended in shame," ſo iſt ſelbſt er noch weiſer Mäßigung wegen anzuerkennen. Denn es hat wohl Keinen unter den Beſuchenden gegeben, der nicht auf irgend eine Weiſe während der vier Feſttage perſönlich gekränkt und in ſeinen zarteſten Empfindungen verletzt worden wäre.

Fragen Sie, woran das liegt, ſo weiß ich Ihnen nur einen Grund anzugeben, aber einen gewichtigen: die Menge war nicht von der Idee des Feſtes durchdrungen. Bonn und die naheliegenden Städte und Ortſchaften, die eben dieſe Menge entſandten, ſind da nicht allein anzuklagen; eine ähnliche Klage, wenn auch die einzelnen Vorkommniſſe nicht ſo grellen Anlaß gaben, hörte man auch von Frankfurt aus bei der Einweihung des Göthe'ſchen Monuments. Theilnahmloſigkeit und Luſt an Störung offenbarte ſich auch hier. Wir Deutſchen ehren unſere großen Geiſter nicht, wir haben kein Nationalgefühl, das ſich beglückt und erhoben weiß, wenn man ſie ehrt; gerade da, wo es gilt, gemeinſam deutſch zu ſein, ſind wir gar nicht deutſch, ſind wir wie Leute, die nur zur Miethe wohnen und ſich ärgern, wenn der Nachbar irgend einen Schmuck für ſein Haus bekommt, den wir nicht haben; da kommen wir nicht um Theil zu nehmen an dem Feſte, das er deswegen anſtellt, und uns mit ihm zu freuen, ſondern um ihn zu bekritteln, ihm unſere vermeintliche Superiorität fühlbar zu machen, um ihm wo möglich den Genuß zu ſtören; ja wir glauben zu dieſen Dingen ſogar das Recht zu haben, wenn wir unſere Gegenwart mit unſerem Gelde erkaufen müſſen, und vergeſſen ganz die ſchöne Idee, die die Veranlaſſung gab, ſehen in unſerer Kleinlichkeit nur uns und pochen ſogar auf unſer Recht, als wenn das Feſt nicht einer andern, größern Idee willen, ſondern rein nur unſertwegen gegeben würde.

So iſt es bei uns Deutſchen, ſo wird es noch lange bleiben, denn wir haben, ſo viel wir auch reden und ſingen, noch wenig Nationalgefühl; wir haben nur eben die erſten Anfänge dazu, die ſich aber in den engſten Kreiſen beſchränkt finden, und die aufzufinden man die Blicke weit eher nach unten als nach oben wenden muß. So hat ſich z. B. auch hier der eigentliche Bonner Bürgerſtand am

ehrenwertheſten und großartigſten benommen und war am meiſten und lebhafteſten davon durchdrungen, was eigentlich das Feſt bedeute. Hier fand man die geſündeſten Anſichten, hier den regſten Eifer, die unverdroſſenſte Theilnahme und die wahrſte, zu jedem der guten Sache dienenden und fördernden Opfer bereite Freude. Die Bonner Bürgerſchaft und die Ausländer waren die Begeiſtertſten; die Deutſchen, die von fernher zum Feſte kamen, brachten den beſten Willen mit, namentlich und vor Allen die Künſtler; aber wer kann begeiſtert bleiben, wenn er gekränkt und geärgert wird!

Man hat die Schuld auf das Comité werfen wollen, und die, welche am wenigſten Recht dazu haben, verſuchten das am meiſten zu thun und verſuchen es auch noch; manche Einzelnheiten, die von Einzelnen des Comités ausgeführt wurden, laſſen ſich allerdings nicht in Schutz nehmen, aber dagegen läßt ſich aufſtellen und muß aufgeſtellt werden, daß wiederum von Einzelnen des Comités außerordentliche Opfer an Zeit, an Geld, an Mühen gebracht worden ſind, um die würdige Durchführung des Ganzen zu befördern. Dem Geſammtcomité fehlten zwei Dinge: einmal, daß kein Mann an der Spitze ſtand, vor dem ſich ganz Deutſchland in allgemeinſter Anerkennung verehrend beugte und deſſen bloßes Erſcheinen ſchon genügte, Gemeinheit und Spießbürgerlichkeit, wo und wie ſie immer ſich ſtörend zeigten, in ihre Schranken zurückzuweiſen; — zweitens, daß, an kleine Verhältniſſe gewöhnt, das Comité von vorn herein nicht an die ungewöhnlichen Verhältniſſe eines ſolchen Unternehmens gedacht und die ganze adminiſtrative Einrichtung darnach feſtgeſtellt hatte. Durch den Mangel des erſteren imponirte das Comité nicht überall, wo es öffentlich erſchien; durch den Mangel des zweiten entſtand viel Irrthum und Verwirrung, um ſo mehr, als die Beſtimmungen über einzelne wichtige Dinge, die längſt hätten abgethan und geordnet ſein ſollen, erſt während des Feſtes berathen und entſchieden wurden, was viel Mißverſtändniſſe, Irrungen und Unannehmlichkeiten veranlaßte und mitunter heftige Scenen herbeiführte, in denen ſchlimme und harte Aeußerungen fielen und einzelne Mitglieder des Comité, wie das immer in Deutſchland der Fall ſein wird, für alle ihre Mühe und Arbeit nichts als Undank ernteten.

Was endlich noch die Stellung des Comités zu den vielen Fremden, welche allein gekommen waren, den Manen Beethoven's

Digitized by Google

den reichen Zoll ihrer aufrichtigen Huldigung darzubringen überaus erſchwerte, war die Gegenwart der Königin von England am Rhein. Das Comité mußte Rückſicht und nicht geringe Rückſicht darauf nehmen, denn das Comité wie die Einwohner Bonn's ſelbſt ſind preußiſche Unterthanen, deren natürliche Pflicht es war, wenn der höchſte Repräſentant des ganzen Reiches, der König ſelbſt, in ihren Marken einen Gaſt empfängt, ihn darin zu unterſtützen. Da nun von dem Könige das Feſt in den Kreis der ſeiner ſeltenen Beſucherin vorgeführten Feſtlichkeiten gezogen wurde, ſo wurde es Pflicht des Comité ihm darin ſo bereitwillig wie nur irgend möglich entgegen zu kommen. Das verlangte ſchon das einfachſte und älteſte aller Rechte, das Gaſtrecht, und ſelbſt der Ultraradicalſte, der alle anderen Rückſichten verwirft, muß das gelten laſſen. Aber das Feſt ſelbſt erhielt dadurch etwas Zweifarbiges und Schillerndes und verlor ſeine innere Einheit; denn das Comité mußte Rückſicht nehmen und den Forderungen des Gaſtrechtes die Forderungen des Feſtes an und für ſich nachſetzen und die Menge theilte nun ihre Aufmerkſamkeit zwiſchen den Gäſten und dem Feſte. Dabei litt die ſchöne Grundidee des Letzteren unſäglich; ſie litt ſo, daß ſie gleich dem Rheine ſelbſt, anfangs ein herrlicher breiter, Großes bewegender und tragender Strom, ſich zuletzt gänzlich verlor und die durch den Gedanken ſo erhebende Feier, ärmlich — ja im Verhältniß zu den vielen und großen Anſtrengungen — kläglich ſchloß.

Und nun, geehrter Freund, laſſe ich die Blätter folgen, wie ſie in meinem Tagebuche ſich finden, urſprünglich nicht für den Druck, ſondern für die Lieben daheim beſtimmt, aufgezeichnet, mehr das Innere als das Aeußere des Feſtes, das Sie ja in allen Zeitungen leſen werden, erzählend.

Eins muß ich noch vorherſenden, zu Ihrem beſſeren Verſtändniß, wie ich nämlich dazu kam, ein beſonders eingeladener Gaſt bei dem Feſte zu ſein. Manches in dem Folgenden wird Ihnen dadurch deutlicher werden.

Als Liſzt und ich nämlich uns im Februar 1844 nach ſchönen und froh mit einander verlebten Tagen in Weimar von einander trennten, ſagte er bei dem Abſchiede zu mir: „Du könnteſt mir wohl den Gefallen thun und mir eine Cantate für die Enthüllung des Beethoven-Monumentes in Bonn ſchreiben. Mehrere Texte die ich

bereits dazu habe, ſind zwar an und für ſich ſchön und gelungen, aber ſie regen mich nicht muſikaliſch an; Du kennſt genau meine geiſtigen Intereſſen; mach' mir die Worte zu einer Compoſition aus dieſem heraus, in dieſe hinein; es gilt dem Kultus des Genius."

Ich ſagte zu und mit dem Verſprechen ſchieden wir; ich ging in das ſtille Jena, wo man viel Muße hat, über den Kultus des Genius nachzudenken, zurück, er auf Umwegen nach Paris. Dorthin ſandte ich ihm im April des vorigen Jahres, was an einem Abende, wo ich mich beſonders dazu geſtimmt fühlte, entſtanden war; zweifelnd, daß es ſeinen Anforderungen entſprechen werde. — Er antwortete nicht darauf, ſondern ließ mir ſpäter nur durch einen gemeinſchaftlichen Freund mit herzlichem Gruß ſagen, daß er es empfangen. Bald darauf ging er nach Spanien, ſeinen alten Siegeszug in neue Länder tragend und ich dachte nicht weiter daran. Nicht wenig überraſcht war ich daher, im Juni dieſes Jahres durch die Zeitung zu erfahren, daß er meine Cantate componirt habe und ſie in Bonn zum Feſte vorbereitet werde. Gleich nachher kam ein Brief von ihm, der mich warm aufforderte zu kommen; dann eine officielle Einladung des Comité, der ich etwas vor den beſtimmten drei Feſttagen, Folge leiſtete. —

I.

Bonn am 6. Auguſt. „Falſch Gebild und Wort Aendern Sinn und Ort, Seid hier und dort" heißt es im Fauſt, und faſt möchte ich glauben, daß irgend ein Mephiſto ſolche Zauberformel, jedoch in gutem Sinne über mich ausgeſprochen; denn ein freundliches Geſchick führte mir ſchon in Weimar drei eben ſo angenehme, als behagliche Reiſegefährten zu und die Zeit verging uns ſo ſchnell, daß wir wie aus einem Traume zu erwachen glaubten, als wir in Frankfurt anlangten. Heftige Gewitter, die ſich überhaupt dieſen Sommer emancipirt zu haben ſcheinen, indem ſie wie junge vornehme Engländer, gleich bei ihrem erſten Ausfluge die große Tour durch ganz Europa machen, hatten die Luft abgekühlt, und dieſe fing eben an ihre Elaſticität wieder zu gewinnen, ſo daß man weder von Staub, noch von Hitze beläſtigt, ſie mit Vergnügen einathmete und namentlich die raſche Fahrt über die laubreichen Anhöhen der Ausläufer des Thüringer Waldes und der Rhön, ſehr anmuthig wurde. Freundliche heſſiſche Bauermädchen brachten uns Himbeeren in ſauber ge-

Digitized by Google

flochtenen Körbchen an den Wagen, und ließen uns Körbchen und Inhalt für ein Billiges ab, und der Conducteur war auch ein chriſtlich geſinnter Mann, der uns aus kurzer Wirthshausraſt nicht gleich durch ein Donnerwort aufſchreckte, ja ſelbſt als vor Butlar das eine Wagenrad Anſtalt machte in Brand zu gerathen, die dadurch verſäumte Zeit nicht auf unſere Koſten einzuholen ſuchte. Kurz, ſo oft ich mich auch ſchon im Leben dem Fürſten von Thurn und Taxis in die Arme geworfen habe, nie habe ich mich ſo gut bei ihm befunden, als in dem neu eingerichteten, zwar theuern, aber ſehr bequemen Eilwagen, der dieſen Namen mit Recht verdient. Zufällig traf es ſich noch, daß wir vier Reiſegefährten ungeſtört zuſammenblieben und Nähr-, Wehr- und Lehrſtand vollſtändig repräſentirten; ein hoher Beamter nämlich aus Düſſeldorf, ein alter polniſcher Obriſt, jetzt Gutsbeſitzer in der Nähe von Poſen, ein ſehr gebildeter Frankfurter Kaufmann und ich. Unbedingt der Intereſſanteſte von Allen war der Obriſt, einſt lange in Spanien wie in Rußland Ordonnanzoffizier Napoleons; ein Greis von jugendlichem Feuer und kindlicher Liebenswürdigkeit, und wie mir ſpäter in Bonn ſein ausgezeichneter Landsmann Graf V. erzählte, einer der tapferſten Männer, die er je kennen gelernt. Er wollte ſeinen in Bonn ſtudirenden Sohn beſuchen und war nicht wenig erfreut, zu hören, daß ſein Aufenthalt gerade in die Zeit des Feſtes falle. — Natürlich wandte ſich das Geſpräch im Wagen bald auf Napoleon, zu dem es nach kurzen Unterbrechungen immer wieder zurückkehrte, und wir Anderen ſchöpften hier begierig aus der reinen Quelle. So habe ich den Rückzug und das Elend an der Bereſina nie ſchildern hören, ſelbſt Segur erbleicht dagegen. Merkwürdig waren mir jedoch beſonders zwei Momente, die den Obriſten perſönlich betrafen, jedoch in eine andere Zeit fallen. Als Ordonnanzoffizier hatte er Napoleon, nach einem ſehr blutigen und heißen Tage Bericht zu erſtatten, fiel vor Ermüdung und Erſchöpfung faſt um, wollte, da der Rapport lange dauerte, ſich, um ſich aufrecht zu halten, an den Thürpfoſten lehnen und wankte dabei, da dieſer nicht ſo dicht hinter ihm war, wie er glaubte. Napoleon ſah das, erkundigte ſich anfangs barſch nach der Urſache, holte ihm dann, als er dieſe erfahren, ſelbſt einen Stuhl, ließ ihn ſitzend den Rapport abſtatten und blieb während der ganzen Zeit vor ihm ſtehn. Dann befahl er Einem aus ſeiner Umgebung für den, damals noch

jungen Mann, zu ſorgen und ihn zu verpflegen. — Ein anderes Mal hatte der Obriſt eine wichtige Depeſche nicht eben gefahrlos zu überbringen und trug ſeine Uniform zugeknöpft, unter derſelben aber keine Weſte. Napoleon fragte ihn, wo er die Depeſche aufbewahren wolle, denn — junge Leute ſeien nicht immer ſorgſam — erhielt zur Antwort in der Bruſttaſche, knöpfte ihm nun ſelbſt die Uniform auf, unterſuchte die Taſche ob ſie auch kein Loch habe, ſteckte eigenhändig die Depeſche hinein, knöpfte vorſichtig ihm den Rock wieder von oben bis unten zu und hieß ihn nun mit Gott ſeines Weges reiten.

Unter ſolchen und ähnlichen Geſprächen kamen wir in Frankfurt an, gingen gleich auf der Eiſenbahn weiter und beſtiegen dann das Dampfſchiff, das uns nach Bonn bringen ſollte. — Vater Rhein hatte ſich aber in Nebel gehüllt, und ſah ganz aus, wie er gewöhnlich auf den engliſchen Stahlſtichen abgebildet wird; der Nebel löſte ſich bald in Regen und zwang uns, uns in das Rauchkloſet zu flüchten, denn unten in der Kajüte wurde es bald zu voll. Zu uns geſellte ſich noch der berühmte Maler Achenbach, eben auf der Rückkehr aus Italien begriffen. Es intereſſirte mich doppelt, ihn kennen zu lernen, theils weil ich ihn aus ſeinen meiſterhaften Bildern ſchon lange kannte und Kunſtwerke und Perſönlichkeit des Künſtlers gern verbinde, da man dadurch einen vollkommneren Eindruck erlangt, theils aber auch, weil ich über ſeinen Uebertritt zur katholiſchen Kirche in Italien, ſo viel Seltſames gehört, namentlich von andern Künſtlern, die eben nicht ſauber waren, ihm ſeltſame Motive unterzuſchieben. Ich bin nur wenige Stunden mit A. zuſammen geweſen, und ſo viel wir auch über Italien ſprachen, dies Kapitel wurde gar nicht berührt, aber daß bei dieſem genialen, lebensreichen und lebensfrohen Manne, nur innere Ueberzeugung und ein tiefes Bedürfniß der Seele der einzige Beweggrund war, das will ich gegen Alle behaupten, oder ich müßte gar keine Menſchenkenntniß mehr haben. Es iſt eine miſerable Zeit, in der wir leben, und das Parteiweſen in das Alles ſich ſpaltet, läßt nicht einmal das heiligſte von allen perſönlichen Rechten, das Recht der innern Ueberzeugung mehr gelten. Seit die Politik das religiöſe Intereſſe ergriffen und ſich mit ihm vermiſcht hat, iſt die edelſte und reinſte Tochter der Religion, die Toleranz, herausgeſtoßen worden, muß vor fremden Thüren betteln gehen und vor gar vielen anklopfen, ehe ihr eine geöffnet wird.

Digitized by Google

In Bonn fand ich viele Anſtalten zum Feſte und viel Leben. Da Lißt noch nicht dort war, ſo hielt ich mich nicht länger auf, ſondern fuhr mit dem nächſten Tage nach Cöln. Der Freund war hier und gerade mit der Probe der Cantate beſchäftigt, wobei ich ihn aufſuchte. Ich fand ihn ſehr wohl und kräftig ausſehend, in allem Uebrigen wie immer. Lißt wird ſich nie ändern; ſeine Seele iſt aus eigenem Metall vom Herrn droben geſchmiedet, weder Zeit noch Stürme werden ſie zu wandeln vermögen. Was auch die Mißgunſt über ihn in die Welt hinausſchreit, oder flüſtert, es gibt kein ſich ſelbſt, und dem einmal als groß und gut Erkannten treueres Gemüth als das ſeine. Seine Behandlung meines, wenn auch nur muſikaliſche Motive darbietenden, doch wegen der Wendung der Ideen, eben für den Componiſten äußerſt ſchwierigen Textes hat mich entzückt, und mich mit meinen Verſen, mit denen ich eigentlich gar nicht zufrieden war, weil ſie mir weit hinter der Aufgabe zurückgeblieben ſchienen, wieder etwas ausgeſöhnt. Im Grunde kann und ſoll freilich alle Dichtung zur Muſik weiter Nichts ſein als ein Gerüſte, das zu bekleiden und zu ſchmücken durchaus dem Componiſten überlaſſen bleiben muß; will die Poeſie ſich ſelbſtſtändig geberden und mehr ſein als die zwar reich ausgeſtattete, aber beſcheidene Dienerin der Muſik, ſo wird ſie dieſer im Wege ſtehn und das Reſultat immer etwas Zwitterhaftes werden. — Einen tiefen Eindruck machte auf mich beſonders, daß Lißt mit dem feinen und begeiſterten Gefühl der Pietät, die Worte, welche den Genius charakteriſiren ſollen,

Er, den keine Nacht umfing,
Den nicht irrt des Alltags Spott;
Er, der demantfeſte Ring
Der die Menſchheit eint mit Gott;
Er dem Gott die Stirne krönet
Hat das Schickſal kühn verſöhnet;
Er verleiht der Spanne
Abglanz hellſter Ewigkeit.
Wie ſein Werk er offenbare
Göttergleich iſt, was er bot;
Nimmer beugt ihn Wucht der Jahre,
Er bezwingt, ein Held, den Tod —

dem prachtvollen Andante des großen Trio in b dur von Beethoven untergelegt, und dieſes ausgezeichnet ſchön inſtrumentirt hatte.

Nach der Probe verlebten wir einen äußerſt angenehmen Abend im häuslichen Kreiſe einer ſehr liebenswürdigen Cölner Familie, wo uns namentlich Fräulein Schloß durch ihren Vortrag der Liſzt'ſchen Compoſition Heine's Loreley erfreute. Solche Mittel und ſolches Verſtändniß des Gegebenen und zu Gebenden, wie man ſie bei dieſer Sängerin findet, üben eine zauberhafte Wirkung und noch lange zog mir, ergreifend, in der Seele umher, wie Einem ſolch ein Mährchen aus alten Zeiten ſo leicht nicht wieder aus dem Sinne kommt.

Tagebuch.

I.

Aus Wien.

Buchhändlerverſammlung. — Verhandlungen. — Einfluß der ſchnellern Communication. — Aufgabe der nächſten Verſammlung. — Theatermaniſeſtation. — „Correggio auf der Hofbühne. — Dr. Mikoloſch. — Dr. A. Knoll. — Generalſekretär Sichrowsky. — Eine Zweigbahn. — M. G. Saphir's Penſion. — Pharmaceut Reiſſer. — Neue chemiſche Farbe und neues Papier. — Falſche Banknoten.

Die für den 20. Auguſt angeſagte Verſammlung öſterreichiſcher Buchhändler, welche wegen Zuſammentreffen mehrerer Hinderniſſe verſchoben worden war, hat nun wirklich ſtattgefunden. Am 10. September fand die erſte Verſammlung im Conſiſtorialſaale des hieſigen Univerſitätsgebäudes Statt, wozu Buchhändler aus Peſth, Prag, Preßburg, Lemberg, Ollmütz, Brünn, Klauſenburg, Klagenfurt, Grätz, Innsbruck, Iglau, Linz u. ſ. w., ſo wie ſämmtliche hierortige Buchhändler und ſelbſt einige Buchdrucker, in ihrer Eigenſchaft als Verleger, eingetroffen waren. Ehrlich aus Prag wurde durch Stimmenmehrheit zum Präſidenten der Verſammlung erwählt und die Herren Hartleben aus Peſth und Beck aus Wien zu Secretären. Herr Gerold aus Wien begrüßte die fremden Collegen mit herzlich warmer Rede und ihm wurde von Seite derſelben durch Herrn Milkowsky aus Lemberg dankend erwidert. Die Berathungen, welche ſich indeß lediglich auf die materiellen Intereſſen des Buchhandels beſchränkten, wurden an den beiden darauf folgenden Tagen fortgeſetzt und ſind jedenfalls nur als Vorbereitungen zu betrachten, deren entſcheidende Reſultate erſt in der Folge reifen dürften. Rabbat, Abrechnungszeit, Frachtfreiheit ausländiſcher Sendungen, Commiſſionsweſen und dergl. bildeten die Hauptgegenſtände der Erörterung, in welchen ſich ein rühmenswerther Geiſt der Collegialität offenbarte, der nur faſt eine allzu kaſtenmäßige Ausſchließlichkeit zu athmen ſchien. Mit Recht wundert ſich ein hieſiges Blatt, daß zu dem Feſteſſen der Buchhändler beim Sperl, zu welchem doch auch Nichtbuchhändler als Ehrengäſte geladen worden, keine Schriftſteller gebeten wurden, da doch dieſe in einem ziemlich innigen Verhältniß zum Bücherverkehr ſtehen und die treibende Wurzel des ganzen Baumes ſind. Allein

Digitized by Google

unſere Buchhändler haben ſich dergeſtalt an den bloßen Vertrieb ausländiſcher Verlagswerke gewöhnt, daß es ihnen gar nicht mehr einfällt, öſterreichiſche Autoren zu berückſichtigen. Nur wenn man die diesjährige Verſammlung vom Standpunkte der Initiative betrachtet und als Vorhalle künftiger Berathungen, kann derſelben eine höhere Bedeutung beigelegt werden, denn in ihr ſelber vermißt man ſie gänzlich. Abgeſehen von den beſchränkenden Verhältniſſen, unter welchen ſie ſich bewegte, wußte ſie nicht einmal den ihr gegönnten Spielraum zu benutzen und den trotz aller Schwierigkeiten dennoch möglichen Standpunkt zu gewinnen. Ein von Franz Gräffer in Vorſchlag gebrachtes öſterreichiſches Bücherlexikon, durch welches ein in der That dringendes Bedürfniß befriedigt würde, fand keinen Anklang in der Verſammlung, weil der Nutzen, den es dem Bücherverkehr gewähren würde, nicht ſo hervorſpringend iſt, um von der bloßen Routine vollſtändig begriffen und gewürdigt werden zu können. Daß der gegenwärtige Bildungszuſtand der ſich dem Buchhandel widmenden jungen Männer in der Regel den Anforderungen der Jetztzeit nicht genüge, wurde indeß von den Verſammelten einſtimmig anerkannt, und vielleicht mochte die eigene Erfahrung und die Selbſtkenntniß ihnen hierin der ſicherſte Leitfaden ſein. Es wurde demnach die Abfaſſung eines Lehrbuchs für Zöglinge des Buchhandels genehmigt und Herr Borroſch aus Prag damit beauftragt.

Die ſchnellere Communication mittelſt Eiſenbahnen und Dampfmaſchinen muß nothwendig einen ſchnellern Geſchäftsverkehr auch im Buchhandel herbeiführen und Wien, im Mittelpunkte der Monarchie und im Beſitz vielſeitiger und raſcher Verbindungslinien, iſt ganz dazu geſchaffen, das für die Monarchie zu werden, was Leipzig bereits für das geſammte Deutſchland iſt. Bis jetzt fragte man vergebens bei unſern Buchhandlungen nach den neueſten Erſcheinungen des polyglotten Kaiſerſtaates, denn keine Provinz wußte von der andern und es blieb einzig und allein der Thätigkeit und Umſicht des Verlegers anheimgeſtellt, ein erſchienenes Werk bekannt zu machen. Es iſt in die Augen ſpringend, wie vortheilhaft eine Centraliſation der verſchiedenen Literaturen des Kaiſerſtaates in der Hauptſtadt ſein müſſe, denn erſt dann iſt ein bibliographiſches Blatt möglich, wie es Frankl's Sonntagsblätter im Sinne hatten, aber wegen Mangel an Hilfsmitteln nicht verwirklichen konnten, in das alle im ganzen Umfange der Monarchie erſcheinenden Bücher einregiſtrirt und wo ſie kritiſch ſignaliſirt werden könnten. Auch wollen wir hoffen, daß die nächſte Buchhändlerverſammlung ihre Aufgabe und Wirkſamkeit in einem edleren und mehr geiſtigen Sinne auffaſſen und ihren Zuſammentritt als einen hiſtoriſchen Entwicklungsmoment durch die Herausgabe irgend eines prachtvoll ausgeſtatteten und bedeutſamen vaterländiſchen Werkes in würdiger Weiſe feiern und bleibend verherrlichen werde.

Digitized by Google

In dem Theater an der Wien hat eine seltsame Manifestation unseres Publikums stattgefunden, die unter den obwaltenden Verhältnissen nicht ohne Bedeutung scheint. Der Verfasser des „Zauberschleiers," eines beliebten Ausstattungsstückes, das über dreihundertmal über die Bretter schritt, hatte sich an die Dramatisirung des bekannten Deklamationsgedichtes: „Der verkaufte Schlaf," von Saphir, gewagt, welches seiner rhetorischen Stärke wegen allgemeinen Beifall gefunden und die Leiden und Qualen eines Bösewichts schildert, der im Besitz des Mammons schlaflose Nächte voll Gewissenspein und Herzensangst verlebt und in seiner Verzweiflung entschlossen ist, mit Ermächtigung der Schlafesgöttin sich durch schweres Geld den Schlummer des Armen zu erkaufen. Doch auch mit dem erkauften Schlaf des Bettlers kann der ungerechte reiche Mann nicht zur ersehnten Ruhe gelangen, denn der versicherte Schlummer wird ihm zur wahren Höllenpein durch die schrecklichen Traumgebilde, die seine Einbildungskraft erhitzen und von denen seine Seele unablässig gefoltert wird. Er hat sich nur den Schlaf der Armuth, aber nicht die Träume eines guten Gewissens erkaufen können, und ist dazu verurtheilt, seine eigenen Träume im fremden Schlummer zu träumen. Diese etwas spitzfindig zugeschliffene Allegorie hat nun der bewußte Dramatiker, der, nebenbei gesagt, Artillerieoffizier ist, dadurch zu lösen gesucht, daß er den von den Furien Verfolgten im Hafen eines Klosters Ruhe suchen läßt. Die Schlußscene nun, in welcher die klösterlichen Hallen mit der zahlreichen Bruderschaft erscheinen, obschon nach den üblichen Theatergesetzen Oesterreichs keine Priester auf der Bühne erscheinen dürfen, veranlaßten einen furchtbaren Tumult, dessen Getöse die Vollendung des Stückes fast unmöglich machte, und die Worte der Schauspieler wurden von den lautgesprochenen spöttischen Bemerkungen des Publikums vollkommen übertäubt. Es ließen sich einzelne Stimmen vernehmen, welche sich beklagten, daß man nicht einmal mehr im Schauspielhause von den Liguorianern (?) unbehelligt bleibe, wieder Andere lachten und bekrittelten die äußere Erscheinung der ehrwürdigen Väter, die eine gute Miene zum bösen Spiele machten und sich selbst nicht recht zu Hause fühlten in den dunkeln Kutten.

Das Hofburgtheater brachte den „Correggio" von Oehlenschläger in trefflicher Besetzung und durchaus neuer Ausstattung zur Namensfeier seines Chefs, des Grafen Dietrichstein, zur Darstellung, und es wird diesem Drama, das sich noch immer der durchgreifendsten Wirkung erfreut, ein anderes von demselben Dichter, nämlich: „Axel und Walburg" nachfolgen. Die Direction beabsichtigt damit den ziemlich außer Cours gekommenen Namen des dänischen Sängers wieder populär zu machen, um sodann sein neuestes Werk: „Dina" zur Aufführung zu bringen, welches bei der Anwesenheit des Dichters angenommen, aber bis jetzt liegen geblieben ist. Auch er-

Digitized by Google

wartet man daſelbſt ein dreiaktiges Luſtſpiel, und die „verhängnißvolle Reiſe" von Dr. Mikoloſch, einem jungen Mann, der eben auf dem Sterbebette lag, als er den Brief des Hoftheater-Intendanten erhielt, worin ihm die Annahme des eingeſandten Manuſcript angezeigt ward. Dr. Mikoloſch war ein gründlicher Rechtsgelehrter und hatte ſich als juriſtiſcher Schriftſteller rühmlich ausgezeichnet, weshalb er auch, obſchon noch jung, die Profeſſur der politiſchen Wiſſenſchaften bei der Thereſianiſchen Ritterakademie erhielt. Später verſuchte er ſich als Belletriſt und ſchrieb mehrere Novellen, die er mit dem Namen Kosheim unterzeichnete.

Der Verfaſſer der in Leipzig erſchienenen: „Gedichte eines Oeſterreichers," Dr. Albert Knoll, der früher Vieles unter dem Namen Baltekron in Journalen ſchrieb, geht einem ähnlichen Schickſale entgegen. Seine Kräfte ſind in Folge der, zur Beſeitigung des Kopfgeſchwürs, woran er früher litt, ausgeſtandenen Jodkur ſo ſehr geſchwächt, daß man ſeine Auflöſung mit jedem Tage erwartet. Unter ſeinen Papieren befindet ſich eine Erzählung, auf welche wir im Voraus aufmerkſam machen wollen, da ſie in jeder Beziehung ausgezeichnet iſt und wohl nächſtens veröffentlicht werden dürfte!

Dem unlängſt von ſeiner in Bauernfeld's Geſellſchaft unternommenen Reiſe nach England und Frankreich zurückgekehrten, durch geiſtige Regſamkeit ausgezeichneten Generalſekretär der Nordbahn, Herrn Sichrowsky, iſt von dem Beamten der genannten Unternehmung zu ſeinem 50. Geburtstage ein recht ſinniges und kunſtreich gearbeitetes Geſchenk überreicht worden. Es beſteht in einem prachtvoll modellirten ſilbernen Lokomotive, das mit einem goldenen Ringe und einer paſſenden Inſchrift verziert und als ein Meiſterſtück der Kunſt geprieſen wird. Bei dem großen Intereſſe, das das Börſenpublikum an dem Unternehmen der Nordbahn zu nehmen pflegt, dem ſich durch die Verlängerung ihrer Linie nach Norddeutſchland eine unermeßliche Perſpektive aufthut, mußte der Brand, welcher unlängſt im hieſigen Bahnhof Nachts ausbrach, keine geringe Beſtürzung erregen, und es bot einen jedenfalls ſeltſamen Anblick dar, die Inhaber des Geldmarkts wie eine Leibgarde um das Feuer verſammelt zu ſehen, wie ſie den Fortſchritten der Flamme ängſtlich folgten und ihre Vermuthungen aufſtellten. Glücklicherweiſe war das Unglück nicht bedeutend und der durch die Einäſcherung der in Brand gerathenen Maſchinenwerkſtätte, in der ein Schlott geborſten war, verurſachte Schaden überſteigt nicht die Summe von 6000 Gulden.

Die Südbahndirektion hat eine kleine Zweigbahn vollendet, die von Mödling nach dem kaiſerlichen Luſtſchloſſe Laxenberg führt, und will ſie in den nächſten Tagen dem öffentlichen Verkehr übergeben. Da der Marktflecken Mödling, in deſſen Nähe die romantiſche Brühl liegt, überaus beſucht iſt, und der Park von Laxenberg einen ſo rei-

Digitized by Google

zenden Spaziergang gewährt, ſo glaubt man allgemein, daß dieſe lediglich auf das Vergnügen des Reſidenzpublikums berechnete Zweigbahn eine vortreffliche Spekulation ſei, die hohe Zinſen abwerfen müſſe.

Dem Redacteur der Humoriſten Herrn Saphir ſcheint nun doch eine längſt gehoffte Anerkennung von Seite des Staates zu Theil zu werden, denn in den letzten Tagen wurde ihm durch ein Schreiben ſeiner Majeſtät eine jährliche Penſion von **1000** Gulden, vorläufig auf drei Jahre, bewilligt. Wie man ſagt, ſoll Herr Saphir nicht geſonnen ſein, dieſe Gnade in der gebotenen Form anzunehmen, ſondern die Bitte ſtellen, ihm damit auch ein Amt oder mindeſtens einen Titel zu verleihen, damit es nicht den Anſchein gewinne, als ſtehe er in geheimen Dienſten, wie dies von mehren hieſigen Schriftſtellern mit Beſtimmtheit behauptet wird. Bekanntlich bewirbt ſich Saphir ſeit längerer Zeit um die Stelle eines Dramaturgen bei'm Hofburgtheater, und es hängt ganz und gar von der Anſicht des Grafen Dietrichſtein ab, ob ihm ſein auf Holbeins Rath mehrfach abgeſchlagenes Geſuch nunmehr gewährt werden wird, zumal Saphirs Kritik im Humoriſten in der jüngſten Zeit eine Annäherung an die Principe des Inſtituts erkennen läßt, die nicht ohne Abſicht ſein dürfte. Die Anweſenheit Gutzkow's, deſſen Schilderungen Wiens viele Leſer finden, hängt mit dieſer Angelegenheit ſehr innig zuſammen, und ſoll vielleicht ein andermal erörtert werden, genug, ſeit Gutzkow's Abreiſe hat Saphir neue Hoffnungen geſchöpft, die leicht in Erfüllung gehen könnten, da er von einigen Gliedern des Hofes beſchützt wird. Man muß geſtehen, daß die Wohlthätigkeitsbeſtrebungen Saphir's einen ganz andern Maaßſtab verdienen, wie die des Herrn Bäuerle, denn wenn dieſer blos die Sammelbüchſe machte, in welche jeder Menſchenfreund ſein Scherflein hineinwarf, ſo wußte dagegen Saphir durch den Klang ſeines Namens und das Metall ſeines Geiſtes Geld zu münzen für die Armuth, das Unglück und die Verlaſſenhtit der Siechen. Die von Bäuerle der Regierungsbehörde ziffermäßig ausgewieſene Summe von **1,200,000** Gulden, die er im Laufe ſeiner Redaction zu mildthätigen Zwecken ſammelte und abführte, reicht lange nicht an den zwar kleineren Betrag, welchen Saphir zu Gunſten ähnlicher Inſtitute zuſammenbrachte, weil dieſer ein Produkt ſeiner eigenen Perſönlichkeit, eine Frucht ſeiner geiſtigen Selbſtthätigkeit darſtellt, was gewiß nicht einerlei iſt.

Ein junger Pharmaceut, Namens Reiſſer, der unter Meißner's Leitung Chemie ſtudirte, hat eine wichtige Erfindung gemacht, indem es ihm gelang, eine chemiſche Farbe zu bereiten und ein Papier herzuſtellen, die mit dem beſten Erfolge zur Erzeugung der Banknoten verwendet werden können, ohne der Gefahr der Nachahmung in dem Grade ausgeſetzt zu ſein, wie dies bisher der Fall geweſen. Reiſſer's Erfindung beſteht namentlich in der Farbe, deren Geheimniß er allein

beſitzt, und welche allein ohne Schaden auf das Banknotenpapier aufgetragen werden kann, indeß jede anders zubereitete Farbe auf dieſem Papiere durchſchlägt und ausfranſet, wodurch natürlich jede Verfälſchung unmöglich gemacht würde. Die Directoren der Nationalbank haben den Vortheil, welchen die Reiſſer'ſche Erfindung gewährt, auch vollkommen begriffen, denn wenn auch in der Folge der Scharfſinn eines Fälſchers auf die Zuſammenſetzung dieſer myſtiſchen Farbe kommen ſollte, ſo dürfte doch bis dahin eine geraume Zeit verfließen und dieſe Schutzfriſt bietet dem Inſtitute bereits einen ſo unermeßlichen Gewinn, daß der Bankgouverneur Baron Lederer dem Erfinder die angeſprochene Belohnung einer Jahrespenſion von 3000 Gulden auf Lebenszeit unbedenklich zuſagte. Die Bankbillete der Nationalbank werden ſo vielfältig nachgemacht und es circulirt eine ſolche Unmaſſe falſcher Noten im Geldverkehr, daß ſie jedes Auskunftsmittel mit Freuden ergreifen muß. Umſonſt wurde der Oberbuchhalter Salzmann ſchon mehrmals nach Belgien und England geſandt, wo erwieſenermaaßen der Heerd der Fälſchung zu ſuchen iſt; denn gelang es auch zuweilen der Fabrikation hier und dort auf die Spur zu kommen, wie im verfloſſenen Jahre in Nürnberg, ſo tauchten doch bald wieder neue Werkſtätten auf, welche die Welt mit falſchen Bankbilleten überſchwemmen. Erſt in den jüngſten Tagen machte man wieder die traurige Entdeckung, daß eine beträchtliche Anzahl falſcher Noten im Betrage von 100 und 10 Gulden im Umlaufe ſei, deren Aeußeres ſo täuſchend und von der vollendetſten Technik iſt, daß ſie ſogar von den Beamten der Bank eine Zeit lang angenommen wurden, ohne ihre Aechtheit im Mindeſten in Zweifel zu ziehen.

II.

Aus Berlin.

Die Welt wird alt und wird wieder jung, und der Menſch hofft immer Verbeſſerung. — Griechiſches Alterthum. — Concurrenz Dr. Lange's und Hengſtenberg's. — Gasaufklärung. — Zärtlichkeit für die Nachtigallen. — Die Aelteſten. — Hof-Gäſte. — Friedlicher Krieg im kriegeriſchen Frieden.

Es iſt wirklich zum Erſtaunen, was ſich Alles in der Welt begiebt — ich meine in Berlin. Sagen Sie nur nicht, daß ich den Mund zu voll nehme, wenn ich von der Welt rede, indem ich von Berlin rede: Ich berufe mich auf Schiller. Schiller ſagte: „Die Welt wird alt und wird wieder jung, und der Menſch hofft immer Verbeſſerung.“ Der „Menſch“ kann hier offenbar nur der Preuße und ſpeciell der Berliner ſein. Zwar paßt das „Immer — Verbeſſerung — hoffen“ auf uns Deutſche insgemein, aber Sie werden auch geſtehen, daß Berlin das Herz dieſes Hoffnungsorganismus, wie Preußen überhaupt das Land der — Verheißung iſt. Was ſodann das Alt- und Jungwerden betrifft, ſo überzeugt uns der Augenſchein, daß dieſe Worte eine Prophezeihung auf unſer Berlin enthalten. Ver-

Digitized by Google

langen Sie Beweiſe? O, ich habe deren in Bereitſchaft. Z. B., Donnerſtag den 25. September ließ der Herr Director Ranke im Friedrich-Wilhelms-Gymnaſium etliche ſeiner Primaner die Elektra in griechiſcher Sprache aufführen. Nun bitte ich Sie, in griechiſcher Sprache! Welch' eine Wiederherſtellung des eigentlichen ganz alten Alterthums! Welch' ein — ſo zu ſagen — hochgealtertes Berlin! Und Herr Dr. O. Lange, der jetzt in der Voſſiſchen Zeitung eine Verjüngung der freilich etwas alt gewordenen Theaterkritik der Voſſiſchen beſorgt, unterließ auch nicht, über dieſe Veraltung des jungen Berlin in Entzückung zu gerathen und „das lebendige Eingehen in ein vollendetes Kunſtwerk dadurch, daß man es ſelbſt darſtellt und zu ſeinem Eigenthum macht", zu rühmen und zu preiſen. „Und noch mehr", ruft er aus. „Dieſe Uebungen können der Kunſt ſelbſt förderlich ſein." Und wie das? „Die Jugend bekommt Reſpekt vor dem Theater und der darſtellenden Kunſt." Reſpekt vor dem Theater! O Sodom und Gomorra! Und das am Sitze der — evangeliſchen Kirchenzeitung! der Kirchenzeitung, welche predigt: „Alle Theile des Gymnaſialunterrichts müſſen in dem Religionsunterricht ihren Vollendungspunkt finden." Da aber in Berlin alle Beſtrebungen und Richtungen, es ſei denn, ſie wären oder würden ausgeſchloſſen oder ausgewieſen, einer holdſeligen Vereinigung in organiſcher Harmonie zugeführt werden, ſo ließe es ſich denken, daß auch die pädagogiſchen Richtungen oder Beſtrebungen der Herren Dr. Lange, Direktor Ranke und Dr. Hengſtenberg nebſt Conſorten organiſch im Gymnaſialunterricht zuſammenwüchſen, und es würde dann, wie mir ſcheint, nur die Frage ſein können, ob das Komödieſpielen zur Religion der Berliniſchen Jugend, oder die Religion ihr zum Komödienſpiel gemacht weroen ſolle. Aber nicht nur wird auf beſagte Weiſe die junge Welt alt in Berlin; es iſt ganz unglaublich, wie jung die alte Welt wird. Was wollen Sie mehr? Sogar der Magiſtrat, nein, Sie werden es für einen Puff halten, aber es iſt doch wahr, der hochedle Magiſtrat, Bürgermeiſter und Rath der Stadt Berlin, iſt jung, jugendlich, poetiſch, romantiſch, ſchwärmeriſch geworden. Es iſt aber gar nicht zu ſagen, wie jung, wie kühn, wie — wie — nun, wenn ein junger Schriftſteller, ſo etwa ein deutſcher Heimathloſer in Leipzig dergleichen Sprünge machte, ſo würde ihn die „gute Preſſe" unfehlbar „frech" und wer weiß wie ſonſt betiteln. Erſtlich iſt zu ſagen, daß die Stadtbehörden ſich um die Aufklärung der Stadt und des Landes mit einer Entſchloſſenheit, die in den Annalen Berlins roth angeſchrieben ſtehen wird, verdient machen. Daß der Magiſtrat ſich unterthänigſt erkühnt haben ſoll, Sr. Majeſtät den König darüber aufzuklären, daß die aufgeklärte Mehrzahl im Lande nicht nur die Mehrzahl, ſondern auch aufgeklärt ſei, haben Sie aus den Zeitungen erſehen. Aber das iſt noch gar nichts. Der Magiſtrat und die Stadt-

verordneten haben beſchloſſen — „dem Vernehmen nach" heißt es officiell — nein, halbofficiell nennt man, glaube ich, dieſe Art — heißt es alſo halbofficiell in den Berliner Zeitungen — die Behörde, ſage ich, haben beſchloſſen, nicht nur öffentlich der Stadt im Ganzen und Großen, ſondern auch dem Privatmanne daheim auf Verlangen ein Licht oder mehre anzuſtecken. Kurz, man wird Berlin auf allen Gaſſen und in allen Winkeln mit Gas aufklären. Nämlich der engliſchen Gas-Aſſociation zum Trotz, dieſer Gas-Aſſociation, mit welcher ein ſo weiſe berechneter Vertrag geſchloſſen worden war, daß jetzt, da die Stadt ſich einmal ſelber zu beleuchten wünſcht, jene Aſſociation in dem Rechte, den Gas conſumirenden Privaten Gas zu liefern, belaſſen werden muß. Alſo Concurrenz. Ohne die Beiſteuer der Privatkonſumenten würde der Stadt die Gaserzeugung für den öffentlichen Bedarf zu theuer zu ſtehen kommen. Die Gas-Aſſociation, beatus possessor der Röhrleitungen u. ſ. w. kann vor der Hand das Gas billiger abgeben, als die Stadt. Darauf hat ſie getrotzt, und die Anerbietungen der Stadt, die ihr das ganze Geſchäft abkaufen wollte, nicht angenommen. Nun aber iſt die Stadt voll trotzigen Muthes in's Feld gerückt: ſie iſt entſchloſſen, die Engländer zu Tode zu concurriren. Niemand ſteht ſich dabei beſſer als der Gas-Conſument. Die Stadt bietet ihm zum Voraus die Gewährung ſtets derſelben Vortheile an, welche ihm die Aſſociation nur immer bieten werde, erbietet ſich zugleich, die Koſten der Veränderung, welche durch das Uebergehen von Gasflammen an die Stadt entſtehen müſſen, zu tragen. Der Konſument wird alſo bei der Stadt ſein Gas eben ſo wohlfeil haben, als bei den Engländern, und wenn er es von der Stadt nimmt, ein Patriot ſein. Das heißt doch den guten Berlinern ihren Patriotismus wohlfeil gemacht. Indeſſen, man muß geſtehen, daß der Magiſtrat hierin einen Beweis eigener Aufklärung liefert; nämlich der Aufklärung, die allerdings die zeitgemäßeſte iſt, der Aufklärung über die „wohlverſtandenen Intereſſen." Nachdem Sie mit mir die jugendliche Kühnheit bewundert haben, mit welcher die Väter der Stadt ihrem Kinde nicht nur voranzuleuchten, ſondern in den innerſten Buſen hineinzuleuchten, und der ganzen Hölle, ſogar einer engliſchen Gas-Aſſociation Trotz zu bieten, entſchloſſen ſind, helfen Sie mir auch noch die jugendliche Schwärmerei derſelben weiſen Väter bewundern! Die Väter der Stadt ſchwärmen, ſchwärmen für die Nachtigallen.

Baum, wo ſind die Nachtigallen,
Die hier ſangen einſt ſo ſüß?

Alſo ſprachen die guten Väter. Es jammerte ſie, daß die melancholiſchen Liebesſänger in Käfigten eingeſperrt, in ſtaubigen Straßen an den Fenſtern hängen ſollen. Und ſie erließen ein Geſetz, das in's Künftige, wer eine Nachtigall in Gefangenſchaft halte, mit zehn

Thalern jährlich ſein Gelüſte büßen ſolle. Unter'm 10. September iſt die betreffende Verordnung erlaſſen, und ſie beginnt ſo: „Um in einer, in neuerer Zeit fühlbar gewordenen Verminderung der Nachtigallen im Freien vorzubeugen, hat die Communalbehörde beſchloſſen, in Berlin eine Nachtigallſteuer einzuführen.“ Fühlbar iſt es geworden. Beachten Sie dies Wort. Heil der Stadt, deren Väter ein fühlendes Herz im Buſen tragen. Der Ertrag dieſer gefühlvollen Steuer wird, wie die Verfügung weiter erklärt, zu wohlthätigen Zwecken verwendet werden. Ein vorwitziger Berliner ſchlug in der Zeitung vor, den Ertrag zur Erhaltung derjenigen Nachtigallen zu verwenden, die deren dermalige Beſitzer, um die Steuer nicht zu zahlen, bei'm Beginn des Steuerjahres mitten im Winter würden fliegen laſſen. Wie fühllos, ich meine wie ungefühlvoll ſo ein Berliner iſt! Aber wie dem ſei, Sie ſehen, daß in Berlin die Hoffnung auch ſogar den Nachtigallen blüht. Wer weiß es, ob nicht noch gar der Tag kommt, wo ſelbſt die Lerchen — nämlich die, von denen ein gewiſſer in Berlin unnennbarer Poet ſagt: „Die Lerche war's, nicht die Nachtigall“ — zu hoffen wagen dürfen, daß alle Diejenigen ſchwer beſteuert werden, deren Liebhaberei es iſt, beſagte Lerchen hinter Eiſenſtäben zu halten. Exempli gratia:

Zum Unglück reimt' ich einmal auf Tyrannen
In einem Klinggedicht das Wort. von dannen!
Ein andermal fiel mir auf: Senatoren
Kein andrer Reim juſt ein, als: Mirasohren
Die Reime, traun, ſind reine, regeltreue,
Ich brauchte gleich ſie wieder ohne Reue;
Doch meinten drauf die Herrn, auf mein Sonnette
Giebt's keinen beſſern Reim mehr, als: die Kette.

Außerdem hat der Magiſtrat von Berlin — Freiheit, Fortſchritt, wie Sie ſehen, iſt Trumpf geworden — beſchloſſen, die Aelteſten der Gewerbe vierteljährlich zuſammen zu rufen, um ihre Wünſche in Gewerbsangelegenheiten zu hören; am 18. Sept. fand eine erſte Verſammlung ſtatt.

Wenn ſich nun all' dieſes Große in dieſer unſerer Welt begiebt, wie viel Größeres hat nicht erſt die Welt in der Welt aufzuweiſen: Hoffeſte, Sie wiſſen, daß Ihre Majeſtät, die Kaiſerin von Rußland, uns hier mit ihrer Anweſenheit beglückt, und daß viele andere hohe Herrſchaften aus Meklenburg, Baiern, Deſſau und ſonſt hier ſind, und geweſen ſind; Paraden, Corpsmanöver, Feier des 50jährigen Dienſtjubiläums des Prinzen Heinrich von Preußen, Hurra's, Kanonendonner, Kriegsſpiel zwiſchen Mariendorf und Blankenfelde. Doch auf dieſe Höhen wage ich mich nicht zu verſteigen. Während die Diener des Krieges Krieg ſpielen (in dieſem Augenblick iſt freilich das Herbſtmannöver ſchon beendet) — führen die Diener des Friedens, die Geiſtlichen, ernſtlich Krieg in den Zeitungen und in Brochüren. Doch das erfordert einen eigenen Brief. Alſo nächſtens.

Digitized by Google

III.

Die Politik auf der Bühne.

Keine Entgegnung.

Es ſind in letzterer Zeit der Abhandlungen genug über politiſche Dramen geſchrieben worden, und wir wollen nicht Waſſer in's Meer tragen. Nur zwei Worte erlauben wir uns. Es iſt eine ſcharfe Linie zu ziehen zwiſchen den Dramen, in welchen der Grundkern politiſch iſt, und jenen, bei denen zumeiſt der Dialog die politiſche Färbung bringt. Jene Urconflicte zwiſchen Freiheit und Tyrannei, zwiſchen Herrſchſucht und Unabhängigkeit, zwiſchen angeborenem Menſchenrecht und vermoderten Satzungen, zwiſchen den Regungen neuer Weltideen und den Bannformeln der Vorzeit werden unerſchöpfliche tragiſche Momente abgeben, ſie ſind der ewige Quell der wahren politiſchen Dichtung. Shakespeare und Schiller haben daraus geſchöpft, und ſo lange es Staaten und Könige und Bürger gibt, werden dieſe politiſchen Dichtungen in den Herzen der Zeitgenoſſen wie der Urenkel Saiten anſchlagen, die fortvibriren. Anders aber iſt es da, wo der Dialog dem Stücke die politiſche Schminke auflegt. Dieſes Roth verblaßt mit der Zeit, aus der es bereitet iſt. Die politiſchen Dramen Shakespeare's und Schiller's ſind wie Statuen, deren Schönheit durch den harmoniſchen Gliederbau, durch das ewig Göttliche, das daraus leuchtet, bleibend iſt. Die dialogiſirte Politik der Neuzeit aber verdankt ihren Hauptreiz der Toilette, ſie werden ſo lange wirken, als dieſe Toilettſtücke Mode ſind. Darum muß man im Intereſſe der Kunſt vor dieſer Art Reizmittel warnen. Wenn die Zuſchauer erſt in's Theater gehen, um das Kleid der neuen Schauſpielerin zu beſehen, dann iſt es um die Kunſt geſchehen. Und was iſt dieſer coquette Dialog anders als ein ſolches Kleid? Wir wollen nicht pedantiſch jedes äußere Reizmittel verbannt ſehen, aber dieſe Reizmittel dürfen nicht überwiegend ſein. Aber — hört man — durch die politiſchen Anſpielungen und Pointen wird die öffentliche Meinung rege gehalten, wird der politiſche Sinn des Volkes geſchärft. Dies iſt ein Vorurtheil, das die kurze Erfahrung der letzten Zeit widerlegt hat. Nicht angeregt — abgeſtumpft wird der politiſche Sinn des deutſchen Publikums durch derlei Bühnenraketen, und gerade um nicht die Hebel abgegriffen zu ſehen, müſſen wir ſo ſehnlichſt als möglich dieſe politiſchen Feuerwerke von der Bühne wegwünſchen. Es iſt mit unſeren politiſchen Mißbeſtänden wie mit Jemand, der einen Höcker hat. Das Bewußtſein ſeiner mißgeſtalteten Figur macht ihn ſo lange unglücklich, als man mit einer gewiſſen Scheu, mit ſchmerzlichem Mitgefühl davon ſpricht. Laßt ihn aber erſt eine Zeit lang unter einer Geſellſchaft ſchonungsloſer Spötter zugebracht haben, laßt ihn nur erſt unter der Traufe rückſichtsloſer Witze recht häufig geſtanden haben,

Digitized by Google

ſo wird er allmälig abgeſtumpft, er gewöhnt ſich an ſein Unglück, er wird gleichgültig dagegen und trägt zuletzt ſogar ſeinen Buckel mit einer Art von Triumph, er reißt wohl gar ſelbſt Witze darüber. Sobald man erſt ein Volk gewöhnt, über ſeine politiſchen Höcker zu lachen, dann iſt es vorbei mit ihm. Reißt ihm tragiſch das Herz auf, daß es weint und heult, höhnt und geißelt es, daß es kreiſcht! ſchlagt ihm zu Ader, daß ſein Herzblut ſich regt — aber freilich das dürft ihr nicht. Nun denn, ſo laßt auch das Kitzeln mit dem Strohhalm weg. Könnt Ihr nicht mit der Schärfe des Schwertes es hauen, ſo laßt die flachen Schläge gleichfalls bei Seite. Michel ſitzt unten im Parterre und applaudirt eure politiſche Phraſe, und geht dann nach Hauſe, trinkt einen Krug Bier, zieht die Schlafmütze über den Kopf und legt ſich auf's Ohr. Iſt es nicht charakteriſtiſch, daß Laube's „Gottſched und Gellert," das in Leipzig ſpielt, mit den Worten ſchließt: Fortan ſei der deutſche Gaſt bei uns kein Ausländer mehr, und wenn es vorkäme, daß Preußen dieſes je vergäße, ſo ſoll man es laut tadeln an allen Enden Deutſchlands. . . . . Das Publikum applaudirt dieſe Phraſe mit beiden Händen, ſchreit Bravo! und geht dann gemüthlich in's Wirthshaus, um in der Zeitung zu leſen, wie viel Literaten neuerdings ausgewieſen wurden.

J. K.

IV.

Notizen.

Die Redaction der Grenzboten. — Das Junkerthum in Berlin. — „Ausländer" unter den Bankbilleten.

— Man lieſt in der Augsburger Allgemeinen in einer Correſpendenz aus Leipzig: „Die kaiſerl. öſterreichiſche Regierung verweigert dem Redakteur der Grenzboten, Herrn Ignaz Kuranda, die Erneuerung ſeines abgelaufenen Paſſes, und fordert ihn auf, nach Oeſterreich zurückzukehren, um dort über die Waltung ſeines Blattes, vorzüglich auch über einige darin enthaltene, Oeſterreich betreffende Artikel Rechenſchaft zu geben. Man iſt hier darüber um ſo mehr betroffen, als ſich die Grenzboten zwar als ein entſchiedenes Journal mit ſcharf ausgeſprochenen Richtungen zu erkennen geben, aber ſich im allgemeinen durch eine gehaltene und gerecht würdigende Publiciſtik auszeichnen. Wie ich höre, iſt auch Kuranda, im Vertrauen auf ſeine gute Sache, entſchloſſen, jener Aufforderung Folge zu leiſten, und in Wien den Fragen ſeiner Regierung Rede zu ſtehen."

— Da bringen die Zeitungen eine hochwichtige Nachricht. Ein vornehmer Hofmann in Berlin, dem der Theaterintendant Hr. v. Küſtner nicht ſogleich ſeine Theaterwünſche erfüllt hat, ſagte beim Herausgehen

zu ihm: So handelt kein Edelmann! Alle die geiſtvollen Correſpondenten, die dieſe großartige Meldung machen, ſtemmen dabei ſchadenfroh die Hände in die Seiten und ſagen: Man iſt begierig was Herr von Küſtner darauf thun wird? — Herr von Küſtner mag als Intendant Mißgriffe thun, es iſt ihm dies nirgends rückſichtsloſer und derber geſagt worden als in unſerem Blatte. Aber wenn die Anmaßung des Junkerthums einen achtbaren Mann beleidigt, indem ſie auf ſeine bürgerliche Abkunft anſpielt, ſo iſt dies nicht eine vereinzelte Beleidigung gegen dieſen Mann, ſondern es iſt eine Beleidigung gegen uns alle, die wir ohne ſechszehn Ahnen, ohne Wappenbrief und Kammerherrnſchlüſſel den Anſpruch machen, eben ſo ehrenvoll und noch ehrenvoller zu handeln als manches Dutzend Vollblutjunker. Und wer von uns würde nicht Den zur Thüre herauswerfen, der ihm unter die Naſe ſagen würde, ihm ſei eine beſſere Handlungsweiſe angeboren? So handelt kein Edelmann! Ja, wie handelt denn einer? Iſt man denn in Berlin, wo die Univerſitätsprofeſſoren wieder in mittelalterliche Gewänder gehüllt werden, ſo ganz und gar ins Mittelalter zurückverſetzt, daß es einen Unterſchied zwiſchen dem Handeln eines Bürgerlichen und eines Adeligen gibt? Iſt etwa Rürners Turnierbuch noch heute der Code civil unſerer Ritterſchaft? Iſt die Lectüre des Don Quixotte als eine böswillige Schrift in Preußen verboten? So handelt kein Edelmann? Gott ſei Dank, unſere Edelleute handeln jetzt eben ſo gut mit Aktien und mit Börſenpapier, wie die Banquiers Abraham, Iſaak und Jacob. Und wieder andererſeits geben die Banquiers Abraham, Iſaak und Jacob jetzt mehr für ein gutes Gemälde, für eine abgebrannte Stadt, für einen guten Tiſch aus, als die Freiherrn von Ritterſporn und Altſäbel. Und die hochgebornen Herren kommen an dieſen guten Tiſch und laſſen ſich's gut ſchmecken und wenn man ſie in acht Tagen wieder einladet, ſo handeln ſie gar nicht, ſondern nehmen die Einladung ſogleich an.

— Wir armen Proletarier, die wir keine Hunderttauſende in Bankactien anzulegen haben, bemerken gar nicht, daß gegenwärtig zwiſchen Deſſau und Berlin eine Frage über deutſche Einheit in Schwebe ſteht. Die deſſauiſche Regierung hat einem dortigen Banquierhauſe die Conceſſion zur Gründung einer deutſchen Nationalbank ertheilt. Preußen aber will keine Concurrenz vor ſeiner Thüre, die ihr der königliche Bank die Hegemonie entwinden kann. Es gedenkt alſo jene deſſauiſchen Bankbillette als „Ausländer" zu behandeln.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google

Oeſterreichs Schulen.

Die engliſchen Bücherdeckel haben einen eigenthümlichen Geruch, der dem, was dazwiſchen ſteckt, als Taufzeugniß dient. Ob gut oder ſchlecht wiſſen wir zwar nicht, dennoch greifen wir voll Haſt nach dem Buche, denn was haben wir nicht Alles von den Engländern gelernt in Poeſie, Geſchichte, Politik? Faſt jeder Zweig menſchlichen Wiſſens erhielt dort eine Aera oder zählt unter ihnen einen ſeiner erſten Koryphäen. Auch mit den Druckſachen aus dem öſtlichen Süden Deutſchlands verknüpft ſich ein Vorurtheil, leider kein ſo günſtiges. Die Cenſur kann doch, wenn auch manchen ſchöngeiſtigen Elucubrationen, nicht durchweg der Wiſſenſchaft hinderlich in den Weg treten, und ſelbſt bei jenen bemerken wir, daß Vieles ihrer Papierſcheere zu entwiſchen weiß, Nikolaus Lenau, Anaſtaſius Grün, Moritz Hartmann ſind keine müßigen Tag- oder Nachtfalter, wir fragen daher mit Recht, warum nicht mehr, warum ſo arm an Produkten des ernſten Wiſſens, während der deutſche Norden in jedem ſeiner Himmelszeichen Sterne erſter Größe zeigt? Sollte ein Hauptgrund davon nicht in unſerer Bildungsweiſe, im Geiſt und Unterrichte unſrer Schulen liegen? Man betrachte nur die Methode und die Lehrer.

Das ſechs-, höchſtens ſiebenjährige Kind tritt in die Abcſchule, und ehe man ſich geduldet, bis es in der Chiffer alles menſchlichen Wiſſens einheimiſch geworden, ſoll es auch ſchon zählen und abziehen, verdoppeln und theilen lernen, und zwar, was den Mechanismus, worin Alles durchgeführt werden ſoll, ſchon von vorne bezeichnet, größtentheils im Gedächtniſſe. Man ſchreitet in den Kreishauptſchulen

im Sillabyren, Leſen und Schreiben ſo raſch vor, als gälte es nicht das Erlernen ſondern ein Wiederholen, erſetzt ſofort den Abgang ſchnellerer Auffaſſung durch Auswendiglernen, pfropft den Kopf der Jungen mit ſprachlichen Regeln voll, die ſie kaum mit Mühe leſen können, übt ihnen die ſchwierigſten Rechnungen ein, und glaubt die Aeltern vollkommen befriedigt zu haben, wenn ſich nur bei der Prüfung auf jedes Schlagwort ein ganzes Lauffeuer von Worten, Formeln und Regeln entzündet, und ihr Paraderößlein das Buch mit dem Goldſchnitt vom grünen Tiſche apportirt. Aber kaum ſind wenige Wochen um, hat das arme Kind ſein ganzes Seiltänzerſpiel vergeſſen, es entſchwand ihm, was es nicht begriff; es fügt ſchreibend ſo unrichtig, als es ſpricht, verfehlt Silben und Worte, weil es nicht buchſtabiren kann, ſtottert beim Leſen, das ſich nur auf die memorirten Schulbücher erſtreckt, iſt am Leibe ſchwach und am Geiſte nicht ſtärker geworden. So geht's denn in's Gymnaſium an die Erlernung todter Sprachen, ehe der Knabe noch in der lebenden, die ihm ſein ganzes Volk verbrüdert, heimiſch geworden, und dafür, daß ihm dies nicht ſo leicht werde, iſt geſorgt. Die Aneignung der Sprachen des Alterthums iſt allerorten ein Hauptzweck der Gymnaſien, ſie ſind aber anderwärts auch dem Turnen auf eigenem Boden geweiht: die Jünglinge, die ſich in den ſtrengen Formen der Griechen und Römer üben, lernen nicht minder die Töne, die ſie ihrer Mutter nachſprachen, frei und richtig gebrauchen. Bei uns iſt es anders; deutſche Literatur, Sitte, Gemeingeiſt ſind vom Böſen; der Beamte, wie man ihn zu Tauſenden braucht, bleibe bei ſeinen Akten und vernachläßige nicht den Beruf über inn- oder auswärtige Welthändel; der Geiſtliche leſe ſein Brevier und verwirre das Volk nicht mit dem, was man diesſeits der Appeninen über den Krebsgang jenſeits denkt; weg mit der ſchlimmen Saat, die mit Schwindelhafer den Weizen erſtickt! Es gibt da zwar eine für die Jugend eigens zurecht gemachte deutſche Beiſpielſammlung, die bemüht iſt unſere Homere im Schlaf zu belauſchen, man übt ſich ſogar in den ſogenannten Humanitätsklaſſen je zum dritten oder vierten Male in deutſchen Aufſätzen, wie wenig aber beim Widerwillen der größtentheils geiſtlichen Lehrer gegen alles Deutſche damit geholfen iſt, leuchtet von ſelbſt ein. Nichts findet häufiger Mißbilligung als deutſche Lectüre unter dem ſtets bereiten Vorwande, es könne ſich nur die Jugend mit dem klaſſiſchen Alter-

Digitized by Google

thume befreunden. Warum läßt man ſie aber in römiſchen Sümpfen waten ſtatt ſie auf den wolkenverſchwiſterten Parnaß zu führen, warum darf ſie von ſeinem heiligen Naß nur wie zum Deſert einige Thautropfen nippen, ſtatt berauſcht zu werden an jener perlenden Quelle? In der dritten fängt man beim Alpha an, und ermüdet vor dem Zeitwort, die vierte ſchließt mit dem griechiſchen Vater unſer; die magern Bruchſtücke, die man den Schülern der fünften und ſechsten zum Uebertragen vorſetzt, können kaum für ernſtgemeinte Sprachübungen, geſchweige denn als Sibyllen in der Welt jener hohen Schatten gelten. Doch ſelbſt mit dem Studium der Lateiner ſteht es nicht beſſer. Die beiden unterſten Klaſſen beſchränken ſich auf die Sprachlehre; mit Ueberſetzungen in's Latein und aus demſelben nach den geiſttödtendſten Regeln quält man ſich durch vier volle Jahre ab, und überläßt es Chreſtomathien, aus denen man wohl eine Harlekinsjacke aber keine Toga weben mag, die Schüler theils in dieſen theils in den zwei ſpätern Jahren, freilich nicht mit der Geſchichtspoeſie der Römer und der Proſa ihrer Poeten, ſondern mit einzelnen zur Nachahmung aufgeſtellten Muſtern bekannt zu machen; dem Sinne für Auffaſſung des Geiſtes, der näheren Bekanntſchaft mit dem Intereſſe ihrer Perſönlichkeit iſt ſomit glücklich vorgebeugt. Dafür ſchmiedet man in den Humanitätsklaſſen lateiniſche Verſe im beſten Jeſuitenſtyle, lehrt die Jugend auf Tropen, Figuren und Perioden einherſtelzen, und freie Chrien ſchreiben wie die ſteifſten Drahtperückenmacher des vorigen Jahrhunderts. Das Büchlein, das ſie in der Rede- und Dichtkunſt unterweiſen ſoll, könnte von Meiſter Gottſched und Geſellen als Preisſchrift gekrönt werden. So iſt denn das magere Ergebniß eines Studiums von ſechs ſchönen Jünglingsjahren ein wenig Latein, doch ja nicht als höhere Stufe der Bildung ſondern bloß als Gedächtnißſache, höchſtens zum Verſtändniß des Corpus juris für den Rechtsgelehrten, des Officium für den Geiſtlichen und zur Verſchreibung eines Rezepts für den Arzt. — Man lieſt ferner über Erdbeſchreibung, Geſchichte, Rechenkunſt und Religion. Allgemeine geographiſche Vorkenntniſſe, dem zehn- bis eilfjährigen Knaben meiſt unverſtändlich, und eine dürre Aufzählung der Länder, ihrer Flüſſe, Berge und Städte, ohne irgend eine geſchichtliche Beigabe, die an jene Unzahl fremder Klänge auch Bilder und Erinnerungen knüpfte, beſchäftigen die erſte Klaſſe; mit der zweiten beginnt

auch die Geſchichte, worunter eine Anhäufung von Namen, ſpärlich und trocken erzählten Thatſachen und Zahlen zu verſtehen iſt, die jedem Kaiſer einen gleich abgewogenen Antheil Lob, und das kleinſte beinahe Joſeph II. zumißt; Perſonen und Zeitläufte mit eigenthümlichen prägnanten Zügen hervorzuheben, iſt ſie nicht berechnet, dagegen erlaubt es ihre Gedrungenheit auch von Perſien und China, Afrika, Amerika und Auſtralien in den Vorträgen eines vollen Jahres zu ſprechen. Von der Rechnenkunſt wird die auf phyſiſche Studien vorübende Algebra gar nicht, der religiöſe Unterricht aber genau nach dem Vorleſebuche betrieben. Alſo kein Magnet für die Denkkraft, ſondern nicht viel mehr als ſchädliches Schlingkraut, das ihre beſten Säfte ausſaugt! Kein Wunder, daß ſich Jeſuiten in ſolche Anſtalten eindrängen; beſtand ja ſtets darin ihre Lehrkunſt, alles Wiſſen in bloßes Gedächtnißſpiel aufzulöſen! Wißt ihr nicht, daß ſie ihren Zöglingen ſelbſt das Denken über Gott verboten? So arg iſt's nun dennoch mit dem akademiſchen Studien in Oeſterreich nicht, man lehrt daſelbſt eine Art von Philoſophie, die der Profeſſor ſogar im Widerſpruch mit der geſetzlichen Einſchränkung auf das Vorleſebuch meiſt aus eigenen Heften vorlieſt, immerhin mit ausdrücklicher Verwahrung vor den Lehren der Theiſten und Atheiſten Kant, Fichte und Hegel. Sei es, daß die Brotfächer durch einfache Beſetzung der Lehrkanzeln nothdürftig gelehrt werden können; erſcheinet dies doch als offenbar nachtheilig in der Schule der Weisheit, im Gebiete überſinnlicher Dinge, in den tauſend Hypotheſen über das denkende Ich hinieden, und die Cauſalität aller Weſen, das Urſchöne, Urgute, oder ſeine Negation, in der philoſophiſchen Behandlung der Materie, wie der Schöpfung des Geiſtes und ſeiner Geſchichte. Hier gilt es den Sinn des Menſchen durch mannigfache Anſchauung für das Studium, die Vergleichung und Prüfung verſchiedener Syſteme aufzuſchließen, zu wecken, ſeine Liebe höhern Intereſſen zuzuwenden, und wenn der Jüngling auch nicht ſechs Collegien über Metaphyſik zugleich hören kann, vernimmt er doch aus dem Geſpräche und den Aufzeichnungen ſeiner Mitſchüler die Anſichten der übrigen Lehrer, und was noch mehr iſt, Jeder derſelben beſtrebt ſich, ſeinem Vortrage ſo vielen Reiz, Leben, Klarheit und Ueberzeugung zu leihen, als in ſeinen Kräften ſteht, und der Wetteifer mit den Collegen deſſelben Fachs wächſt mit den Jahren und Erfahrungen, während er

bei unſern Monopoliſten zuſehends erſtirbt, und ihre Schriften ſchon nach dem erſten Jahren ſtereotyp werden. So heißt es denn am Ende ſelbſt hier: jurare in verba magistri! Die Literatur betreffend, beſchränken ſich die obligaten Stunden auf Ueberſetzung und Erklärung von Bruchſtücken lateiniſcher Autoren; Kanzeln über mittelhochdeutſche Sprache und Dichtung, Kunſtgeſchichte u. ſ. w., ſind bei uns unbekannte Größen. Geſchichte zu hören, iſt Niemand gebunden, mit Ausnahme der öſterreichiſchen, die für den juridiſchen Doctorgrad gefordert wird, wobei es ſich am Rande verſteht, daß auch hier der Weltereigniſſe manche ſind, die weder für wiſſenswerth noch belehrend gehalten werden. Als die beſten möchten noch die unverfänglichen Kanzeln der Mathematik und Phyſik gelten. Die Brotſtudien ſind ohnehin mehr an die Scholle des praktiſchen Lebens gefeſſelt, als auf Luſtwandlungen in der ſchrankenloſen Urwelt der Forſchung angewieſen, aber auch hier wird bei den juridiſchen das rein Wiſſenſchaftliche von der Ueberfülle des Poſitiven erdrückt. Ich meine damit nicht nur das natürliche Privat-, Staats- und Völkerrecht, die ſich begreiflicher Weiſe aus den unſchuldigen Zeiten vor der Sündfluth der Steuern datiren, ſondern auch namentlich jene alte Schule der zwölf Tafeln mit dem ganzen Anhange von Inſtitutionen, Pandekten, Novellen u. ſ. w., welche den Juriſten über ein Jahrtauſend ſo viel galten, als ſeit mehreren jene zwei des Berges Sinai den Moraliſten. Der geſammten römiſchen Rechtsgelehrtheit blieb als Antiquität nur ein halbes Jahr aufgeſpart, dafür iſt man bemüht, gleich in die Erſtlingsbegriffe aller Materien jene tauſend und aber tauſend Verordnungen einzuweben, die nur durch Praxis begriffen und behalten werden, und hat ſogar für das vielgliedrige und paragraphenreiche neue Gefällsgeſetzbuch eine eigene Kanzel geſchaffen. Nicht mit mehr Zuverſicht mögen wir von der ultramontanen Richtung der Theologie erwarten, daß irgend ein Streitpunkt derſelben ernſtlich in Frage geſtellt werde, die Studien in Wien und Prag machen jedoch davon ehrenvolle Ausnahmen. Viele Lehranſtalten der Klöſter finden nicht einmal das Vorgeſchriebene zum Heile dienlich, insbeſondere reichen die Kapuziner ihren Klerikern nur deſſen Eſſenz in winzigen Heftchen. Halten dieſe nun größtentheils durch die freiwillige Beſchränkung ihres Geſichtskreiſes ihr herbes geiſtiges Loos erträglich, ſo bringt die erzwungene Einkerkerung der

Kandidaten des Weltprieſterſtandes in Seminarien oft deſto ſchlimmere Früchte. Entweder gehen ſie daraus als überſpannte Rigoriſten und Pedanten der Geſellſchaft entfremdet hervor, oder ſie verſuchen's, ihre Entbehrungen in materiellem Spiritus und rühriger Allgeſchäftigkeit zu vergeſſen; Liebe zum Studium keimt nicht unter dem Schwerte des Damokles. Am gründlichſten laſſen ſich noch die ärztlichen Studien an, denen keine Nebenrückſichten im Wege ſtehen, und die wirklich glänzende Reſultate liefern.

Man hat die Schuld des ſchlechten Unterrichts häufig den Lehrern in die Schuhe geſchoben, gewiß aber nur mit halbem Rechte. Das gegenwärtge Syſtem hat ſie erzogen; von ihren Vorfahren, welche vorſchriftsmäßig die Saiten des Geiſtes eben ſo ſchlaff ließen, hat ſich der Gedächtnißſchlendrian in traditioneller Weiſe auf ſie vererbt. Bei Vielen möchte zwar ein gerechter Zweifel obwalten, ob ſie einer freiern oder tiefern Behandlung ihres Faches Luſt und Geſchmack abgewinnen könnten. Man verſuche es aber nur ernſtlich, den Willen zu zeigen, das Wiſſen als Forſchung und nicht als eine längſt abgeſchloſſene unverbeſſerliche Maſchine zu betreiben, die nur gut eingeübt werden will, gleich wird es tüchtige junge Leute geben, die den hingeworfenen Handſchuh aufnehmen, denn nicht an Talenten, an deren Verwendung fehlt es. Wie ſollten nachgerade die Lehrer der Gymnaſien ihre Schüler den Adel der Schönheit begreifen lehren, wenn ihr eigenes Verſtändniß kaum bis zum Faltenwurfe reicht, wie ihnen Schätze nahe bringen, die ihnen ſelbſt gleich jenem Hort der Nibelungen von einem dämoniſchen Zwerg bewacht ſcheinen, wie die Zunge der Geſchichte löſen, die ihre eigene Weisheit ſo oft zu Schanden machen würde? Vor Allem bedarf es Lehrer aus dem weltlichen Stande, im Gegenſatze zu den Geiſtlichen, die in Alles die Anſichten ihres Standes hineintragen, und ihre größte Kunſt im Verſchweigen und Verhüllen ſuchen; es bedarf Leute, welche den Beruf zum Lehramte dadurch bekunden, daß ſie der Wiſſenſchaft ihr Leben widmen, und ſich ihm nicht blos deshalb unterwerfen, weil es ihr geiſtlicher Obere ſo befiehlt. Daſſelbe gilt zum Theile auch von den philoſophiſchen Studien. Faſt immer ſteckt, trotz aller Concurſe, ein Auftrag der geiſtlichen Behörden um die ausgeſchriebene Kanzel zur vermeintlichen Wahrung guter Grundſätze unter der Jugend zu werben im Hintergrunde, und gilt als Empfehlung. Man

Digitized by Google

wage es einmal, den Wetteifer des Vortrags zu wecken, nicht lange wird es anſtehen, daß ſich unter den Jünglingen ſowohl als in den Wiſſenſchaften ſelbſt ein lebendigeres Streben regt, freilich die Hauptbedingung alles Fortſchrittes nicht zu vergeſſen, Freiheit des Vortrags! Nur dieſe vermag aus jener Kampfſchule der Privatdocenten auf den außeröſterreichiſchen deutſchen Univerſitäten die herrlichen Männer zu bilden, welche der Wiſſenſchaft zum Ruhme, den Schülern aber zum Zunder einer Flamme dient, die Zeit ihres Lebens nimmer verkohlt. Die Gebundenheit an den Buchſtaben der Vorſchrift iſt es eben, die unſere Aſſiſtenten und Subſtituten der juridiſchen Fakultät in Wien zu völlig unbrauchbaren Profeſſoren macht; nur Verordnungen und Geſetze wiſſen ſie zu zitiren, darüber dürfen ſie nicht hinaus, und der Praxis, die ihnen diesfalls den Kopf zurecht geſtellt hätte, ſind ſie immer ferne geblieben. Das Räderwerk in dieſem lang befahrenen Geleiſe zu erhalten, bezweckt auch die ganze Wirkſamkeit der Directoren und Präfecten. Neues iſt natürlich unbequem; am leichtſten fügte es ſich immerhin, wenn die Berichte gedruckt, und allenfalls nur die nöthigen Lücken offen wären für die Zahl der Schüler!

Dies die Schattenſeite unſrer Lehranſtalten. Ihre Vertheidiger finden ihre Lichtſeite darin, daß die Jugend vor Gift bewahrt bleibe. Darin ſteckt nun freilich die Frage, ob der Baum der Erkenntniß wirklich ſo giftige Früchte trage, und dann wäre es freilich das Geſcheidteſte, man riſſe ihn mit allen ſeinen Wurzeln aus dem Herzen der Erde. Da aber das Böſe nur eine Negation des Guten iſt, ſo kann das Wiſſen nur in ſeinem Erkennen beſtehen, und die Aufgabe des Lebens nicht im Verleugnen, ſondern im Erforſchen der Wahrheit ſein*).

*) An einer Verwandlung und Verbeſſerung der gegenwättigen Studienzuſtände, wird bereits ſeit zwei Jahren gearbeitet. Von den verſchiedenen Lyzeen und Univerſitäten der Monarchie ſind Profeſſoren zu einer Ausarbeitung des neuen Studienplans nach Wien berufen. Wie dieſer ausfallen wird, davon verlautet allerdings noch wenig. Das Inſtitut der Privatdocenten ſcheint jedoch allen Anzeichen nach adoptirt, wenigſtens ſind in letzterer Zeit zu mehren Fächern der poſitiven Wiſſenſchaften Privatdocenten zugelaſſen worden. In Wien leſt Dr. Würth über Rechtsgeſchichte, der Bezirksarzt Dr. Beer über gerichtliche Medizin für Juriſten, Med. Dr. Hebra über Hautkrankheiten (500 Zuhörer!) Dr. Seligmann Geſchichte der Meoicin u. ſ. w. A. d. R.

Das Beethovenfeſt in Bonn.

Rückblicke

von C. L. B. Wolff.

II.

Bonn, am 8. Auguſt. — Wir ſind jetzt in Bonn, häuslich eingerichtet inmitten großer Verwirrung; das Hotel zum Stern faßt nicht die Zahl der Gäſte, die ſich angemeldet haben und an Ruhe iſt nicht zu denken. Geſtern Morgen fuhren wir auf der Eiſenbahn herüber; zu uns hatte ſich Fiorentino geſellt, der Berichterſtatter des Conſtitutionnel; ein Italiener von Geburt, durch ſeine ſeltene Herrſchaft über die franzöſiſche Sprache übt er auch in franzöſiſchen Journalen eine Macht; mir lange ſchon ſehr ehrenvoll bekannt, durch ſeine meiſterhafte franzöſiſche Ueberſetzung des Dante, in der ſich Alles eint, was Einem ſonſt bei dergleichen Werken von drüben her juſt nicht immer zuſammen geboten wird, gründliche Forſchung, tiefes Eindringen, ſcharfe Kritik und feiner Geſchmack. Er iſt, bei der Beſchränktheit der Wohnungen, mein Stubengenoſſe geworden, und da nun zwei Dantomanen im engen Raume mit einander hauſen, ſo folgen ſich oft die Citate aus der Divina Commedia wie zu wirklichem Dialoge, Schlag auf Schlag und finden mitunter ſehr ergötzliche Anwendung, denn F. ſprudelt von Witz und die zum Sprüchwort gewordene Bezeichnung eines Egoiſten „er iſt wie Saturn, er frißt ſeine eigenen Kinder auf, um ihnen ihren Vater zu erhalten" rührt von ihm her. — Wir haben uns nun comme à la guerre mit einander eingerichtet und ein zwar ſehr hübſches und elegantes Zimmer im Erdgeſchoſſe inne, welches aber ſo eng iſt daß wir nie Beide dieſelbe Sache zu gleicher Zeit mit einander vor-

Digitized by Google

nehmen dürfen, ohne wie Kometen, die aus ihrer Bahn gekommen ſind, hart an einander zu ſtoßen. Lißt wohnt, ebenfalls mit einem Freunde zuſammen, uns gegenüber; zwar geräumiger, aber doch beſchränkter, denn ſein Zimmer wird nicht leer von Beſuchenden, Fragenden, Bittenden, Empfohlenen und Läſtigen — ich meine Solchen, die ſein Gemach als einen vortrefflichen Raum anſehn, die Zeit angenehm zu tödten. Ich ſehe ihn ſchon ſich in unſere enge Einſamkeit flüchten, um nur ruhig eine Viertelſtunde athmen zu können, wobei denn, wie überall, ſeinen nächſten Freunden das chriſtliche Amt des Petrus oder das heidniſche des Cerberus, je nachdem, zufällt.

Da Fiorentino ſich alsbald einrichtete, um ſeiner Sendung zu genügen und ich ihn nicht ſtören wollte, ſo ging ich aus, theils Freunde zu beſuchen, theils das alte, wohlbekannte Bonn, das noch ſehr eifrig mit ſeiner Toilette beſchäftigt war, zu durchſtreifen. Mein Weg führte mich nach der Feſthalle, an der mit außerordentlicher Thätigkeit und wahrem Eifer geſchafft wurde. Die Geſchichte dieſer Halle iſt merkwürdig. Für die muſikaliſchen Aufführungen hatte das Comité, eine alte Reitbahn beſtimmt, und hier das nöthige Orcheſter, die Bänke für die Zuhörer u. ſ. w. aufſchlagen laſſen; in einen ſchlechteren Stall hat man nie die Muſen, die ſich das freilich in Deutſchland ſchon oft gefallen laſſen mußten, einzuquartiren beabſichtigt; auch glaube ich nicht, daß der Raum mehr als tauſend, eng zuſammengedrängte Zuſchauer gefaßt hätte. — Lißt kam, ſah und ſiegte; obwohl der Kampf kein geringer geweſen ſein mag; ſeine gewaltige Natur überwand Alles und fand einen eben ſo mächtigen als beſcheidenen Alliirten in der Liebe Bonniſcher Bürger und Gewerke für ihre Vaterſtadt, und in dem einfachen, feinen und richtigen Gefühl dieſer Wackeren, daß eine großartige Idee auch in großartigem Raume zur Erſcheinung kommen und dieſer, wenn nicht vorhanden, eigens geſchaffen werden müſſe. Der eben ſo geniale wie beſonnene und practiſche Dombaumeiſter Zwirner in Cöln, machte den Riß zu einer würdigen Halle und ſandte ſeine beſten Conducteure herüber, um den Bau zu leiten; ein patriotiſcher Kaufmann gab für eine Vergütung, die kaum hinreicht, die erſte nothwendige Einrichtung wieder zu beſtreiten, ſeinen Garten dazu her, der ganz raſirt werden mußte; mit unglaublichem Eifer gingen die Gewerke an die Arbeit und binnen ſechs Tagen konnte die Halle gerichtet werden.

Aber laſſen wir die trefflichen Leute das ſelbſt hier wiedererzählen, wie ſie es in dem meiſterhaften Zimmermannsſpruche, am 2. Auguſt gethan, wo es heißt:

Uns aber ward' es recht ſauer gemacht,
Bis wir dieſen Bau zu Stand' gebracht.
Vorher noch ſtopften wir auf dem Wall
Voll Holz den leidigen Pferdeſtall.
Der wollt' ſchier männiglich ſchlecht behagen,
Drob hört' man immer nur Zagen und Klagen;
Bis endlich der Bürger Muth entbrannt,
Zu bauen dies Feſthaus auf eigene Hand. —
Nun galt es hier von Sträuchen und Bäumen,
Den Beethoven's-Bauplatz erſt ſauber zu räumen,
Dann mußt' aus dem freien deutſchen Rhein
Ein Wald von Stämmen herbeigeſchleppt ſein;
Da gab es ein Hauen, Bohren und Sägen,
Als wollt' man eine Brück' nach dem Mond anlegen.
Das war ein Rennen die Kreuz und Quer;
Ein Winken und Rufen dahin, daher;
Das war ein Gepolter in einem fort;
Kein Menſch konnte hören ſein eignes Wort.
Und als nun das Holz gezimmert kaum,
Da ſetzt man die Ränder — Baum für Baum —
Und Rahmen, Scheeren, Binder und Bug
Wurden aufgeſchlagen gleichwie im Flug. —
Da ſtanden die Gaffer mit offnem Maul;
Sie ſprachen: „Das Volk iſt zwar bei Gott nicht faul;
Doch fertig wird nimmer das Rieſenzelt!
Wie wär' denn das möglich in aller Welt?"
Und mancher Duckmäuſer macht ein pfiffig Geſicht.
Und lacht in's Fäuſtchen, wenn man alſo ſpricht.
Das Geſchwätz hielt aber den Bau nicht auf:
Wir ſchafften nur deſto tapfrer drauf,
Bis der letzte Sparren war aufgeſchoben,
Worauf ich nun luſtig ſteh' hier oben.
Betrachtet jetzt recht, ihr Lieben alle,
Den Wunderbau, die Beethoven-Halle.
In ſechs Tagen ward ſie dahingeſtellt.

Dieſe Halle iſt ein wahres Meiſterwerk; in Baſilikenform angelegt, mißt ſie, wie die ſo gut wie officielle Anmerkung unter dem Zimmerſpruche beſagt, 200 Fuß in der Länge, 75 Fuß in der Breite, 41 Fuß Höhe des Mittelſchiffes, 24 Fuß Höhe der Seitenſchiffe;

Digitized by Google

die Pfeiler ſtehen im Querdurchſchnitte 35 Fuß und im Längendurchſchnitt 14½ Fuß von einander ab. Außerordentlich ſchön iſt der Dachſtuhl und das Ganze macht einen impoſanten Eindruck. Sie wird bequem 4000 Menſchen faſſen können, das Orcheſter mit ſeinen Räumen abgerechnet, denn ſie hat 1800 Fuß Flächeninhalt mehr als der berühmte Gürzenich in Cöln. Heute, da ich dies ſchreibe, ſoll ſchon eine Probe darin gehalten werden, ſo weit iſt Alles bereits vorgerückt.

Die Fremden, die Mißverſtändniſſe und disappointments häufen ſich. Spohr iſt angekommen und hat ſchon eine Probe dirigirt; von und nach Cöln ſind bereits Extrazüge angeordnet. Im „Stern" nehmen die anweſenden Künſtler bei der Mittagstafel einen eigenen Tiſch für ſich ein; es ſind bedeutende Namen darunter, wie Staudigl, Fräulein Tuczek, die mit der ganzen Meiſterſchaft des Geſanges eine ſo liebenswürdig anſpruchsloſe Perſönlichkeit verbindet, Oury mit ſeiner Frau, der gefeierten Pianoforteviruoſin, einſt Fräulein von Belleville, und bei ihnen der alte engliſche Biograph Beethoven's, ein Herr Gardener aus Leiceſter, ein Mann, den Achtzig nahe, aber jugendlich rüſtig; Futis und noch viele mehr. Wer zählt die Völker, nennt die Namen? — Es wird ſchwer, ein Unterkommen zu finden und hier und dort hört man harte Klagen. Ich ſehe nur Lißt den bedeutenden Fremden die Honneurs machen, ſonſt faſt Niemanden; freilich kannte er auch alle perſönlich und wiederum Alle ſeinen Eifer, Freunden das Leben zu ſchmücken. So auch hier, wenn Jemanden eine Artigkeit wiederfährt, eine Freundlichkeit erzeigt wird, ſie geht gewiß von ihm aus.

Mit großer Freude begrüßte ich die lieben Wiener Bekannten, die trefflichen Collegen aus dem Supiritum wieder: Holz, Hoven und Fiſchhof. Sie waren reich an intereſſanten Mittheilungen über Beethoven, an Autographen des großen Mannes und an Berichtigungen für den ami de Beethoven, Herrn Schindler; beſonders hatten ſie ein Document, aus dem auf das Schlagendſte hervorging, daß Herr Schindler zwar ami de Beethoven, aber Beethoven keineswegs ami de Schindler geweſen; es war ein eigenhändiger Brief Beethoven's an ſeinen Neffen, der das über alle Begriffe deutlich beſagte. Auch das Capitel von Beethoven's Armuth widerlegten ſie ſiegreich und wieſen nach, daß er 18,000 Gulden in Staatspapieren

hinterlaſſen. Es liegt im Charakter der Wiener, daß je geiſtreicher ein ſolcher iſt, deſto wohlwollender iſt er auch; ihre Herzensgüte tödtet nie den Feind, wenn ſie ihn auf's Haupt geſchlagen haben, ſondern läßt ihn ſtets laufen und giebt ihm noch obendrein ein Viaticum. Die Nachricht ging, daß es Herrn Schindler gelungen ſei, Beethovens künſtleriſche Hinterlaſſenſchaft, die in ſeinen Beſitz übergegangen, ſehr vortheilhaft gegen ein Anzahlungscapital und eine Leibrente zu verkaufen, und die ſeelenguten Menſchen freuten ſich darüber und gönnten ihm das von Herzen gern *). Dieſer Herr Schindler erinnerte mich übrigens an Grandville's animaux peints par eux même; es findet ſich dort irgendwo ein Blutegel mit einem Fracke angethan, der ihm frappant ähnlich ſieht, körperlich nämlich. Derſelbe — Hr. Schindler nämlich, nicht der Blutegel, der iſt beſcheidener — ſoll auch geglaubt haben, es zieme ihm allein, Präſident des Beethovencomité zu werden und ſich ſehr gewundert, daß er es nicht geworden.

Intereſſant iſt es, die verſchiedenen Perſönlichkeiten zu beobachten, denen Allen mehr oder minder der liebe Gott den Stempel des Genius und die Marken des Talentes aufgedrückt hat. Am Meiſten imponirt Spohr der Meiſter. Körper und Geiſt ſtehen bei ihm harmoniſch im Einklang; ſeine großartige Ruhe, ſeine bewußte Sicherheit charakteriſiren den ſchaffenden Denker, der ſich und ſeine Welt gleich entſchieden beherrſcht und nach dem Höchſten unabläſſig und feſt ſtrebt, weil die Schönheit und das Gute deſſen weſentlichſte Beſtandtheile ſind. So flößte er durch ſein Weſen neben der ihm ſo reich gebührenden Verehrung, in Allem ein unerſchütterliches Zutrauen ein, und ſeine Erſcheinung iſt höchſt wohlthuend, möge er, ein erfahrner Feldherr, die Tonmaſſen ordnen und leiten oder an der Tafel unter

*) Wie glaubwürdige Aachener erzählen, ſo hat dieſer Nachlaß auch noch eigenthümliche Schickſale gehabt. Sie berichteten nämlich — verbürgen kann ich es freilich nicht, doch klingt es auch nicht eben märchenhaft — Herr S. habe denſelben bei einem dortigen Kaufmann gegen eine anſehnliche Summe verſetzt und die Friſt ſei abgelaufen, ohne daß es ihm möglich geworden, das Pfand auszulöſen. Ein Dritter ſoll nun den Thatbeſtand nach England geſchrieben und von dort die Antwort erhalten haben, der Inhaber ſolle nur noch eine geringe Friſt geben, weil man die Mittel zur Auslöſung ſchaffen wolle; dies aber hätte der ſpeculative Kaufmann benutzt, an paſſendem Orte anzudeuten, England ſpeculire auf den Nachlaß, und den König von Preußen nun eben ſo raſch wie vortheilhaft für die Betheiligten den Handel abſchließen zu laſſen.

Freunden behaglich das Leben genießen; er iſt immer derſelbe, immer wahr, ſicher, feſt, entſchieden ruhig und wohlwollend, ein echter deutſcher Meiſter.

III.

Bonn, am 10. Auguſt. — Heute hat das Feſt begonnen mit dem erſten von Spohr dirigirten Concerte. Morgen ſollte die Inauguration der Statüe ſein; aber wegen der Ankunft der Königin Victoria im **Brühl**, fand das Comité für gut, es auf Uebermorgen zu verlegen, weil „die hohen Herrſchaften die Enthüllung des Monumentes vielleicht mit ihrer Gegenwart beehren." Darüber iſt hin und wieder manche Unzufriedenheit laut geworden, und es erheben ſich überhaupt viele Stimmen, namentlich von fremden Ehrengäſten und Deputirten gegen das Comité, das ſich, zwei oder drei Mitglieder abgerechnet, ſehr wenig um die ausländiſchen, eigens eingeladenen Notabilitäten zu kümmern ſcheint, und dieſe getroſt Gott und ſich ſelbſt überläßt. Der Fehler liegt wohl darin, daß nicht eine Fraction des Comité mit permanenter Sitzung, als beſondere Sorge für die Fremden tragend, deputirt wurde und ſich junge Männer zugeſellte, an denen es doch in Bonn nicht fehlen kann, die die Honneurs zu machen wiſſen und es gern thun. Mit den Nachweiſungen auf dem Rathhauſe iſt am Wenigſten und den Wenigſten gedient, und bereitwillige und thätige perſönliche Vermittelung das Einzige, wodurch vielen Uebelſtänden abgeholfen werden kann. Mehr als ein fremder Gaſt klagt von einzelnen Herren des Comité unfreundlich, ja unhöflich bei ganz gerechtem Anſuchen behandelt worden zu ſein; und namentlich ſind zwiſchen den Wiener Deputirten und dem Comité ſehr harte Dinge zur Sprache gekommen. Freilich haben die Einzelnen der Direction ſo viel mit den Einzelnheiten des ganzen Feſtes zu thun, daß ihnen nicht zuzumuthen iſt, ſich um die einzelnen Individuen beſonders zu bemühen, aber Höflichkeit iſt doch überall ein wünſchenswerthes Ding, und dieſe ſollte nicht als überflüſſig betrachtet werden. Ich weiß ſehr wohl, daß mancher Fremde glauben mag, das Recht zu Prätenſionen zu haben, eben weil er ein Fremder iſt; ſolche Käuze gibt es auch, nur darf nicht vergeſſen werden, daß jeder, auch der nicht ausdrücklich eingeladene Beſucher, immer ein Gaſt der Stadt Bonn an dieſen Tagen, und daß

das Gaſtrecht heilig iſt. Soviel an mir iſt — denn die Nicht-Deutſchen wenden ſich, durch Liſzt dazu veranlaßt, mit Fragen und Wünſchen faſt Alle an mich, da obendrein Viele der Meinung ſind, ich ſei ein Bonner Profeſſor — ſuche ich zu beruhigen und zu beſchwichtigen, namentlich wenn ſie über unerwiederte Viſiten und ähnliche Dinge klagen, indem ich ihnen vorſtelle, daß ein Comité-Mitglied bei dem beſten Willen jetzt wahrlich nicht die Zeit dazu habe; unzufrieden bleiben die Gemüther aber doch immer, und einzelnen, leicht Empfindlichen wird das ſchöne Feſt geſtört, und ſie nehmen einen getrübten Eindruck mit nach Hauſe.

Bonn hat ſo ziemlich ſeine Toilette vollendet, und namentlich der Markt ſieht recht feſtlich aus; auf allen Häuſern wehen Fahnen in den bunteſten Farben, und für alle Nationen wird luſtig geflaggt; natürlich daß die preußiſchen National- und die Bonner Stadtfarben vorherrſchen. In allen Straßen iſt das regſte Leben, vorzüglich in der Gegend der Feſthalle, denn dahin richtet ſich faſt jedes Neuangekommenen erſter Gang und mit Recht. Die Journaliſten ſind in großer Menge eingerückt, und Fiorentino, der bisher allein war, verliert ſich jetzt unter der Menge der Collegen, denen er jedoch einen bedeutenden Vorſprung abgewonnen hat, da ſein erſter, ſehr wichtiger Artikel ſchon vorgeſtern an den Conſtitutionnel abgegangen iſt. Von London ſind hier Chorley für das „Athenaeum", Grüneiſen für „Morning-Poſt", Canny für die „Times", Daviſon für das „Muſical-Journal", ein Anderer, deſſen Namen mir entfallen, für das „Morning-Chronicle", French-Flowers für die „Literary Gazette" u. ſ. w.; aus Paris, Elwart für die „Preſſe", Eugène Guinoſt (Durand), Jules Janin u. A. m. — Jules Janin, der mich am meiſten intereſſirte, ſah ich zuerſt geſtern in einer Concertprobe, wo mich ein ſehr lieber Freund, L., Heine's Mirabeau der Lüneburger Haide, auf ihn aufmerkſam machte und ich mich im Stillen über ſeine eben ſo lebhafte als gerechte Anerkennung der Kunſtleiſtungen, beſonders der drei ausgezeichneten Sängerinnen, Fräulein Schloß, Sachs und Tuczeck freute. Am Abend wurden wir einander vorgeſtellt, und ich hatte gleich darauf Gelegenheit, mich außerordentlich über ihn zu amuſiren. — Die Portraits, welche in Deutſchland von ihm bekannt ſind, haben alle das Verdienſt der Aehnlichkeit; er beſitzt eine mittelgroße, wohlbeleibte Figur, und ſein Geſicht verräth, beſonders ſein

Digitized by Google

Auge — neben vieler Schalkhaftigkeit und Klugheit, ſehr viel Bonhommie, was auch Grundzug ſeines Charakters zu ſein ſcheint — dabei iſt er ſehr beweglich und lebendig, ohne jedoch fahrig zu ſein.

Nach dem Abendeſſen im Stern unterhielt er ſich mit zwei Engländern — ebenfalls Journaliſten — über Shakſpeare, mit haſtigen Zügen dabei eine Cigarre rauchend und himmliſche Dinge ſagend, unt. A. Votre Shakspeare est un grand poète, mais il n'avait pas d' invention. — Il savait élargir une pensée, comme par exemple, und nun citirte er die Schilderung des alten Apothekers aus Romeo und Julie in einer franzöſiſchen Ueberſetzung ziemlich wörtlich — und fuhr dann fort — Ah, je connais mon Shakspeare moi; c' était un grand poète: mais comme je vous dis, il n' avait pas d' invention; il n'a rien inventé lui, tant ce qu' il a fait était déjà fait avant lui; il y avait deux Lear et trois Macbeth avant son Lear et son Macbeth. — Auf dieſe Weiſe ging es fort, und wenn einer der Engländer etwas dagegen bemerkte, ſo brachte er ihn durch irgend einen ſchlagenden Einfall zum Lachen und Schweigen. Ich ſtand lange ſtumm dabei und ſagte endlich zu einem der Beiden auf engliſch, wie es möglich ſei, ſich ſo über den größten Dichter ſeines Landes zu unterhalten; dieſer aber erwiderte mir lächelnd: You must confess, he (Janin) is very amusing. (Sie müſſen geſtehen, daß er ſehr amuſant iſt.)

Heute Morgen kam er zu mir herunter und holte mich zu ſich hinauf, um ſich von mir den Text der Cantate wörtlich überſetzen zu laſſen, die er dann auf ſeine Weiſe in das Franzöſiſche übertrug, hier wegließ, dort zuſetzte, ſo daß mein armes Kind ein eigenthümliches Gewand bekam. Es fiel mir jedoch nicht ein, dagegen zu proteſtiren, ich kenne das ſchon; macht man einem Franzoſen derartige Einwürfe, ſo antwortet er ſehr artig: Oui, c'est fort beau, mais ce n' est pas français, und damit hat es ſein Bewenden. Uebrigens wurden wir jeden Augenblick durch Beſuch geſtört, denn namentlich die Künſtler aller Nationen wetteiferten dem Fürſten des franzöſiſchen Feuilletons ihre Huldigungen darzubringen.

Das Abendconcert unter Spohr's Leitung, Beethoven's große Meſſe und die neunte Symphonie mit dem Schiller'ſchen Hymnus an die Freude übten einen gewaltigen Eindruck. Ueber Muſik verſtehe ich nicht zu ſchreiben, und wenn ich es auch verſtände, würde

ich es doch nicht thun; beſchriebene Muſik iſt wie ein gemalter Kuchen, davon wird Niemand ſatt.

IV.

Bonn, d. 12. Auguſt. — Geſtern war die Taufe eines Dampfſchiffes, dem der Name Beethoven gegeben wurde, und auf dem man nachher eine Partie nach Nonnenworth machte. Ich zog es vor, da mir weder Schiffstaufen noch Nonnenworth etwas Neues waren, mit einigen Freunden nach Cöln zu gehen. Wir verbrachten den Tag ſehr heiter und wollten zur rechten Zeit auf der Eiſenbahn nach Bonn zurückkehren, aber wir hatten die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Als wir uns auf dem Bahnhofe einſtellten, fanden wir ihn geſperrt und eine unzählige Menſchenmaſſe vor demſelben verſammelt; die Königin von England war eben angekommen, und ehe der Zug, der ſie nach dem Schloſſe Brühl bringen ſollte abgegangen, konnte Niemand angenommen werden. Die Abfahrt verzögerte ſich, die Zeit für den nächſten Bahnzug war ſchon da, die Menge vergrößerte ſich unglaublich, denn die ſchauluſtigen Cölner wollten dem großen Zapfenſtreiche im Brühl beiwohnen, und noch immer wurden keine Anſtalten gemacht; ſogar die gegenüber in einer beſonderen Bude angebrachte Billetkaſſe blieb verſchloſſen, und keine Bitte noch Forderung, wenigſtens Billets auszugeben, ward erhört. Dazwiſchen donnerten die Kanonen, und laute Hurrah begrüßten die engliſche Königin. Einige Damen, die am folgenden Tage in Bonn mitwirken ſollten, und zwar in bedeutendſten Partieen, hatten ſich im Gedränge unſerer Obhut anvertraut, und waren nun in der größten Angſt, gar nicht nach Bonn zu kommen. Wir ſchlugen ihnen daher vor, in die Stadt zurückzukehren und dort Extrapoſt zu nehmen, worein ſie mit Freuden willigten. Als wir aber uns mit vieler Mühe durchgewunden, einen Fiaker und in dieſem das Poſtamt erreicht hatten, erwartete uns ein neuer Strich durch unſere Rechnung; der dienſtthuende Secretär hatte nämlich beſtimmten Befehl, nur amtlichen Courieren und ſonſt Niemanden Extrapoſt zu geben. Eine perſönlich angebrachte und ſehr freundlich aufgenommene Bitte bei dem Oberpoſtdirector, den wir glücklicher Weiſe noch zu Hauſe trafen, half uns jedoch aus aller Noth; wir bekamen einen Omnibus und erreichten nach einer ſehr heiteren Fahrt um Mitternacht Bonn. Im

Digitized by Google

Hotel fand ich die Fremde noch auf, alle Reporter eifrig mit Schreiben beſchäftigt. An Schlaf iſt übrigens in dieſem überfüllten Stern nicht zu denken; bis drei Uhr geht es fortwährend Trepp' auf, Trepp' ab, und um ſechs Uhr wecken mich ſchon wieder Leute, die man Gott weiß wo im Hauſe untergebracht hat während der Nacht, und die nun im Hofe vor meinem Fenſter frühſtücken, froh hier eine Bank, einen Tiſch und einen guten Morgenimbiß zu finden. — Für die Bonner Wirthe, Bäcker, Metzger u. ſ. w. iſt es ein wahrhaftes Feſt, an das mancher fremde Gaſt noch lange denken wird, denn hin und wieder kommen enorme Prellereien zu Tage, namentlich für Zimmer. So hat eine Geſellſchaft von zwölf Perſonen z. B. für ein Mittagseſſen in einem Saal funfzig Rthlr. Miethe zahlen müſſen für den bloßen Raum: das Diner natürlich noch beſonders!

Heute fand nun die feierliche Enthüllung des Monumentes Statt. Um acht Uhr verſammelten ſich die Ehrengäſte auf dem Rathhauſe und wurden gegen neun Uhr dem großen Zuge einverleibt, der ſich zur Kathedrale bewegte, wo feierliches Hochamt und Aufführung von Beethovens zweiter Meſſe unter Prof. Breidenſteins Direction Statt fand. Von dort ging es nun nicht gleich zur Inauguration, ſondern man zerſtreute ſich und ſammelte ſich erſt ſpäter wieder, was freilich manches Gemüth aus der feierlichen Stimmung herausbrachte. Endlich bewegte ſich der Zug wieder über den Markt, man ſchloß ſich raſch an, gelangte auf die Tribune und — wartete hier nun lange Zeit auf die Ankunft der Monarchen und Fürſten. Da ich mich in ſehr guter Geſellſchaft befand, ſo wurde mir die Zeit eben nicht lang, obwohl drohende Regenwolken über den Häuptern dahin zogen, ein ſtarker Wind wehte und die Sonne zwiſchendurch heiß brannte. Auch gab es allerlei angenehme und unangenehme Intermezzo's; die letzteren wurden meiſt durch die Fingerfertigkeit franzöſiſcher Taſchendiebe herbeigeführt, von denen einige zwanzig mit den beſten Päſſen als Bewunderer Beethoven's verſehen, hier gegenwärtig ſein ſollen. Einen derſelben ertappte man in flagranti; er gebrauchte nämlich das Manöver, zu thun, als ob er gedrängt würde, warf ſich dabei auf den nächſtſtehenden, deſſen Bruſt mit ſeinem hochgehaltenen Hute bedeckend, und unter dieſem nun des Anderen Buſennadel, Brieftaſche, Uhr u. ſ. w. ſtehlend. Glücklicher Weiſe hatte eine Dame es bemerkt und es einigen Chargirten der

Studenten angezeigt, die nun mit großer Ruhe den gewandten Spitzbuben festhielten, von der Tribune fortbrachten und der Polizei überlieferten. Der Gauner war ein Mann von ungefähr zweiunddreißig Jahren, einfach aber elegant gekleidet, einen Flor um den Hut und einen Schnurrbart tragend. Er proteſtirte franzöſiſch gegen alle Gewalt, und erklärte, nicht zu begreifen, warum man ihn arretire; doch vergebens, er wurde in Verwahrſam gebracht. Ein Polizeioffiziant, der neben uns ſtand, erzählte, dieſer ſei nun ſchon der neunte Franzoſe, den man auf der That ergriffen. — Geſtohlen iſt übrigens furchtbar worden, und faſt keiner meiner Bekannten verſchont geblieben; ſo hat z. B. Fiorentino eine ſehr ſchöne goldene Uhrkette eingebüßt, ein Verluſt von tauſend Francs, ein alter Huſarenmajor ſeine Brieftaſche mit mehreren hundert Thalern, ein Holländer ebenfalls eine Brieftaſche, ja ſogar der Oberbürgermeiſter von Bonn ſeine Portefeuille, ein Freund von mir ſeine Börſe mit einigen hundert Friedrichsdor, der Bruſtnadeln, Armbänder, Taſchentücher u. ſ. w., welche vermißt werden, nicht zu gedenken. — Ich bin noch wohlfeil weg gekommen; mir ſind nur hinter einander drei ſeidene Taſchentücher entwendet, und im Herausgehen aus dem Concerte, wo das Gedränge auf dem Perron groß war, ein Regenſchirm aus der Hand geriſſen worden. Noch beſſer iſt es Liſzt gegangen, dem ein leichter Mantel ſo gut wie von den Schultern geſtohlen wurde.

Endlich trafen die Fürſtlichkeiten ein, ſtiegen im Fürſtenberg'ſchen Hauſe ab und zeigten ſich bald nachher auf dem feſtlichgeſchmückten Balcon deſſelben Gebäudes. — Die Feierlichkeit der Inauguration des Monumentes begann nun, und nach einer kurzen Rede des Comité-Präſidenten Breidenſtein, welche, wie es gewöhnlich bei ſolchen Gelegenheiten geht, nur die Nächſten verſtanden, und deren Kürze daher Alle lobten, ſank die Hülle, und die Statue des großen Meiſters ſtand frei da, durch ein Spiel des Zufalls in dieſem Augenblicke gerade überaus vortheilhaft beleuchtet. Es war der großartigſte Moment des ganzen Feſtes. — Hähnel's Statue iſt ein Meiſterwerk, Neid, Mißgunſt und Beſſerwiſſerei mögen ſagen, was ſie wollen. Beethoven's perſönliche Erſcheinung war keine für die plaſtiſche Kunſt günſtige, zwiſchen Körper und Kopf herrſchte ein Mißverhältniß, und die Aufgabe zeigte ſich um deſto ſchwerer, als der Bildner der Statue ſich an die ſtrengſte Wirklichkeit unſeres Le-

Digitized by Google

bens halten und doch dieſelbe weit über Lebensgröße ausführen und den Forderungen der allgemeinen Schönheit genügen mußte. Beethoven trägt ſeinen täglichen Anzug (Ueberrock und lange Beinkleider), über den er einen Mantel geworfen hat: in der Rechten hält er einen Griffel, in der Linken eine Schreibtafel; man ſieht ſeinen Antlitz an, daß ein großer Gedanke ſich in ſeiner Seele geſtaltet, den er eben im Begriffe iſt, aufzuzeichnen; ſeine Stellung iſt die des Vorſchreitens. Der Kopf iſt außerordentlich ſchön und wahr; eben ſo geiſtreich die Drappirung, namentlich auf der linken Seite; ungefällig erſcheinen dagegen die Beine, von denen nur der untere Theil ſichtbar iſt; dafür kann aber Hähnel nicht, warum tragen wir jetzt ſo unmaleriſche Inexpreſſibles, die ſich ſo ungraziös anlegen und in Erz wie verkleiſtert ausſehen. Dringt man einmal auf modernſte Tracht, ſo muß man ſich das gefallen laſſen. Gerade um dieſer Schwierigkeit Willen erſcheinen mir die einzelnen Motive bei dieſer Statue meiſterhaft. Ueberaus ſinnig und idealiſch ſchön ſind ferner die vier Basreliefs: die Phantaſie, die Symphonie, die geiſtliche und die dramatiſche Muſik darſtellend. —

Daß die Fürſtlichkeiten ſo placirt waren, um von der Statue nur den Rücken zu ſehen, wurde gleich aufgefaßt, und gab zu vielen Bemerkungen Anlaß; ein Wiener meinte: Beethoven bleibt ſich gleich im Leben wie im Tode, er dreht den Königen den Rücken und wendet ſich zum Volk. — Es war eine Ungeſchicklichkeit, die leicht hätte vermieden werden können, da es hier nicht an Raum fehlte, um eine beſondere Tribune für die hohen Beſuchenden einzurichten.

Ein vom Comité-Präſidenten komponirter ſehr ſchöner Hymnus des Domherrn Wilhelm Smets folgte nun, und dieſem noch ein Feſtgruß des Herrn Comité-Mitgliedes Kneiſel nach einer bekannten Melodie, in welchem patriotiſch erſt Bonn ſeinen Sohn Beethoven, dann die Künſtler, die das Monument verfertigt, und zuletzt ſich ſelbſt leben ließ. Ich habe keine Kenntniß von muſikaliſchen Dingen; ein berühmter deutſcher Componiſt ſagte aber als wir fortgingen zu mir: Bei der nächſten komiſchen Oper, die ich componire, lege ich das Thema des Herrn Breidenſtein als Hauptmotiv unter.

Liſzt's Cantate iſt in das Künſtlerconcert des morgenden Tages hineingeſchoben worden. Liſzt ſchweigt. —

Heute häufte ſich die Zahl der Beleidigten und Gekränkten bis

zum Unglaublichen, und es kamen ſeltſame Dinge zum Vorſchein; Piſchek verweigerte man den Zutritt, als er im Chore mitſingen wollte zu Ehren Beethovens; Schneider von Deſſau iſt wieder abgereiſt, weil er nicht einmal ein Unterkommen finden konnte; Lindpaintner hat man erſt dann eingelaſſen, als Spohr den Herren auch ſeine Karte wiederzugeben drohte, und noch viele andere (wohlverſtanden: Notabilitäten) klagen über entſchiedene Grobheiten, die ihnen zugefügt und geſagt worden, und ſchicken ſich an, fortzugehen. — Mich betrübt das unendlich; das ganze künſtleriſche Europa hat in dieſem Augenblicke die Augen auf Bonn gerichtet, und was ein paar Ununterrichtete und Ungeſchickte thun, wird nicht Bonn, ſondern den Deutſchen in die Schuhe geſchoben. Namentlich die Engländer ſind ſehr aufgebracht.

Mit dem Concerte dieſes Nachmittags, das eigentlich Liſzt hätte allein dirigiren ſollen, deſſen Leitung er aber mit Spohr theilte, waren die Muſikverſtändigen nicht zufrieden, obwohl Einzelnes vortrefflich executirt wurde. Ich enthalte mich um ſo mehr jedes Urtheils, da die muſikaliſchen Zeitungen ſchon ausführlich darüber berichten werden.

Am Abend Illumination und großes Gedränge in den Straßen, mir ſcheint aber die rechte Freudigkeit zu fehlen; ich meine nicht mir, ich meine der Stadt; mir freilich auch, denn ich bin leider ſtiller Zeuge von Manchem geweſen, von dem ich lieber mit Dante ſage

— — — che'l tacere è bello.

V.

Coblenz, am 15. Auguſt. — Wohl mir, ich athme wieder; hier iſt zwar auch viel Lärm und Treiben, aber man iſt doch Herr ſeines Zimmers und ſeines Selbſt. Ich will nun raſch die vorigen Tage zuſammenfaſſen, von deren erſtem leider nicht viel Erfreuliches zu melden iſt, da das Feſt mit ihm auf eine wunderliche Weiſe endete.

Wer doch Ahnungen hätte, wie die Tante in einem Roman der Henriette Hanke, und ſich, von ihnen gewarnt, am frühen Morgen eines ſolchen dies nefastus, gleich wieder zu Bett legte! Wäre ich nicht leider ein Freigeiſt in dergleichen Dingen, ich hätte das auch gethan, denn ſchon am frühen Morgen bekam ich eine Wunde in

Digitized by Google

meine bisher ſo ſorgſam geſchonte Achillesferſe, d. h. trotz aller meiner Höflichkeit, die ich mir zum Geſetz hier gemacht, mußte ich von einem verehrten Comité-Mitgliede mich über alle Maßen grob behandeln laſſen. Der bisherige erſte Tenor nämlich war krank geworden, und der wackere muſikfeſte Goetze von Weimar, der in Kreuznach eine Badekur brauchte, eigens in aller Eile gekommen, um bei dem großen Mangel an Soloſängern ſeinen gewünſchten Beiſtand nicht zu verſagen. Leider hatte er ſich aber auf dem Dampfſchiffe heftig erkältet bei dem abſcheulichen Wetter, und in Bonn, wo er Montag eingetroffen, bis Mittwoch Morgen das Bett hüten müſſen. Während alle Uebrigen nun ſich bereits in das Concert begaben, war er noch zurück geblieben, um ſeine Partie noch ein Mal am Piano durchzugehen, und ich hatte es übernommen, ihn zum Orcheſter zu geleiten, da man ihm, dem gänzlich Unbekannten, eben ſo gewiß Schwierigkeiten gemacht haben würde, wie man es Anderen gethan. Während ich nun vor der Thür neben dem offenen Wagen ſtand, und friedlich eine Cigarre rauchend, auf ihn wartete, kam plötzlich ein mir unbekannter Herr mit der Comitéroſe geſchmückt, fragte nach mir und inſinuirte mir, als ich mich ihm zu erkennen gab, den Befehl, Herrn Goetze ſogleich nach dem Concerte zu bringen. Sehr erſtaunt aber ſehr höflich erwiderte ich ihm: das ginge nicht ſo raſch, wie er wünſche, da Herr G. noch mit ſeiner Partie beſchäftigt ſei. Er wiederholte nun die Aufforderung, und als ich ihm bemerkte, daß es bei der vorherrſchenden Verwirrung namentlich unter den Sängern nicht auf einige Minuten früher oder ſpäter ankommen könne, erhielt ich die überraſchende Antwort: „Wie können Sie von Verwirrung reden? die Verwirrung iſt allein durch diejenigen Fremden veranlaßt, welche Anſprüche auf Ehrenkarten machen, ohne das Recht dazu zu haben!“ — Da er nun als Mitglied des Comité wiſſen mußte, daß ich auf keinen Fall zu dieſer Kategorie gehöre, ſondern ogar über den Domherrn Smets und mich in dieſer Hinſicht ein eigener eben ſo gütiger als ehrenvoller Beſchluß des Comité vorhanden ſei, ſo antwortete ich ihm ſehr befremdet: „Aber ich bitte Sie, was ſagen Sie das mir? Was geht denn das mich an?“ — Statt einer Entſchuldigung aber wiederholte der treffliche große Comité-Unbekannte daſſelbe wörtlich noch ein Mal, und mir blieb nun nichts

übrig, da Herr Goetze gerade heraus kam, als mit diesem in den Wagen zu steigen, fortzufahren und den höflichen Mann auf offener Straße mitten in seiner Philippica stehen zu lassen. — In der Halle angekommen, brachte ich G. glücklich durch die Menge auf das Orchester und wandte mich dann zu einem mir bekannten Comité-Mitgliede mit der Frage, wer sein höflicher College sei? — Mein Erstaunen war nicht gering, als man mir seinen Namen nannte und das Vorgefallene als ein Mißverständniß zu erklären suchte; ein anderes Comité-Mitglied, das hinzu trat, meinte jedoch, ich sei von jenem Herrn noch sehr artig behandelt, und beruhigte mich mit biblischen Worten: Sprüche Salomonis 29, 9. — So bin ich denn auch nicht leer ausgegangen.

Die königlichen Besucher des Concertes kamen erst sehr spät, gerade als die Cantate zu Ende war, denn Liszt hatte nicht länger mit dem Anfange des Concertes zögern wollen. Damit wurde denn der Wunsch Vieler erfüllt; aber siehe, die Majestäten ließen um die Wiederholung ersuchen, und nun schrieen eben jene Wünschenden über Liszt's Arroganz, dem Publikum zwei Mal hinter einander dieselbe Composition vorzuführen, und man hörte schon im Concerte heimliches Murren, und man fand bösen Willen, an dem es überhaupt nicht gefehlt hat. Was Liszt's grade Seele gelitten hat durch alle diese niedrigen Umtriebe, die er schweigend ertrug, das wußten wir, seine nähern Freunde am Besten wir sahen es ihm an. Gegen Gemeinheit und Dummheit kämpfen selbst die Götter vergebens. Wer in Deutschland auf dem Altare eines großen Genius das Opfer niederlegen will, wozu ihn sein Herz treibt, der bleibe damit in seiner Stube; draußen ist er verloren.

Die Königin wurde mit der englischen Nationalhymne empfangen, die englisch konnten, sangen: God save the Queen, die Anderen: Heil dir im Siegerkranz. Die Aufmerksamkeit auf die Musik war nun hin, und als nachher, nachdem die hohen Gäste wieder den Saal verlassen, einzelne Künstler Piecen vortrugen, die nicht recht dahin paßten, wurde zuletzt die Menge ungeduldig und verlief sich, so daß das Concert ohne eigentlich zu Ende zu kommen, endete, und mit ihm der ganze musikalische Theil des Festes.

Aber ein hübsches Nachspiel harrte noch der Gäste. Auf dem

Digitized by Google

ausgegebenen Programm ſtand wörtlich: „Mittwoch, den 13. Auguſt, Mittags 1 Uhr, Feſteſſen im Gaſthofe zum Stern, den übrigen Gaſthöfen und dem großen Saale der Leſe- und Erholungs-Geſellſchaft.“ Wer im Stern logirte, wollte natürlich auch dort eſſen; viele Leute, die nicht dort logirten, hatten das auch gewollt und ſich dazu einzeichnen laſſen, und ſo war hier ein ungeheures Gedränge, noch dadurch vermehrt, daß vor der beſtimmten Speiſeſtunde Niemand in den Saal gelaſſen wurde. An eine innere Ordnung der Tafel, an einen Präſidenten, an eine vorherige Anmeldung der Toaſts war nicht zu denken; die Feſttafel war eine gewöhnliche table d'hôte und nur feſtlich dadurch, daß ſie das Doppelte hinſichtlich des Couverts koſtete. Ich ſaß ſehr ruhig am mittleren Tiſche und dachte nicht im Entfernteſten daran, einen Toaſt auszubringen, als plötzlich Jemand vom Comité, und als zu demſelben gehörend mir ſehr wohl bekannt, zu mir kam und mich im Namen des Comité erſuchte, den dritten Toaſt auszubringen. Ich erklärte mich bereit, und erfuhr nun auf ferneres Befragen, daß der erſte Toaſt Seiner Majeſtät dem Könige, der zweite den Manen Beethovens und der dritte mir übertragene den drei muſikaliſchen Directoren des Feſtes gebracht werden ſolle, den Herren Spohr, Liſzt und Breidenſtein. Es machte mich bedenklich, daß man gerade mich, den Fremden, darum erſucht hatte, da es einem Bonner weit mehr geziemt hätte, indeſſen meine Zuſage war einmal gegeben, und ſo wollte ich denn nicht zurücktreten, um ſo mehr, als es mich beſonders freute, Spohr öffentlich meine innige Verehrung ausſprechen zu können. Als ich mich eben dazu anſchicken wollte, nachdem die Reihe an mir war, trat Jemand, den ich nicht näher kannte, auf mich zu und ſagte mir: „Ich warne Sie, Herr Profeſſor; ein ſehr großer Theil der Anweſenden iſt mit dem Comité höchſt unzufrieden, namentlich Kölner und Düſſeldorfer, und wird gerade dieſe Gelegenheit benützen, ſeinen Unwillen zu erkennen zu geben, Sie bringen das letzte Drittel Ihres Toaſts nicht durch.“ — Nun war die Sache zur Ehrenſache geworden und es galt, eine ſolche Demonſtration zu verhindern. Ich erhob mich daher ſogleich, und ward, zu meiner Verwunderung, noch ehe ich den Mund geöffnet, mit lange dauerndem Applaus begrüßt. Dies gab mir Muth; was ich über Spohr und Liſzt ſagte, wurde mit lautem Beifall be-

grüßt. Durch gerechte Anerkennung von Liſt's wirklichen langjährigen Verdienſten und unermüdlichem Eifer für das Beethoven-Denkmal und durch eine Wendung am Schluſſe, in der ich raſch den ganzen Toaſt zuſammenfaßte, vereitelte ich nun jene Abſicht, wenn anders eine ſolche vorhanden war, was ich jedoch nicht ganz in Abrede ſtellen will, denn als ich geſchloſſen hatte, kamen gänzlich Fremde zu mir, ſtießen mit mir an und ſagten, ich ſei ein ſehr geſchickter Schiffer, der vortrefflich zu ſteuern und Klippen zu umfahren wiſſe. — Spohr brachte dann einen Toaſt auf die Königin von England aus, Liſt einen auf die Fremden. Als er bei der Aufzählung der Nationen, welche Abgeordnete zum Feſte geſandt, durch einen Gedächtnißfehler neben anderen Völkern die Franzoſen ausgelaſſen, unterbrach ihn ſein Kollege, der Weimariſche Hofkapellmeiſter Chelard mitten in der Rede mit den Worten: „Auch ein Wenig Franzos!" — Liſt verbat ſich die Calembourgs, bemerkte, der Beweis, daß er es nicht abſichtlich gethan, ſei, daß er auch ſeine eigenen Landsleute, die Ungarn, übergangen, und ſchloß dann würdig ſeinen auf nicht eben zu billigende Weiſe geſtörten Toaſt. — Mittlerweile waren einige jüngere Männer, irre ich nicht, Studirende zu mir gekommen und hatten mich aufgefordert, in Veranlaſſung der neunten Symphonie Schillers dankbar zu gedenken. Ich bat ſie, es ſelbſt zu thun, aber ſie drangen in mich und ich willigte mit Freuden ein. — Dieſem Toaſte ließ Dr. Chriſtiani aus Lüneburg, der treffliche, allgemein ſo rühmlich bekannte hannoverſche Landſtand, unmittelbar einen meiſterhaften Toaſt auf Goethe folgen, und als ſehr Viele nun fragten, wer der ausgezeichnete Redner ſei, glaubte ich recht zu thun, wenn ich ſeine Geſundheit ausbrachte.

Die Unterbrechung von Liſt's Toaſte hatte die Aufmerkſamkeit der Ausländer, namentlich der Franzoſen rege gemacht, und man hörte von allen Seiten Klagen, beſonders darüber, daß Niemand, wie es ſich gehöre, der ausländiſchen Literaten gedenke, von denen ſo bedeutende Repräſentanten gegenwärtig waren. Viele derſelben ſprachen aus, daß ſie ſich dadurch beleidigt und gekränkt fühlten, indem ſie es für Abſichtlichkeit hielten, und daß ſie überhaupt auf einen gaſtfreundlicheren Empfang in Deutſchland gerechnet hätten. Ich ſtellte ihnen vor, Bonn ſei nicht Deutſchland, und nun kam eine ent-

ſchiedene Aufforderung, dies durch einen beſonderen Toaſt auszugleichen. Als ich aufſtand, um es zu thun, ließ man mich vor Applaus nicht zu Worte kommen; ich wartete lange vergebens, merkte aber endlich, daß es Abſicht ſei, da mehrere Stimmen Spohr riefen, ließ mir meinen entſchiedenſten Widerſacher zeigen und fragte ihn ſelbſt, warum er mich am Reden verhindere. Es war ein junger, wahrſcheinlich eben von der Univerſität entlaſſener Doctor, ein Hamburger, der mir zuerſt in ungewählten Ausdrücken ſagte: Spohr habe reden wollen und ich ihn daran verhindert; dann, als ich ihm verſicherte, daß das nicht der Fall ſei: ich hätte drei Mal geredet, und hier am Rhein dürfe man nicht mehr als drei Mal reden. Gegen die Unhöflichkeit dieſes jungen Mannes konnte ich keine andere Waffe haben, als die der Höflichkeit, und da dieſe nicht half, ſo ging ich fort. Unterdeſſen hatte ein Anderer auf mich geſchimpft, weil ich den erſten Toaſt ausgebracht; das nahmen aber ſechs oder acht junge Männer übel, faßten ihn ohne Umſtände und warfen ihn hinaus. Die meiſten Damen verließen nun den Saal und ſehr viele Herren folgten, zu denen auch ich gehörte. Die Ausländer erklärten ſich nun beleidigt, wurden inſultirt, forderten, ja ein reſoluter engliſcher Publiciſt ſchlug ſogar Einem, der ihm wiederholt die Genugthuung für eine Inſulte verſagte, in das Geſicht, was dieſer ruhig einſteckte, und andere ſchöne Dinge fielen noch vor. — Zu mir kamen nachher einige mir unbekannte Herren in mein Zimmer und entſchuldigten das Vorgefallene mit der ausdrücklichen Erklärung: es ſei der Aerger über meinen erſten Toaſt geweſen, der die Demonſtration hervorgebracht, und als ich ihnen nun ruhig erzählte, daß ich zu dieſem Toaſt durch das Comité ſelbſt aufgefordert worden, in deſſen Namen jenes Mitglied mich darum gebeten, bedauerten ſie außerordentlich, das nicht gewußt zu haben.

Am Abende auf dem Feſtball ſollen auch noch ſeltſame Dinge vorgefallen ſein. Ich war nicht dort, ſondern brachte die ganze übrige Zeit des Tages ſehr angenehm in guter Geſellſchaft zu.

So endete das in der Idee ſo ſchöne, ſo Viel verſprechende Beethovenfeſt. Am anderen Tage reiſten faſt alle Fremden ab. Wir wohnten noch am Morgen des Donnerſtages der feierlichen Grundſteinlegung des erſten Hauſes der Beethovenſtraße bei, der ſich mit der Zeit ein Agrippinenplatz und eine Lißtſtraße anſchließen ſollen,

und fuhren dann am Nachmittage nach Cöln, wohin uns ein Mitglied des Kunstvereins eingeladen hatte, an dem Festmahl Theil zu nehmen, das dieser dem berühmten Maler Begasse, einem gebornen Cölner, gab. Hier ward uns wohl zu Muth; hier fanden wir neben der echtesten Begeisterung für die Kunst, wahre Herzlichkeit, aufrichtige Anerkennung alles Tüchtigen, gleichviel in welchem Stande es sich zeigte, frische, lebendige Heiterkeit und die rechte Gastfreundschaft. Wir waren unter echten deutschen Männern und freuten uns dessen, und als wir schieden, klang der alte Ruf: Alaf Cöln! noch lange in unserer Seele nach. —

Digitized by Google

Das Ergebniß der Erörterungen
über die
Leipziger August-Ereigniſſe.

Leipzig, im October.

Das Miniſterium des Innern macht, gemäß einer früher ertheilten Zuſage, das Ergebniß der commiſſariſchen Erörterungen über die traurigen Ereigniſſe des 12. Auguſt, in einer aus den aufgenommenen Protokollen angefertigten Zuſammenſtellung bekannt, indem es ſelbſt angiebt, wie es die Summe aus den einzelnen Sätzen dieſer Zuſammenſtellung gezogen wiſſen will, und ſodann welche Schritte in dieſer Angelegenheit Seitens der Regierung demnächſt noch geſchehen ſollen.

Daß beim Beginne des Tumultes das, was den Umſtänden nach von Seiten der Behörden wohl hätte verfügt werden und geſchehen ſollen, überhaupt nicht, oder wenigſtens nicht rechtzeitig verfügt worden und geſchehen ſei, wird, dem Ergebniß der Erörterung nach, eingeſtanden. Das Militair, mit Ausnahme des einzigen erſten Pelotons, desjenigen, welches von der Hauptmaſſe des Schützenbataillons detachirt worden war und auf der Promenade ſelbſt unter den dicht gedrängten Haufen gefeuert hat, wird in Schutz genommen, und zwar, inſofern es auf ordnungmäßig erfolgte Requiſition der Civilbehörde eingeſchritten ſei und nicht eher Feuer gegeben habe, als „nachdem der linke Flügel wiederholt durch Steinwürfe angegriffen worden.“ Es ſollen nunmehr noch die betreffenden Civilbehörden, der Commandant der Communalgarde und der Commandant des erwähnten detachirten Pelotons zur Rechenſchaft gezogen werden: gegen das Verfahren des Militair-Commandanten der Stadt im Allgemeinen, gegen die Angemeſſenheit des Schießens mit Kugeln auf eine entfernt ſtehende, dicht zuſammengedrängte Maſſe, aus wel-

cher angeblich einzelne Trupps hervorgesprungen und mit Steinen geworfen haben, (nach der höchsten Angabe sind zehn Würfe erfolgt) gegen die Angemessenheit dieser furchtbaren Maßregel hat der Herr Minister nicht den leisesten Zweifel erhoben.

Einer dem Berichte angefügten Tabelle zufolge ist das Militair einige Minuten nach 10 Uhr auf dem Platze eingetroffen. Schon durch das Aufmarschiren des Militairs vor dem Hotel de Prusse wurden die vor diesem befindlichen Tumultuanten seitwärts gedrängt, nicht aber (dies wird ausdrücklich hervorgehoben) über den Platz und nach der gegenüberliegenden Allee hin. Die Tumultuanten befanden sich also nicht auf der Allee. Der Aussage des Oberstleutnant von Süßmilch zufolge ging das Bataillon vor, drängte die Volksmasse zurück und leerte auf diese Weise nicht nur den Platz vor dem Hotel de Prusse, sondern auch die auf der entgegengesetzten Seite, diesen Platz begrenzende Allee (die Lerchenallee) und den hinter derselben hinstreichenden Fahrweg. Hiernach zog sich das Bataillon in seine vorige Stellung zurück. Die Volksmenge drängte sich wieder ein wenig vor, aber nur, der eigenen Aussage des v. Süßmilch nach, bis in die Lerchenallee, nicht bis auf den Roßplatz. Diese Menschen in der Lerchenallee, heißt es, hätten „geschrieen, geschimpft und gepfiffen." Von Zeit zu Zeit wären aus der Menge einzelne Trupps von vier bis fünf Menschen auf den Platz vorgedrungen, hätten mit Steinen geworfen und wären dann wieder zurückgesprungen. Um $10\frac{1}{4}$ Uhr oder einige Minuten nachher ist, der angefügten Zeittabelle nach, auf die in den Alleen befindliche Menge Feuer gegeben worden.

Also nachdem die eigentlichen Tumultuanten seitab gedrängt worden waren, hat man über einen völlig leeren Platz hin, auf die in der Promenade, wohin sich die Tumultuanten nicht geflüchtet hatten, zusammengedrängte Menschenmasse Feuer gegeben. Warum? Weil, heißt es, einzelne kleine Trupps vorgesprungen und mit Steinen geworfen, und weil die Menschenmasse in der Lerchenallee sich nicht zerstreut hätte.

Das Vorspringen einzelner Trupps und das Werfen mit Steinen wird von verschiedenen Augenzeugen, die sich in größter Nähe befunden haben, entschieden in Abrede gestellt. Gesetzt aber, es seien wirklich einzelne Trupps von einigen Personen werfend hervorge-

Digitized by Google

ſprungen, iſt dadurch das Feuer über einen menſchenleeren Platz hinweg auf eine dichtgedrängte Zuſchauermaſſe wirklich gerechtfertigt? Um jener allerhöchſtens zehn Steinwürfe willen, die doch vermuthlich von Gaſſenbuben ausgegangen ſind, (der Bericht ſelbſt ſpricht von 12 bis 15jährigen Jungen) mußten eilf Menſchen getödtet und noch einige verwundet und verkrüppelt werden?

Weil die Menſchen, der ſtattgefundenen Aufforderung ungeachtet, nicht auseinander gingen? Wie? aber konnten ſie denn? Man rechne! Etwa 5 Minuten nach 10 Uhr das Militair angelangt. Das Militair drängt die Leute zurück und in der Promenade dicht zuſammen. Einige Minuten nachher dringt von der Seite her das detachirte Peloton in die Lerchenallee ein, dringt alſo wiederum auf die Maſſe ein. Man ſtelle ſich dieſe Situation vor! Niemand weiß wohin; der Ausſage der Polizeidiener nach iſt das Gedränge ſo dicht geweſen, daß ſich nicht vorrücken ließ, aber kein thätlicher Widerſtand hat ſtattgefunden. Wer ſich jemals in einem Gedränge befunden hat, weiß, wie die Maſſe ſich rathlos und richtungslos hin und herſchiebt, beſonders wenn von außen auf ſie eingedrängt wird und die in der Mitte Eingeſchloſſenen mit Macht entgegenarbeiten. Kann man von einem ſolchen Menſchenknäuel erwarten, daß er ſich in vier oder fünf Minuten auflöſe? Aber etwa 4 oder 5 Minuten, vielleicht noch kürzere Zeit nach dem Abſchwenken des einen Pelotons iſt Feuer gegeben worden; denn das Feuern fand um 10¼ oder höchſtens 20 Minuten nach 10 Uhr Statt.

Der Herr Miniſter ſagt uns, es ergebe ſich, daß „der Commandant des zur Steuerung des Tumults aufgetretenen Bataillons nur erſt nach vorhergegangener Verwarnung und nachdem der linke Flügel wiederholt durch Steinwürfe angegriffen worden, ein Peloton habe feuern laſſen.“ Hierdurch ſoll, wie es ſcheint, dieſes Feuern gerechtfertigt ſein, denn von einem Zweifel an der Berechtigung des Commandanten zu dieſer Maßregel iſt nicht die Rede.

Wenn es dem Militair allerdings zuſteht, gegen Tumultuanten im Nothfalle von der Feuerwaffe Gebrauch zu machen, ſo ſollte man doch denken, es müßte mit eiſerner Strenge darauf gehalten werden, daß dies auch nicht entfernt ohne Noth geſchehe, daß der äußerſte Fall gekommen ſein müſſe, ehe denn es geſchieht. Indeſſen erfahren wir nicht, daß die Herren Buttlar und Süßmilch wegen dieſes

merkwürdigen und, wie aus der „Zuſammenſtellung" aufs ſchlagendſte hervorzuſpringen ſcheint, durchaus nicht durch die Umſtände gebotenen Feuerns zu irgend einer Art von Rechenſchaft gezogen worden wären.

Augenſcheinlich hat man einen Straßenlärm mit einer Emeute verwechſelt. Dies kann dem Commandirenden zur Entſchuldigung geſagt werden. Aber darf eine ſo furchtbar gefährliche Verwechſelung ungerügt bleiben? Wer ſo viel zu verantworten hat, darf dem die Verantwortung leicht gemacht werden?

Denn etwa weil, wie die Bekanntmachung ſagt, „die Gemüther in einer außergewöhnlichen Aufregung ſich befunden haben," mußte gleich mit Nothwendigkeit davon ausgegangen werden, daß man es mit Meutern zu thun habe? Mußte man nicht vielmehr davon, ob zwiſchen der gefürchteten Aufregung der Bürger und dem Lärmen von Kindern, Tagedieben und vielleicht Betrunkenen in der That irgend ein bedrohlicher Zuſammenhang beſtehe, ſich erſt aufs Gewiſſeſte überzeugt haben, bevor man zu dem Aeußerſten griff?

Noch zu vielen anderu ſchmerzlichen und bittern Bemerkungen giebt dieſe Bekanntmachung Anlaß; aber wir ziehen es vor, lieber gar nichts zu ſagen, als etwas Verſtümmeltes ſagen zu müſſen.

Digitized by Google

Tagebuch.

1.

Mai 1810.

Historische Anschauungen. — Persönliche Verhältnisse. — Verschiedene Ansichten über Geschichtschreibung. — Geschichte der Reformation. — Geschichte der Kirche. — Geschichte der Philosophie. — Geschichte der Poesie. — Geschichte der Kunst. — Geschichte der Wissenschaften. — Geschichte der Völker. — Geschichte der Menschheit. — Geschichte der Geschichte. — Geschichte der Geschichtschreiber.

Wie es von Geschichtschreibern, insbesondern Neuern, schon oft bemerkt worden ist, so ist es Neuern insbesondere, und Deutschen vorzüglich, eigen, daß sie, wenn sie ihre Ansichten der Geschichte, die sie haben, oder die sie haben sollen, darlegen wollen, sich gedrungen fühlen, zuvörderst ihre Ansichten der Geschichtschreibung selbst darzulegen. Dieß ist, wie mich dünkt, ein Zeichen, daß sie sich noch nicht recht auf dem Standpunkte befinden, welcher ihnen eigentlich angewiesen ist, und daß sie sich noch nicht recht in ihrer Mitte befinden. Denn wer sich auf seinem Standpunkte befindet, und in seiner Mitte, der wird seine Ansichten nicht über Geschichtschreibung, sondern über Geschichte selbst darlegen, und wird sie nicht darlegen in Form der Reflexion, sondern in Form der Anschauung. Wer sich auf seinem Standpunkte befindet, und in seiner Mitte, der wird sich nicht fragen, ob er Neuer oder Alter sey, sondern er wird sich fragen, ob er Mensch sey, und wird sich nicht fragen, ob er Deutscher oder Franzose sey, sondern er wird sich fragen, ob er Christ sey. Wer sich auf seinem Standpunkte befindet, und in seiner Mitte, der wird sich nicht fragen, ob er Geschichtschreiber sey, sondern er wird sich fragen, ob er Mensch sey, und wird sich nicht fragen, ob er Geschichtschreiber

welche beſſerer Zwecke würdig wären. Nicht zufrieden, in der Entfernung mit dem Auge den Bewegungen der Streitkräfte zu folgen, wiſſen ſich die Maſſen der Zuſchauer bei ſolchen Gelegenheiten ſelbſt zwiſchen die Bataillons zu ſchieben, wo ſie dann bei den von ihnen nicht geahnten ſchnellen Evolutionen der Truppen nicht ſelten in peinliche Lage, ja wohl auch in Lebensgefahr gerathen. So befand ſich plötzlich beim Schwenken der Huſaren unlängſt ein Knabe vor der Fronte, deſſen Kraft nicht ausreichte, um den anſprengenden Reitern noch zur rechten Zeit aus der Marſchrichtung zu kommen, und der unzweifelhaft zerſtampft worden ſein würde, hätte nicht ein Huſarenkorporal die Beſonnenheit gehabt, der in ſauſendem Galopp dahinfliegenden Schaar um einige Schritte voranzujagen, den Knaben mit gebücktem Leibe ſchnell aufzuraffen und zu ſich auf's Pferd zu nehmen, bis wieder Halt gemacht wurde. Der Erzherzog, welcher dieſe Handlung echt ſoldatiſcher Geiſtesgegenwart bemerkte, ließ den Huſaren vor ſich kommen, lobte ihn und beſchenkte ihn reichlich. Wie man vernimmt, ſind auch mehrere Menſchen erſchoſſen worden, was die Polizeibehörde veranlaßte, in einer allgemein bekannt gemachten Warnung das Publikum zu ermahnen, ſich nicht ſo nahe an die Truppen zu drängen; doch können wir nicht begreifen, warum in dieſer Kundmachung der Polizeibehörde die Schuld des vorgefallenen Unglücks lediglich der Unvorſichtigkeit der Betroffenen zur Laſt gelegt werden konnte, indem doch ſchwerlich eine tödtliche Verletzung beim Schießen ſtattfinden kann, wenn nicht von Seite des Militärs Kugeln oder Steine geladen werden, was doch ſtreng unterſagt iſt. Mag darum das Herandrängen der gaffenden Menge mit Recht als unſtatthaft und unvorſichtig bezeichnet werden, nicht minder ſollte aber der unverantwortliche Muthwille gerügt ſein, welcher einzelne Soldaten, zumal unter den Feldjägern, antreibt, ihre Gewehre mit Erde zu laden, um auf Haſen und Neugierige zu ſchießen.

Von den militäriſchen Dingen gehe ich zu den Intereſſen der Kunſt über und da finde ich über unſere beiden Hoftheater gar wenig zu ſagen. Im Hofburgtheater ſind die nächſten Novitäten ein von Theodor Hell überſetztes franzöſiſches Stück: „Jeanne und Jeanneton" und „Heinrich IV." von Otto Prechtler, von dem man indeß nicht recht begreifen kann, wie es die hieſige Cenſur paſſiren konnte, vorausgeſetzt, daß der in dieſem Kaiſer repräſentirte Kampf der weltlichen Gewalt mit der geiſtlichen Macht auch gehörig in's Licht geſtellt iſt, denn ohne ſolche Färbung kann man ſich gar keinen Heinrich IV. denken. Im Hofoperntheater ging die Oper: „Die vier Haimonskinder" in die Scene und gefiel minder, als im Theater an der Wien, wo ſie ſchon lange her eingebürgert iſt und zu den Kaſſaſtücken des Direktors Pokorny gehört. Es iſt nun ſchon das zweite Mal in der jüngſten Zeit, daß die Adminiſtration dieſes mit einem Zuſchuß

Digitized by Google

von jährlich 75,000 Gulden unterſtützten Hoftheaters ſich nicht entblö-
det, Novitäten, die auf den Bühnen des Privatunternehmers Pokorny
zuerſt gegeben wurden und Beifall fanden, zu borgen und durch ihre
von glänzenderen Kunſtkräften gehobene Darſtellung der Initiative den
gehofften gerechten Gewinn zu entreißen. Eine Direktion, welche ſo geſtellt
iſt, wie die des Herrn Ballochino, ſollte nur ausnahmsweiſe bereits irgend-
wo zur Darſtellung gebrachte Opern als Novitäten vorführen, viel-
mehr ihren Stolz darin finden, ſelbſt welche hervorzurufen, das heißt,
für ihre Anſtalt beſondere Opern von wahren Componiſten ſchreiben
zu laſſen. Das Publikum ſchien auch die Sache ſo aufzufaſſen und
war mit den Zeichen ſeiner Unzufriedenheit ſehr freigebig, obſchon die
Oper ſelbſt hier außerordentliches Glück gemacht hat und darum ohne
Nebengründe jedenfalls anders aufgenommen worden wäre.

Nachdem vor einiger Zeit das Theater an der Wien in verjüng-
ter Geſtalt wieder eröffnet worden, hat nun auch das Leopoldſtädter
Theater, das zu gleichem Zwecke geſchloſſen worden war, ſeine Pfor-
ten aufgethan. Dieſe im Raum beſchränkte Bühne iſt jedoch in
Folge der erlittenen Verwandlungen und eines Aufwandes von 25,000
Gulden nunmehr das zierlichſte Schauſpielhaus der Hauptſtadt und
gewährt den freundlichſten Anblick, der eine frühere Geſtalt kaum mehr
ahnen läßt. Es iſt im Styl der Renaiſſance decorirt, etwas überladen
zwar, aber ganz den kleinen Verhältniſſen der Architektur angemeſſen,
denen großartige Einfachheit gar übel anſtehen würde. Statuetten und
Schildereien aus den beliebteſten Volksſtücken zieren die Logenbrüſtun-
gen; die Logen ſelbſt ſind jede in eigener Farbe ausgeſtattet und die
verſchwenderiſche Lichtfülle von mehr als hundert Gasflammen gießt
einen blendenden Schimmer auf den ganzen Saal. Wie Director
Carl in ſeiner Anſprache an das Publikum verſicherte, hat er den
Gedanken an den Bau eines neuen größern Theaters noch keineswegs
aufgegeben, obſchon er ſich für jetzt mit der Renovirung des alten
begnügte. Die chronique scandaleuse iſt beſonders reich an Hiſtörchen,
die ſich mit der Rivalität der beiden Vorſtadttheater beſchäftigen, und
ſie tragen zuweilen eine Farbe, die dunkel genug wäre, um an ihrer
Wahrheit zu zweifeln, wenn nicht manche Thatſachen dafür ſprächen.
Auffallend iſt der Abſtand, der zwiſchen den beiden Berühmtheiten
Staudigl und Marra und dem ſonſtigen Geſangsperſonal des Thea-
ters an der Wien beſteht; doch wie man hört, ſoll dieſer Mißſtand
dadurch entſtanden ſein, daß der von Pokorny zum Engagement ent-
ſprechender Sänger auf Reiſen geſchickte Agent Holding von der Gegen-
partei beſtochen geweſen ſei und ſeine Vollmacht nur dazu benutzt habe, um
den Zweck ſeiner Reiſe zu vereiteln und den Sängern von einem ſolchen
Engagement abzurathen. Dieſer Streich habe Pokorny gezwungen,
darauf ſelbſt zu reiſen und perſönliche Rückſprache zu pflegen, doch
war bereits die ſchönſte Zeit verſtrichen und ſein Plan dadurch zumeiſt

gescheitert. Es ist übrigens Thatsache, daß wenige Tage nach der Wiedereröffnung der genannten Bühne man das Seil des schweren Kronleuchters an einigen Stellen zerschnitten fand, so daß bei minderer Gunst der Umstände leicht das schauderhafteste Unglück hätte geschehen können, während der Frevel in diesem Falle noch zur rechten Zeit entdeckt wurde. Dagegen weiß man auch, daß Herr Carl die Absicht hatte, die seinem Schauspielhause in der Jägerzeile zunächst liegenden Häuser anzukaufen, um sodann einen großartigen Neubau zu beginnen, doch als er sich mit einem der Hausbesitzer nicht schnell genug über den Kaufschilling vereinigen konnte und nach einigen Tagen die unterbrochenen Unterhandlungen wieder aufnehmen wollte, befand sich das Haus bereits in den Händen des Baron D., welcher auf die Kunde dieses Kunsthandels eilig den Kauf abgeschlossen hatte, der nun das Bauprojekt in Schaum auflöste.

Die vielbesprochene Preßpetition der hiesigen Schriftsteller hat nicht nur keine Censurerleichterungen gebracht, sondern im Gegentheil Verfügungen nach sich gezogen, welche in ihrem Gefolge zu einer preßpolizeilichen Dictatur führen müssen. Fortan ist der Instanzenzug für die periodische Presse aufgehoben und die Appellation an die Hofstudiencommission blos größeren Werken freigestellt, in welchem Sinne denn auch die drei hiesigen Zeitschriften, welche diesen Recursweg betreten hatten, nämlich Bildner's juridisches Journal, Frankl's Sonntagsblätter und Schmidl's Literaturblatt, bereits beschieden worden sind. Dazu ist die Censur aller hiesigen Zeitschriften mit Ausnahme der politischen Journalistik, vom 1. October an ganz und gar in die Hände des k. k. Regierungsrathes Deinhardstein gelegt, von dessen Rothstift keinerlei Berufung stattfindet! Die dem neuen Dictator der gesammten Journalistik gegebene Instruction soll sehr streng sein, so daß Deinhardstein, welcher bekanntlich seit seinem Abtritt von der Hofburgtheaterdirection in Ungnade stand, und, obschon der Polizeihofstelle zugewiesen, von dieser gar nicht beschäftigt wurde, will er sich anders durch die ihm dargebotene Gelegenheit wieder lohnenswerthe Verdienste sammeln, nothwendig zu einem Terrorismus greifen muß. — Wie man hört, hat Deinhardstein gegen den ihm zugedachten Ehrenposten mit unbeschränkter Vollmacht höhern Orts Vorstellungen gemacht, indem er nicht gesonnen ist, sich mit seinen literarischen Collegen völlig zu überwerfen und eine in den Augen von ganz Deutschland nichts weniger als beneidenswerthe Rolle zu spielen. Ohne Zweifel ist diese Lage der Dinge blos transitorisch, allein man erreicht dabei dennoch seinen Zweck, denn die Journalistik, so denkt man sich, wird die ihr gewordene Züchtigung nicht sobald vergessen und in Zukunft nicht mehr so kühn sein, die Regierung darauf aufmerksam zu machen, daß die Ausübung der Gesetze mit den Gesetzen selbst im grellsten Gegensatze stehe. Nach eini-

Digitized by Google

ger Zeit läßt man ſodann den frühern Zuſtand wieder zu, und indem man dadurch einen Beweis unerſchöpflicher Gnade gibt, hat man zugleich die Petitionäre mürbe gemacht und ihnen gezeigt, daß der von ihnen ſo unleidlich geſchilderte Zuſtand noch nicht der ſchlimmſte ſei.

Wie ſehr die gewerbliche Thätigkeit ſich um die Hauptſtadt ſelbſt gruppire, zeigt nichts deutlicher, als die geographiſche Vertheilung der wichtigen Baumwollenmanufaktur, welche dermalen in der geſammten Monarchie 195 Etabliſſements beſchäftigt und beiläufig 1,164,000 Feinſpindeln zählt, wovon allein 378,586 auf die Provinz Niederöſterreich fallen. Die genannte Anzahl von Baumwollenſpinnereien vertheilt ſich auf die verſchiedenen Fabrikländer Oeſterreichs in folgendem Verhältniß: Auf Böhmen 81 Fabriken, auf Inneröſterreich, nämlich Oberöſterreich, Steuermark, Kärnthen, Wien und das Küſtenland 4, Tyrol und Vorarlberg 18, Lombardei 28, das Venetianiſche 1, und endlich Niederöſterreich 40. Dabei iſt indeß zu bemerken, daß dieſe bedeutende Anzahl von Spinnereien ſich auf einem Flächenraum von fünf bis ſechs Quadratmeilen in der nächſten Umgebung Wiens befinden, folglich das Weichbild der Reſidenzſtadt allein die Hälfte der Baumwollſpinnfabriken beſitzt, welche das betriebſame Böhmen aufweiſ't, und faſt ein Viertheil des ganzen Induſtriezweiges in der geſammten Monarchie.

Daſſelbe Verhältniß ſtellt ſich auch bei der vergleichenden Gegenüberſtellung der in dem Zeitraum von 1820 — 1844 genommenen Erfindungsprivilegien, welche von Seite der k. k. allgemeinen Hofkammer ertheilt wurden, heraus, denn während von der in dieſer Friſt ertheilten Anzahl von 4041 Privilegien auf Böhmen blos 336, auf Mähren und Schleſien 145, auf Galizien 24, auf die Lombardei 276, auf das Venetianiſche 104, auf Dalmatien 2, auf Ungarn 103, auf Siegenbürgen 5, auf die Militärgrenze 3, auf Steiermark 48, auf Oberöſterreich 98, auf Kärnthen und Oranien 33, auf das Küſtenland 49, auf Tyrol und Voralberg 44, und endlich auf Ausländer 477 kamen, figurirt die kleine Provinz Niederöſterreich in dieſer Liſte mit der Summe 2301, wovon 2007 lediglich auf die Stadt Wien fallen, das alſo die Hälfte aller in dem Zeitraume von 24 Jahren patentirten Erfindungen beſitzt.

Eine ähnliche Erſcheinung zeigt ſich in Frankreich, wo im Jahre 1843 im ganzen Lande 952 Patente gelöſ't wurden, von denen auf Paris allein 475 kamen, doch die Centraliſation Frankreichs iſt eine vielerörterte und längſt anerkannte Thatſache, indeß man in Bezug auf den öſterreichiſchen Kaiſerſtaat ſtets der, wie es ſich jetzt zeigt, irrthümlichen Meinung war, als herrſche in ihm eine gewiſſe provinzielle Ungebundenheit und eine Art von Sonderleben, das in andern Staaten bereits durch eine centraliſirende Staatsgewalt zerſtört worden ſei. Wie man ſieht, beſchränkt ſich die officielle Abgeſchloſſenheit blos auf

die nationale Verschiedenheit und die linguistische Trennung, und wo diese nicht bestehen, da giebt es keine provinzielle Unabhängigkeit, und das Netz der Hauptstadt spannt hier eben so gut wie in andern Ländern Europa's sich über das beherrschte Gesammtgebiet aus. Man betrachte nur einmal den Zustand der untern Volksklassen der Provinzen, und vergleiche ihn dann mit dem des niedern Volkes in der Hauptstadt. Welch' ein Contrast, welch' ein Abstand in Lebensweise und Lohngewinn! Ueberhaupt kennt Der Oesterreich nur schlecht, welcher die Donau herabschwimmt und etliche Wochen in Wien verweilt. Der Schluß von Wien auf die Monarchie ist ein grundfalscher, sei es nun in geistiger oder materieller Beziehung, immer liegt eine gewaltige Kluft zwischen der Hauptstadt und den Provinzen, indem sich dort Alles im Glanz und Strom des entwickelten, großstädtischen Lebens mildert und manches schroffe gesetzliche Verhältniß daselbst in einem ganz andern Lichte zeigt, als dies in den entfernten Provinzen der Fall ist. Während in Wien eine gewisse Luft der Gleichheit das ganze öffentliche Leben durchfluthet, liegt in den Provinzen, zumal in Böhmen und Mähren, noch der volle Druck des aristokratischen Mittelalters und der moderne Kastendünkel des Beamtenthums auf dem Volke, und wenn derjenige, ber gerade von München kommt, höchlich erstaunt ist, über den freisinnigen, ja frivolen Geist, der in der österreichischen Hauptstadt offen zu Tage tritt und nirgend eine pietistische Farbe aufkommen läßt, so wird er dies wie vieles Andere in der Provinz anders finden, wo ein karges Lebenfristen sehr häufig den grellsten Gegensatz bildet zu der frischen Luft und dem unerschöpflichen Lebensgenuß, der in Wien alle Schichten der Gesellschaft durchzuckt.

Der Arbeiter in Wien ist nicht gewohnt, seinen Durst mit Wasser zu stillen, und seinen Hunger mit Brot: ein Gläschen Wein, ein saftiges Fleisch muß der Lohn seiner Anstrengung sein, und sein Körper würde in der That die Last der Arbeit nicht ertragen, würde er auf dieselbe Weise genährt, wie der slavische Arbeiter. Die Slaven fangen an, den Oesterreichern, und überhaupt dem deutschen Arbeiter, in allen Erwerbsarten, wo nicht besondere Geschicklichkeiten und Kenntnisse erforderlich sind, eine gefahrdrohende Concurrenz zu eröffnen, deren Folgen und Endergebnisse sehr schlimm ausfallen können. Der slavische Arbeiter, der in seiner Heimath kein Brot verdienen kann, selbst wenn er noch so genügsam und arbeitsam sein will, weil die Capitalien fehlen, durch welche er dort Beschäftigung finden könnte, wandert zuletzt nach Wien, wo er wegen seines Fleißes, seiner Ausdauer und vorzugsweise wegen seinen bescheidenen Forderungen gern aufgenommen und nicht selten dem Deutschen vorgezogen wird, der bei größeren Anforderungen an Lebensgenuß minder schmiegsam und an Entbehrungen gewöhnt ist. Der Slave arbeitet in spärlicher Bekleidung, ohne

Digitized by Google

irgend eine Fußbedeckung im ärgſten Sonnenbrand, und iſt zufrieden, wenn er ſich täglich 30 Kreuzer W. W. oder 12 Kreuzer C.-M. verdient; dabei lebt er blos von Waſſer und Brot, dem er durch Salz und Beſtreichen mit Knoblauch einige Würze zu verleihen ſucht, auf welche Weiſe es ihm denn auch gelingt, von dieſem kargen Lohn ſelbſt noch Erſparniſſe zurückzulegen.

Bei allen Bauten wird man in Wien lediglich Slaven beſchäftigt finden. Als die Direction der Wien-Gloggnitzer Eiſenbahn den Fortbau der Linie nach Ungarn, der jetzt ſo lebhaft betrieben wird, beſchloſſen hatte, und zu dieſem Behuf durch öffentliche Kundmachung die Brotloſen zur Arbeit einlud, fanden ſich in Folge des niedern Tagelohns nur ſehr Wenige in Wien ſelbſt, und auch dieſe erklärten, zu dieſem Lohne nicht arbeiten zu können. Darauf erhielt die Bahndirection die Erlaubniß, ſich die erforderliche Arbeiterzahl aus Böhmen kommen zu laſſen, und kaum hatten die Kreisämter daſelbſt durch das Organ der herrſchaftlichen Gutsgerichte die Aufforderung erlaſſen, als ſich ſtatt der benöthigten 4000 bereits auch ſchon 6000 Arbeiter auf den Weg nach Wien machten, wo ſie allerdings mit ſcheelen Blicken und gelegentlichen Fauſtſchlägen begrüßt wurden; doch der böhmiſche Landmann iſt an Püffe ſo gewöhnt, daß ihn ein ſolcher Empfang nicht einzuſchüchtern vermag. Wahrhaft frappant iſt die nomadenhafte Art, mit welcher ſich dieſe Einwanderer alsbald auf freiem Feld anſäſſig machten, und es gewährt einen ſonderbaren Anblick, dieſe Leute Abends nach vollbrachtem Tagewerk auf improviſirten Herden ihre Mahlzeit bereiten zu ſehen, und das Schauſpiel erreicht den Gipfel der Originalität, ſobald ſie ihre ſelbſtgegrabenen Schlafſtellen einnehmen.

II.

Aus Berlin.

Die Berliner Zeitung intereſſant. — Wie ſich die Zeiten ändern. — Grund der religiöſen Reaction. — Wirrwar der Parteien. — Das ariſtokratiſche Element der Bewegung.

Das Gewirr iſt unglaublich groß. Die Zeitung iſt jetzt in der That intereſſant, hört man in allen Kreiſen, hört man von Männern und Weibern. Nämlich die Voſſiſche. Nämlich wegen der „Eingeſandt", in denen die geiſtliche Proteſt-Angelegenheit ventilirt wird. Es müſſe dem Magiſtrat doch eigentlich ſelber wunderlich vorkommen, daß er dem Könige eine theologiſche Abhandlung vortrage, ſoll der König dem Magiſtrate geſagt haben. Allein, ſehen Sie die Voſſiſche Zeitung an, und Sie haben die Berechtigung des Magiſtrats zu dieſem Vortrage ſchwarz auf weiß. Dieſes eine Intereſſe hat alle übrigen verſchlungen. Welch' eine Verwandlung, wenn man ein wenig zurückdenkt! Zu den Zeiten weiland Hegel's in der Hegel'ſchen Schule galten der Rationalismus und der Pietismus für „überwun-

Digitized by Google

den", für verſchollen; wie Geſpenſter zogen dieſe Namen durch die Hörſäle, die Studenten lächelten vornehm über den kahlen, dürren, hausbacknen Rationalismus; der Pietismus dünkte ihnen eine Liebhaberei mondſüchtiger Geiſter; die Pietiſten freuten ſich, daß der Philoſoph ihnen in Verachtung des Rationalismus zu Hilfe kam, und nannten dieſen Rationalismus „abgeſtanden"; die Rationaliſten denuncirten den Pietismus als Geiſtesgeſundheitmörderiſch, Familienglückzerſtöreriſch, verſteckten ſich aber mit dem allen in einige dunkle Zeitſchriften und ſchlechte Romane. Das Volk, die Maſſe der Laien bekümmerte ſich um dieſe Dinge beinahe gar nicht. Wer, außer den Conventikelleuten, oder — wie ſie ſich ſelbſt nannten — „Wiedergeborenen", „zum Durchbruch gekommen", fragte im Geringſten etwas nach der evangeliſchen Kirchenzeitung? Jetzt iſt das alles anders geworden. Auf einmal hieß es: der Pietismus iſt zur Herrſchaft gekommeu, d. h. zur politiſchen Herrſchaft, zum Regimente, zu Macht, Ehren und Einfluß im Staate. Hui! wie lodert nun die Kampfluſt, die Kampfwuth auf! Die religiöſen Parteien hatten ihr Weſen in der Stille getrieben, jede in ihrem Kreiſe. Jetzt fühlten ſie ſich plötzlich durch Maßregeln der Behörden beengt, oder fürchteten wenigſtens Beengung, ſonderlich wenn nun von der pietiſtiſchen Seite Denunciationen erfolgten, die unter den dermaligen Umſtänden Folgen haben konnten. Das religiöſe Intereſſe des geſammten Publikums kommt den Regungen und Beſtrebungen der kirchlichen Parteien entgegen, und verleiht ihnen Bedeutung. Die plötzliche Belebung dieſes Intereſſes iſt begreiflich. Seit hundert Jahren iſt die Kritik allmählig immer ſelbſtſtändiger und immer kühner geworden. Schon in der Reformationszeit hatte ſich das Recht der Prüfung ſo lebhaft geltend gemacht, daß der einmal gegebene Anſtoß nicht wirkungslos bleiben konnte, obgleich das Prüfen damals bald ein Ende hatte, als man mit dem, was die Zeit forderte, auf's Reine gekommen war. Die kirchlichen Verhältniſſe ſtellten ſich bald feſt, und die Prüfung fand ihre Schranken an dem Dogma. Später drang ſie von außen, von Seiten der Philoſophie her wieder in die Theologie ein. Schon einmal hat das Denken im 18. Jahrhundert alle Grundlagen der Religioſität erſchüttert, aber der Boden, in welchen dieſe Grundlagen eingeſenkt waren, hielt den Stoß aus: die Theologie hielt ſich in ungebrochener Kraft. Seitdem wühlten aber die Flammen der Kritik in den Eingeweiden auch der Theologie und untergruben das Bollwerk, welches für ſie in der evangeliſchen Kirche das einzige iſt, die Autorität der heil. Schrift ſelbſt. Mit Entſetzen gewahrten Unzählige, die im guten Vertrauen der freien Wiſſenſchaft jeden Spielraum gelaſſen hatten, daß dieſe freie Wiſſenſchaft ihnen nichts Geringeres zu entreißen drohte, als das — Heiligſte und Höchſte, wie der Menſch immer die ihm für feſt und ewig geltenden Vorſtellungen, welche es auch ſeien, nennt. So ſtürzt nun Alles herbei und

Digitized by Google

ſucht die Religion zu retten, Jeder die ſeinige, die er von den verſchiedenſten Seiten bedroht ſieht. Keiner weiß ſo recht, wo eigentlich ſein Feind ſteht, welchen Gegner er am meiſten zu fürchten und zu bekämpfen hat. Die Parteien werfen einander dieſelben Beſchuldigungen wechſelſeitig zu: jede ſchilt die andere, daß ſie Partei ſei, daß ſie forſchen wolle, daß ſie mit der Maſſe imponiren wolle, daß ſie ſchlechte Mittel gebrauche u. ſ. w. Und deſſen, was jede der andern vorwirft, macht ſie ſich wirklich in demſelben Augenblicke ſelber ſchuldig. Ihr ſeid lieblos, ſchallt es von dieſer Seite; nein, ihr! ſchallt es von jener. Ihr eifert mit Unverſtand, rufen dieſe. Das thut ihr, entgegnen die Andern. Gegenſeitig klagt man ſich des Mangels an Aufrichtigkeit, der Heuchelei an. Anfangs hatte der Kampf etwas Plebejiſches, nun hat er eine ariſtokratiſche Färbung erhalten. Würdenträger und namhafte Leute ſchwingen die Schwerter. Biſchöfe, Univerſitätslehrer, ſtädtiſche Kollegien ſind in's Feld gerückt. Ich werde ihnen die Stellung der Armeen, die Streitkräfte, die bisherigen Bewegungen in einigen folgenden Briefen zu ſchildern ſuchen.

III.

Das Leipziger Theater.

Es iſt jetzt über ein Jahr her, daß das Leipziger Theater unter eine neue Direction getreten iſt und eine vollſtändige Umgeſtaltung erhalten hat. Der Auguſt ſpielt in Leipzig eine große Rolle. Die deutſche Journaliſtik beſchäftigte ſich mit jenem Bühnenregierungswechſel, mit jenen Auguſtereigniſſen des vorigen Jahres faſt eben ſo eifrig, wie mit den diesjährigen, ja die Leipziger Local-Preſſe war damals noch viel geſchäftiger und mittheilender, als bei den diesjährigen Vorfällen, wahrſcheinlich weil man zu jener Zeit nicht die Redacteure und Verleger auf das Rathhaus beſtellte, um ſie vor „Verdächtigungen" zu verwarnen. Herr Dr. Schmidt, der neue Director, der ſeinen politiſchen Prinzipien nach der Fortſchrittspartei angehört, hat ſich nicht der Beſprechung des Theaters widerſetzt, obgleich ſein Unternehmen in der Schwebe war und etwaige Verdächtigungen ſeiner neuen Verwaltung zu größerem Schaden hätten ausfallen können, Der Erfolg der neuen Direction zeigte, daß Herr Dr. Schmidt ſeine Prinzipien nicht zu bereuen Urſache hat; trotz mancher heftigen Journalangriffe, die obendrein nicht immer unbegründet waren, iſt das erſte Jahr der Theaterunternehmung ſo glücklich ausgefallen, daß der Director ſicherlich Urſache hat, mit ſeiner Caſſa und ſeiner Stellung zufrieden zu ſein. Es iſt wahr, die Chancen waren ſehr günſtig. Die

vorige Direction hatte das Leipziger Theater ſo heruntergebracht, daß ſchon eine mäßige Verbeſſerung der neuen Leitung zu Danke angerechnet worden wäre. Zudem brachte Herr Dr. Schmidt alle Vortheile einer geachteten würdigen Perſönlichkeit und wiſſenſchaftlicher Bildung mit zur Direction. Ein geiſtreicher Schauſpieler und erprobter Bühnenkenner trat eigens aus ſeiner Stellung vom Burgtheater aus, um ſich dem neuen Unternehmen als Oberregiſſeur anzuſchließen. Zu gleicher Zeit und um die durch das Treiben der vorigen Direction herabgeſtimmte Theilnahme des Leipziger Publikums, dem Theater wieder zuzuwenden, übernahm Heinrich Laube unentgeldlich das undankbare Geſchäft, die Vorſtellungen des Schauſpiels im Tageblatte zu beſprechen; ein anderer Referent wurde für die Oper gewonnen; auch die Deutſche Allgemeine Zeitung ſtellte ihre Spalten einer täglichen Theaterkritik zu Gebote. Es wurde nichts unterlaſſen, um das Publikum zu ſtimuliren. In hieſigen und auswärtigen Blättern wurde auf den Verfall der Hoftheater, auf ihre Abhängigkeit und Unfreiheit hingewieſen und die Vortheile einer ſelbſtändigen Stadtbühne an einem ſo günſtigen Centralpunkte, umgeben von mannigfachen Literaturkräften, mit großem Nachdrucke hervorgehoben. Offenbar hat man mit dieſen allzuſchmetternden Trompetenſtößen dem neuen Theater zum wenigſten eben ſo viel geſchadet als genützt. Die Augen von ganz Deutſchland haben ſich dieſem unter ſo gewaltigen Kanonenſchlägen ſich einſchiffenden Geſchwader mit geſpannten Erwartungen zugewendet, man erwartete ein Theater erſten Rangs, man erwartete ein höheres Prinzip in der Leitung, man erwartete endlich, daß die Kanonen von Leipzip Breſche ſchießen werden in den alten, faulen Schlendrian deutſchen Theaterweſens.

Nun iſt ein Jahr vorüber — eine runde abgeſchloſſene Epoche, innerhalb welcher man wohl Gelegenheit und Berechtigung findet, die Ziele, die Leiſtungen, Mittel und Intentionen eines ſolchen Inſtituts zu beurtheilen. Sollen wir nun unſer Urtheil mit Wahrheitsliebe und Unbefangenheit abgeben, ſo können wir es in wenigen Worten zuſammenfaſſen: Das Leipziger Theater hat blutwenig von dem gehalten, was ſeine Freunde im Voraus nach allen Seiten hin verhießen und verkündigten, aber es hat auch nicht ein Jota weniger geleiſtet von dem, was die Direction ſelbſt verſprach. — Mit andern Worten: die Leipziger Bühne kann in Bezug auf ihre Geſammtkräfte weder dem Wiener, noch dem Berliner, noch dem Dresdner Hoftheater ſich gleichſtellen; ſie unterſcheidet ſich in der Art ihrer Leitung auch nicht im Mindeſten von dem Modus anderer Theater, es iſt weder von einer höheren Idee, noch von einem großartigen Principe und am allerwenigſten von einer Regeneration oder Einwirkung auf deutſche Theaterzuſtände die Rede — alle dieſe ſchönen Phraſen ſind vollſtändig zu

beſeitigen. Wohl aber iſt die Leipziger Bühne für eine Stadt zweiten Ranges, für eine Stadt von funfzig bis ſechzigtauſend Einwohnern eine ungemein tüchtige, ſie beſitzt vier bis fünf Mitglieder, um die ſie jede Bühne Deutſchlands beneiden darf und was den übrigen an Talent und Künſtlerſchaft abgeht, das weiß die Regie des Schauſpiels (bei der Oper kann kein Regiſſeur die Lücken füllen) durch kluge Benutzung der Kräfte, durch ein geſchloſſenes Enſemble oft ſo zu verdecken, daß man die Mängel viel ſchwächer, manchmal gar nicht bemerkt.

Dieſes Verdienſt muß man dem Oberregiſſeur, Herrn Marr, ſelbſt als ſein Gegner zugeſtehen. Herr Marr, den Scharfſinn, Weltkenntniß und Bühnenerfahrung zu einer der bedeutendſten Perſönlichkeiten deutſcher Bühne machen, iſt eine jener choleriſchen Naturen, die, was ſie einmal ergreifen, mit Energie feſthalten, ihre Entſchlüſſe im Innern ſo lange verkochen, bis ſich der entſcheidende Moment findet, um ſie auszuführen. Solche energiſche Charaktere ſind an der Spitze viel wichtigerer Inſtitute von großem Einfluſſe, geſchweige an der Spitze eines Theaters. Aber ſolche Energie hat oft eine Hinneigung zu Tyrannei und erwirbt ſich jedenfalls ein Heer von Gegnern unter Allen deren Privatintereſſen ſie in ihrer Unbeugſamkeit verletzt. Geſellt ſich hierzu noch eine gewiſſe Verſchloſſenheit, die ihre Endgedanken immer verhüllt hält, ſo werden die Gegner noch gereizter und die Verdächtigungen nehmen kein Ende. Wir ſelbſt ſind der Meinung, daß, wenn irgend ein Bühnenleiter dem Leipziger Theater einen kräftigen Organismus ſichern kann, ſo iſt es Herr Marr, ſo wie umgekehrt er ganz der Mann wäre, Alles was jetzt durch ihn und die Direction mit Mühe aufgebaut wurde, allmälig zu zerbröckeln, wenn er es ſich vornehmen würde. Solche Zerſtörungsabſichten hat ihm im Laufe des verfloſſenen Sommers ein Gerücht in Bezug auf die Oper zugeſchoben und wir erlebten einige Theaterſcenen, ganz in der Weiſe des Parterres in Tieck's geſtiefeltem Kater. Die Leipziger Oper iſt in einigen Hauptfächern unverzeihlich ſchwach; was jedoch das Enſemble und die mise en scene betrifft, und dafür allein kann man die Regie verantwortlich machen, ſo iſt Mühe, Fleiß und guter Wille unverkennbar, dies haben wir erſt in letzterer Zeit durch die Scenirung der Haimonskinder, Stradella und der Hugenotten geſehen. Etwas Liebenswürdigkeit mehr und etwas Leidenſchaftlichkeit weniger könnten allerdings Herrn Marr nicht ſchaden; aber wenn derlei Nebendinge und einzelne Charakterſchwächen den Maaßſtab zur Geltung und Beurtheilung eines Künſtlers abgeben ſollten, welcher unſerer berühmten Schauſpieler würde vor einem ſolchen Gericht beſtehen? Das Excentriſche iſt oft weſentlich mit dem Genie des Künſtlers verbunden. — Traurig wäre es jedenfalls, wenn Marr's Gegner dies fortgeſetzt ausbeuten würden, um einem Manne ſeinen Wirkungskreis zu verleiden, der — dies dürfen wir ſagen, ohne für ſeine Fehler blind zu ſein —

der Leipziger Bühne schwer, ja bei ihren Verhältnissen vielleicht unmöglich zu ersetzen sein würde. Als Schauspieler leidet Herr Marr nicht selten an einem spröden Gedächtniß; nicht alle seine neuen Rollen sind ihm geläufig, und wenn wir auch den Regiegeschäften, die von klein bis groß auf ihm lasten, vieles zuschreiben müssen, so bleibt doch die Thatsache immer dieselbe und es ergibt sich daraus in manchen Rollen ein gewisses Dehnen und Nüanciren, das seine Darstellung schwächt. Wo aber Marr Herr des Materials ist, da wird nie der Geist darin fehlen. Wir haben dies in den entgegengesetztesten Fächern beobachtet z. B. als Oberförster und als Mephisto, zwei Rollen, für welche die deutsche Bühne schwerlich einen bessern Darsteller in einer und derselben Person aufzuweisen hat.

Herr Wagner, den uns das Pesther Theater als ersten Helden und Liebhaber abgetreten hat, ist ein junger Schauspieler, bei dem um seines großen Fleißes, seines schönen Ernstes, seines unermüdlichen Eifers willen uns der Tadel sehr schwer fällt. Aber wir müßten der Wahrheit und unserer Ueberzeugung untreu werden, wenn wir in die übertriebene Lobeserhebung und allzugroße Nachsicht einstimmen würden, welche ein Theil der Leipziger Kritik aus Liebe für das Institut ihm angedeihen läßt. Herr Wagner ist wie Jemand, der schöne Verse macht, aber nicht den allereinfachsten Brief zu schreiben versteht; Herr Wagner ist in die Schauspielkunst beim Dach hineingestiegen, und schreitet stattlich in den großen Sälen umher, aber er weiß nicht, wie man die Treppe hinaufgeht; er hat seine Studien beim Z. X. Y. begonnen, aber das A. B. C. hat er nicht gelernt, er weiß vortrefflich zu declamiren, aber wie man ganz einfach guten Morgen sagt, das weiß er nicht. Herr Wagner ist ein junger Mann, eine stattliche edle Figur, mit einem schön geschnittenen Kopf, mit einem wohltönenden kräftigen Organ, mit einem schönen Pathos und meist richtiger Declamation, aber Herr Wagner ist zugleich wie eine jener Figuren, die durch eine Maschinerie bewegt werden: wie sein Schlagwort kömmt, da declamirt er, agirt er voll Blut und Gluth, aber wie sein letzter Ton verklungen, wie die Feder abgelaufen, da steht er da wie eine Pagode, theilnahmslos, geistlos, glotzend, es ist, als wäre plötzlich die Seele aus seinem Körper hinausgeflogen, er weiß nicht, was er mit den Händen, mit dem Munde, mit den Augen machen soll. Es liegt etwas Dämonisches in diesem Dualismus von schönem Leben und blöder Erstarrung. Nie sind mir jene unheimlichen galvanischen Figuren der Hofmannischen Kreisleriana lebhafter vor die Phantasie gekommen, als wenn ich diesen Schauspieler auf der Bühne sehe. Er ist wie jener Golem, jene künstliche Menschengestalt, die sich plötzlich belebt, wenn man ihr einen Edelstein, auf dem der heilige Name Gottes eingegraben ist, in den Mund legt, die aber eben so schnell erstarrt, sobald man den Stein wieder herauszieht. Das Schlagwort seines Mit-

Digitized by Google

ſpielenden iſt der Zauberſtein des Herrn Wagner. Iſt er wirklich ein Golem? Iſt in dieſem reichausgeſtatteten ſchönen Menſchenbilde wirklich nur ein fremder, eingeblaſener Geiſt thätig, oder iſt ſeine Blödigkeit nur Jugend und Unerfahrenheit? Seine neueſte Rolle (Cato in „Gottſched und Gellert"), die er unter den Augen des Dichters einſtudirt hat, fiel ſo gut aus, daß wir annehmen müſſen, es ſei blos der kritiſche Rath, die belehrenden Fingerzeige eines verſtändigen Freundes, was Herrn Wagner fehlt, um ihm ſeine Fehler abzugewöhnen.

Eine freundliche Bühnenerſcheinung iſt Herr Richter, gleichfalls für erſtes Liebhaberfach engagirt, ein junger Mann von ungefähr 26 Jahren, von wenig kräftigem, aber ſehr zierlichem Körperbau und durch elegante Tournüre von ſelbſt auf das Converſationsſtück gewieſen. Zu der höhern Tragödie fehlt ihm der Schwung und die ausdauernde Stimmkraft; aber wo die Leidenſchaft zur Elegie ſich mäßigt in ruhigen, leidenden Jugendcharakteren, da iſt Herr Richter ſtets anmuthig und wohlthuenden Eindrucks. Auch ihm fehlt die belehrende Kritik, die Nähe guter Muſterbilder, um ſeinem ſchönen Talente die Reife zu geben, die ihn zu einem der beſten Liebhaber deutſcher Bühne machen würde.

Einen wahren Schatz beſitzt das Leipziger Theater an dem jugendlichen Komiker Herrn Meixner. Da iſt Kern, Leben, Humor, da ſproßt und blüht ein Naturell voll Urſprünglichkeit und Unverwüſtlichkeit. Herr Meixner ſpielt hier, ſeinen Engagementsbedingungen nach, auch Chevaliers und humoriſtiſche Liebhaber, ein Fach, in das er durchaus nicht hineingehört. Der Frack iſt zu enge, zu fein für dieſes naturwüchſige Talent; man lacht zwar, aber es iſt eine Heiterkeit, die der Perſon des Schauſpielers gehört und dem darzuſtellenden Charakter nicht zu Nutze gereicht. Aber wo das Modekleid, der Glacéhandſchuh und der Salonton wegfällt, wo der Strom einer glücklichen Menſchennatur ungenirt den Charakter durchzieht, da gibt es auf deutſcher Bühne wenig Schauſpieler mit ſo herrlichen Gaben und Wirkungen wie Meixner. Hier iſt nicht blos Spaß und Poſſenreißerei, ſondern wirkliche Charakteriſtik; Herr Meixner verſteht eine Rolle zu ſchaffen, und wir ſahen ihn letzthin hintereinander in zwei ganz neuen Masken (dem Pfeiffer in Böttgers „Agnes Bernauer" und Wachtmeiſter in Laube's „Gottſched und Gellert"), wo er kein Vorbild keine Tradition hatte und die beide zwei ganz entgegengeſetzte Genrebilder ſind.

Ein Schauſpieler, deſſen Namen man — nicht eben zum Vortheile der Bühne — faſt auf jedem Theaterzettel findet, iſt Herr Marrder. Dieſer fleißige Mann verdient wegen ſeines guten Willens eine freundlichere Kritik, als wir ihm zu Theil werden laſſen können. Leider handelt es ſich hier nicht um Galanterie, ſondern um Wahrheit. Herr Marrder ſpielt unverzeihlich viel. Heute den Figaro und morgen den deutſchen Krieger; geſtern den Papageno und vorgeſtern

den Moritz von Sachsen, diese Woche den bösen Geist Lumpaciusvagabundus und nächste Woche — den Professor Gottsched. Ein solcher Schauspieler muß entweder ein colossales Genie sein, oder einer jener Menschen, die Vieles treiben, weil sie Nichts mit der vollen Befähigung treiben. Herr Marrder, früher Baritonist von Verdienst und schöner Stimme, hat letztere nun zum Theil eingebüßt und steht nun am Wendepunkte zweier Welttheile. Er singt den deutschen Krieger und spricht den Figaro. Wären es Nebenrollen, in welchen Herr Marrder beschäftigt würde, so würden wir ihm aus vollem Herzen jene Lobsprüche zollen, die seine Unermüdlichkeit und sein bis zu einer mittleren Höhe reichendes Talent verdient. Aber da er in ersten Rollenfächern den Lückenbüßer macht, so müssen wir ohne Schonung die Wahrheit sagen. Für eine kleinere Bühne wäre Herr Marrder eine unbezahlbare Acquisition; aber auf dem Leipziger Theater, von welchem der Ruf und das Schicksal manches neuen Stückes ausgeht, ist er ein Unglück; gerade weil er nicht schlecht genug ist, um ausgelacht zu werden, und auch nicht gut genug, um eine neue Rolle zu schaffen und zu tragen, wird Vieles dem Dichter zugeschrieben, was Schuld des Darstellers ist, und Bauernfeld, Prutz und Laube haben manches büßen müssen, weil der verwendbare Herr Marrder so gar sehr verwendbar ist. — Die beiden Komiker, Herr Ballmann und Herr Berthold, sind bereits so lange am Leipziger Stadttheater, daß es überflüssig wäre, sie erst jetzt charakterisiren zu wollen. Ihre Erscheinung setzt das Publikum jedesmal in die heiterste Stimmung, und sie verdienen, namentlich Herr Ballmann, ihre Beliebtheit.

Das Fach der Väter ist nicht besetzt, oder wenigstens sehr ungenügend. Herr Keller, der damit bekleidet scheint, ist ein noch ganz junger Mann, der, um seine natürliche Lebendigkeit zu unterdrücken, noch einen Gegensatz sucht und in der erkünstelten Ruhe matt, kalt und wirkungslos ist. Schade für den sonst nicht unbegabten Schauspieler.

Herr Stürmer, Regisseur der Oper, spielt gleichfalls bisweilen das Fach der Väter, ist aber hier weniger an seinem Platze, als in Rollen, die der Repräsentation bedürfen. Der ernste Hofmann, der Diplomat, und überhaupt Charaktere, die eine gewisse Zurückhaltung und eine stattliche Erscheinung nöthig haben, finden an Herrn Stürmer einen entsprechenden Darsteller.

Für Nebenfächer hat die Leipziger Bühne einige sehr wackere Mitglieder. Der junge, fleißige und aufmunterungswürdige Herr Guttmann, der schüchterne, aber bisweilen sehr wirksame Herr Paulmann, die Herren Linke, Bickert u. s. w.

Wir haben uns, wie auf einem Shakespear'schen Theaterzettel, die weiblichen Mitglieder bis zuletzt verspart. Ihre Zahl ist nicht groß. Das Fach der Heldenmütter, der Lady Milforts und Orsina's ist durch den contractbrüchigen Ausflug der Madame Dessoir durch

Digitized by Google

mehrere Monate verwaiſt geblieben und ward in den letzten Tagen erſt durch eine uns zur Zeit noch nicht vorgeführte Schauſpielerin, Madame Bender, beſetzt. Es wäre zu wünſchen, daß die Direction hier einen eben ſo glücklichen Treffer gezogen hätte, wie durch das Engagement des Fräulein Unzelmann. Dieſe unſere erſte Liebhaberin iſt gewiſſermaaßen ein Gegenſatz zu unſerem erſten Liebhaber, Herrn Wagner. Wenn dieſer im erſten Momente durch ſein ſchönes Organ anzieht und in der Folge durch Mangel an geiſtiger Nüancirung wieder erkalten macht, ſo iſt es bei Fräulein Unzelmann umgekehrt; ihr Organ iſt ſpröde, zwar ausdauernd, aber keineswegs einſchmeichelnd und melodiös; es iſt ein Geſchwiſterkind von Seidelmann's Organ, wiewohl in's weibliche überſetzt. Beim erſten Anhören macht es ſtutzig und erregt Kopfſchütteln. Aber allmälig, wenn die erſten Momente vorüber ſind und das Spiel der jungen Schauſpielerin ſich entwickelt, ändert ſich dieſe Stimmung und nach jedem Akte wird man wärmer, hingebender, und am Schluſſe bewundert man, wogegen man ſich Anfangs geſträubt. Es iſt ein merkwürdiger Sieg des Geiſtes über die Materie in dem Spiele dieſes noch ganz jugendlichen Mädchens. Es iſt wie bei einem Freunde, deſſen glühendes Herz ſich hinter einem rauhen Tone verbirgt, je näher man ihm tritt, deſto wärmer und glänzender geht uns ſein inneres Leben auf. Fräulein Unzelmann, erſt ſeit wenigen Monaten beim Leipziger Theater, hat ſich bereits einmüthige Anerkennung erworben. Ein tiefes Gemüth und eine merkwürdig ſcharfſinnige Nüancirung ſind die Hauptqualitäten dieſer Schauſpielerin, und wir kennen kaum ein Gretchen auf der deutſchen Bühne, welches dieſe Rolle mit ſolcher Vollendung ſpielt und dabei auch wirklich ein junges Mädchen iſt. Wofür man Fräulein Unzelmann warnen muß, das iſt die Hinneigung zum Ernſt, auch in ſolchen Partien, die eine etwas heitere Färbung zulaſſen. Das menſchliche Gemüth ſieht immer lieber heitere als düſtere Menſchen und es iſt daher im Intereſſe des Schauſpielers ſelbſt, dem Zuſchauer ſo viel Freudigkeit als möglich vorzuführen.

Madame Günther-Bachmann iſt eine muntere Soubrette, die bei ihrem Auftreten ſtets Leben und Friſche in die Scene bringt. Wenn ſie auch nicht mehr in der erſten Blüthe der Jugend ſteht und ein etwas gefährliches Embonpoint gewinnt, ſo weiß ſie dagegen ſo treffliche Toilette zu machen, und beſitzt einen ſolchen Schatz unverwüſtlicher Laune, daß ſie noch lange ein Liebling des Publikums bleiben wird. Zudem iſt Mad. G.-B. eine jener wenigen Schauſpielerinnen, die einſt eine vortreffliche komiſche Alte abgeben, und wenn vielleicht die ſchönere Hälfte ihres Künſtlerlebens hinter ihr liegt, ſo geht ſie darum doch einer geſicherten Zukunft entgegen.

Das Fach der Mütter und komiſchen Alten iſt übrigens durch die treffliche und fleißige Madame Eike in den beſten Händen. Ueber

das übrige weibliche Personal schweigen wir; wir wollen nicht ohne Noth ungalant sein. Schlimm genug, daß wir in einem spätern Artikel über die Oper diesem Schicksal nicht werden entgehen können.

J. Kuranda.

IV.

Das Ignoriren in der Journalistik.

Es hat sich innerhalb der deutschen Journalistik eine Praxis ausgebildet, die ich in flüchtigen Zügen schildern und wider die ich hiemit öffentlich protestiren will, weil sie in eben so hohem Grade feig, als gewissenlos und verderblich ist, die Praxis des Ignorirens. Seit acht bis zehn Jahren ist ein Gebrauch gäng' und gäbe geworden, der vorzugsweise von den größeren und besseren Organen unserer Tagespresse geübt und welcher das faule Ruhebette geworden ist, auf welchem die literarische Vornehmthuerei, die Liebe zur Bequemlichkeit, der Mangel an muthigem Eifer sich träg und behaglich wiegt, um darüber die heiligsten Pflichten zu versäumen. Die Journalistik, die sich früher und mit Recht für verbunden hielt, die Gemeinheit und Verworfenheit von Sachen und von Personen öffentlichen Interesses unmittelbar anzugreifen und rücksichtslos zu verfolgen, begnügt sich heute häufiger als je damit, die Erbärmlichkeiten eines niedrigen Strebens unbeachtet zu lassen. Einmal und eingestandner Weise aus Klugheit. „Warum durch Polemik zu einer Wichtigkeit erheben," heißt es, „was nach der Einsicht aller Besseren bedeutungslos, weil ohne Geist und sittlichen Hintergrund ist?" Zum andern, und nicht so deutlich eingestandener Weise, geschieht jenes Unbemerkt- bei Seite-Liegenlassen aus Hang zur Ruhe, aus Scheu vor dem Skandale, aus eitlem Dünkel, als ob das schon von selbst wieder aus dem Reiche des Bestehenden verschwinden müsse, was von geachteten und weitere Kreise umfassenden Blättern für die Dauer übersehen und gar nicht der Erwähnung gewürdigt werde.

Jene Klugheit aber ist arge Thorheit und diese selbstgefällige Verblendung hat bereits die schmerzlichsten Folgen gehabt. Nur eine sehr ungeschickte Polemik kann an sich kleine und nichtswürdige Persönlichkeiten und Dinge beträchtlicher erscheinen lassen als sie sind, anstatt sie einfach aus dem Wege zu räumen. Wo dennoch große Spuren der Anstrengung übrig bleiben, sind auch tiefere Wurzeln des Uebels vorhanden und die Ausrottung ist desto nothwendiger gewesen. Was aber die Hoffnung anlangt, daß sich das geistig Unbefugte und sittlich Verkrüppelte schon von selbst richten und ungenährt verschmachten werde, wenn man sich nur getreu bleibe im Ignoriren, so ist dies falsch, grundfalsch. Als ob das Unkraut, so ihm nicht Sonnenschein und Regen entzogen würden, nicht gerade so lustig aufwüchse, wie

Digitized by Google

der Waizen! Die freche Gemeinheit, die ohne Brandmarkung, ja ohne Widerſpruch auftreten, ſich verbreiten, über gute und böſe Dinge hinwuchern darf, die gleißende Geſinnungsloſigkeit oder gar die verderbte Abſicht, über welche das Publikum nicht aufgeklärt wird, gedeihen zur Kühnheit von der Keckheit, gedeihen von der Schwäche zur Macht. Deutſchland hat keinen anerkannten Mittelpunkt, weder örtlich noch geiſtig. Unſerem Volke fehlt der allgemeine Maßſtab der Beachtungswürdigkeit, denn es fehlt uns in Deutſchland die Hauptſtadt und fehlen die Hauptblätter, an deren Aufmerkſamkeit das geſammte Publikum ermeſſen könnte, was der Aufmerkſamkeit werth iſt.

Nicht daß ich im Intereſſe einer Partei ſpräche, der zunächſt blosgeſtellten durch ſolch einen Vorfall etwa, nein, ich rede im Intereſſe aller Parteien und jedes edlen Streits. Es gibt Perſonen und Tendenzen, von deren Mitbethätigung ich Liberale und Conſervative frei ſehen will, weil ſie jeder rechtſchaffenen Gemeinſchaft nur Schande und Schaden bringen, ohne damit die Entſcheidung der Angelegenheit auch nur um eine Linie zu fördern. Ich benutze ein jüngſtes Beiſpiel nur, um augenfällig auf den Punkt zu weiſen, wohin das Ignoriren führt. Die Polemik, die gegenwärtig wider Herrn Chownitz eröffnet wird, iſt verſpätet und iſt, wie ſie z. B. in dem Ulmer Artikel vom 8. October der Deutſchen Allgem. Zeitung gehandhabt wird, geradezu ſelbſtmörderiſch. Dagegen hat ſich eben dieſe Polemik unverantwortlich verſäumt und wir tragen Alle die größte Schuld dabei, daß die Journale ſchwiegen, als Herr Chownitz geiſt-, anſtands- und ſittenloſe Romane und Blätter ſchrieb, und daß ſie ſchwiegen, als er ſeinen Namen an die Fahne einer neuen Kirchenpartei heftete und in ſeinem eitlen Intereſſe gottesdienſtliche Verſammlungen mit heuchleriſchen Predigten, die Zeitungen aber mit lügenhaften Berichten überſchwemmte. Hätte die Preſſe ihre Schuldigkeit gethan, ſo wäre das Aergerniß unmöglich geweſen.

Aber bei dieſem einzelnen Beiſpiele wird's nicht bleiben, nicht blos die eine Sache und die eine Partei wird durch ſolche Vorfälle beſchimpft werden, wenn die Tagespreſſe bei ihrem derzeitigen Verfahren beharrt. Unſere Literatur und unſere öffentlichen Zuſtände gehen im Ganzen der äußerſten Gefahr entgegen, ſobald die Blätter noch ferner ihr beſſeres Wiſſen aus halb ariſtokratiſchen, halb furchtſamen Rückſichten verhehlen. Es iſt des Dichters ganz würdig, gemeine Angeiferungen durch ein würdevolles Schweigen zu erwiedern, oder des Künſtlers verderbte Geſchmacksrichtungen nur durch ſeine Werke zum Edleren zu wenden. Auf den Journaliſten aber paßt die Analogie des Künſtlers und Dichters nicht. Er iſt verpflichtet, ſich beſtätigend oder verwerfend auf jedes neue Ereigniß einzulaſſen, bevor das Ereigniß ſtärker wird als die Journaliſtik, er kann ſeine Zurückhaltung nicht damit entſchuldigen, daß ihm unter der Polemik die ſchöpferiſche

Digitized by Google

Ruhe entgehe, denn ſeine Aufgabe iſt der Kampf, er darf auch das ſchier nicht geringachten, ſo lange uns kleine und zerſplitterte Verhältniſſe umgeben, die das Aufkommen des an ſich Unbedeutenden begünſtigen, er darf endlich nicht vor dem Schweiße des Gefechts, vor den Wunden und den noch viel empfindlicheren Schmutzflecken zurückbeben, wenn es unwürdigen Gegnern gilt. Denn ein Soldat im Felde hat ſich nicht blos gegen regelmäßige Truppen, ſondern auch mit marodirenden Lumpengeſindel zu ſchlagen. Den Muth unumwundener Wahrhaftigkeit fordere ich von der deutſchen Journaliſtik, das Aufgeben ihrer ſtolzen Ruhe, nicht blos ſtille Verachtung gegen das Gemeine und Erbärmliche, ſondern lauten Ausdruck derſelben. Die gewöhnliche belletriſtiſche Preſſe wird auch in dieſer Beziehung ſchwer aus ihrer Trägheit aufzuwecken ſein, aber ihr Schweigen hat ſchlimmſten Falls einige Ries ſchnöd vergeudeten Druckpapiers zu verantworten. Die politiſche Preſſe aber kann dieſe Mahnung nicht überhören, denn es iſt die Mahnung an ihren Beruf. Robert Heller.

V.

Notiz.

Ein zürnender Olympier.

Zu Ende des vorigen Monats brachte die Augsburger Allgemeine Zeitung einen Auszug aus den Heidelberger Jahrbüchern, worin Herr Profeſſor Kortum vom hohen Olymp profeſſoriſcher Weisheit herab dieſer armſeligen kleinen Erde und ihren liberalen Schreiern die Leviten lieſt voll Salbung und Majeſtät. Wir haben die olympiſche Ruhe dieſes politiſchen Sittenlehrers demüthigſt und pflichtſchuldigſt bewundert, bis wir dieſe Woche in derſelben Augsburger Allgemeinen Zeitung von demſelben Olympier und Profeſſor Kortum folgende kleine Erklärung laſen: „Erklärung: Demjenigen, welcher im Frankfurter Journal (Nr. u. ſ. w.) meldet, der Profeſſor Kortum habe keine Zuhörer gehabt, erkläre ich aus Rückſicht für Auswärtige hiermit für einen Verläumder, Lügner und Schuft!“ (Warum nicht auch ſogleich: noch vielmehr!) So ſteht's mit dieſen Hochweiſen, von ihrem Katheder herab predigen ſie den von der Windsbraut der Zeitbedrängniß Ergriffenen Weisheit und Mäßigung, aber kaum ſetzt ſich irgend eine kleine Fliege auf ihre Naſe, da verlieren ſie die Beſinnung und zappeln mit Händen und Füßen wie ein Geſpießter.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google

Literatur und Schriftsteller in Belgien. *)

Von der Journalistik zur Literatur ist gewöhnlich nur ein Schritt; in Belgien jedoch liegt eine große Kluft zwischen beiden. Während die Journalistik vollständig ausgebildet ist wie ein reifer Mann, geht die Literatur noch in ihren Kinderschuhen einher. An Theilnahme des Publikums, an gutem Willen der Regierung, an enthusiastischen Anläufen der Autoren fehlt es nicht. Die Belgier, die seit ihrer politischen Wiedergeburt auch eine Wiedergeburt ihrer nationalen Kunst auf dem Gebiete der Farben sich entwickeln sahen, knirschen vor Ungeduld, daß ihnen nicht ein Gleiches auf dem Felde der Dichtung und der Literatur gelingen will. Aber die Verhältnisse und Vorbedingungen sind auf diesem Felde ganz anders und zwar sehr nachtheilig gestellt. Zuerst der Dualismus der Sprache, der das Land in zwei geistig verschiedene Organisationen theilt; sodann das Vorwiegen der materiellen Interessen, das Uebergewicht der von dem Clerus geleiteten Lehranstalten, welche die freie Forschung und die philosophischen Studien erdrücken und endlich ein zwar äußerliches aber gewaltiges Hemniß: der Nachdruck, der wie ein Alp auf dem Lande liegt und die Entwicklung jedes andern Buchhandels stört. Der Schriftsteller, der einem belgischen Buchhändler ein Manuscript anbietet, wird zurückgewiesen, weil dieser seine Rechnung besser dabei

*) Aus dem so eben erschienenen Werke: „Belgien seit seiner Revolution von J. Kuranda." Leipzig bei F. L. Herbig. 1845. (30 Bogen.)

findet, wenn er irgend einen bekannten französischen Autor nachdruckt. Warum sollte er sich in ein Risico mit einem Originalbuch einlassen, wenn er aus einem vollen Fasse ohne alles Risico schöpfen kann? Der Autor kann noch von Glück sagen, wenn er Ruf und Connexionen genug hat, um sein Buch gratis gedruckt zu sehen; von einem Honorare ist in zwanzig Fällen kaum ein Mal die Rede. Jener wohlthätige und spornende Impuls, den der Buchhandel in Deutschland, Frankreich und England ausübt, indem er den besten Geistern der Nation einen Lohn für jahrelangen Fleiß und Arbeit in Aussicht stellt, fällt hier vollständig weg. Um in Belgien literarischen Arbeiten sich hin zu geben, muß man ein reicher Mann sein. Der ärmere Gelehrte muß die Hände in den Schooß sinken lassen, weil er die Mittel nicht erschwingen kann, die Früchte seines Fleißes auf eigene Kosten zu verlegen. Zwar tritt die Regierung häufig genug vermittelnd ein. Bei dem größten Theil der seit 1830 in Belgien erschienenen Bücher hat das Gouvernement „pour encourager les lettres" dem Autor ein Subsidium bezahlt oder was gleichbedeutend ist, auf zwanzig bis hundert Exemplare seines Buches subscribirt. Allein hieraus hat sich wieder ein neuer Mißbestand ergeben.

Einige Männer, die Stellung genug haben, um nicht fürchten zu müssen, vom Minister eine abschlägige Antwort zu erhalten, haben auf dieses „encouragement" hin, welches die Nation den Schriftstellern bewilligt, eine Industrie gebaut. Eine Buchmacherei der allerunfruchtbarsten Art saugt die Summen aus, welche das Ministerium zu vertheilen hat. Man nimmt aus dem ersten besten Archive irgend eine Scharteke, läßt sie abdrucken, schreibt eine Vorrede dazu und überreicht sie dem Herrn Minister, um ein Subsidium für den Druck und einiges Honorar zu verlangen. Der Minister kann nicht gut eine abschlägige Antwort ertheilen, denn der Verfasser hat Einfluß bei dieser oder jener Parthei, dieser oder jener wichtige Deputirte verwendet sich für ihn. Das Buch wird gedruckt und aus Staatsmitteln bezahlt, ohne daß es irgend jemand einen Nutzen gewährt als dem Verfasser, der dafür so und so viel hundert Franken erhalten hat. Es ist empörend, wenn man die mäßige Liste von Originalschriften übersieht, die seit den letzten Jahren in Belgien erschienen sind, welch' eine Masse von elendem Wust, von unnützen, undurch-

Digitized by Google

geſehenen Archivpapieren ohne allen hiſtoriſchen Werth ſich darunter befindet. In Deutſchland, in Frankreich ꝛc. ſind derlei Bücher nicht möglich. Der Verleger bezahlt nur was das Publikum kaufen kann, und das Publikum kauft nur, was ihm Belehrung oder Erholung bringt. In Belgien aber gibt es eine ganze Literatur, die ohne Publikum iſt, hunderte von Schriften, die nicht durch den Bedarf der Leſer, ſondern durch die unkritiſche Gunſt der Regierung entſtehen, und die aus dem Druckerzimmer nur zwei Wege einſchlagen: in's Bureau des Miniſteriums, das darauf ſubſcribirte, und in's Maculaturlager. Dieſe künſtlich getriebene Encouregements-Literatur hat noch andere große Nachtheile. Der Schriftſteller verkauft ſeine Meinung, er läßt aus, was der herrſchenden Parthei mißfallen, er ſchiebt ein, was ihr behagen könnte. Statt aufzumuntern demoraliſirt das Subſidium, abgeſehen davon, daß die Schmarotzerliteratur das Aufkommen wirklich guter Bücher hindert, indem ſie die Summen, welche die Nation hochherziger Weiſe hierzu bewilligt, aufzehrt. Noch fehlen in dem ſonſt ſo practiſchen Belgien ganze Branchen der allernöthigſten Hand- und Nachſchlagebücher. Die deutſche Literatur iſt in Bezug auf Belgien viel fleißiger geweſen als dieſes ſelbſt, und um nur ein Beiſpiel zu erwähnen, ſehe man die Reihe trefflicher Biographien und Charakteriſtiken belgiſcher Staatsmänner und ſonſtiger Berühmtheiten, welche das Lexikon der Gegenwart enthält. In Belgien ſelbſt muß derjenige, welcher über die Lebens- und Wirkungsdetails dieſes oder jenes Künſtlers, Gelehrten, Staatsmannes ꝛc. ſich unterrichten will, mit vieler Mühe Einzelnes in Journalen und Broſchüren Zerſtreutes zuſammenſuchen. Fehlt es aber auch ſchon an ſolchen Dingen, wo doch die Eitelkeit der Perſönlichkeiten mit im Spiele iſt, ſo kann man erſt ſchließen, welch' ein Mangel in andern Zweigen herrſcht, wo es ſich blos um die Wiſſenſchaft handelt.

Iſt nun der Verlagsbuchhandel auf ſo traurige Art beſtellt, ſo ſteht es um den Sortimentsbuchhandel nicht beſſer. Kaum ſollte man es glauben, daß in einem Lande, in welchem durch Eiſenbahnen und treffliche Vicinalwege der Verkehr ſo leicht wird, die verſchiedenen Buchhändler in ſo geringem Verbande unter einander ſtehen, daß ein Buch, welches in der einen Stadt gedruckt wird, in der Nachbarſtadt nicht anzutreffen iſt! Nur die Brüſſeler Verlagserzeugniſſe ſind in den andern großen Provinzſtädten zu finden (und

auch dieſe nicht vollſtändig). Aber die treffliche Maſchinerie, womit der deutſche Buchhandel die Erzeugniſſe des geringſten Verlegers bis in die äußerſten Ecken des Vaterlandes zu ſchleudern weiß, iſt hier ſo wenig bekannt, als läge hier die deutſche Grenze jenſeits des Oceans. Was hier in einer Provinzialſtadt erſcheint, wird man nur mit Mühe in einer andern Stadt auftreiben können, weil man in dieſer kaum von der Exiſtenz der erſchienenen Schrift etwas weiß. Der Ruf eines belgiſchen Buches verklingt häufig mit den Glocken des Kirchſpiels, in welchem es gedruckt wurde.

Iſt nun die Verbindung mit dem Inlande ſchon ſo zerhackt und unorganiſirt, um wie viel trübſeliger iſt die Verbindung mit dem Auslande. Wie viele Bücher von belgiſchen Autoren kennt man in Deutſchland — in einem Lande, wo der ausländiſchen Literatur eben ſo viel Aufmerkſamkeit als der einheimiſchen geſchenkt wird? Und umgekehrt wie viele deutſche, engliſche, italieniſche Werke kann man in den Buchhandlungen Gent's, Lüttich's, Antwerpen's, Städte von ſechszig bis hunderttauſend Einwohnern, finden? *)

Viele von dieſen Uebelſtänden würden mit dem Aufhören der Nachdrucksinduſtrie allmählig verſchwinden und einem beſſern Zuſtande der Dinge Platz machen. Die Capitalien und der buchhändleriſche Unternehmungsgeiſt würden ſich ein anderes Feld aufſuchen müſſen, ſobald ihnen die bequeme, eben ſo wenig Kenntniſſe als Scharfſinn benöthigende Nachdruckerthätigkeit verſchloſſen bleiben wird. Man wird auf einen Verlag von Originalwerken denken müſſen,

*) Abermals können wir eines Deutſchen rühmlichſt erwähnen. Die einzige Buchhandlung in ganz Belgien, die dieſen Namen wirklich verdient, weil ſie ſyſtematiſch organiſirt iſt und mit allen Buchhandlungen des Continents in regelmäßiger Verbindung ſteht, iſt die librairie nationale et étrangère in Brüſſel, deren Begründer und Eigenthümer Herr C. Muquardt aus Berlin iſt, und die in wenigen Jahren gewiſſermaßen zu der erſten Buchhandlung des Landes ſich aufgeſchwungen hat. Hier findet man ſämmtliche Erſcheinungen des belgiſchen Verlags und die wichtigſten des Auslandes ſtets vorräthig. Auch giebt Herr Muquardt eine Bibliographie de la Belgique heraus, worin nach Art des deutſchen Meßcatalogs, ſämmtliche in Belgien erſcheinenden Bücher verzeichnet ſind. Leider iſt trotz aller Mühe des Herausgebers dieſer Catalog noch ein lückenhafter, da es unter den belgiſchen Buchhändlern noch Leute giebt, die nicht ein Mal den Nutzen einer ſolchen Bibliographie begreifen, und es trotz vielfacher Aufforderungen unterlaſſen, den Titel und das Erſcheinen der von ihnen verlegten Bücher zur Einregiſtrirung in dieſe Bibliographie (die einzige in Belgien) anzuzeigen. — In neuerer Zeit hat ſich auch eine recht thätige deutſche Buchhandlung in Antwerpen etablirt. —

Digitized by Google

die ſchriftſtelleriſchen Kräfte des Landes werden mehr berückſichtigt und gepflegt und der Wiſſenſchaft und der Literatur manches Talent, das bisher verkümmern mußte, gewonnen werden. Aber gar zu viele Hoffnungen darf man ſich von dem Aufblühen einer ſelbſtſtändigen Literatur auch dann kaum machen, und es ſteht zu fürchten, die Illuſionen eines ſo manchen Patrioten werden ſpäter auf eine traurige Weiſe ſchwinden. Der Nachdruck hat bei all' ſeiner Unmoralität, bei all' ſeiner Unterdrückung einheimiſcher Talente, bei aller Ueberſchwemmung mit elenden Schriften, die er in's Land trägt, doch auch ſeine große und nutzbringende Seite. In der Mitte frivoler Romane ſchleudert er auch eine Maſſe trefflicher Bücher der beſten Autoren unter das Publikum, Bücher die von unabhängigen, in freier Forſchung thätigen Geiſtern geſchrieben ſind, und die durch wohlfeile Preiſe jedem Lernbegierigen in die Hände kommen. Mit dem Aufhören des Nachdrucks wird viel des Uebeln aber auch dieſe gute Saat verſchwinden. Die belgiſche Preſſe wird eine einheimiſche, aber auch eine überwiegend katholiſche, eine ultrakatholiſche werden. Dieſes Prognoſtikon kann man ihr mit Sicherheit ſtellen, ja es kündigt ſich ſelbſt unter den jetzigen Zuſtänden ſchon an. Ich will es durch ein Beiſpiel erklären und beweiſen. In Mitten der Nachdruckerinduſtrie zeichneten ſich ſeit drei, vier Jahren die beiden jungen Verleger Jamar & Hen durch einige brillante Originalunternehmungen aus. Dieſe Werke, die ſich mit Belgien ſelbſt beſchäftigen und mit vielem Geſchmacke ausgeſtattet ſind, fanden guten Boden und reichen Abſatz. Plötzlich ſah man die beiden jungen Leute, die Schwäger ſind und im herzlichſten Einvernehmen leben, ihre Firma trennen und in ihren Verlagsunternehmungen ſich theilen. Es war nämlich unter gemeinſamer Firma auch ein viel verbreiteter Nachdruck von Eugen Sue's „ewiger Jude" begonnen worden. Dieß nahmen viele eifrige Katholiken übel und da für den Abſatz der koſtſpieligen Originalwerke das Schmollen der reichen Katholiken ſchädlich geweſen wäre, ſo trennte man das Compagniegeſchäft; Herr Hen übernahm die anſtoßerregende Romanliteratur und Herr Jamar behielt die Originalwerke. Letzterer ſagte mir ein Mal ſelbſt: „Ohne Rückſicht auf die katholiſche Parthei, ja ſogar auf die Ultrakatholiken, iſt kein bedeutendes Originalunternehmen auszuführen. Unſere Ariſtokratie, ja der größte Theil unſerer Reichen gehört zur ultramontanen Parthei; ein großer Theil

des Landes ſteht unter clericalem Einfluſſe. Wollen wir uns die Hauptquellen des Abſatzes nicht verſtopfen, ſo müſſen wir Alles vermeiden, was die Geiſtlichkeit nur im mindeſten verletzen, oder übel aufnehmen könnte!" Liegt nicht in dieſen wenigen Worten das ganze Schickſal der künftigen Literatur und des Verlagshandels ausgeſprochen? Sobald die belgiſchen Verleger auf den Abſatz im Inlande angewieſen ſein werden, wird die Hierarchie und ihr mächtiger Anhang Alles aufopfern, um die Verleger in ihrem Sinne zu dreſſiren. Die im unabhängigen Geiſte ſich bewegende Literatur wird nur auf ein kleines Publikum zählen können und die Buchhändler, ihren materiellen Vortheil in's Auge faſſend, werden ſich natürlich mit ihren Unternehmungen dahin drängen, wo größere Unterſtützung zu erwarten iſt.

Wie weit aber die ultramontanen Anſprüche gehen und bis zu welchen Opfern ſich der augendieneriſche Verleger herbeilaſſen muß, dafür giebt es tauſend Beiſpiele; wir wollen aber bei dem unſrigen ſtehen bleiben. Zwei Hauptverlagsartikel der erwähnten Herren Jamar & Hen bilden: la Belgique monumentale und Galérie des Belges illustres, welche nebſt prachtvollen Vignetten und Portraiten, die Biographien der berühmteſten belgiſchen Staatsmänner, Schriftſteller, Künſtler ꝛc. enthalten. Da bereits gegen 200 derlei Biographien erſchienen ſind, ſo mußten die Herausgeber auch Göttern untergeordneten Ranges kleine Altäre bauen, und man ſieht offenbar, daß manche zweifelhafte Berühmtheit nur deßwegen Aufnahme fand, pour faire nombre. Trotzdem ſucht man in dieſen Biographien vergebens nach dem Namen eines der berühmteſten Belgier, nach dem Namen Cornelius Janſen, dem Haupte der Janſeniſtiſchen Schule. Man ſtützt ſich auf den Umſtand, daß der berühmte Schismatiker in dem holländiſchen Städtchen Leerdam zur Welt kam, und ignorirt ihn, obgleich er ſeinem Glauben, ſeinem Wiſſen, ſeinem Leben nach (erſt als Profeſſor in Löwen und dann als Biſchof von Ypern) durch und durch Belgien angehört. Auch Rubens, Adrian de Brawere ꝛc. waren nicht in Belgien geboren und doch zählt man ſie allenthalben dazu, und die Galerie des Belges illustres ſtellte ſie in die erſte Reihe; aber die Landsmannſchaft des ſchismatiſchen Theologen iſt den belgiſchen Katholiken unbequem und darum wird er desavouirt.

Noch ſprechender iſt ein zweites Beiſpiel. „La Belgique monumentale“, ein durchaus indifferentes Werk, das nach der Art des „maleriſchen Deutſchlands“ den Beſchreibungen ſchöner Landſtriche und Monumente gewidmet iſt, bringt unter Anderem eine Schilderung der Provinz Luxemburg. Die alten Legenden des berühmten Stammhauſes der Lützelburger werden mit aller Ausführlichkeit erzählt, aber als die redſelige Schilderung bei dem Tode Kaiſer Heinrich's VII. angelangt iſt, wird ſie plötzlich einſilbig. „Il reçut la couronne impériale des mains des cardinaux-légats, par ordre du pape dans l'église de Saint-Jean de Lateran, le 29 juin 1312 et mourut le 24 août de l'année suivante à Buon convento, près de Sienne.“ Dies iſt Alles, was man zu erzählen wagt. Daß der edle Kaiſer, der gefeierte Held des Dante, von einem Mönche im Abendmahle vergiftet wurde, daß er dieſem Mörder im Verſcheiden noch die milden Worte zurief: Im Kelche des Lebens haſt du mir den Tod gegeben, entfliehe, bevor die Meinigen dich faſſen! — davon iſt kein Wort erwähnt, obgleich es doch ſehr pikant wäre, in einem gerade dem Pikanten gewidmeten Buche. Aber freilich könnten ſich die katholiſchen Käufer ſcandaliſiren und ſo heißt es ſchlecht weg: il mourut!

Umgeht man alſo ſchon in derlei ſpieleriſchen Büchern die prägnanteſten Thatſachen, ſo kann man erſt denken, wie man andere wichtigere Werke zu „purifiziren“ ſucht. Ich könnte unzählige Entſtellungen hiſtoriſcher Thatſachen in dem kleinen Bereiche der bisherigen belgiſchen Originalliteratur aufzählen. Bei den katholiſchen Partheiſchriftſtellern finden wir dieß in Ordnung, es iſt die Prozedur aller Partheikämpfe; aber wenn in indifferenten Büchern, bei Schriften, die im Verlage von „liberalen“ Verlegern erſcheinen, derlei vorgeht, ſo iſt dieſes ein böſes Omen. Dieſe ſelbſtauferlegte Cenſur in einem ſo preßfreien Lande iſt fürchterlicher, als die vom Geſetz aufgedrungene — weil ſie unmoraliſcher iſt.

Was ſolche Unterſchleife und Manipulationen begünſtigt, iſt der vollſtändige Mangel an literariſcher Kritik. Der Autor hat nicht zu fürchten, an den Pranger geſtellt zu werden und verfolgt daher ſeine Privatabſichten ohne Scheu. Man findet zwar in den Feuilletons der Journale häufig genug bandwurmartige Beſprechungen inländiſcher Büchererzeugniſſe. Aber es läuft in der Regel alles auf Lobhudelei und Reclamen hinaus. Theils aus Gutmüthigkeit, theils

aus falsch verstandenem Patriotismus glaubt man jeden Autor aufmuntern zu müssen. Man sieht nicht ein, daß jede Literatur erst durch die Kalklauge der Kritik zum eigentlichen Gedeihen kommt, daß man Raupen und böse Auswüchse bannen muß, soll der Baum emporschießen. In Belgien reicht es hin, daß der geistloseste, unwissendste Autor nur einen guten Freund in der Journalistik habe, und dieser eine Freund versorgt die ganze Zeitungspresse mit Trompetenstößen und Hallelujageschrei. Die Redacteure nehmen Alles, wenn es nur nichts kostet und leidlich geschrieben ist. Gerade weil die meisten Redacteure Franzosen sind, sagt ihnen ihr Instinct, daß sie, um als belgische Patrioten sich zu zeigen, der belgischen Literatur ein freundliches, aufmunterndes Gesicht zeigen müssen. Und so wird der Lobhudelunfug in den von den Franzosen redigirten Journalen am ärgsten getrieben. Die Folgen sind, daß das Unkraut am höchsten und unverschämtesten aufschießt, während der verdienstvolle Schriftsteller auf sein Bewußtsein gestützt und zu stolz, um Charlatanerie zu treiben, im Hintergrunde wartet, bis die Reihe an ihn kommt; aber sie kommt selten und er wird unwillig und wirft die Feder wieder weg. Das Allerschlimmste aber ist, daß das Publikum selbst diese Lobhudelassekuranz nicht mehr mag und die meisten sogenannten kritischen Feuilletons ungelesen übergehet, so daß diese aus übertriebener Dienstfertigkeit eigentlich gar keinen Dienst erweisen. —

Am besten bestellt ist in Belgien jene positive Literatur, die auf gegebenen Thatsachen, auf Zahlen und practischen Beobachtungen beruht, besonders in Dingen, welche das Land selbst berühren. Die Akademie der Wissenschaften (Académie royale des sciences et belles lettres de Bruxelles) ergänzt hier theilweise die Lücken des buchhändlerischen Verkehrs durch ihre öffentlichen Sitzungen, Bulletins, durch Preisaufgaben und sonstige Ermunterungen *). Unter den

*) Die Brüsseler Akademie der Wissenschaften wurde von Maria Theresia begründet. Die Einrichtung derselben ist ganz nach französischem Muster. Alle Monate findet eine öffentliche Sitzung Statt, deren Bülletins publicirt werden. Sie zerfällt, wie schon ihr Titel sagt, in zwei Abtheilungen, wovon die eine den positiven Wissenschaften, die andere der Geschichte und der schönen Literatur gewidmet ist. Diese letztere Hälfte kann vermöge der ultramontanen Geistesrichtung, welche in der Akademie überwiegend vertreten ist, nicht zum Aufschwung kommen. Die Abtheilung der „sciences" zeigt dagegen eine um so tüchtigere Regsamkeit. — Die Regierung dotirt diesen wissenschaftlichen Körper jedes Jahr mit 25,000 Franken, zur Bestreitung der Publi-

Digitized by Google

Schriftſtellern und Gelehrten auf dieſem Gebiete iſt vor Allem Herr Quetelet (Director der Brüſſeler Sternwarte und immerwährender Secretair der Akademie) zu nennen, ein Mann von europäiſchem Rufe, deſſen phyſikaliſche und ſtatiſtiſche Schriften vielfach überſetzt worden ſind. Von ſeinem Hauptwerke: „Sur l'homme et les développements de ses facultés, ou essai de physique sociale“ exiſtirt eine deutſche Ueberſetzung von Dr. Rieke (Stuttgart 1838. 2 Bde.). Die Verdienſte dieſes Mannes ſind zu umfaſſend und überdieß von Männern wie Humboldt, Arago ꝛc. ſo entſchieden anerkannt worden, daß es thöricht wäre, ſie hier auch nur andeutend ſchildern zu wollen. — Herrn Quetelet's Haus iſt der Mittelpunkt aller Illuſtrationen, die Belgien in Kunſt und Wiſſenſchaft beſitzt. Hier finden ſich die ausgezeichnetſten Fremden zuſammen, welche aus allen Ecken der Welt an den gaſtfreien und wohlwollenden Aſtronomen empfohlen werden. Einen liebenswürdigern und zuvorkommendern Repräſentanten zählt die Gelehrtenwelt nirgends. Es genügt, daß der Fremde einen leiſen Wunſch äußere nach irgend einem ſeltenen Document, nach Benutzung irgend eines Archivs, nach einer Miniſterialerlaubniß, dies oder jenes beſehen zu dürfen — und am andern Tage überraſcht ihn ein freundliches Billet mit der Erfüllung ſeiner Wünſche. Eine Empfehlung an Herrn Quetelet iſt ein Geleitbrief, ein passe par-tout durch ganz Belgien.

Nächſt dieſer Celebrität haben die Naturwiſſenſchaften hier noch viele geiſtreiche Forſcher, Namen von gutem Klang findet man in mehreren ihrer Zweige. So die Herrn Plateau und Crahay im Gebiete der Phyſik, Herrn Dummortier als Botaniker, Morren als Chemiker; Van Mons (kürzlich verſtorben) war vielleicht der erſte Pomologe in ganz Europa.

In das Gebiet der poſitiven Wiſſenſchaften gehören auch die fleißigen Statiſtiker Heuſchling (aus Deutſch-Luxemburg) Malou

---

cationen, Reiſediäten, Preisaufgaben u. ſ. w. — Außer der Akademie giebt es noch eine Menge Gelehrtenvereine an allen Hauptpunkten des Landes: die Geſellſchaft der Bibliophilen, der Alterthumsforſcher, der Aerzte und Naturforſcher ꝛc.; an literariſchen Geſellſchaften ſind namentlich die Flamänder ſehr geſegnet. Faſt alle dieſe Geſellſchaften ſtellen Preisfragen auf, veröffentlichen Memoiren und Bülletins, die aber leider nach der Einrichtung des belgiſchen Buchhandels meiſt unbekannt bleiben. —

Digitized by Google

(gegenwärtig Minister) Perrot und Natalis Briavoine (zwei in Belgien ansäßige Franzosen). Vor allem aber verdient ein kleines Häuflein von Männern Erwähnung, die ihr ganzes Leben der Forschung und Abhülfe der Nachtseiten unserer socialen Verhältnisse widmen; so Ducpetiaux mit seinen zahlreichen Beobachtungen über Gefängnißwesen und Sträflinge, De Decker mit seiner Arbeit über Pfand- und Leihhäuser, Visschers über die Grubenarbeiter u. s. w. Der praktische Sinn der Belgier, die Zugänglichkeit zu allen Documenten und die unbeschränkte Oeffentlichkeit begünstigen diese höchst wohlthätigen und erfolgreichen Arbeiten ganz besonders.

So fruchtbar und rührig diese Zweige schriftstellerischer Thätigkeit sich zeigen, so steril, blüthen- und früchtelos ist hier das Gebiet der schönen Literatur. Es giebt im heutigen Europa kaum ein Land, welchem der Gott der Dichtung, ja selbst der untergeordnete Geist poetischer Erfindungsgabe so hartnäckig den Rücken kehrt. Selbst die Lyrik, jener Urquell, der sogar bei rohen Nationen die dichterischen Springbrunnen treibt, versiegt hier. Nur in jenen Strecken, wo sich germanischer Geist und Sprachlaut noch festgeklammert haben, findet die lyrische Poesie, die ewige Braut germanischer Völker, einige begabte Jünger: Ledeganck, Van Duyse, Van Ryswyk und ähnliche flamändische Dichter haben manches schöne Lied, manche kräftige Romanze gedichtet, und das wunderbar geschickte, ächt weibliche Talent der Darmstädterin Louise von Plönies hat einige der schönsten in's Hochdeutsche übersetzt und sie der Nation zugeführt, der sie ihrem Geiste und Urströmung nach angehören. Die belgisch-französische Literatur hingegen — und diese ist es zumeist, die wir hier im Auge haben — hat auch auf diesem Gebiete nichts aufzuweisen. — Was hier gesagt wird, ist nicht der Ausfluß deutscher Partheilichkeit; der Verfasser dieses Buches zählt unter den französischschreibenden Schriftstellern Belgiens manchen lieben Bekannten, manchen lieben Freund sogar, dem er gerne hier ein Wort der Anerkennung, der Theilnahme schenken würde, wenn nicht die Wahrheit ihm über allen persönlichen Verhältnissen stünde. Wenn schon die französische Lyrik dem deutschen Geschmacke überhaupt nicht zusagt, so gesellt sich bei den Belgiern noch eine Uebertreibung jenes falschen Pathos hinzu, die auch den kleinsten Funken von Naivetät und Ursprünglichkeit verwischt. Die Belgier haben einen überwie-

Digitized by Google

genden Farbenſinn: in der Malerei hat ſie dieſer zu einer bedeutenden Kunſtſtufe erhoben. Wenn die belgiſchen Maler den Deutſchen an Gefühl, den Franzoſen an Geiſt nachſtehen, ſo überflügeln ſie beide durch den Reichthum der Palette, durch die Kunſt, die Luſt und den angebornen Inſtinkt die Farben zu miſchen. In der Poeſie jedoch iſt dieſe Farbenluſt, wenn ihr Inhalt und Gedanke fehlt, widerlich wie ein bemalter Sarg und ungenießbar wie eine vergoldete Hohlnuß. Man muß die Geduld haben, eine Reihe belgiſcher Novellen zu leſen und man wird erſtaunen über die barocke Lackirung, über die langen Beſchreibungen von Gegenden, Gebäuden und Kleidungsſtücken, hinter denen ſich die poetiſche Gehalt- und Geſtaltenloſigkeit verbirgt. Unter dem ganzen Stoß von novelliſtiſchem Dilettantismus und Handwerksfabrikaten der ſeit 1830 in Belgien gedruckt wurde, iſt auch nicht eine poetiſche Geſtalt, die ſich der Phantaſie dauernd einprägen könnte, nicht eine eigenthümliche Charakteriſtik, geſchweige ein durchgeführter Roman. Das beſte novelliſtiſche Talent iſt der ehemalige Gärtnerburſche Heinrich Conſcience in Antwerpen; eben weil er weniger eingeimpfte franzöſiſche Bildung hat und mehr den Naturlauten folgt, macht er eine friſche Ausnahme von dem ganzen Haufen franzöſiſch vergoldeter Schaumbildung. Einige ſeiner Novellen ſind vor kurzem in's Deutſche überſetzt worden. Aber zu einem Roman hat auch er es nicht gebracht und ſein oft citirter „Löwe von Flandern" iſt mehr enthuſiaſtiſch ſcenirte Hiſtorie als poetiſches Product; Charaktere, Individualitäten, Situationserfindung ſind auch darin nicht zu finden.

Faſt alle dieſe Novelliſtik iſt nach Einem Recepte, nach Einer Patrone gearbeitet. Carl V., Egmont, Buſch- und Waſſergeuſen, oder einer von den zweihundert Malern zwiſchen Van Eyk und Van Dyk ſind die gewöhnlichen Helden aller belgiſchen Novellen. Alle dieſe Helden ſind fix und fertig wie die Puppen und Haubenſtöcke in den Ateliers der Maler, und man wirft ihnen nur ein Gewand um. Um Individualiſirung, pſychologiſche Durcharbeitung, Innerlichkeit, durchgeführte Grundgedanken kümmert ſich Niemand. Eine Liebſchaft, eine romantiſche Gegend, glänzende Coſtüme und Waffen (deren Beſchreibung gewöhnlich am gelungenſten iſt), wo möglich ein Volkstumult mit dem Geſchrei: Freiheit! Noel! es lebe das Volk u. ſ. w. — dies Alles ſo locker als möglich an einander ge-

Digitized by Google

hängt und die Paſtete iſt fertig. Ueber Tromlitz und Blumenhagen verſteigt ſich keins dieſer Talente und leider bleiben die meiſten noch hinter dieſen unſern Taſchenbuchhelden vom vorigen Decennium zurück.

Wo Lyrik, Novelle und Roman ohne Mark und Cultur ſind, da muß es mit dem Drama, der höchſten Gattung von Poeſie, natürlich noch ſchlechter beſtellt ſein. Auf dieſem Felde fehlt den Belgiern Alles, nicht nur Reſultate, ſondern ſogar die Anläufe, die Verſuche. Ich zweifle, daß während der ganzen funfzehn Jahre ſeit 1830 zehn Dramen von Belgiern auf der Bühne verſucht wurden. Durchgegriffen aber hat nicht ein einziges. Und doch hat faſt jede größere Stadt in Belgien ein prächtiges Theater; Brüſſel hat ihrer ſogar vier bis fünf für alle Genres von Comödien, Vaudevilles ꝛc. Auch hier iſt die Nachdrucksinduſtrie ein Druck für jeden einheimiſchen Verſuch. Die belgiſchen Theater — faſt ausſchließlich von Franzoſen geleitet — greifen nach dem reichen Repertoire von Paris. Da die franzöſiſchen Autoren in Belgien auf keine Honorare Anſpruch machen können, ſo haben die belgiſchen Theater die freieſte und wohlfeilſte Auswahl. Welche Direction aber wird unter ſolchen Umſtänden zu bewegen ſein, an das Product eines einheimiſchen Dichters ohne Namen und mit zweifelhaftem Erfolge Decorationen, Coſtüme und die Einnahme eines Abends zu wagen, wo die Fleiſchtöpfe Aegyptens mit ſicherem Erfolge in der Nähe ſtehen? Die Flamänder — wir müſſen immer auf ſie zurückkommen, da ſie auf dem ſchöngeiſtigen Gebiete in Belgien die rüſtigſten ſind — verſuchen wenigſtens durch Unterſtützungen, durch Liebhabertheater ihre Autoren zu ermuntern. Die walloniſch-franzöſiſchen Belgier aber entbehren auch dieſes Vortheils, da das Publikum gegen ſie weniger Nachſicht übt. Das flamändiſche Publikum weiß, daß es mit Anfängern zu thun hat und freut ſich dieſer Anfänge. Das franzöſiſchſprechende Publikum aber fällt mit Sarkasmen und Parallelen über den armen Autor her und ſchneidet ihm alle Zukunft gleich von vorn herein ab. Denn der belgiſche Schriftſteller hat außer Erfindung und Gedankengang noch mit einem andern ſpröden Ding zu kämpfen: mit dem Styl. Sei er Wallone oder gar Flamänder immer werden gewiſſe Ausdrucksweiſen in ſeine Darſtellung ſich einſchleichen, die nach der Provinz, nach dem Localen riechen; keine

Sprache aber iſt ſo fein geſchliffen und kriegt durch eine einzige Plumpheit ſogleich eine Scharte wie die franzöſiſche. Es ſpricht ſehr für die Selbſtſtändigkeit und Charaktereigenthümlichkeit der Belgier, daß trotz aller Mühe, es doch nur ſehr wenige dahin bringen können, ein tadelloſes, klaſſiſches Franzöſiſch zu ſchreiben. Iſt es doch mit dem Geiſt wie mit dem Körper, und wie der Körperbau der Flamänder und Wallonen von dem des Franzoſen ſich unterſcheidet, ſo hat auch die geiſtige Conſtruction ihre Unbeugſamkeit und Eigenheit. Bei wiſſenſchaftlichen Arbeiten, wo es weniger auf den geſpitzten und polirten Ausdruck ankommt, da reicht der Styl der belgiſchen Schriftſteller allerdings aus, aber das äſthetiſche Produkt fällt unter ein anderes Kriterium, und die Pariſer Preſſe ſtürzt über die Belgiſche in der Regel mit ſolchen Sarkasmen her, daß wir es bewundern, wie dieſe nicht längſt allen Muth verloren hat.

Wichtiger als alle poetiſche und ſchöngeiſtige Verſuche der belgiſchen Schriftſteller ſind ihre mannigfachen Arbeiten und Materialanhäufungen zur Kenntniß der Landesgeſchichte. Auch hier zwar macht ſich der Dilettantismus breit, noch fehlt die philoſophiſche Kritik, der höhere wiſſenſchaftliche Standpunkt bei den Meiſten, aber der Stoff iſt ſo reichhaltig, lag lange Zeit ſo brach, die vollen Archive ſind noch ſo wenig geſichtet, die deutſche Geſichtsforſchung kann da noch ſo viel Material holen, die Vergangenheit des Landes iſt ſo innig mit der deutſchen verwebt, daß Alles uns hoch willkommen ſein muß, in welcher Form es auch geboten wird, wenn es nur Thatſachen an's Licht bringt, wenn es nur die Spuren anzeigt, denen der ächte Forſcher dann nach ſeiner Weiſe folgen kann. Das Bewußtſein der Wichtigkeit ſeiner Landesgeſchichte wohnt jedem Belgier von einiger Bildung inne und die Regierung manches altersgrauen Staates hat in hundert Jahren nicht ſo viel zur Erforſchung und Lichtung der nationalen Vergangenheit gethan, als hier innerhalb funfzehn Jahren geſchehen iſt. Die Akademie der Wiſſenſchaften, das Generalarchiv des Landes, die Stadtarchive, die königliche Geſchichtskommiſſion haben den Staub von ungeheuren Maſſen von Urkunden, Manuſcripten und Aufzeichnungen aller Arten und Zeitalter gelüftet. Und doch ſtellte man ſich mit den Schätzen nicht zufrieden, welche das Land in ſeinen Städten, Schlöſſern und Klöſtern bereits beſitzt, ſondern die Regierung ſchickte auf Koſten des Staates

Emiſſäre ſogar bis nach Spanien, um dort completirende und verloren gegangene Dokumente aufzuſpüren.

Auf dieſe Bienenemſigkeit, auf dieſes Herbeiſchleppen und Aufſchichten des hiſtoriſchen Materials beſchränkt ſich aber auch das Verdienſt der meiſten Geſchichtsgelehrten Belgiens. Die Kunſt des Anordnens, der wiſſenſchaftlichen Ineinanderfügung, der pragmatiſchen Darſtellung, fehlt noch. Doch müſſen wir hiervon drei bis vier ausgezeichnete Arbeiten ausnehmen, die jeder Nation zur Ehre gereichen würden. Zuerſt das oft citirte Werk Nothomb's: Essai historique et politique sur la révolution belge (deutſch von Michaelis). Nothomb, eins der ausgezeichneteſten ſtaatsmänniſchen Talente der Gegenwart, iſt häufig mit Thiers verglichen worden, mit dem ſeine Lebensgeſchichte, ſeine großen Qualitäten und ſeine großen Fehler in der That eine frappante Aehnlichkeit beſitzen. Als Schriftſteller ſetzt ihn ſogar die franzöſiſche Kritik höher als Thiers; ſie rühmt ihm mehr Tiefe, Feuer und ſelbſt einen beſſern Styl nach. Nothomb iſt ohne Widerrede der beſte Schriftſteller Belgiens und jetzt wo er aus der miniſteriellen Thätigkeit auf den beſchaulichen Geſandtſchaftspoſten nach Berlin verſetzt iſt, wird er hoffentlich den Faden literariſcher Arbeit wieder aufnehmen, der ſeit 1834 ſeiner Hand entſchlüpfte. Nothomb, der jetzt erſt 40 Jahre zählt, kann als Schriftſteller für ſein Vaterland nicht minder folgereich werden wie als Legislator und Staatsmann. Denn er iſt einer der ſehr wenigen Gelehrten Belgiens, die in deutſcher Sprache und Wiſſenſchaft nicht minder heimiſch ſind als in der franzöſiſchen. Denn der Mangel an Vertrautheit mit Allem, was die deutſche Forſchung auf dem Gebiete der Geſchichte hervorgebracht hat, iſt ein Hauptgrund der Ohnmacht belgiſcher Hiſtoriker, die ſich immer um ſich ſelbſt drehen und gar keine Ahnung haben, was für Lichter der deutſche Fleiß über die geſchichtlichen Epochen und Helden, die ſie die ihrigen nennen und die doch größtentheils auch die unſerigen ſind,*) verbreitet hat. Dieſer Vorwurf trifft ſogar das zweite hiſto-

*) Ein belgiſcher Gelehrter von bedeutender Stellung und ausgebreitetem Rufe, den ich aus Schonung wegen ſeiner ſonſtigen Verdienſte hier nicht beim Namen nennen will, ſagt in einer gelehrten „Notice sur Charles Quint:" „In Deutſchland iſt Carl V. noch immer eine faſt fabelhafte Perſon (!). Das Volk erzählt ſich, daß er in einer Höhle des Schwarzwaldes

riſche Werk von Auszeichnung, die Histoire du royaune des Pays-bas depuis 1814 jusqu'au 1830, précédée du coup d'oeil sur les grandes époques de la civilisation Belge, et suivie d'un essai sur l'histoire du royaume de Belgique depuis la Révolution de 1830 jusqu' aujourd'hui. Par E. C. de Gerlache (seconde édition. 3 vol. Bruxelles 1842). Dieſer wichtigen, geiſtvollen und gelehrten Arbeit wollen wir nicht ihren ſtreng katholiſchen, polemiſch heftigen Geiſt zum Vorwurf machen, denn ſie trägt ihr Banner ohne Hypokriſie offen voran. Im Gegentheil, da die Reformationszeit grade unter den Proteſtanten eine überwiegende Zahl von Geſchichtsſchreibern gefunden hat, ſo iſt es intereſſant und wichtig, katholiſche Hiſtoriker auf der Breſche zu ſehen, die nicht bloß mit Flüchen und Hölle und Fegefeuer polemiſiren, ſondern mit Geiſt und Gelehrſamkeit. Wohl aber iſt es traurig, daß Männer wie Herr De Gerlache, die ganze deutſche Kritik und Hiſtoriographie nicht in ihren Geſichtskreis ziehen können, weil nur das in's Franzöſiſche Ueberſetzte ihnen zugänglich zu ſein ſcheint. Allerdings ſind die franzöſiſchen Hiſtoriker nicht beſſer daran. Allein grade bei den Belgiern, die in jeder wichtigen Epoche mit Deutſchland zuſammengewachſen ſind, iſt dieſe Abgeſchloſſenheit um ſo unverzeihlicher. Und doch geſchieht ſo wenig zur Abhülfe, die wichtigſten den niederländiſchen Süden mit betreffenden deutſchen Werke ſind unüberſetzt geblieben, ſogar Heinrich Leo's zwölf Bücher niederländiſcher Geſchichten, Warnkönigs flandriſche Staats- und Rechtsgeſchichte ſind unüberſetzt und den meiſten Belgiern unzugänglich. Hier wäre es die Aufgabe der Regierung mit ihren Subſidien beizuſpringen.*)

---

noch immer ſitze und ſein langer rother Bart herunterwalle" u. ſ. w. Derlei Herren ſchreiben in Belgien Geſchichte! Carl V. über den unſere neuere Geſchichtsforſchung keinen Winkel ſeines Charakters und Wirkens undurchſucht ließ, iſt uns eine fabelhafte Perſon (un personage mythologique) und wird in einem und demſelben Athem mit Friedrich Barbaroſſa verwechſelt!!

*) Ich hatte einſt geſprächsweiſe Herrn Van de Weyer (damals Geſandten in London und gegenwärtig Miniſter des Innern) auf dieſen großen Uebelſtand aufmerkſam gemacht. Einige Tage ſpäter begab ſich dieſer Staatsmann perſönlich zu dem des Deutſchen trefflich kundigen Schriftſteller Van Haſſelt und veranlaßte ihn, die Ueberſetzung des Leo'ſchen Werkes zu übernehmen, indem er ſich zugleich anbot, Druck und Honorarkoſten aus ſeiner Privatkaſſe zu beſtreiten. Van Haſſelt hat auch wirklich die größere Hälfte

Den beiden erwähnten zwei Hauptwerken ist noch ein drittes anzureihen, die Histoire des Belges à la fin du dix-huitième siècle par Ad. Borgnet (2 vol. Bruxelles 1844), worin die Geschichte der brabantischen Revolution mit großer Klarheit und der reichsten Quellenforschung dargestellt ist und namentlich die unfreiwillige Einverleibung Belgiens in die französische Republik und die niedrigen Mittel, deren man sich zur Erreichung dieses Zweckes bedient hat, trefflich geschildert werden.

Für Handelsgeschichte: Histoire des relations commerciales et diplomatiques des Pays-Bas par Altmeyer (Bruxelles 1840), worüber Schlosser in den Heidelberger Jahrbüchern günstig gesprochen hat. Ferner: Recherches historiques sur le commerce des Belges aux Indes pendant le XVII. et le XVIII. siècle par A. Levae (Bruxelles 1842) ist in Deutschland noch ganz unbekannt und doch namentlich für die Geschichte Oesterreichs interessant.

Die Geschichte der Kunst, namentlich der Malerei, zählt überaus viele Jünger. Jeder Schriftsteller versucht seine Feder daran. Die ewige Anregung, welche die alten Prachtbauten des Mittelalters, die herrlichen Staffeleien der alten Meister, die jährlichen Ausstellungen der jüngern Schule bieten, setzt alle Federn in stete Bewegung. Am Unermüdlichsten ist auf diesem Gebiete der fleißige, mehr enthusiastische als kritische A. van Hasselt, ein Mann von außerordentlichem Detailwissen, aus dessen Feder erst vor Kurzem ein compendiöses Werk über Belgiens Kunstschätze im Verlag von Didot in Paris erschienen ist. — Der Archivbeamte Schayes hat ein berücksichtigungswerthes Buch: „Essai sur l'architecture ogivale en Belgique" herausgegeben. Seit vorigem Jahre ist im Auftrage des Ministeriums Herr Alfred Michiels mit einer umfassenden Geschichte der niederländischen Malerei beschäftigt. Dieses Werk verspricht um so vollständiger zu werden, als Michiels bei großer Vertrautheit mit deutscher Literatur, Alles, was auf diesem Gebiete von deutschen Kritikern und Kunsthistoriographen vorgearbeitet wurde, berücksichtigt

---

der Uebertragung bereits vollendet, ist aber mittlerweile zum Generalinspector des öffentlichen Unterrichts der Provinz Antwerpen ernannt worden, und die Arbeit ist wahrscheinlich liegen geblieben.

und hineinzieht. Der erſte Band iſt bereits erſchienen und hat allgemeines Lob geerntet.

Unüberſehbar iſt die Zahl der Monographien, Biographien und Archivauszüge. Wie viel Unwichtiges auch hier Jahr aus Jahr ein, als Spreu zwiſchen den Körnern liegt, ſo verdient doch der bibliſche Spruch Anwendung: Und finde ich in Sodom nur zehn Gerechte, ſo will ich der ganzen Stadt um ihretwillen verzeihen. Es ſind aber mehr als zehn Gerechte unter dieſer fleißigen Schaar von Monographen zu finden; es leiden zwar die meiſten an dem Mangel kritiſcher Sichtung und an einem Ueberfluß von Enthuſiasmus, aber ſie führen doch mit unermüdlichen Händen die Bauſteine herbei, aus denen einſt das Gebäude einer umfaſſenden Geſchichte aufſteigen wird, und ihr Vaterland wie die Wiſſenſchaft überhaupt iſt ihnen zu vielfachem Danke verpflichtet. Bei der großen Zahl dieſer Schriftſteller kann ich hier nur diejenigen aufzählen, deren Namen am öfteſten genannt werden und den meiſten Credit genießen: Willems, Serrure, Bar. Reifenberg, Abée David, De Potter, Bloemaert, St. Genois, Snellaert, der Archiviſt Gachard, A. Van Haſſelt, Moke, De Niederwerth, De Laet, Theodor Juſte, Coomans, Alvin, A. Baron **).

**) Wie ganz anders iſt doch die Regierung Frankreichs auf die Propaganda franzöſiſcher Ideen bedacht, als die deutſchen Regierungsherrn. Herr A. Baron, ein geborner Franzoſe und beliebter Lehrer an der Brüſſeler Univerſität, hat von Louis Philipp den Orden der Ehrenlegion erhalten: „wegen ſeiner Verdienſte um die Ausbildung franzöſiſcher Sprache in Belgien". Gleiches und aus gleichem Grunde wurde auch andern Profeſſoren, wie Herrn Bergeron in Namur ꝛc. zu Theil. Nie aber hat man gehört, daß einer von den zahlreichen deutſchen Gelehrten, die an den belgiſchen Univerſitäten thätig ſind, ein Wort der Theilnahme, ein Zeichen der Aufmunterung von irgend einem deutſchen Staate erhalten hätte. Dieſe Männer müſſen ſich ſchon glücklich ſchätzen, wenn man ihnen zur Beſuchsreiſe in ihre Heimath die Päſſe viſirt!

Wie wenig man deutſcher Seits die Verbreitung deutſcher Wiſſenſchaft und Literatur im Auslande einer Berückſichtigung würdigt, davon liefern die belgiſchen Bücherzölle einen traurigen Beweis. Belgien mit ſeiner Nachdruckerinduſtrie verſendet nach den Zollvereinsſtaaten zum allerwenigſten zwanzig Mal mehr Bücher, als Deutſchland nach Belgien führt. Nichts deſto weniger müſſen die aus Deutſchland kommenden Bücher an der belgiſchen Grenze zehn Mal ſo viel Eingangszoll bezahlen, als die aus Belgien kommenden Bücher an der deutſchen Grenze zahlen! 100 Kilogramme Bücher zahlen beim Eintritt in die Zollvereins-

Auch an eine umfaſſende Geſchichte Belgiens hat man ſich bereits gewagt. Die Herren Moke und Theodor Inſte gaben jeder eine von den Zeiten des Tacitus bis auf die heutigen Tage reichende „Histoire de Belgique“ heraus; jener mehr wiſſenſchaftlich, dieſer mehr dilettantiſch. Beide geben über bekannte Thatſachen eine gut geſchriebene Ueberſicht; nur ſind die Farben all zu ſtark und enthuſiaſtiſch aufgetragen. Die Hauptkunſt dieſer Herren und vieler Anderer, die in Einzelnarbeiten dieſelbe Richtung einſchlagen, beſteht darin, die Nachweiſung zu liefern, daß das heutige Belgien als zuſammenhangender Staat, ſeine Wurzeln ſchon in frühen Zeiten finde. Zu dieſer Richtung hat Nothomb in ſeinem Essai den Impuls gegeben, nur mit dem Unterſchiede, daß er ſeine Beweiſe mit Schärfe und wohlweislich in ſehr mäßiger Auswahl herbeiholte, während ſeine Nachfolger Alles über's Knie brechen wollen und durch Uebertreibungen das Kind mit dem Bade verſchütten. Für eine Geſchichte Belgiens iſt der Zeitpunkt noch viel zu früh; zu viele Vorarbeiten fehlen noch und zu viele Vorurtheile kleben noch.

Von philoſophiſcher Literatur iſt gar nicht die Rede. Einige Studirende der Brüſſeler Univerſität haben Anläufe im Geiſte ihres Lehrers Ahrens gemacht. Von jenem regen Leben, das unter der vorigen Regierung auf dem Gebiete philoſophiſcher Speculation ſich zeigte, iſt Alles bis auf die letzte Spur verloren. Von den Herren Van Meenen und Van de Weyer, den beiden Ueberreſten jener Zeit, iſt der erſte ein alter Mann, dem die Kräfte zur Arbeit fehlen;

ſtaaten nur einen Thaler, während der belgiſche Zolltarif folgender Geſtalt angeſetzt iſt:

Für 100 Kilogramm broſchirte Bücher 31 Francs 80 Cent.
16 p. % % Zuſchlag 5 „ 80 „
36

gebundene Bücher 42 Fr. 40 Cent.
16 p. % 5 „ 40 „
47

Welch ein ungerechtes Mißverhältniß, und wie leicht wäre es geweſen, bei dem Zoll-Vertrag vom 1. Septbr. 1844, den Preußen im Namen des Zollvereins mit Belgien abgeſchloſſen hat, eine Herabſetzung des Bücherzolls zu erhalten, da Belgien dabei doch nur ein geringfügiges Opfer gebracht hätte. Abgeſehen von aller Billigkeit, wäre dem deutſchen Büchermarkt dadurch ein größeres Feld gewonnen worden und mancher Same deutſcher Sprache und Literatur fiele dadurch auf belgiſchen Boden; aber derlei Dinge kümmern unſere Diplomatie ſehr wenig.

Digitized by Google

Letzterer, Geſandter in London, in neueſter Zeit Miniſter des Innern, iſt allerdings mit einem großen literarhiſtoriſchen Werke beſchäftigt, das die Philoſophen und Moraliſten bis auf die jüngſte Zeit umfaßt, aber die Veröffentlichung deſſelben kann ſich noch auf Jahre hinausverſchieben. — Das Uebergewicht, das die Hierarchie und die katholiſchen Ultras ſeit der Revolution gewonnen, und die directe und indirecte Cenſur, die ſie bei den Studien ausüben, iſt unbeſtreitbar ein vernichtender Hauch für die freie philoſophiſche Forſchung. Doch ſcheint viel Widerſtrebendes in der Natur der Belgier ſelbſt zu liegen. Iſt doch auch Italien dem Katholicismus ergeben und wie viele tiefe philoſophiſche Denker hat es nicht hervorgebracht! Das iſt wohl zu beachten in Belgien: der breite, herrliche Weg, der in Politik, Handel, Induſtrie, kurz in allem Verkehrsleben, ſo friſch und frei ſich dahinſtreckt, wird immer enger, ſtruppiger und unbefahrener, je mehr er ſich dem innern, tiefern Gedanken- und Seelenleben nähert. Die Literatur iſt hierin ein ſprechender Wegweiſer. Journalismus, Statiſtik, politiſche Discuſſion, wie trefflich bebaut! Geſchichte, im factiſchen Theile fleißig, im kritiſchen ſpärlich; Poeſie, kümmerlich, Philoſophie gar nicht! — Das ſind die Gegenſätze zwiſchen Deutſchland und ſeinem kleinen Nachbar. Der Deutſche, der Binnenlandbewohner zwiſchen altersgrauen Wäldern, ſo lange Zeit Kleinbürger einer der hundert Staaten des heiligen römiſchen Reichs, innerhalb ſeines kleinen Bezirks von dem Kaſtenunterſchied in noch kleineren Kreis gebannt, von dem großen freien Weltleben lange ausgeſchloſſen, immer auf ſich ſelbſt verwieſen, hat allmälig ſeine Innerlichkeit, ſein Gedankenleben ſtärker als alles Andere ausgebildet. Schüchtern und unpractiſch in der großen Welt, im großen gemeinſamen Verkehr, hat er den Engländern, Franzoſen und Niederländern den Vortritt gelaſſen auf den weiten Straßen des Welthandels, der politiſchen Freiheit und Aſſociation. Aber in ſeiner Einſamkeit, in ſeinem Gemüths- und Geiſtesleben hat er kühner als alle Uebrigen an den mächtigſten Weltgedanken gerüttelt und manche Vorurtheile abgeſchüttelt, an welchen ſeine Nachbarn noch ſchwer ſchleppen. Darum iſt die deutſche Philoſophie gewaltiger, frucht- und furchtbarer als all' die Nebenplaneten, die ſich um die Sonne drehen, darum iſt auch die deutſche Lyrik ſo getränkt von dem ewigen Quell zuſtrömender Empfindung.

Ein ganz entgegengeſetztes Schickſal hat der Belgier, der Küſtenbewohner auf der großen Durchzugsſtraße Europa's. In altersgrauen Zeiten bereits Schiffer und Handelsmann, urſprünglich ſchon auf Verkehr und Zuſammenleben angewieſen, hat er auch alle Sinne geſchärft, alle Glieder geſtärkt, die als Hacken und Bänder die Geſellſchaft umfaſſen und durchziehen. Wer hat eifriger für ſeine Freiheit geſtritten zu allen Zeiten? Wer hat endlich eine freiere Verfaſſung errungen? Wer hat herrlichere Monumente gebaut? Wer hat kühnere Straßen angelegt? Wer hat in ſo kleinem Raume größere Gewerbthätigkeit entwickelt? Aber ſucht ihn auf in ſeinem ſtillen Hauſe, wenn er heimkehrt vom bewegten Markte, vom lauten Gemeindehaus, ſeht ihn an den ſtolzen, freien, thatkräftigen Mann, wie ſein Geiſt plötzlich in den Schlafrock, in die alten bequemen Pantoffel flüchtet, wie ſeine Gedanken die Schwingen hangen laſſen, der Prieſter gängelt ihn wie ein Kind, die angeerbten Traditionen, Urväter Hausrath, erdrücken ihn, ſein Auge blinzelt wohl dem Licht entgegen, aber der Muth zur unmittelbaren Forſchung, zur freien Erkenntniß des Höchſten fehlt ihm.

Könnte man die Zweige deutſcher Geiſteseichen, die Saaten deutſcher Wiſſenſchaft auf belgiſchen Boden pflanzen, könnte man den geſunden, practiſchen Sinn, die materialiſtiſche Elaſticität, den Freiheitsſchwung und die Unternehmungsluſt der Belgier den Deutſchen einimpfen, welche Nation wäre dann herrlicher auf der Welt?

Digitized by Google

Meyerbeer.

Meiſter, ich bin kein Gelehrter, ich ſinge falſch und kann kein Inſtrument ſpielen.

George Sand an Meyerbeer. — (Briefe eines Reiſenden, 2. Band. S. 292.)

Lieber Leſer, ich bin gerade in demſelben Falle wie George Sand, welcher dieſen wieder mit Napoleon gemein hat. In ſo guter Geſellſchaft könnte ich dieſes mein Unglück in friſcher Ruhe ertragen, und doch — der Himmel iſt mein Zeuge — es gab viele lange Stunden in meinem Leben, in denen ich es bitter bedauerte. Nicht etwa, daß ich kein gelehrter Kunſtkenner bin, — nein, ſondern daß ich jenes herrliche Inſtrument, das ſchönſte von allen, entbehre, welches der Ausdruck der innerſten Freuden, der Troſt in Leiden, der Schutzengel, das Sprachwerkzeug des Herzens, die Leiter der Seele zu Gott hinauf, mit Einem Worte die menſchliche Stimme iſt, welche ſo vielen Menſchen verliehen iſt, die ſie mißbrauchen; ſo oft ich einen Tölpel, einen Gaukler, oder einen Trunkenbold richtig ſingen höre, bekomme ich Luſt zu weinen. Nichts kommt für mich dieſem göttlichen Inſtrumente gleich, und ich beurtheile die andern nur nach dem Verhältniß, in welchem ſie ſich ihm nähern. Es verſteht ſich alſo von ſelbſt, daß ich immer diejenige Muſik vorziehe, welche ſingt. Melodie, Harmonie, Rhythmus, Ausdruck, das verſtehe ich, was aber die Geheimniſſe und Schattirungen der Inſtrumentation betrifft, ſo bin ich dagegen von einer empörenden Gleichgiltigkeit. Ich hörte oft des Abends am Strande des Meeres, wenn es ſtürmte aus dem dumpfen Gebrülle der Wogen, aus den rollen-

den Donnerſchlägen, aus dem Pfeifen der Winde, und dem raſchen Sturmgeläute einer einſamſtehenden Glocke harmoniſche Inſtrumental-Effekte heraus, welche ich vergebens in den Hörnern, Trompeten, Bauken, Keſſelpecken und türkiſchen Trommeln der großen Opern wiederzufinden ſuchte. Daraus folgt, daß eine der blendendſten und berühmteſten Eigenthümlichkeiten von Meyerbeers Genius, nämlich die „Orcheſtration" für mich häufig ein Buch mit ſieben Siegeln iſt. Es giebt Augenblicke, in denen mein Ohr vor dieſer Titanen Maſſe ſcharfer Töne, in welchen das Meſſing vorherrſcht, ſich ſchließt, ſo wie es mein Auge vor gewiſſen Bildern von übertriebenem und blendendem Colorite thut. Ich beſitze nicht jenes Vorrecht, welches nur den Adlern verliehen ward, und Mittags ſchaue ich daher nicht gern in die Sonne. Aber da ich nicht jenem Kritiker gleichen will, welcher ſich bemüht, eine Eiche zu fällen, um ein Zündhölzchen daraus zu ſchneiden, ſo entſchließe ich mich, meinem Charakter als Sammler von Daten und Facten treu zu bleiben und bei dem Anfange anzufangen.

Es iſt etwas länger als vierzig Jahre her, daß die Leipziger muſikaliſche Zeitung in einer Berliner Correſpondenz vom 14. October 1801 ſich lobend über einen jungen Künſtler von neun Jahren, einen kleinen Juden Namens Liebmann Beer, äußerte, welcher wie Mozart begann, und deſſen ſeltenes und frühreifes Talent für's Piano die Berliner Kunſtliebhaber in Erſtaunen ſetzte; zwei Jahre ſpäter kam die genannte Zeitung noch mehrmals auf ihren kleinen Schützling zurück, deſſen Ruf zunahm, und der, wie ſie ſagte, was Gewandtheit und Zierlichkeit des Vortrags betrifft, nichts zu wünſchen übrig laſſe. Wie man ſieht, gab die Preſſe zeitig genug ein Vorſpiel zu jenem ungeheurem Sturm von Lobeserhebungen, welcher ſpäter den berühmten Tondichter Roberts des Teufels und der Hugenotten umbrauſen ſollte. Und doch, ſo allgemein, ſo pompös auch dieſes Hoſiannah war, ſo zweifle ich doch, daß es die Ohren des großen Componiſten je ſo angenehm kitzelte, als jene wenigen Zeilen zu Gunſten des Wunderkindes in der guten Leipziger muſicaliſchen Zeitung.

Meyerbeer hieß damals Meyer Liebmann Beer, und da mehrere Zeitungen, beſonders die ſchon erwähnte Leipziger muſicaliſche, durchaus Bär ſtatt Beer ſchrieben, ſo ergab ſich aus einer Verbindung

des Vornamens mit dem Namen die gewiß ſehr eigenthümliche Bezeichnung eines Bären der ein lieber Mann iſt. Ich erzähle dieſe an ſich ſelbſt ſehr, bedeutungsloſen Einzelnheiten, weil ich mit Recht oder Unrecht der Anſicht bin, Rückſichten auf den Wohllaut haben den berühmten Meiſter beſtimmt, Alles das zu verändern, und der Nachwelt den poetiſcheren Namen Giacomo Meyerbeer zu übergeben.

Meyerbeer iſt von wohlhabenden jüdiſchen Eltern zu Berlin, nach dem Leipziger Converſationslexicon im Jahre 1791, nach mehreren anderen Biographen im Jahre 1794 geboren. Da ſeine Eltern, wie geſagt, vermögend waren, ſo genoß Meyerbeer von früh an einer ſorgfältigen Erziehung, von früh an wurde auch ſchon die Muſik ſeine vorherrſchende Leidenſchaft, welche ihn ganz erfüllte. Seit ſeinem vierten Jahre brachte er, ſtatt ſich den Spielen ſeines Alters hinzugeben, ſeine Zeit damit zu, von ſeinem Fenſter auf iene ungeſchickten Leyerkaſten zu horchen, welche in den Straßen von Berlin ihr Weſen treiben, und ſobald eine Melodie ſeinem Ohre nur irgend zuſagte, lief er an ſein Piano und ſpielte ſie auf der Stelle nach. Erſtaunt über ein ſo wunderbares Talent, übergab ihn ſein Vater dem Unterrichte eines ausgezeichneten Klavierſpielers, Namens Lauska, der ein Schüler des berühmten Clementi war. Mit ſieben Jahren ſpielte der junge Meyerbeer ſchon eine glänzende Rolle in den Dilettanten-Concerten, mit neun Jahren nannte man ihn unter den beſten Klavierſpielern Berlins. Um dieſe Zeit war es, als der gelehrte Abbé Vogler von Darmſtadt, der berühmteſte Lehrer des Contre-Punkts, welchen Deutſchland beſaß, bei ſeiner Durchreiſe durch Berlin Gelegenheit fand, den jungen Künſtler zu hören! „Die Gegenwart eines ſolchen Meiſters," ſagt ein Biograph, „wurde für das Kind ein Ehrenpunkt, und es fing an, mit beinahe zügelloſer Kraft zu improviſiren. Der gute Abbé, ſchwankend zwiſchen ſeiner Bewunderung der originellen Eingebungen des jungen Componiſten, und der Verachtung, welche dieſelben gegen die großen Regeln der Kunſt zur Schau trugen, konnte nur ſein lebhaftes Erſtaunen ausdrücken, und dem Knaben einen ſchönen Namen in der Muſikwelt prophezeien."

Mit zehn Jahren gab der junge Meyer die Unterrichtsſtunden Lauska's auf, und Clementi ſelbſt willigte ein, ſeine muſikaliſche Erziehung weiterzuführen, obgleich er ſchon ſeit langer Zeit aufgehört

hatte, Lectionen zu geben. Von dieſer Zeit an componirte das Kind mehrere Geſangsſtücke mit Piano-Begleitung, und ſchon ſeine erſten Verſuche wurden von dem Publicum gut aufgenommen. — Auf Clementi folgte als Compoſitions-Lehrer Bernhard Anſelmus Vogler, der Bruder des Abbé. Dieſer neue Lehrer, ein großer Bewunderer Gluck's, aber ſchwach in der Harmonielehre, bildete die Fähigkeiten ſeines Schülers nach beſten Kräften aus, und weihte ihn in die Anfangsgründe der höhern Muſik-Wiſſenſchaft ein; aber der Schüler wußte ſchon eben ſo viel als der Lehrer, als der gelehrte Abbé von den Fortſchritten des jungen Mannes in Kenntniß geſetzt, ihn zu ſich nach Darmſtadt einlud, und endlich einwilligte, ihn in jenes muſicaliſche Seminarium aufzunehmen, in welches er nur die ausgezeichnetſten Zöglinge zuließ.

Meyerbeer fand dort als ſeine Mitſchüler Ritter, Knecht, Winter, welche ſpäter gelehrte Kritiker wurden, Gänsbacher, der als Kapellmeiſter nach Wien ging, den unſterblichen Karl Maria von Weber und Gottfried von Weber.

Das Leben in der Schule des Abbé Vogler war ein fleißiges und geregeltes; man betrieb da die Kunſt mit einer Art Fanatismus, ſie war die einzige Beſchäftigung zu allen Stunden. Täglich nach der Meſſe, welcher Karl Maria als Katholik beiwohnte, kehrte der Abbé in ſeine Wohnung zurück, um mit ſeinen Schülern zu arbeiten. Der Lehrer begann mit dem Unterricht im Contra-Punkte, dann gab er eine Compoſitions-Aufgabe, eine Hymne, oder einen Pſalm, welche man im Laufe des Tages löſen mußte, und der Abend war dem Vortrage und der Kritik der componirten Stücke gewidmet. Dieſe Methode hatte den doppelten Vortheil, zugleich ernſt und durch den Wetteifer, welchen ſie erregte, anziehend zu ſein. Und in der That, wenn man ſich den künftigen Componiſten Roberts des Teufels mit dem künftigen Componiſten des Freiſchütz wetteifern denkt, welcher von ihnen das beſte Kyrie Eleyſon, Sanctus oder Gloria ſchreiben würde, ſo wird man einſehen, wie dieſer Kampf ſo glückliche Fähigkeiten entwickeln mußte, und wie Meyerbeer ſpäter dieſer reichen und kräftigen Erziehung eine gewiſſe Erhabenheit ſeines Styles und die Mittel verdankte, durch welche er eine Art von Revolution zu Stande brachte, indem er eine Menge Gewohnheiten und eigenthümlicher Formen der Kirchenmuſik in die Oper hinüberpflanzte.

Digitized by Google

Zwei Lehrjahre waren kaum verfloſſen, als die Schüler des Abbé Vogler ſchon ihre Laufbahn begannen. Der würdige Abbé hatte ſeine Schule geſchloſſen, und durchreiſte Deutſchland in Begleitung Meyerbeer's, ſeines Lieblingsſchülers. Dieſer Letztere begann zu München ſeine dramatiſche Laufbahn mit einem Erſtlings-Verſuche, welcher mißglückte; ſein „Gelübde Jephta's", tragiſche Oper in drei Akten, welche im Jahre 1812 aufgeführt wurde, befriedigte die Kenner nur halb. Dieſes Werk, welches eher den Charakter eines Oratoriums als einer Oper trug, und deſſen kalte und ſtrenge Formen noch ſehr an die Pedanterie der Schule erinnerten, machte auf der Bühne eine ſehr ſchlechte Wirkung. Im folgenden Jahre begab ſich der junge Componiſt nach Wien, wo er als Klavierſpieler große Erfolge ſich errang. In dieſer letzteren Stadt ward er von dem Hofe mit der Compoſition einer komiſchen Oper beauftragt: die beiden Chalifen, welche zuerſt in Stuttgart und dann im Jahre 1814 in Wien aufgeführt wurde. Dieſe komiſche Oper, mit einem eiſigen Ernſte und in demſelben Style wie das Gelübte Jephta's geſchrieben, roch auf eine Meile weit nach Abbé Vogler. Die Ohren der Wiener, fortwährend durch italieniſche Muſik geſchmeichelt, vertrugen ſolche ſtrenge Formen nicht, und das Werk fiel vollkommen durch. Später jedoch, als Meyerbeer ſeinen Ruf in Italien begründete, hielt ihm ſein alter Mitſchüler Weber, welcher ihn tadelte, ſeine frühere Manier aufgegeben zu haben, eben dieſe Oper entgegen, die er ſehr lobte und deren Wirkungsloſigkeit er nur der erbärmlichen Darſtellung und der ſchlechten Stimmung eines Sonntags-Publicums zuſchrieb.

Wie dem auch ſei, Meyerbeer war über dieſe zwei auf einander folgenden Niederlagen troſtlos, als der berühmte Salieri, welcher damals die italieniſche Oper zu Wien leitete, ihm wieder ein wenig Muth machte, indem er ihm verſicherte, daß es ihm an Begabung keineswegs fehle, und ihm rieth nach Italien zu gehen, um mehr Weichheit, mehr Geſchmeidigkeit und jene Kenntniß des Geſanges zu erlangen, welche ihm mangle. Meyerbeer war geſonnen, dieſen Rath zu befolgen. Es war dieß zu der Zeit, als die erſte Manier Roſſini's Aufſehen machte; man ſprach von nichts als von Tancred. Dieſe Partitur war die erſte Roſſiniſche die Meyerbeer hörte, ſie brachte ihn vor Enthuſiasmus außer ſich; ſie war für ihn eine neue Auferſtehung. Von dieſem Augenblicke an beginnt ein neuer Abſchnitt für Meyerbeer's Talent,

er vergißt den Abbé Vogler, ſeine Hymnen, ſeine Pſalmen, ſeine deutſche Härte und gibt ſich ganz der italieniſchen Muſik hin. Deshalb aber muß man nicht glauben, der junge, in Italien damals noch ganz unbekannte Componiſt habe, wie dies einige ſeiner Biographen behaupten, bei ſeinen erſten Schritten ſchon freundliche Impreſarii, folgſame Sänger, ein geſpanntes Publicum und einen mit Blumen beſäeten Pfad gefunden; ganz im Gegentheile kam es ihm ſehr wohl zu Statten, ſtets eine gut gefüllte Börſe zu beſitzen. In Bezug darauf findet ſich in derſelben Leipziger muſicaliſchen Zeitung eine hübſche Geſchichte, welche ihr kleines Berliner Phänomen nicht vergeſſen hatte, ſondern daſſelbe mit aufmerkſamem Auge verfolgte. Ein Corroſpondent aus Venedig ſchreibt ihr im Juli 1817 Folgendes: „Herr Meyerbeer von Berlin hatte eine Partitur für unſer Theater von San Benedetto geſchrieben. Der Componiſt, welcher reich iſt und die Kunſt nur aus Liebe zur Kunſt betreibt, hatte den Dichter des Libretto bezahlt, gab die Partitur umſonſt her, und ſchlug ſogar vor, die Sänger zu bezahlen. Stellen Sie ſich vor: der Director war ſo filzig, noch hundert Louisd'or zu verlangen, um, wie er ſagte, die Koſten des Coſtüms und der Decorationen zu decken. Herr Meyerbeer, welcher ſich deſſen weigerte, mußte ſeine Partitur zurücknehmen.

Wenig geſchmeichelt durch eine ſolche Ermuthigung, verließ Meyerbeer Venedig, um für ſeine Partitur ein gaſtlicheres Theater zu ſuchen; das von Padua willigte endlich ein, ſie umſonſt anzunehmen, und am 19. Juli deſſelben Jahres wurde Rondilda und Conſtanza, dieſer erſte Verſuch des Componiſten in der italieniſchen Manier unter dem rauſchenden Beifallsklatſchen der Paduaner aufgeführt; der Componiſt mußte mehrmals auf der Bühne erſcheinen, und von dieſem Tage an war ſein Ruf gemacht. Im folgenden Jahre verſprach er dem Theater in Trieſt eine Oper, dieſes Verſprechen hat er aber nicht gelöſt. Im Jahre 1819 ließ er auf dem königlichen Theater von Turin Semiramide reconosciuta von Metaſtaſio aufführen. Dieſe Oper war für die Sängerin Caroline Baſſi componirt, welche vor Madame Paſta die beſte dramatiſche Sängerin Italiens war. Im Auguſt deſſelben Jahres erſchien Meyerbeer, welcher wußte, daß man in Italien, wenn man nicht vergeſſen werden wolle, viel ſchreiben müſſe, wieder im Triumphe in Venedig mit

ized by Google

einer neuen Compoſition Emma di Resburgo, welche zugleich mi Roſſini's Oper Eduardo e Cristina gegeben wurde und enthuſiaſtiſchen Beifall fand. Dieſe in Venedig ſo ſehr beklatſchte Oper wurde in Berlin zu Anfang des Jahres 1820 aufgeführt. Sie gefiel aber nicht ſehr, das Publikum war der Meinung, daß in derſelben eher Concert-Muſik als wahrhaft dramatiſche Muſik ſtecke. In Wien, wo man ſie ebenfalls unter dem Titel Emma von Leiceſter aufführte, erklärte man ſie für eine ſclaviſche Nachahmung Roſſini's und die Wiener Kritiker, feinſchmeckende Kunſtkenner, nannten ſie vergleichsweiſe ein Deſſertſtück.

Deutſchland fing bereits an, ſich an dem italiäniſirten Deutſchen zu rächen, und doch vergaß Herr Meyer Liebmann Beer, obgleich er jetzt maestro Giacomo Meyerbeer geworden war, ſein urſprüngliches Vaterland nicht; er ſchrieb für Berlin ein Stück im italieniſchen Styl, betitelt das Brandenburger Thor; dieſes Feſtſpiel — ein Gelegenheitsſtück — kam nicht zu der feſtgeſetzten Zeit an, und die Berliner ließen es ruhig ſchlafen.

Endlich als der Ruf Meyerbeers in Italien täglich wuchs, öffnete das Theater de la Scala in Mailand, welches im Allgemeinen für Compoſiteure ſchwer zugänglich iſt, im Jahre 1822 der Oper Margaretha von Anjou ſeine Pforten. Dieſes Werk fand lebhaften Beifall, und bald darauf folgte der Esule di Granata. Der Erfolg dieſer Oper war einen Augenblick ſtreitig. Eine gehäſſige Cabale gegen den Impreſſario wollte ihre Galle an den Compoſiteur auslaſſen. Der erſte Act wurde ausgepfiffen und fiel vollkommen durch; der zweite hätte ohne Zweifel daſſelbe Schickſal erfahren ohne ein Duett, in welchem Lablache und Madame Piſaroni, welche die Hauptrollen gaben, alle Zuhörer hinriſſen. Die folgenden Vorſtellungen hatten einen günſtigen Erfolg. Die Oper Almanzor, in demſelben Jahre (1823) für Rom geſchrieben, wurde nie aufgeführt. Madame Baſſi, für welche ſie geſchrieben war, wurde, als ſie aus der Generalprobe ging, ſehr gefährlich krank, und behielt die Partitur.

So ſind wir denn allmälig zu der glänzendſten, und am meiſten beklatſchten von allen italieniſchen Opern Meyerbeer's

gekommen: ich ſpreche von dem Crociato in Egitto (Kreuzfahrer in Egypten), welcher zum erſten Male im Jahre 1825 auf dem Theater de la Fenice zu Venedig aufgeführt wurde. Der Erfolg war ungeheuer; der Componiſt, mit Beifall und Kränzen bedeckt, reiſ'te ſelbſt, um ſein Stück auf den andern Bühnen Italiens in Scene zu ſetzen. Karl X. lud den Componiſten ein, zur Aufführung ſeiner Oper auf dem Theater Favart nach Paris zu kommen. Meyerbeer reiſ'te im Jahre 1826 nach Paris, wo der Crociato mit Madame Paſta einen wunderbaren Erfolg hatte. Von da ging der Crociato über den Rhein, durchlief die verſchiedenen Theater Europa's und blieb erſt in Braſilien ſtehen.

Hier endet die zweite Epoche von Meyerbeer's muſicaliſcher Laufbahn; er reiſt im Jahre 1827 nach Berlin, wo er ſich verheirathet; er verliert nach einander die zwei in dieſer Ehe erzeugten Kinder, und zieht ſich in ſeinem Schmerze auf's Land zurück, wo er zwei Jahre einſam und geſammelt verbringt; dieſen zwei Jahren des Nachdenkens und der Traurigkeit ſchreiben viele die Umwälzung zu, welche mit dem Talente des berühmten Meiſters vorging. Zwiſchen dem Componiſten des Crociato und dem des Robert der Teufel iſt eine ungeheure Kluft, es iſt eine faſt vollkommene Umgeſtaltung. Im Anfange ſeiner Laufbahn trat Meyerbeer mit dem ganzen Ernſte der ſtrengſten deutſchen Schule auf. Die Wiſſenſchaft allein herrſcht in ſeinen erſten Compoſitionen, man würde in denſelben vergeblich jenes heilige Feuer ſuchen, welches allein die Menge für die Schönheiten der Kunſt empfänglich macht. Der Aufenthalt in Italien führte ihn auf ſpecielle Studien über das für die dramatiſche Muſik wichtigſte Inſtrument, die menſchliche Stimme, eröffnete ihm tauſend neue Mittel, und einen ganzen bisher ungeahnten Geſichtskreis melodiſcher Schöpfungen; und doch war es keineswegs die italieniſche Manier, in welcher das Genie des großen Muſikers vollends zu Fleiſch und Blut werden konnte. Ungeachtet aller ſeiner Bemühungen, die Leichtigkeit, Geſchmeidigkeit, Einfachheit und Faßlichkeit der italieniſchen Melodie zu erreichen, behält Meyerbeer's Bewegen in dieſer fremden Sphäre noch immer die deutſche Widerſpenſtigkeit. Die Wiſſenſchaft und der Ernſt tödten in derſelben den Leichtſinn und die Anmuth. Hier werden ihm die meiſten Vorzüge eines deutſchen Componiſten nutzlos und ſogar ſchädlich. Die Gabe der

Melodie iſt bei der italieniſchen Manier vor Allem nöthig, aber die Melodie verdankt ihren Urſprung meiſt der Phantaſie und wie Viele behaupten, verdankt Meyerbeer ſein Genie mindeſtens zu eben ſo großem Theil der Arbeit und der Wiſſenſchaft, als glücklichen Naturanlagen.

Angeſichts dieſes großen Schmerzes und dieſer großen Einſamkeit, von welcher ich ſchon oben ſprach, verſenkte ſich die Seele des Componiſten ganz in ſich ſelbſt, es ging in ſeinem Innern ein eigenthümlicher Prozeß vor ſich, in welchem ſich beide erwähnte Manieren vermiſchten. Der Grundgedanke blieb deutſch, die Phantaſie nahm eine düſtere und großartige Begeiſterung an; die Kirchenmuſik erſchien wieder wie eine Erinnerung aus der Kindheit, verſchönt durch alle Träumereien der Jugend, und allen Kummer und alle Leidenſchaften des reiferen Alters. Ein Stabat, ein Miſerere, ein Tedeum, zwölf Pſalmen mit doppeltem Chor, acht Geſänge von Kloppſtock waren gleichſam die Vorboten eines großen lyriſchen Ausbruches. Lange Zeit trug der Componiſt ſein großes Gedicht im Kopfe herum; um das Gewinde dieſes furchtbaren Kampfes zwiſchen dem Guten und Böſen glücklich zu vollenden, bedurfte es einer ſchmerzlichen langen und unbequemen Schwangerſchaft; endlich kam der Augenblick der Niederkunft, Scribe ſchickte ſein kleines Textbuch als Wikkelzeug und Robert der Teufel kam zur Welt.

Was ſoll ich jetzt von einer Oper ſagen, welche in zwei Jahren die Reiſe um die Welt gemacht hat? Zum erſten Male zu Paris am 21 November 1831 dargeſtellt, hat Robert der Teufel ſeitdem eine europäiſche Popularität erlangt, eine Popularität, welche um ſo wunderbarer iſt, als das Werk an ſich ſelbſt von der erhabenſten Art iſt, und ſich der Gedanke deſſelben in jene höhere Regionen erhebt von welchen man glauben konnte, daß ſie dem Haufen nicht zugänglich ſeien; und doch iſt dem nicht ſo, es giebt keine Provinzialſtadt, in welcher man nicht Robert den Teufel hören möchte. Ich erinnere mich in dieſer Beziehung ſelbſt einer ſehr merkwürdigen Vorſtellung, welche im Jahre 1836 in einem kleinen Seehafen Statt fand. Das Theater war auf einem Schiffe errichtet worden, das ungeheure friedliche und wie ein Spiegel glatte Meer, die ſchöne Mai-Sonne und ein reiner blauer Himmel erſetzten die gemalte Lein-

wand und die Oellampen eines Opernhauſes, das Ufer diente als Parterre, und die Menge drängte ſich dicht und erwartungsvoll auf demſelben. Das Orcheſter, aus einem Waldhorn, einer Flöte und einer türkiſchen Trommel beſtehend, begann die Ouvertüre, und bald traten umherziehende Schauſpieler, von denen Niemand wußte, woher ſie gekommen, unerſchrocken in dieſem ſchrecklichen Drama auf, ein Bertram in Lumpen ließ die Lüfte von ſeiner ſataniſchen Herausforderung wiederhallen, eine verwelkte Alice ſang ihre köſtliche Arie am Fuße des Kreuzes, eine alte häßliche Iſabella und ein grotesker Robert, aber beide mit kräftigen Luftröhren verſehen, ſchrieen aus Leibeskräften das ſchöne Duett des vierten Actes. Im fünften Acte erhebt ſich die Hölle gegen den Himmel, Bertram kämpft mit Alicen, wird beſiegt, und verſchwindet im Grunde des Schiffes, ſeinen furchtbaren Schrei ausſtoßend: Ah! du ſiegſt, rächender Gott! Robert iſt gerettet, das Publikum iſt hingeriſſen, und das Ufer ertönt von Beifallsklatſchen. Im Grunde hat doch — wie Napoleon ſagte — das Volk „Eingeweide." Man überſetze einen Gedanken, ſo ungeheuer, ſo tief er immer ſein möge, in eine einigermaßen lebhafte dramatiſche Handlung, welche thatkräftig genug iſt, um in irgend einer Art auf den Geiſt und das Herz des Zuſchauers einzuwirken, und man wird ewig die Maſſen bewegen, weil man ſich an die geheimſten Empfindungen des Menſchen wendet, und weil man ihn in eine Reihe heftiger Erregungen hineinreißt, welche ſich mit Allem, was es auf der Erde Furchtbares und Gefürchtetes giebt, verbindet.

Robert der Teufel iſt eines jener Werke, welches fortdauern und in der Kunſt Epoche machen wird. Und doch iſt es eine ausgemachte Thatſache, daß der Director der großen Oper zu Paris Robert nur höchſt ungern annahm, und ſich faſt gegen ſeinen Willen um eine halbe Million bereichern ließ.

Nach dieſer großen und mühſamen Schöpfung ruhte Meyerbeer fünf Jahre lang aus. Einige Melodien für Singſtimmen und Piano, die voll Erhabenheit ſind, der Kuhreigen, Gebet während des Sturmes, Rachel und Nephtali, der Mönch und einige andere erſchienen in dieſem Zwiſchenraume, und inzwiſchen rief das Publikum, welches mit Ungeduld die neue Partitur, die man ihm ange-

Digitized by

kündigt hatte, erwartete, den Zeitungen zu: „Anna, Schweſter Anna ſiehſt du noch nichts kommen?“ Nichts kam; Meyerbeer iſt einer von denjenigen, welche leichte Dinge ſchwer thun, er eilt mit Weile, und verdankt die Begeiſterung nur angeſtrengtem Nachdenken und, Arbeit; endlich wurde die Oper die Hugenotten einſtudirt, und zum erſten Male im März 1836 aufgeführt.

Dieſes Werk iſt ebenfalls ein Werk des Genie's; aber da bei Meyerbeer der muſikaliſche Gedanke, obgleich im Grunde einer, faſt immer der wahre Ausdruck der Situation iſt, ſo mußte ſich in der Muſik dieſer beiden Werke derſelbe Unterſchied vorfinden, wie in dem Ideengange, in welchem ſich die beiden Texte bewegen. Die Handlung der Hugenotten iſt die eines ganz gewöhnlichen Drama's; es iſt nichts beſonders Erhabenes in den Situationen. Die Liebe iſt die einzige Leidenſchaft, welche die am meiſten dramatiſche Rolle des Werkes trägt. In Robert kommt die Aufregung von höher her und dringt tiefer in uns ein. Gott und Teufel, das Gute und das Böſe ſind gleichſam die erſten Schauſpieler dieſes wunderbaren Drama's, und welche Theilnahme man auch an den anziehenden Uebergangszuſtänden einer leidenſchaftlichen Liebe haben mag, ſo iſt es doch ſchwer, zwei Schöpfungen von ſo verſchiedenem Character in eine Reihe zu ſtellen. Marcel, dieſer rauhe Soldat, welcher nicht nur den Lutheraner, ſondern vielmehr den Sectirer in der allgemeinſten Bedeutung dieſes Wortes darſtellt, ſteht als Sinnbild doch weit unter dem Sinnbilde Bertram, welcher den Genius des Böſen in ſeiner erhabenſten poetiſchen Bedeutung darſtellt. Valentine, dieſes große braune und anmuthige Mädchen, welches George Sand ſo ſehr liebt, vielleicht weil ſie etwas von der Sylvia und Lelia an ſich hat, reizt mich weit weniger, als die ſanfte Alice, welche ihre Kraft aus ihrer Unſchuld und ihrem Glauben ſchöpft, und am Fuße des Kreuzes, das ſie küßt, auf ihren Knieen betet. Raoul endlich, dieſes vorlaute und ſinnloſe Weſen, dieſer ſentimentale Maikäfer, welcher drei Acte hindurch einem Weibe nach dem andern nachläuft, iſt der ein Sinnbild, welches man mit Robert, der zwiſchen Himmel und Hölle ſchwankt, vergleichen könnte; und endlich der kleine Page, welche traurige Rolle: und die Sopha- und Ohnmachts-Scene welche die Wirkung jenes ſchönen Duets zwiſchen Raoul und Va-

lentine, des pathetiſchſten im ganzen Stücke auf ſo lächerliche Weiſe beeinträchtigt. Im Ganzen iſt es klar, daß die Hugenotten als Schöpfung weniger Werth haben, als Robert der Teufel; aber es iſt eben ſo klar, daß, was dieſen Theil des Werkes betrifft, Herr Scribe zum mindeſten die halbe Verantwortlichkeit davon zu tra-en hat.

Was nun den rein muſicaliſchen Theil des Werkes betrifft, ſo würde ich, wenn es einem muſikaliſchen Böotier wie mir erlaubt wäre, darüber eine Anſicht zu haben, ſagen, daß ich weit entfernt bin, denſelben der Muſik zu Robert für überlegen zu halten. Die Inſtrumentation der Hugenotten ſagt man, ſei äußerſt kunſtvoll, aber in dieſem Waldſtrom von Inſtrumental-Harmonie erſcheinen die melodiöſen Gedanken: rari nantes in gurgite vasto. Der Choralgeſang von Luther iſt ohne Zweifel von ſehr großer Wirkung, obgleich er etwas den Charakter einer Pſalmodie hat; aber giebt es in den drei erſten Acten eine einzige Melodie, welche bewegt, faßt, hinreißt? Die Romanze: Weißer als der weiße Hermelin iſt ſehr fein ausgeführt, und ich will es zugeben, ſehr ſchwer vorzutragen, wie man mir ſagte. Die Begleitung des Liedes: Das Veilchen der Liebe ſcheint mir reizend erfunden, aber das Lied an ſich ſcheint mir nicht beſonders viel Originalität zu enthalten. Das Duett des dritten Actes wäre bewundernswürdig, wenn nicht die Situation ſelbſt von etwas zu anakreontiſcher Naivität wäre. Der vierte und der fünfte Act ſind von vollendeter Schönheit, das Final-Trio zwiſchen Raoul Valentine und Marcel iſt ein Meiſterwerk, welches allein eine ganze Partitur aufwiegt.

Seit den Hugenotten, d. h. ſeit mehr als acht Jahren, widmet ſich Meyerbeer mit ſeiner gewöhnlichen Langſamkeit einer großen Compoſition, welche man ſchon ſeit Jahren als nächſtens erſcheinend ankündigt. Man taufte ſie zuerſt: der Prophet, jetzt nennt man ſie Anabaptiſtes, und was immer ihr Geſchick werden wird, man kann von ihr vorherſagen, ſie wird mit dem Siegel bezeichnet ſein, welches die Originalität der dritten Manier Meyerbeers ausmacht. Ihr Titel allein kündigt ſchon an, daß auch in ihr eine Fülle von religiöſer und dramatiſcher Muſik enthalten ſein werde. Dieſe Fülle giebt den neueren Productionen Meyerbeers ein gewiſſes ernſtes und

Digitized by Google

und feierliches Anſehen, welches nur ihm eigenthümlich iſt, und weswegen ihn Enthuſiaſten als den modernen muſikaliſchen Genius betrachten. Und doch giebt es in Deutſchland noch Aeſthetiker, welche ſtandhaft behaupten, daß die letzten Leiſtungen Meyerbeers nur künſtlich und mühſam zuſammengeſetzte Arbeiten ſeien, und ſeine gegenwärtige Methode eine Zuſammenſetzung, deren Beſtandtheile mehr neben einander gefügt als verſchmolzen ſeien. — — Sollte man nicht zwiſchen zwei Extremen einen vermittelnden Ausdruck finden? Könnte man nicht ſelbſt im Robert neben einer großen Fruchtbarkeit an Harmonien, eine gewiſſe Unfruchtbarkeit an Melodien, einen zu ausgeſprochenen Geſchmack an diſſonirenden Accorden zugeſtehen? Was vorzüglich aus der Muſik des großen Meiſters eine ſpröde harte und für die Kehlen, welche ſie unmäßig anſtrengt, gefährliche Aufgabe machte, was ſo viele berühmte Tenore heiſer machte, und mehr als Eine herrliche Sopranſtimme zu Grunde richtete, das iſt die übertriebene Vorliebe Meyerbeer's für eine der ſchönſten Seiten ſeines Talents: die Inſtrumentation. Ich habe ſchon im Anfange von dem inſtinctmäßigen Widerwillen geſprochen, welche mir gewiſſe Meſſing-Effecte der Inſtrumental-Harmonie in ſeinen Werken erregen; ein junger hoffnungsvoller Componiſt, den ich um die logiſche Urſache deſſelben fragte, hat mir ihn folgendermaßen erklärt.

Es giebt in der Muſik einen ganz materiellen Theil; das iſt die Klanglehre, auf welcher die Inſtrumentation beruht. Das Ohr wird ſehr verſchieden von demſelben muſikaliſchen Gedanken berührt, je nachdem er durch ein Meſſing-, Holz- oder Saiten-Inſtrument ausgedrückt wird. Truppen mit Violin-Begleitung in den Kamf zu führen, würde lächerlich ſein, und doch könnte man auf Violinen dieſelbe Arie wie auf Blech-Inſtrumenten ſpielen. Woher kommt dieſe Verſchiedenheit in den Wirkungen derſelben Urſachen, wenn nicht daher, daß das Ohr, abgeſehen von dem Gedanken, von dem Klange berührt wird, und daß der Eindruck um ſo lebhafter iſt, als er ſich an einen rein phyſiſchen Theil unſerer Organiſation heftet? Aber gerade dieſe, um mich richtig auszudrücken, materielle Empfindlichkeit iſt es, welche Meyerbeer nur zu oft aufzuregen ſucht. Er ſcheint zuweilen ſeinem Genie oder dem Geiſt ſeiner Zuhörer zu mißtrauen, und es liegt ihm wenig daran, einen glücklichen Gedanken zu haben, wenn er ihn nicht von dem klangvollſten und auf die Gehörwerk-

Digitized by Google

zeuge ſeiner Zuhörer am mächtigſten wirkenden Inſtrumente vortragen laſſen kann. Daher kommt jene lärmende und zuweilen betäubende Muſik, eine Begleitung, welche den Sänger zu erſchöpfenden Anſtrengungen nöthigt, eine Inſtrumentation, welche in der Länge auf das Ohr denſelben Eindruck machen würde, welchen das Genießen zu ſehr gewürzter Speiſen auf den verwöhnten Gaumen eines Feinſchmeckers hervorbringt, mit einem Wort, Meyerbeer hat die Inſtrumentation wunderbar in ſeiner Gewalt, aber er mißbraucht ſie. Wie dem auch ſei, der Componiſt bleibt nichts deſto weniger der Erſte unter den jetzt lebenden Opern-Componiſten, d. h. als componirender, denn Roſſini pflanzt Reisfelder und macht Bankgeſchäfte.

Digitized by

Tagebuch.

I.

Aus Pesth.

Der Schutzverein. — Aufgabe der Opposition. — Dr. Hock's Polemik. — Ein hoher Jubilar. — Spielhöllen. — Unselige Entdeckung. — Die Kunstausstellung. — Mangel an Kunstsinn und an Bildungsmitteln. — Ein neuer patriotischer Plan.

Die jüngsten Vorgänge im hiesigen politischen Leben mögen als eine Bestätigung dessen dienen, was ich Ihnen vor einiger Zeit in Betreff des Standpunktes schrieb, von dem man die Sache des ungarischen Schutzvereins auffassen muß, will man eine richtige Ansicht von den oppositionellen Kräften erlangen, die auf allen Gebieten zum Durchbruch drängen. Da kommen denn die Fachmänner und geben sich die entsetzlichste Mühe, um zu beweisen, daß der Plan der Opposition in dieser oder jener Spezialität nicht ganz vortrefflich sei und nicht praktisch genug und nicht theoretisch tadellos, als ob dies die Leiter der Opposition nicht selbst recht gut wüßten. Die Opposition kann nur das Dasein der Bedürfnisse bezeichnen, nicht aber sie befriedigen. Diese, die Befriedigung, liegt in dem Wirkungskreise der Regierung und muß von ihr nach bester Einsicht und allen Kräften bewerkstelligt werden. Diese Pflicht der Opposition zuwälzen ist eben so ungerecht als beleidigend für die Gouvermentalgewalt, die ja dazu vorhanden ist, um die Gebrechen, welche von der Opposition signalisirt werden, vorausgesetzt, daß dieselben wirklich vorhanden und nicht etwa aus radicaler Unlust an dem gegenwärtigen Gesammtzustand der Gesellschaft nur vorgeschützt sind, zu heilen. Der Schutzverein hat jedenfalls den Nutzen gehabt, daß er eine Menge schlummernder Kräfte an's Tageslicht zog, die dem industriellen Fortschritt des Landes dienen werden und daß er der Regierung zeigte, welche Mängel der Verwaltung entstehen, so lange lediglich vom Standpunkt der österreichischen Finanzpolitik aus hauptsächlich die hochbesteuerten deutschen und

italienischen Provinzen Berücksichtigung finden. Wenn es daher gelingt, die Regierung selbst zur Aufnahme und Lösung der Zollfrage zu bewegen, wie es allen Anschein hat, so wird die Opposition damit zufrieden sein und gern auf die lobende Anerkennung ihrer Projekte von Seite der Nationalökonomen und Staatswirthschaftslehrer verzichten können, weil sie nicht etwa den Sieg dieser oder jener Lieblingsidee durchzusetzen beabsichtigt, sondern einzig dem Stillstand, dem Zusehen und Nichtsthun den Krieg erklärt, wo noch so viele wichtige, den gesammten Organismus des Nationalwesens umfassende Fragen zu erledigen, noch so zahlreiche Verworrenheiten zu ordnen und zu schlichten sind. Anregen will die Opposition, nicht schaffen; das sollten sich Die zu Herzen nehmen, die so behende sind, jede Bewegung der Fortschrittspartei zu verfolgen und zu bekritteln und Dr. Hock würde sich viel Pflichtzorn und scientistischen Aerger erspart haben, sobald er dieser Betrachtung Raum gegeben. Seine im Journal des „österreichischen Lloyd" erschienenen heftigen Artikel erscheinen jetzt sehr zur Unzeit (?) in Buchgestalt, weil sie den sprechendsten Beleg liefern, wie eine Bewegung in sich gerechtfertigt dastehen kann und gleichwohl in den von ihr in Anwendung gebrachten Mitteln tadelsfähig ist. Diese Broschüre kommt post festum, da die Regierung den Gehalt der Sache, welcher der Schutzverein dient, bereits erkannt hat, indeß das Aeußerliche und Zufällige der Form, welche gerade das Produkt der oppositionellen Stellung war und mit dieser Stellung entbehrlich wurde, von jetzt an Nebensache geworden, über welche kein Zwist mehr sein darf.

Das mehrfach besprochene Jubelfest zur Feier des vor fünfzig erfolgten Antrittes der k. Statthalterswürde durch den verehrten Erzherzog Joseph hat am 22. September stattgefunden, doch bewegte sich dasselbe jetzt mehr in lokaler Begränzung und soll erst im Mai des künftigen Jahres als allgemeines Volksfest im ganzen Lande begangen werden. Indessen hat schon die jetzige auf die Schwesterstädte an der Donau beschränkte Feier die Liebe gezeigt, deren der greise Palatinus in allen Kreisen der Bevölkerung genießt und mag darum als ein Vorgeschmack des Nationaljubels gelten, welcher im Mai des nächsten Jahres in Panonien erschallen wird. Am Morgen des genannten Tages wogte eine zahllose Menschenmenge durch die Straßen der beiden Städte, die sich zu dieser schönen Feier brüderlich vereinigt hatten, und die bewaffnete Bürgerschaft stand in Parade auf den Plätzen, über welche sich der solenne Zug der Edelsten des Landes im glänzenden Nationalcostüme, den Primas an der Spitze, nach der Kirche bewegte, in der ein feierliches Hochamt gesungen ward. Darauf versammelte sich die k. Statthalterei und die obersten Behörden der Stadt auf dem Landhause, wo der hohe Jubilar vom Grafen Keglawich begrüßt ward und der Donner der Kanonen den Einwohnern den Augen-

Digitized by Google

blick verkündigte, da ein verdienter Staatsmann nach einem fünfzigjährigen segensreichen Walten den Dank einer freigesinnten, aber loyalen Nation empfing. Eine Tafel mit 94 Gedecken vereinigte die Elite der beiden Städte um den Erzherzog, aus dessen Augen die freudige Erregtheit dieser Stunde sichtbar herausleuchtete, und mit dem Anbruch der Nacht begann die im großartigsten Maaßstab angelegte Illumination, die sich nicht blos auf die beiden Donaustädte mit ihren 125,000 Bewohnern erstreckte, sondern auf ihre nächsten Umgebungen, auf den Strom und dessen Brücke ausgedehnt wurde. Es gewährte einen wahrhaft prachtvollen, feenartigen Anblick, die weite Landschaft mit den modernen Häusern und der uralten Festung im schimmernden Lichtschmuck zahlloser Lampen und Flammen zu überschauen, und besonders bot die blitzende Flut des mächtigen Ister ein majestätisches Schauspiel dar, dessen man sich seit dem Jahre 1815 bei der Anwesenheit der Alliirten nicht entsinnen konnte. Die Pächter der Donaubrücke hatten Alles gethan, um die Großartigkeit des Ganzen noch zu erhöhen, und das Dampfschiff Sophie, welches gerade vor Anker lag, gewährte nicht minder ein herrliches Schaustück. Die Festung von Ofen schimmerte weit hinaus in's Land, und auf dem Gipfel des Blocksberges sprühte ein Tempel der Urania in allen Farben zum Entzücken des Volkes, das sich in dichten Massen durch die Gassen drängte und sich nicht satt sehen mochte an der feurigen Verklärung, die über die ganze Gegend ausgegossen schien.

Die Regierung hat eine lobenswerthe Maßregel ergriffen, indem sie die Spielhöllen in Bartfeld und Eherins schließen ließ, und es wäre nur zu wünschen, daß sich diese Maßregel zu der Autorität eines allgemeinen Gesetzes erhübe, damit das Land endlich einmal von der moralischen Pest der Spielleidenschaft befreit würde, die besonders im Badeort Mehedin ihren Sitz aufgeschlagen hat, dort, wo sich vorzugsweise die Bojaren aus der Moldau und Wallachei einzufinden pflegen, um das von ihren in tiefster Knechtschaft seufzenden Unterthanen erpreßte Geld in wüsten Nächten zu vergeuden. Erst unlängst hat sich bei uns ein schauderhafter Fall ereignet, der, als ein Beitrag zu der Geschichte des Elends, das diese unselige Leidenschaft seit Menschengedenken über die Welt gebracht, allgemein bekannt zu werden verdient. Ein wohlhabender Gutsbesitzer war mit seinem ältesten Sohne, der selbst schon an der Landwirthschaft den thätigsten Antheil nahm, nach Pesth zum Markt gekommen, der eben abgehalten ward. Die Geschäfte waren abgemacht und der Gewinnst sehr beträchtlich; in den Mußetagen, die die Verkäufer gewöhnlich zu ihrem Vergnügen hier zubringen und in welchen viel Geld aufgeht, läßt sich der Vater zum Spiel verleiten und, höchst wahrscheinlich Spielern von Profession in die Gaunerhände gefallen, hatte er in wenigen Tagen seine ganze bedeutende Baarschaft verloren. Aus Schaam wollte er sich nicht dem

Digitized by Google

Sohne entdecken, von dem er wußte, daß er eine gewiſſe Summe bei ſich führe, und gleichwohl brannte er von dem leicht zu erklärenden Wunſche, mit Hülfe eines geringen Einſatzes ſeinen Verluſt wieder zu gewinnen. Die Folge dieſes innern Zwieſpalts war, daß er ſich Nachts heimlich in das Zimmer ſeines ſchlafenden Sohnes ſtahl und das benöthigte Geld aus deſſen Brieftaſche nehmen wollte. Der arme Mann war indeß zu ungeſchickt in dieſem Handwerk, das ihm jederzeit fremd geweſen, um nicht von dem aufgeſtörten Beſitzer im Dunkel ergriffen und feſtgehalten zu werden. Man denke ſich nun die gräßliche Scene, als auf den Ruf des Beſtohlenen Kellner und Stubenmädchen mit Lichtern herbeiſtürzen und der Sohn den Vater am Kragen hält! Es waltete hierbei noch ein günſtiger Stern, da der Bedrohte wohl eben ſo gut dem unerkannten Dieb in der Finſterniß eine Kugel hätte in den Leib jagen können, denn eine geladene Piſtole hatte der junge Mann in der That unter dem Kopfkiſſen verborgen.

Die letzte Kunſtausſtellung umfaßte eine Anzahl von 250 Bildern, wovon ungefähr 80 von einheimiſchen Künſtlern kamen, die indeſſen nicht Alle im Lande ſelbſt leben. Dieſe Zahl beweiſt einen ſtarken Fortſchritt im Gedeihen der vaterländiſchen Malerei, von welcher man nur wünſchen muß, ſie möchte eben ſo an Tiefe und Werth gewinnen, als ſie an Technik und Pinſelzahl zunimmt. Es hat der diesjährigen Ausſtellung nicht wenig geſchadet, daß der beſte der ungariſchen Maler, der in Italien weilende Landſchafter Marko diesmal nichts beigeſteuert; er ſandte ſeine Produkte lieber nach Wien und München, und im Grunde kann ihm dies Niemand verdenken. Seine Theilnahme an der hieſigen Ausſtellung hat ihm leider bis jetzt weder Gewinn noch ein auf Verſtändniß baſirtes Lob eingetragen. Das ungariſche Publikum iſt in äſthetiſcher Beziehung noch wenig gebildet. Auch beſitzt unſere jugendliche Stadt zu wenig artiſtiſche Bildungsmittel, um den Sinn der Menge für feineren Kunſtgenuß allmählig heranzubilden, denn die lange Leidensſchule des türkiſchen Druckes und die blutigen Wirren des Bürgerkrieges waren leider nicht dazu geeignet, zahlreiche und auserleſene Kunſtſammlungen zu pflegen, und der jetzige Nationalaufſchwung iſt noch von all zu neuem Datum, um in dieſer Beziehung ſchon Großes vollbracht zu haben. In dieſer Hinſicht wie noch in mancher andern ſind wir auf die Zukunft angewieſen, obſchon es ſich nicht läugnen läßt, daß hierin Manches in ſchnellſter Friſt erzielt werden könnte, wenn die erſten Magnaten des Landes, zumal der Fürſt Eſterhazy, mit einem guten Beiſpiele vorangehen wollten. Mehre der reichſten Edelleute beſitzen werthvolle Gallerien, doch meiſtens befinden ſich dieſe in ihren Paläſten zu Wien oder auf entlegenen Schlöſſern, wo ſie im Staube vermodern; wollten ſich einige derſelben dazu entſchließen, ihren Bilderſchatz in die Hauptſtadt Ungarns zu verlegen und dem öffentlichen Beſuche zugänglich

Digitized by Google

machen, so wäre diesem Mangel alsbald abgeholfen und die guten Früchte dieser künstlerischen Bemühungen würden zweifs nicht ausbleiben. Die ungarische Akademie hat diesen Gegenstand schon längere Zeit in's Auge gefaßt und weiß den Vortheil solcher Kunstschule für die ästhetische Erziehung des Volkes hinlänglich zu würdigen, was sie auch durch die Anerkennung bewies, die sie dem Geschenke des Erzbischofs Pryker widerfahren ließ. Dieser würdige Patriot hatte nämlich dem Nationalmuseum, dessen colossale Räume mit dem dürftigen Inhalt sehr unangenehm kontrastirten, eine bedeutende Anzahl kostbarer Gemälde alter und neuer Schulen zum Geschenk gemacht, wofür ihm von Seite der Akademie das Ehrendiplom zugeschickt ward, eine Auszeichnung, die seinem literarischen Ruhm, aus Unkunft gegen das deutsche Sprachelement, gar niemals zu Theil geworden wäre. Die hoffnungsvollsten ungarischen Maler neben dem erwähnten genialen Landschafter Marko sind wohl Borsos und Lanos in Wien, von denen sich Ersterer besonders durch die vollendetste Technik hervorthat.

Die nationale Grundidee des Schutzvereins hat einen neuen Sproß getrieben, indem die patriotische Partei des Adels dahin arbeitet, die gewöhnlich in der Kaiserstadt lebenden Absenten des reichen Magnatenstandes nach Ungarn zu ziehen, wodurch die Entwicklung des hiesigen Lebens, das allzu kaufmännisch (!) ist für ein Land, in dem die Aristokratie vorherrscht, eine entsprechende Physiognomie erhalten dürfte und das Bockerwuffsein (!) durch die Gegenwart seiner Führer nicht wenig an Stärke und Entschiedenheit gewinnen würde. Schon sollen sich 34 bedeutende ungarische Familien, den Grafen Bathiany an der Spitze, anheischig gemacht haben, noch in diesem Jahre Wien zu verlassen und ihre Häuser in Pesth zu beziehen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß man in Wien diese Demonstration in mehr denn einer Beziehung sehr ungern sehen wird, allein eben so sicher stellt sich der Nutzen dar, welchen man hier und selbst die Betheiligten durch diesen Umzug in die Heimath gewinnen müßte.

II.

Aus Wien.

Die Bewegungen zu Rumin und ihr Einfluß. — Oesterreichische Besitzungen in Italien. — Tod des Grafen Basili von Tatischeff. — Russische Leibeigenschaft. — Münzkunde. — Verbreitung der Cholera. — Bücherverkauf. — Baron Dietrichstein. — Ein freundschaftschaftlicher Prozeß.

Die Nachricht von der Bewegung zu Rumini hat bekanntlich eine starke Rückwirkung auf den Stand der Papiere auf der hiesigen Börse geäußert; doch darf nicht unerwähnt bleiben, daß solche Zeitungen, von welchen jeder Vernünftige recht gut weiß, wie wenig von ihnen eine Trübung der politischen Verhältnisse Europa's zu fürchten stehe, auf den Cours der Staatspapiere keinen Einfluß haben und ihre Macht sich beding-

Digitized by Google

lich auf die Aktienpapiere beſchränkt, mit welchen ein arger Schwindel getrieben wird. Dieſem kann kaum durch irgend eine Maßregel der Regierung geſteuert werden, wenn auch die Beſchränkung des Credits der großen Bankhäuſer bei der Nationalbank in Folge einer Anordnung des Hofkammerpräſidenten Baron Kübeck vor der Hand einen wohlthätigen Rückgang der ins Blaue betriebenen Geſchäfte bewirket hat und auf der andern Seite durch die Beſtimmung, daß bis zum Jahre 1850 keine neue Eiſenbahnkonzeſſion ertheilt werden ſoll, die Quelle jener haltloſen Spekulationen verſtopft wird, deren Begünſtigung ohne Zweifel in kurzer Friſt der Induſtrie und dem vielen Handel die ſo nothwendigen Capitalien entzogen haben würde. Wie traurig muß es aber mit der Lage von Leuten ſtehen, deren Glückszuſtände von der tumultuariſchen Laune einer fremden Volksmaſſe abhängig ſind, und für die ein Raufhandel bei Ballſpiel im Kirchenſtaat ſo verderblich ſein kann! Denn darin ſtimmen alle Nachrichtrn vollkommen überein, daß die Unruhen ſehr kleinlicher Natur geweſen ſind, und ſelbſt im ſchlimmſten Falle iſt ein italieniſcher Aufſtand für den allgemeinen Frieden ſo bedeutungslos, daß die Nachricht davon höchſtens ein paar öſterreichiſche Lieutenants in Aufregung bringen könnte, welche auf eine wohlfeile Art das ſchöne Italien durchziehen möchten.

Oeſterreich hält jetzt nach der Räumung von Bologna nur noch die Citadelle von Ferrara und die Feſtung Comachio am Po beſetzt. Die Garniſon in Ferrara iſt blos auf die Citadelle beſchränkt und in der Stadt ſelbſt ſind päpſtliche Truppen, meiſt Schweizer, ſtationirt. Comachio iſt zugleich ein Brückenkopf am Po und verdient in dieſer Beziehung ganz vorzügliche Aufmerkſamkeit, indem es den Schlüſſel von Oberitalien bildet. Doch iſt es dergeſtalt von der Natur befeſtigt, daß an eine Bezwingung unter gewöhnlichen Verhältniſſen gar nicht zu denken, und im Jahre 1815 wurde dieſer Platz von einem Lieutenant mit geringer Mannſchaft gegen die italieniſche Armee unter Murat vertheidigt; denn auf drei Seiten umſpült die See die Feſtungswerke, und die Lagunen machen die Annäherung von Kriegsſchiffen unmöglich. Die Beſatzung hat blos gegen einen innern Feind zu kämpfen, der ihre Reihen unabläſſig lichtet, ohne daß er mit bewaffneter Fauſt zu beſiegen wäre. Dieſer furchtbare Feind iſt das Fieber, welches beſonders in dem Sommermonaten hier wüthet und die geſündeſten Männer in wenig Stunden auf das Leichenbrett ſtreckt. Das Waſſer muß auf Fahrzeugen vom feſten Lande herbeigeſchafft werden, will man nicht eine allgemeine Sterblichkeit herbeiführen, und die bösartige Seuche hat in etwas nachgelaſſen, ſeitdem man die Vorſicht gebraucht in die Mauern dieſes gefürchteten Platzes nur ſolche ungariſche Truppen zu legen, deren Werbbezirk in die ſumpfigen Niederungen des moorreichen Donaulandes fallen, und die dem-

Digitized by Google

nach an die mephitiſchen Dünſte der Sumpfluft von Jugend an gewöhnt ſind.

Vor einigen Tagen ſtarb der ehemalige ruſſiſche Botſchafter am hieſigen Hofe, Graf Bailli von Tatiſcheff, welcher ſeit Jahren hier als Privatmann lebte und welcher bei den bedeutenden Verbindungen, die er aus früherer Zeit unterhielt, ohne Zweifel der ruſſiſchen Regierung und dem jetzigen Geſandten, Grafen Medem von großem Nutzen war. Man erinnert ſich des Vorfalls mit dem kleinen Negerknaben, den der Graf einſt unter der hieſigen Ariſtokratie ausſpielen wollte, doch die Sache wurde ruchbar und die Lotterieliſte wurde mit Beſchlag belegt, indeß der Graf die Weiſung erhielt, daß auf öſterreichiſchem Boden keine Menſchen verlooſt werden dürfen. Ueberhaupt gerathen die hier verweilenden vornehmen Ruſſen, an die Sitten und Geſetze ihres Landes gewöhnt, nicht ſelten mit den Paragraphen des öſterreichiſchen bürgerlichen Geſetzbuches in ſehr unangenehme Conflikte, wozu vorzüglich das Verhältniß ihrer leibeigenen Diener Veranlaſſung gibt, indem die hieſigen Geſetze dieſes Verhältniß nicht anerkennen und mithin auch nicht beſchützen. Darum gebrauchen die meiſten Ruſſen vor ihrem Eintritt in Oeſterreich die Vorſicht mit ihrer leibeigenen Dienerſchaft, wenn ſie ſchon ſolche mitnehmen wollen, einen für die Dauer ihrer Abweſenheit aus Rußland giltigen Vertrag abzuſchließen, wodurch dieſelbe an ihre Perſon gefeſſelt bleibt, bis zur Rückkehr in die Heimat. Ich erinnere mich vor einiger Zeit in einer der hieſigen Zeitſchriften für Rechtsgelehrſamkeit einen Fall beſprochen geleſen zu haben, wo ein ſolcher Leibeigener in Folge ſchlechter Behandlung in Wien, den Dienſt ſeines Herrn verließ, ohne daß ihn dieſer auf dieſen Grund hin reclamiren konnte. Doch da ſich der Verlaſſene der Landesſprache unkundig, ohne Beſchäftigung herumtrieb und in den Gaſthöfen Schulden machte, ſo ward er von Seiten der Polizei als Vagabund in ſeine Heimat mittelſt Schub zurück befördert, wo ihn freilich kein freundlicher Empfang erwarten mochte.

Die Graphik beginnt ſich bei uns in der jüngſten Periode ſehr lebhaft zu regen und das k. k. Hauptmünzamt beſitzt eine beträchtliche Anzahl junger Talente, denen es auch nicht mehr an Gelegenheit zu mangeln ſcheint, um ihre Kunſt öffentlich zu erproben. So haben eben wieder die Graveure Roth und Ekhard zwei Denkmünzen verfertigt, welche ein rühmliches Zeugniß ablegen von der Strebſamkeit dieſes Kunſtzweiges. Beide verherrlichen Momente des induſtriell-politiſchen Fortſchrittes, indem die eine dieſer Medaillen die große öſterreichiſche Induſtrieausſtellung im Mai und die andere die Eröffnung der nördlichen Staatseiſenbahn im Auguſt dieſes Jahres zum Vorwurfe hat. Die materiellen Intereſſen ſind gegenwärtig leider die einzigen, welche ſolche Momente des Fortſchrittes aufzuweiſen haben, deren ſich die illuſtrirende Kunſt mit Erfolg bemächtigen kann. Einer

Denkmünze auf die Publication eines zeitgemäßen Censurgeſetzes dürfte wohl nicht ſobald genügt werden.

In dem unmittelbar vor den Linien Wiens auf der Straße nach Schönbrunn gelegenen Orte Hánfhaus entſtand unlängſt ein Tumult, der das Einſchreiten der bewaffneten Macht nöthig machte. Man muß wiſſen, daß die hieſige Bäckerzunft die Metzgeriunnng noch an Habſucht und Reichthum weit übertrifft; nicht genug daß ſie die Satzung des Brodes durch künſtliche Mittel hinauf zu treiben wiſſen, entblöden ſich dieſe Leute nicht, das Brod noch kleiner zu backen, als es ſein ſoll und leider iſt die Beſtechlichkeit der magiſtratiſchen Agenten, welche mit der Prüfung des Gebäcks beauftragt ſind, ſo groß, daß das Opfer einiger Zwanziger von Seiten des Bäckers hinreicht, um ſeinem Betrug volle Strafloſigkeit zu ſichern. Wenn daher nach der Rückkehr des Bürgermeiſters Czapka irgend eine Maßregel in Betreff der Fleiſcherzunft getroffen werden ſollte, ſo möge man ja nicht die Bäcker vergeſſen, denn hier iſt eine Abhilfe mittelſt Auflöſung des Zunftmonopols noch weit dringender, als in Bezug auf die Fleiſchpreiſe, indem Brod ſelbſt für den Bettler nothwendig iſt, während der Genuß des Fleiſches immerhin mit einem gewiſſen Grad von Wohlſtand verbunden und darum faſt einer minderen Aufmerkſamkeit würdig erſcheint. Die Bäcker haben die hohen Preiſe vor der Behörde durch die Hindeutung auf die hier übliche Sitte den Kunden allwöchentlich eine Draufgabe und zu den größten Feiertagen des Jahres ein außergewöhnliches Luxusgebäck zu verabreichen, zu rechtfertigen geſucht, worauf ihnen die Weiſung zukam in Zukunft lieber dieſen gewohnheitsmäßigen Tribut einzuſtellen, und dafür größeres Brot zu backen. Nun haben zwar die Bäckermeiſter den erſtern Theil des obrigkeitlichen Winkes allſogleich begriffen und gewiſſenhaft vollzogen, aber der Nachſatz, wodurch der Vorderſatz bedingt wurde, hat bis jetzt von den Meiſtern keine Berückſichtigung gefunden. Zu den Wenigen, welche ſich die Sache zu Herzen nahmen, und pünktlich ausführten, gehörte auch der Bäckermeiſter in Fünfhaus, deſſen Brodbacken der Gegenſtand des Pöbelangriffes war; denn charakteriſtiſcher Weiſe fand hier ein Aufſtand Statt, deſſen Veranlaſſung nicht etwa in dem Mindergewicht des Brodes beſtand, ſondern im Gegentheil in dem Uebergewicht deſſelben. Die Zunftgenoſſen des Angegriffenen waren nämlich nicht wenig darüber erboßt, daß er ſich herausnahm ſein Brod größer zu backen, als dies die Satzungspreiſe vorſchrieben und der außerordentliche Zulauf, der ihm in Folge deſſen zu Theil wurde, fügte ihnen den empfindlichſten Schaden zu. Aus Rache wußten ſie dem großmüthigen Spekulanten eine ſolche Maſſe von Kunden ins Haus zu ſchieben, daß ſelbſt die angeſtrengteſte Arbeit der Anforderung nicht genügen mochte, und nun verübten Die, welche nicht befriedigt werden konnten, den ärgſten Unfug und in wenig Mi-

Digitized by Google

nten schwoll der tobende Haufe zu einem Schwarm von 2000 Menschen, vor denen sich die anrückende Husarenpatrouille unverrichteter Sache zurückziehen mußte. Ein Hofwagen, in dem ein Erzherzog ins Theater fahren wollte, kehrte beim Anblick dieser Menschenmasse wieder um und fuhr nach Schönbrunn zurück. Inzwischen rückte ein Detachement Cavallerie unter Anführung eines Offiziers gegen die Ruhestörer heran, und nur der Besonnenheit und der Unerschrockenheit dieses Mannes hat man es wahrscheinlich zu danken, daß die Sache ohne Unglück ablief, denn der Offizier ritt auf die Leute zu und sprach sie freundlich an, worauf sich die Menge bald in Ruhe zerstreute. Doch streiften zahlreiche Cavalleriepatrouillen die nach Mitternacht in den Straßen, um die Wiederholung ähnlicher Scenen zu verhüten, was auch vollkommen gelang.

Am 2. Oktober fand die Vermählung des Fürsten Sulkowsky, Herzogs von Bielig, mit der einzigen Tochter des Baron Dietrich Statt. Der Baron Dietrich war selber ein Großhusbemann und ist erst nachträglich baronisirt worden. Die Nachschübe zur Zeit der französischen Kriege und manche andere wohlgelungene Speculation haben ihn zum steinreichen Mann gemacht und jetzt gilt Baron Dietrich für den reichsten Privatmann in Wien und sein Vermögen wird auf 12 Millionen Gulden Conv. Münze geschätzt. Dabei besitzt er eine leidenschaftliche Neigung für das Theaterwesen und man weiß, daß nur durch seine finanziellen Mittel der Ankauf des Theaters an der Wien für den Director Pokorny möglich war. Auch hat sich Baron Dietrich seit vielen Jahren in seinem Palais ein recht artiges Haustheater herstellen lassen, auf dem regelmäßig alle Woche einmal von einer Gesellschaft Dilettanten kleine Stücke zur Aufführung gebracht werden; in früheren Zeiten spielte der Baron gewöhnlich selbst mit, jetzt begnügt er sich wohl mit dem Arrangement und mit dem Anschauen der Leistungen. Die meisten seiner Beamten sind Schauspieler. Bei dieser Gelegenheit will ich zugleich einer Anekdote erwähnen, welche unglaublich scheinen mag, für deren Wahrheit ich mich aber völlig verbürgen kann. Baron Dietrich hat nämlich in Wien einen Geschäftsfreund, dessen Namen ich verschweigen will, der sein bedeutendes Vermögen lediglich dem Antheil verdankt, den ihm der Baron bei seinen Unternehmungen gönnte. An diesen alten Freund schrieb nun der Baron vor längerer Zeit in einem Anfall von Trübsinn einen Brief, worin er ihn dringend einlud ja recht bald nach Wien zu kommen, wo er ihm eine glänzende Aufnahme zusage, damit sie sich einige Monate gegenseitigen Umganges erfreuen und vergangener Tage erinnern könnten. Der Freund ließ sich nicht lange bitten und ehe noch der Mond voll war, hielt der Postwagen vor dem Hause des gastlichen Freiherrn, der ihn freundlich aufnahm und ein halbes Jahr köstlich bewirthete und für dessen Zerstreuung sorgte. Endlich erfolgte die

Digitized by Google

ſchmerzliche Trennung und der Baron hatte kaum den Kummer des Abſchiedes verwunden, als er ein Schreiben aus Ulm empfing, worin ihm der Freund ganz kurz anzeigte, wie er hoffe daß ſelbiger keinen Anſtand nehmen werde, da er nur auf deſſen dringende Einladung die Reiſe gethan und in der Zwiſchenzeit in ſeinem Geſchäfte in Folge ſeiner Abweſenheit beträchtlichen Schaden gelitten, die Summe von **10,000** fl. als Entſchädigung an ihn auszuzahlen. Der Empfänger war nicht wenig betroffen ob der ſeltſamen Forderung, welche ihm denn doch nicht ganz billig erſchienen ſein muß, weil, wie ich höre, dieſe Entſchädigungsforderung zu einem Prozeß der beiden zärtlichen Freunde geführt hat, in dem es ſich zeigen ſoll, wie theuer in gewiſſen Fällen eine Anwandlung ſentimentaler Erinnerung kommen kann.

III.

Fürſtliches Reiſen.

Unſer Tagebuch iſt, wie überhaupt Tagebücher ſein müſſen, nicht ein trockener Bericht über die laufenden Ereigniſſe, ſondern eine Analyse raisonnée. In den Tagebüchern von Privatperſonen kommt es wohl vor, daß ſogar die Analyse oder das Raisonnement allein ſtehen, indem der Betheiligte vergißt oder unnöthig findet, das Ereigniß, welches ihm zu Betrachtungen Anlaß giebt, namentlich einzutragen. Bei politiſchen Tagebüchern, die öffentlich geführt werden, dürfte ein gleiches Verfahren, das freilich da nicht von ſelbſt und unwillkürlich entſtehen wird, unter Umſtänden doch practiſch und deshalb nicht zu verſchmähen ſein. Manches Raiſonnement iſt ſchon vor Alters gemacht worden, das man in ſeinem Tagebuche nur abzuſchreiben hätte, um darin wie in einem Spiegel den Wiederſchein gegenwärtiger Bedürfniſſe und Anforderungen zu erblicken. Wie viel nützliche Reflexionen vermodern im Schutte der Bibliotheken, Reflexionen, deren Anwendung auf den Augenblick unſägliches Gute ſtiften könnte, wenn nur nicht wieder immer das gute Alte ungelernt und das alte Arge unvergeſſen bliebe. Der geneigte Leſer möge erlauben, daß wir ihm ſogleich ein Beiſpiel liefern.

Der alte ehrliche Johann Georg Büſch ſagte vor mehr als funfzig Jahren in ſeiner dickleibigen „Abhandlung über den Geldumlauf", die überhaupt einen Schatz koſtbarer Wahrheiten enthält, Folgendes:

„Die Fürſten beruhigen ſich zu leicht über den Zuſtand ihres Landes; ſie ſind von zu vielen Perſonen umgeben, deren Vortheil es iſt, ſie in dieſer Beruhigung zu erhalten. Nichts wäre in dieſer Hinſicht zuträglicher, als häufige Reiſen eines Landesherrn, der — mit eigenen Augen zu ſehen und nach dem was auf den Wohlſtand des Landes Beziehung hat, zu fragen gelernt hat."

Seit jener Zeit, da der gute Büſch ſchrieb, hat man freilich

Digitized by Google

ſtaatliche Einrichtungen ausgeſonnen, welche darauf berechnet ſind, den Rathſchlag des ehrſamen Profeſſors überflüſſig zu machen, indem die Ständeverſammlungen dem Monarchen das Auge ſchaffen ſollen, mit welchem er das ganze Land bis in die verſteckteſten Winkel zu durchſpähen vermag, ohne daß er ſeine Reſidenz einen Augenblick zu verlaſſen brauchte; Büſchs Rathſchlag ſcheint nur auf abſolutiſtiſche Monarchien anwendbar. Indeſſen abgeſehen davon, daß wir in unſerem Deutſchland ſolche haben, wiſſen wir doch auch in den übrigen conſtitutionellen Staaten aus überreicher Erfahrung, wie viel davon abhängt, mit welchen und mit was für Augen der Regent das Land und die Dinge im Lande eben angeſehen habe. Es möchte daher noch immer nicht überflüſſig ſein, daß Fürſten reiſten, die nicht zu reiſen pflegen, und daß Solche, die da reiſen, ſich das, was Büſch in dieſer Hinſicht ferner zu bedenken giebt, bedächten. Denn nachdem er den Fürſten das Reiſen anempfohlen hat, ſetzt er hinzu:

„Nicht ſolche Reiſen, wie ſie die Fürſten gern machen, nach langwieriger Zurüſtung und vorgängiger Ankündigung des Glückes, das den Provinzen durch den Beſuch ihres Landesherrn widerfahren ſoll; nicht Reiſen, auf denen der Fürſt durch koſtbare Ehrenpforten in jede Stadt einzieht, nur ſcheinbare Beweiſe des Wohlſtandes in dem Aufzuge der zu ſeinem Empfang ſich aufputzenden Unterthanen ſieht, nur die Hände zum Küſſen ausſtreckt, auf die aber keine Thräne des bedrückten Unterthanen fallen darf, und von welchem das endliche Reſultat ein langweiliger Zeitungsartikel iſt, der von lauter Freude der Unterthanen redet, wenn gewiß keine Thräne des Nothleidenden abgewiſcht und keine Quelle gegenwärtiger oder kräftiger Noth verſtopft iſt. Nein, ſolche Reiſen, wie ſie Joſeph und Friedrich II. machten, ohne Zurüſtung, mit Zurücklaſſung aller Pracht des Hofes, oft überraſchend für denjenigen, der den Unterthan, ſeinem Fürſten unwiſſend, zu drücken wagte und mit einem auf alles, was den Wohlſtand des Volkes betrifft, ernſthaft und anhaltend gehefteten Blick.“ —

In einer Anmerkung ſagt Büſch über die Reiſe Catharinens II. von Petersburg nach Taurien. „Für dieſe Reiſe waren, ehe ſie angetreten ward, zehn Millionen Rubel beſtimmt, mit welchen man jedoch nicht ausreichte. Catharine reiſte an den Fällen der Dniepr vorüber; ob ſie ſie geſehen hat, weiß ich nicht. Aber zehn Millionen Rubel möchten vielleicht zugereicht haben, einen Kanal neben jenen Fällen auszuführen, und dem Reiche dieſen großen Strom recht brauchbar zu machen. Catharina dachte hieran nach ihrer Reiſe ebenſowenig, als ſie vorher daran gedacht hatte.“

Indeſſen ſieht der wackere Büſch wohl ein, daß auch mit dem Reiſen der Fürſten noch nicht genug zu deren Aufklärung über den Zuſtand des Landes gethan ſei. „Noch immer werden Künſte genug

angewendet werden, und dieſe Künſte werden immer noch mächtig genug ſein, ihm das zu verbergen, was er nicht ſehen und nicht hören ſoll.“ Deshalb empfiehlt nun Büſch „Einrichtungen, durch welche dem Fürſten und ſeinen verſtändigen Rathgebern genaue Berichte von dem Zuſtande des Volkes verſchafft werden.“

Nun, dergleichen Einrichtungen beſtehen bei uns, und in einigen deutſchen Ländern ſind ſie ſogar bis zu einem höchſt vollkommenen Mechanismus aufs ſinnreichſte ausgebildet. Aber wie geht es mit ſolchen Berichten zu? In ruhigen Zeiten werden aus dem erſten Material, welches dem Augenſchein und Zeugenausſagen ſeinen Urſprung verdankt, in den verſchiedenen Diſtrikten verſchiedene Berichte je nach der Geſchicklichkeit des Bearbeiters mehr oder minder zutreffend und belehrend geformt; aus dieſen Berichten wird ein Generalbericht zuſammengeſtellt, über den Generalbericht etwa von den oberſten Staatsdienern berathen und endlich über das Reſultat dieſer Berathung ein kurzer Bericht dem Landesherrn eingereicht, ein Bericht, der endlich ſo dünne geworden, daß das was ein Bild des im Lande herrrſchenden Zuſtandes ſein ſollte, nichts weiter als eine ſchöne, reine, ſpiegelhelle, mit einigen regelmäßigen und dem Auge wohlgefälligen Figuren verzierte Platte iſt. In unruhigen Zeiten dagegen entſteht ein Bild wie auf einer daguerrotypiſchen Platte, welcher die Camera obscura nur Umriſſe ſchnell ſich weiter bewegender Geſtalten überliefert hat, ein ſchauerliches Chaos verworrener Lineamente und bedrohlicher Zeichen.

Alſo reiſen oder nicht reiſen? Berichte fordern oder keine? Reiſen und Berichterſtattung mit einander verbunden oder was und wie?

Ich weiß nicht. Equidem vero censeo, daß Leute die nicht ſelbſt ſich einrichten und nicht ſich ſelbſt zu helfen wiſſen, bei Gott und der ganzen Welt keine Hülfe finden können, und wenn alle Fürſten Engel und deren „verſtändige Rathgeber“ eitel Salomone wären.

G. J.

IV.

Notizen.

Die Taucher, keine Ballade. — Des Deutſchen Vaterland. — Beengung und Erweiterung des Schriftſtellerſtandes. — Berichtigung aus Prag.

Die ruſſiſchen Juden auf der Leipziger Meſſe erzählen folgende Thatſache: Bekanntlich dienen viele jüdiſche Matroſen auf der ruſſiſchen Flotte. Bei einem der letzten großen Seemanöver, welche in Gegenwart des Kaiſers abgehalten wurden, erregten zwei Matroſen durch ihre Geſchicklichkeit beim Manövriren und ihre Kühnheit bei den nautiſchen Spielen den Beifall des Kaiſers in ſo hohem Grade, daß er ſie ſogleich, den einen zum Schiffslieutenant und den andern zum

Digitized by Google

Capitain erhob. Da nahte ſich der befehligende Contreadmiral und machte beſcheiden aufmerkſam, daß die Beiden Juden ſeien. Nicolaus wollte ſein Wort nicht zurücknehmen, forderte aber die zwei neuen Officiere auf, zur griechiſchen Kirche überzugehen. Auf das Verſtummen der Beiden fuhr ſie der Kaiſer unwillig an, worauf die Zwei nach einigen leiſe gewechſelten Worten den Kaiſer baten, ihm zuvor noch ihre ganze Geſchicklichkeit im Tauchen zeigen zu dürfen, um ſeiner Gnade ſich recht verdient zu machen. Auf ein bewilligendes Zeichen faßten die beiden Männer einander um den Leib, ſprangen in's Meer und — kamen nicht wieder zum Vorſchein.

— Was iſt des Deutſchen Vaterland? Wo iſt Preußens Hauptſtadt? Biedermann's Monatsſchrift und Herold werden in Preußen verboten — und aus Berlin und Breslau verlautet nichts darüber — aber in Münſter macht die Behörde die Maßregel in den Zeitungen bekannt. Iſt Münſter tiefer in die Geheimniſſe des preußiſchen Miniſteriums eingeweiht, als die übrigen preußiſchen Städte?

— Während man von oben herab in letzterer Zeit den Schriftſtellerſtand mehr als je beengt und ſeinen einzelnen Mitgliedern in den deutſchen Städten die Gaſtfreundſchaft gekündigt wird, drängen ſich fortwährend aus allen Klaſſen der Geſellſchaft neue Freiwillige zu ſeinen Fahnen; ſelbſt Männer, die auf andern Gebieten der ſchönen Künſte einen bereits geſicherten ehrenvollen Namen ſich erobert haben, greifen zur Feder, um auf dem ſchriftſtelleriſchen Gebiete im Wettrennen mitzukämpfen; Maler und Muſiker ſchieben zwiſchen Pallette und Piano das zeilenſchwangere Dintenfaß hin, und nun kommen ſogar die Schauſpieler und vertauſchen die Luſt ihrer Rothſchminke auf den Wangen mit den ernſten ſchwarzen Gallapfelflecken an den Fingern. Da liegt eine bei Otto Wigand ſo eben erſchienene Schrift: „Aus dem Tagebuche eines alten Komödianten" vor uns; flüchtige Blätter, die, aneinandergereiht, durch keinen rothen Faden verbunden werden, als durch den einer gemüthvollen und doch heitern Individualität. Styl und Anſchauungsweiſe verrathen überall den naiven Oeſterreicher, den ſchriftſtelleriſchen Dilettanten. Und doch ſteht dieſes Tagebuch mitten in der Zeit und ſtreift mit ſeinen flüchtigen Flügeln die leichte Decke von mancher Wunde ab, an der unſere ſocialen Zuſtande kranken. Der alte Komödiant — der übrigens erſt ein Mann von einunddreißig Jahren iſt — iſt viel gereiſt, hat viel geſehen, viel erlebt. Es iſt Franz Wallner, der gemüthreiche Komiker, den ſo viele deutſche Städte von der Bühne herab kennen, der ſo viele angenehme und erquickliche Abende Tauſenden bereitet. Dieſes Tagebuch iſt eigentlich eine geſchriebene Fortſetzung der geſpielten Genreſtücke. Wir wiſſen nicht, ob Wallner dieſe ſchriftſtelleriſchen Cabinetſtücke wirklich am Tage ſchreibt, aber es ſind Schmerzenslaute inmitten dieſer heitern Töne, welche die Nachtſeite des Lebens berühren, wie in jenen Rai-

mundiſchen Stücken und Charakteren, wo unter der luſtigen Kappe des Scherzes oft ein paar thränende Augen hervorbliken. „Der arme Joſy", „die aufgefundenen Blätter aus dem Tagebuche zweier Bühnenkünſtler".

— In Bezug auf unſere letzte Correſpondenz aus Prag (in Nr. 37) kommt uns von dort folgende Reclamation zu: Die Urſachen, die ein hieſiger Correſpondent der Grenzboten für den — leider Gott allerdings mangelhaften — Betrieb der Prag = Ollmützer Bahn angibt, ſind keineswegs richtig. Eine Bahn kann in der Ausführung keine Radien haben, die nicht planmäßig projektirt ſind. Alle Radien, die die Bahn hat — jede Eiſenbahn hat deren, aber gewiß nicht mehr als unumgänglich und unvermeidlich nöthig — können daher vernünftiger Weiſe durchaus nicht dem Ausführer des Baues zur Laſt fallen, der nur der Richtung folgen kann, die das von den Ingenieuren entworfene Project — im vorliegenden Falle alſo die Regierung — vorſchrieb. „Die Pächter haben zur Koſtenerleichterung anſtatt großer Durchſtiche die Bahn auf Umwege geführt" iſt daher ein im Allgemeinen ſchon ganz irriger Vorwurf, da kein Baupächter die Richtung einer Bahn ändern kann. Im vorliegenden Falle aber muß noch zur Steuer der Wahrheit bemerkt werden, daß die Richtung und Führung der Bahn — alſo das Project der Ingenieure — alle Anerkennung verdient. Denn wenn ſchon die Bahn von Prag nach Wien an die Nordbahn ſich anſchließen mußte, ſo iſt doch nicht zu läugnen, daß die Schwierigkeiten des ſehr cupirten und raſch wechſelnden Terrains im Projecte mit großer Genialität und in der Ausführung Seitens der Bauführer mit lobenswerther Sorgfalt und Umſicht überwunden wurden. — Die erwähnten Angaben Ihres Korreſpondenten ſind daher dahin zu berichtigen: daß die Urſachen des bisherigen mangelhaften Betriebs durchaus nicht im Baue der Bahn zu ſuchen, da die Baupächter ſich genau an die projectirten Pläne gehalten, die vorgezeichneten „Radien" und „Durchſchnitte" ſo wie alles andere genau nach Vorſchrift ausführten.

— Von Ludwig Auguſt Frankl, dem Redakteur der Wiener Sonntagsblätter, erſcheint endlich das längſt angekündigte Epos: „Don Juan von Oeſterreich" bei J. J. Weber in Leipzig. Ein anderer öſterreichiſcher Dichter, Moritz Hartmann, hat ein idylliſches Drama vollendet: „Das Dorf." Ob man es in Wien auf dem Burgtheater aufführen wird? Die ſo eben erſchienene zweite vermehrte Auflage von „Kelch und Schwert" iſt in Wien kein Empfehlungsſchreiben.

Verlag von **Fr. Ludw. Herbig.** — Redacteur **J. Kuranda.**
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google

Aufzeichnungen

eines

Jeſuitenzöglings im deutſchen Colleg zu Rom

von

J. Georg Köberle.

Erſte Abtheilung.

I.

Georg war im Jahre 1838 Schüler der Obergymnaſialklaſſe zu Augsburg. Seine ganze Welt- und Menſchenkenntniß beſtand damals aus Sentenzen und Verſen, die er während des achtjährigen Lehrcurſus aus den deutſchen, griechiſchen, lateiniſchen, franzöſiſchen und italieniſchen Klaſſikern wörtlich memorirt hatte. Nichts deſto weniger hielt er ſich ſchon für einen ſehr gelehrten Mann, und wenn er gar einem geduldigen Zuhörer Proben ſeines treuen Gedächtniſſes liefern durfte, ſo würde ſelbſt Diogenes im Weinfaß vor ſeiner Beſcheidenheit ehrfurchtsvoll zurückgetreten ſein. Georg verließ ſein kleines Stübchen niemals, ohne das alphabetiſche Regiſter ſämmtlicher Citate in ſeine Rocktaſche zu ſtecken, um es gleich einem Sicherheitspaß ſtets präſentiren zu können. Hier war Alles bunt durcheinander gewürfelt, was bei der Privatlectüre das jugendlich ſchwärmeriſche Gemüth des werdenden Mannes mitempfinden konnte. Nach dieſem, wie er feſt glaubte, köſtlichen Schatz von Lebensmaximen wurde ſeine ganze Umgebung beurtheilt und cenſirt. Selbſt Georg's Lehrer, die ehrwürdigen Patres St. Benedicti, fanden keinen Pardon, ungeachtet ſeine gute, fromme Mutter ihm oft und viel von den furchtbaren Strafen erzählte, welche alle diejenigen unfehlbar treffen müſſen, die

ſich durch Bekrittelung eines katholiſchen Prieſters verſündigen. Unſer Jüngling hing an ſeiner beſorgten Mutter wie an ſeinem Leben. Ein leiſer Wink von ihr vermochte ſonſt Alles über ihn; aber ſeitdem ein Pater bei einer gerade Georgs Stübchen gegenüber abgeſtatteten Viſite im kritiſchen Moment die Vorhänge zu ſchließen vergaß und er das Thema der Unterhaltung drüben fixiren konnte, hielt er ſelbſt einen Mann im Mönchsgewand ſo gut als einen Herrn im goldgeſtickten Frack für einen ganz gewöhnlichen Menſchen.

Nur eine Klaſſe der Geſellſchaft, für welche unſerm Jüngling von Kindheit an ein ganz beſonderer Reſpect eingepflanzt worden war, machte noch eine rühmliche Ausnahme. Dieß waren die Väter vom heil. Loyola. Ein Pater Societatis Jesu erſchien unſerm jungen Philoſophen in der modernen Welt viel großartiger, als Homer's Heroengeſchlecht vor Troja. Damals hatte er nämlich noch keinen Jeſuiten in der Nähe geſehen, oder war wenigſtens der feſten Meinung, noch nie einen geſehen zu haben. Von einem ehrwürdigen Vater im Frack oder goldgeſtickten Gewand konnte ſich ſeine kühne Phantaſie vollends gar keinen Begriff machen.

Nächſt dieſer privilegirten Klaſſe dispenſirte unſer Weltweiſer auch ſeine Religion von dem Richterſtuhl ſeines Lieblingsregiſters. Hier hielt er feſt an dem Grundſatz: zu glauben, was er nicht verſtehe! Kam da auch manchmal ein Widerſpruch mit ſeinen Lieblingen heraus, ſo wußte er ſich ſchnell zu helfen. Er erklärte die letztern für poetiſche Schönheiten, und jeder Scrupel war damit beſeitigt. Selbſt Schiller, für den der Jüngling ſchwärmte, mußte auf dieſe Art in den Hintergrund treten; und ſeit der Seelſorger der Pfarrei, der ihn gerade bei der Lectüre des Don Carlos überraſcht, den großen Dichter einen „lutheriſchen Eſel" titulirt hatte, der aus dem Taugenichts von Infanten einen verführeriſchen Glaubenshelden geſtempelt, hielt dieſer die größte Vorſicht für doppelt nothwendig. Der Seelſorger führte einen langen Beweis aus Don Carlos, wie die Proteſtanten ſogar offenbare Thatſachen verdrehen. Schienen dem Jüngling ſolche Deductionen auch ſchon damals wurmſtichig, ſo war doch ſeine Ehrfurcht vor der oft erprobten Gewalt des Prieſters über die Familie groß genug, ihn höchſt unterwürfig zu machen. Er wand ſich von Schiller ungefähr ſo los, wie ein Jüngling aus der Umarmung ſeiner erſten Liebe. Auch las er von nun an kein deut-

Digitized by

ſches Buch mehr, auf deſſen Titelblatt nicht die Erlaubniß eines katholiſchen Ordinariates gedruckt zu ſehen war.

Georg's Betrachtungen über die künftige Standeswahl glichen auf's Haar ſeiner Lebensphiloſophie. Nur faßte er hier überall die ſchöne Außenſeite allein in's Auge. Wie der Knabe Mohnköpfe abſchlägt und ſich dabei für einen zweiten Alexander Magnus hält, ſo träumte auch unſer Zögling ſchon von künftigen Thaten. In der Theologie fing er mindeſtens mit dem Ornate eines Biſchofs an; bei der Jurisprudenz ſchien ihm der Rang eines Regierungspräſidenten nicht zu gering; in den Naturwiſſenſchaften waren Oken und Büffon ſeine künftigen Rivalen. Kurz, Georg war ein — famoſer Kerl, über den man recht herzlich lachen konnte, oder vielmehr, über den ich ſelbſt jetzt herzlich lachen muß; denn dieſer famoſe Ritter Georg war niemand anderes als ich ſelbſt.

Das Publikum möge ſich durch meinen Anfang gefälligſt nicht langweilen laſſen. Autobiographien der Schriftſteller ſind jetzt in der Mode; und weil der größere Theil meiner jetzigen Leſer wahrſcheinlich bis jetzt noch gar nichts von mir geleſen hat, ſo finde ich es doppelt billig, ihn mit einer möglichſt langen Einleitung über meine vergangene Weisheit behelligen zu dürfen. Ueberdieß habe ich in dem Drama, das jetzt beginnt, ſelbſt eine Hauptrolle übernommen. Die Geſetze der Wahrheit fordern hier genaue, treue Charakterzeichnung ſelbſt auf Koſten der Eigenliebe.

Wer meinen Haupthelden, welcher bereits in vollem Glanze daſteht, für plump und ungeſchickt erklären ſollte, der mag bedenken, daß ich als geborner Schwabe das unbeſtrittene Privilegium habe, erſt mit zurückgelegtem vierzigſten Lebensjahre klug werden zu müſſen, und ich damals kaum in's achtzehnte ging.

Iſt auf dieſe Art mein Held auch zu keiner Erregung mächtiger Sympathien geeignet, ſo verfehlt er deshalb nicht im mindeſten meine Abſicht. Ich hoffe in ſtreng ausgeprägten Nebencharakteren dafür Erſatz zu bieten und dem deutſchen Volke hier ein Zeitgemälde zu enthüllen, das in die religiöſen und politiſchen Bewegungen der Gegenwart eingreift, darum aber auch von allen echten Religions- und Vaterlandsfreunden mit ungetheilter Aufmerkſamkeit betrachtet und beurtheilt werden dürfte.

II.

In dieſem kritiſchen Moment meiner Geiſtesentwicklung kam ich öfter in das Haus eines ältern Bekannten, des Lieutenant B...g. Der körperlich leidende Mann war ſchon längſt penſionirt und hatte vor mehreren Jahren unter Italiens mildem Himmel ſeine zerſtörte Geſundheit vergebens wieder zu erlangen gehofft. Auf jener Reiſe überfiel ihn zu Rom eine ſchmerzliche, langwierige Krankheit. Er fand während derſelben im Mutterhauſe der Jeſuiten ſorgliche Verpflegung und in den Gnadenmitteln der katholiſchen Religion hinlänglichen Troſt für ſeinen unverbeſſerlichen Körperzuſtand. Nach halbjährigem Aufenthalt in Rom kehrte er nach Deutſchland zurück, um, ſeiner frühern Kriegsfahne untreu, in den letzten Lebensjahren als eifernder Katholik und kampfluſtiger Redacteur der „Sion" dem Himmel Sühne zu bieten für die Sünden der Vergangenheit. Die hagere Geſtalt des Lieutenants, den ich nie anders als im ſchwarzen, talarähnlichen Schlafrock ſah, hatte für mich etwas Impoſantes. In ſeinem ernſten, von innerm Schmerz durchfurchten, blaſſen Geſicht fand mein ſchwärmeriſches Gemüth etwas wunderbar Anziehendes. Ich ehrte den Mann wie meinen Vater; und wenn er gar von den Paradieſen Italiens, den Idealen aller meiner Wünſche, ſprach, ſo hatte mein Entzücken die höchſte Stufe erreicht. Der freundliche Mann malte mir die Schulen Roms mit großer Beredtſamkeit als die erſten, unübertrefflichen Bildungsanſtalten des civiliſirten Europa, und erregte endlich in mir eine lebhafte Sehnſucht, an dieſem Born aller hohen Wiſſenſchaft, deren Aechtheit und Gediegenheit ich nicht bezweifelte, auch einen Trank der wahren Weisheit zu ſchöpfen. „Leider aber," ſetzte ich bei, „fehle mir hierzu das nöthige Geld." Der Lieutenant war über meinen Wunſch höchſt erfreut und meinte, „eine ſolche Kleinigkeit würde keine Schwierigkeiten machen. Mein Talent, meine Zeugniſſe mit erſter Note und ſeine Empfehlung gälten in Rom als baare Münze. Das Reiſegeld aber würde ich von meinem Vater erhalten." — Augenblicklich überreichte ich meinem Protector die wohlverwahrten Schulteſtimonia, und ſchied mit dem Verſprechen, mich für den kommenden Auguſt zur Abreiſe vorzubereiten.

Die nächſten Wochen verfloſſen in ſüßen Träumen, ohne daß ein einziger klarer Gedanke in mir erwachte. Die Marſchroute ward

Digitized by Google

gemacht; ein Reiſehandbuch von Italien gekauft und gierig verſchlungen; die römiſchen Klaſſiker wurden nochmals durchflogen, und, mit einem Plane Roms in der Hand, jeder Ueberreſt der alten Herrſcherſtadt genau bezeichnet, auf deren Trümmern ich erſt recht klaſſiſch werden wollte. Mit der köſtlichen Satyre des Horaz: „Ibam forte via sacra etc.“ ſollte vom Capitol herab der Anfang gemacht werden. Die Abbildungen eines pomphaften päpſtlichen Aufzuges und der koloſſalen Piazza di S. Pietro, welche ich ſchon als Kind von meinem Vater erhalten, wurden aus einer alten Kiſte hervorgeſucht und in meinem Stübchen aufgeſtellt. Ueber all' der Herrlichkeit fand ich gar keine Zeit, meinen künftigen Beruf zu erwägen. Selbſt eine von Rom mir zugeſendete „Informatio pro admittendis inter Alumnos Collegii Germanici et Ungarici de Urbe“, welche mir der Lieutenant nur gegen das Verſprechen, ſie Niemandem zu zeigen, eingehändigt, machte mir keine langen Scrupel. Ein nicht ſo argloſer und mehr erfahrner Jüngling hätte vor den hier vorgelegten klauſelvollen Fragen geſtutzt. Mit mir wußte ſie der Lieutenant ſchnell in's Reine zu bringen. Wir ſetzten die Antworten neben die lithographirte Informatio, ich unterſchrieb, und das Exemplar wanderte zur vollkommnen, allſeitigen Zufriedenheit retour. *) Der Enthuſiasmus meiner guten Eltern und Verwandten, die in meinem Entſchluſſe ſchon den erſten Schritt zur künftigen Heiligkeit ſahen, war am wenigſten geeignet, mich abzuſchrecken von einem Gang, der, trotz meines aufrichtigen Katholicismus und meines Feuereifers zu einem höchſt lächerlichen oder ſehr kläglichen Ziele führen mußte, je nachdem meine noch ſchlummernden Eigenſchaften zu früh oder zu ſpät erwachten! Mir fehlte der hellſehende, erfahrne Freund, den

*) Hier laſſe ich einige Fragen dieſer Informatio wörtlich folgen:

An communi Alumnorum victu et corporis cultu, etsi nobilis, uti velit, (nämlich der eintretende Zögling) et reliqua Collegii Instituta juxta Superiorum interpretationem servare?

Quod jurare paratus sit, se, absoluto studiorum cursu non in aulas, nec ad juris civilis studia, sed in patriam ad salutem animarum procurandam etiam ante constitutum studiis ordinarium terminum rediturum, ita animarum saluti conducere, ut pro collegii commodo Superioribus videatur expedire?

Quod sacerdotio initiari, cum Superioribus ad Dei gloriam visum fuerit, idque juramento pollicere velit?

Die Auslegung der Klauſeln folgt ſpäter.

die Umſtände erheiſchten. Zu ſpät, nur wenige Tage vor meiner Abreiſe, fand ich einen ſolchen in einem meiner frühern Lehrer einem gelehrten, aufgeklärten Benedictiner. Dieſer ließ mich rufen, und ſprach mit einer ernſten, durch tiefe Wehmuth ergriffenen Miene: „Mein lieber Georg, wie viel lieber ſähe ich Sie auf eine deutſche Univerſität gehen, und wäre es auch eine proteſtantiſche!“ Darauf erzählte er mir ſeine eigne Lebensgeſchichte, wie er in ſeiner Jugend durch eine unglückliche Liebe bethört und wahnumfangen ſich die Mönchskutte habe über den Kopf werfen laſſen, und nun den Schritt eines verzweifelten Momentes mit dem Unglück eines ganzen Lebens büße! Der Mönch ſchloß ſeine Erzählung mit den gewichtigen Worten: „Es iſt ein ſchreckliches Erwachen, ſich plötzlich durch einen freiwilligen Eid als Sklave geopfert zu ſehen. Junger Freund, binden Sie ſich nicht, ehe Sie nicht durch die äußerſte Nothwendigkeit dazu gezwungen werden. Dieß iſt eine goldene Lehre, die mancher katholiſche Prieſter und manche Nonne mit dem Leben bezahlen! Die Bande der Hierarchie haben eine hydraartige Natur: aus einer einzigen zerriſſenen Faſer gebähren ſich hundert neue Stricke. — Und dann noch eins, mein unerfahrner Jüngling! wiſſen Sie, wozu Sie beſtimmt ſind? Sie ſind noch viel ſchlimmer daran, als ein deutſcher Mönch. Das Inſtitut, in welches man Sie ſendet, iſt die Werkſtätte des Jeſuitismus für Deutſchland, welche, in neuerer Zeit wieder zu Kräften gekommen, zur Schande des Jahrhunderts den verjährten Kampf für die Hierarchie erneuern will, an deren Wunden das Herz des Vaterlandes ſeit mehr als dreißig Jahrzehenten verblutet!“

Dieß war das offene Wort eines klug gewordenen Mönches, und es iſt um ſo höher anzuſchlagen, weil der Mönch ein allgemein geachteter, auch in der gelehrten Welt nicht unbekannter öffentlicher Lehrer iſt. Allein bei mir fand dieſe Warnung jetzt ein taubes Ohr. Theils waren meine Ideale von Rom ſchon zu tief gewurzelt, als daß ſie das Unglück eines Einzelnen zertrümmern konnte; theils auch ſchämte ich mich, ſo ſchnell von einem Vorhaben abzuſtehen, das bereits keinem meiner Bekannten mehr ein Geheimniß war. Ein Beſuch bei dem Lieutenant zauberte mich bald wieder in die alte Schwärmerei zurück, und ich trat mit hoffnungsvollem, doch auch manchmal bang klopfendem Herzen die Reiſe zur Werkſtätte des deutſchen Jeſuitismus an.

Digitized by Google

III.

Wer in der heißen Mittagsſonne des 1. September 1838 auf der Höhe des Monte Spluga geſtanden wäre, der hätte in dem berganſteigenden jungen Wanderer keinen künftigen Zögling eines römiſchen Seminariums geſucht. Meine ſchweißtriefenden Haare hingen weit auf die Schultern herab. Den Kopf bedeckte ein eleganter weißer Strohhut, um den ſich ein zierliches Band ſchlang, das meine Schweſter geſtickt und zum Abſchied mit Thränen reichlich benetzt hatte. Mein weites Beinkleid beſtand aus feinem Sommerzeug, und der nachläſſig herabhängende Ueberwurf mit ſeinen Franſen bewies, daß mein Schneider à la mode arbeiten konnte. Der Hals war frei und der weiße Hemdkragen flatterte in der Luft, die allmählig kühlend zu ſäuſeln begann, je mehr ich mich der Bergſpitze näherte. In der Hand trug ich einen tüchtigen Degenſtock, und das kleine, grüne Felleiſen auf dem Rücken vollendete das Bild des unbärtigen, flotten Burſchen. Mit dieſem Studiranzuge hatte ich bei meinem Abſchied in Augsburg meinen jungen Freunden nicht weniger imponirt, als mit meiner Lobeserhebung der bevorſtehenden Reiſe zum Papſt. Gleiches Glück hoffte ich damit meinen künftigen Collegen in Rom gegenüber zu machen.

Das ermüdende „Bergauf" war endlich im Rücken. Ich ſtand da, wo ſich Tannen- und Caſtanienwälder begegnen und auf hoher Säule die Worte zu leſen ſind: „Grenze zwiſchen Deutſchland und Italien." Hier lagerte ich mich im Schatten üppiger Geſträuche, öffnete mein zierliches Felleiſen und breitete die frugale Mahlzeit auf dem Raſen aus, mit der ich mich in der letzten Nachtherberge verſehen. Mein Wirth hatte mir nämlich umſtändlich auseinander geſetzt, wie ich auf der ſechs Stunden langen Bergſtraße außer der Dogana kein bewohntes Gebäude treffen werde, indem der Miethinhaber der einzigen kleinen Locanda in Mitte des Weges ſeit vierzehn Tagen abgezogen und noch durch keinen Nachfolger erſetzt ſei. Mit dieſer Bemerkung hatte es ſeine vollkommene Richtigkeit, und ich pries, mit großem Appetit mein gebackenes Huhn ſpeiſend, die Weisheit des beſorgten Schweizers, indem ich nur bedauerte, nicht noch mehr von dieſer Weisheit profitirt und auch die zweite Flaſche Wein mitgeſchleppt zu haben, die er zu dieſem Zweck in Bereitſchaft geſetzt.

Weit und breit war kein menſchliches Weſen zu ſchauen. Ich ſaß allein auf der hohen Bergſpitze, und in der öden Einſamkeit fühlte ſich auch mein Herz öde und einſam. Die blauen Tannengipfel aus dem Norden ſchienen ſo wehmüthig auf mich herüber zu blicken, als wollten ſie mir zurufen: „Bleib ein deutſcher Jüngling, und wandere nicht hinab in das unbekannte Land, in dem du ein Paradies zu finden hoffſt, und vielleicht — einen Kerker mit Sklavenbanden findeſt.“ Die Worte des offenherzigen Benedictiners fielen zum erſten Mal laſtend auf meine Seele. Aber es war nur ein kurzer Moment! Ich dachte wieder an die ſalbungsvollen Reden des Lieutenants, an meine frommen Eltern und Geſchwiſter, die in meinem Entſchluß ihre höchſte Erdenſeligkeit ſahen. Ich dachte an den Gram, den meine Rückkehr allen dieſen guten Leuten bereiten würde. Ich dachte an die Koſten der bereits zurückgelegten Reiſe, deren Verantwortung mir auf's Herz fiel. Die kindliche Liebe ſiegte, das kleine Felleiſen war wieder auf den Rücken geſchnallt, und den kräftigen Degenſtock in der Hand, ſchritt ich ſtumm dem ſüdlichen Abhange zu, nicht ohne Bangen den Punkt erwartend, der die letzte deutſche Bergſpitze meinem Geſichtskreis entrücken ſollte.

IV.

Nach kurzer Wanderſchaft drehte ſich der Weg um einen hohen Felſen. Der Vorhang war hinter mir gefallen, und ich ſtand vor der lombardiſchen Dogana. Ein hagerer Mann mit ſchwarzem Bart und ſtruppigem Haar donnerte mir mit tiefer Baßſtimme ein ſo kräftiges „entrate“ entgegen, daß ich vor Schrecken beinahe zu Boden ſank. Indeß hielt ich es für rathſam, die Aufforderung nicht widerholen zu laſſen, und ſchritt raſch durch die niedre Thür in das finſtre Gemach, gleich bereit, den Inhalt meines kleinen Gepäckes zu zeigen. Der erſte Gegenſtand, welcher dabei zum Vorſchein kam, war die Stereotypausgabe des Sophokles im Original. Der Hagre fiel haſtig über das Buch her, und ſchien nicht wenig verblüfft über die Krirkrar, die er verkehrt in Händen hielt. Er muſterte mich nochmal von Kopf bis zu Fuß, gleichſam als wolle er ſich überzeugen, ob wirklich das Embryo eines Barbaren vor ihm ſtehe. Ich mußte lächeln, und drehte das Buch, indem ich zu verſtehen gab, daß er wohl das Griechiſche nicht werde rücklings leſen können. Er

Digitized by Google

warf meinen Dichter mürrich auf den Tiſch, und fragte nach dem Passaporto. Da ſtand deutlich zu leſen: „Alunno del Collegio Germanico in Roma.“ Dies genügte, mich ohne weitere Unterſuchung als keinen Landſtreicher oder Schmuggler, ſondern vielmehr als guten Chriſten zu behandeln. Der Paß ward ohne Anſtand viſirt, und mir noch obenein ein freundliches „buon viaggio“ nachgerufen. Es iſt manchmal doch gut, wenn der Sicherheitsſchein zugleich als Glaubensbekenntniß präſentirt werden kann! Uebrigens würde der Hagre auch bei der ſtrengſten Viſitation außer der nöthigen Wäſche nur noch ein mit meinen eigenen ſchlechten Schülerpoeſien angefülltes Heft entdeckt haben. Dieſe hielt ich für koloſſale Meiſterwerke, und verſprach mir davon einen außerordentlichen Erfolg, wenn ich in der Metropole aller Klaſſicität noch die letzte Feile an ſie gelegt haben würde. Zum Glück für mich und das Publikum, dem es wahrlich an verſchrobenen Söhnen Apollo's nicht fehlt, wurde ich ſpäter noch zu rechter Zeit klug genug, meine Meiſterwerke ohne alle vorhergegangene Ceremonie eigenhändig in's Feuer zu werfen.

Nach einer Stunde verfinſterte ſich der Himmel, die Caſtanienhügel rechts und links, die mir kaum noch freundlich entgegengelächelt, kleideten ſich in Wolken, und ich ſchritt abwärts in einen undurchdringlichen Nebel. Dies ſchien mir ein böſes Omen. Mürriſch wie ein Kaufmann, der eben die Nachricht vom Untergange ſeines Dreimaſters, oder vom Bankerott ſeines Debitors erhalten, ſetzte ich den nachmittägigen Marſch fort. Als ſich aber gegen Abend die Sonne wieder zeigte, beim Einbruch der Nacht die Sterne über die fruchtbaren Gärten um Chiavenna glänzten, und im Gaſthof mein geſprächiger Wirth mir in Feigen und Orangen eine ganze Welt von ungeahnten Süßigkeiten als Nachtiſch aufſetzen ließ, war ich bald wieder der harm- und ſorgenloſe Schwabenſtudio. In meinem Schlafzimmer angekommen, ſchaute ich noch lange über die vom Mondſchein beleuchteten üppigen Gefilde hin, und malte dabei meinen Kampf auf den Höhen des Monte Spluga mit ſo kühnen Farben, daß mir die Einnahme des erſten Nachtlagers auf italieniſchem Boden wirklich eine heldenmüthige That ſchien. Mein Heroismus ward ohne Säumen durch zehn donnernde Alexandriner in meinem

Tagebuch verewigt. Selbſtzufrieden über das vollbrachte Werk, warf ich mich erſt gegen Mitternacht auf mein weiches Bett, und ſchlief ein, indem ich mich bald im Traum als wohlgenährten Pfarrer ſah, der eben die ſchönſte Jungfrau der Umgegend bräutlich nach Hauſe führt. Das bezaubernde Mädchen erſchreckte mich ſo ſehr, daß ich heftig gegen die Wand fuhr, und darüber böſe Kopfſchmerzen empfand. „Eine gottloſe Phantaſie für den künftigen Diener der Kirche!" dachte ich bei mir ſelbſt, indem ich die wunde Stirne rieb, und wieder einſchlief.

Doch ich vergeſſe, daß ich eigentlich nicht von Reiſeeindrücken und Traumbildern, ſondern von der innern Organiſation einer wirklich beſtehenden Jeſuiten-Propaganda ſprechen wollte. Wir könnten ſchon lange in Rom angelangt ſein, wenn nicht die Eitelkeit mich triebe, meinen famoſen Ritter Georg ſo gut als möglich ausſtaffirt zum Papſt zu practiciren. Der plumpe Kerl mit ſeinem Regiſter will vor jeder Hecke Halt machen, ihr ein Stück ſentimentale Moral oder Philoſophie zum Beſten zu geben, obgleich er von beiden eigentlich noch keinen Begriff hat, und hört er hinterdrein kein Echo, oder ſchlagen ihn harmloſe Geſträuche und friedliche Kaſtanienbäume nicht mauſetodt, ſo hält er ſich zuletzt noch gar für einen Helden. Das iſt ein kleiner Schwabenſtreich, den man dem unerfahrenen Neuling verzeihen muß, in Rückſicht auf die vielen klugen Schriftſteller, welche auch dergleichen Sünden begehen, ohne gerade ſchon durch die Geburt in den Beſitz des berühmten Privilegiums gekommen zu ſein. Um meinen Fehler ſo ſchnell als möglich wieder gut zu machen, will ich jetzt wie im Flug, nach dem Kirchenſtaat eilen, obgleich ich meinen Leſern verſichern kann, daß man von Chiavenna aus nicht einmal auf einer Locomotive dorthin gelangt, und ich daher füglich noch von meinem Aufenthalt in Mailand, von meiner heftigen Disputation mit einem radicalen Schweizer bei Marengo und von vielem andern nicht zur Sache gehörendem Zeug plaudern dürfte, um dadurch den Fortſchritt von Italien gleichſam ſinnbildlich darzuſtellen.

Wozu aber die Scherze be ſo ernſtem Thema! Bald tauchen eiſerne, kalte Geſtalten empor — moderne Soldaten eines Herzogs Alba unter dem ſpaniſchen Philipp.

Digitized by Goog

Meine Leſer finden mich wieder auf einem ſonnigen Hügel bei Genua, im harmloſen, reinen Genuß der ewig jungen Mutter Natur. Welch' eine Welt von Ideen ſteigt auf beim Anblick der unermeßlichen Waſſerfläche, die am fernſten Horizont in's All verſchwindet! Ein unabſehbarer Spiegel bei ruhiger Atmoſphäre, aus den Tiefen herauf das Abbild des Himmels, über dem Scheitel der Himmel, und Schein und Wirklichkeit in unermeßlicher Ferne zur harmoniſchen Einheit verbindend — das Symbol der ſeit Aeonen waltenden Liebesgeſetze! Sehnſucht ſchwellt die lauſchende Bruſt nach einem beſſern Land dunkler Ahnungen, und mit geläutertem Gefühl ſchaut der Menſch aus dieſem Portal des großen Welttempels zurück auf das irdiſche Treiben um ſich her.

Zu ſchnell für mich endete das große Schauſpiel der Natur, ich ſah auf dem ſchwankenden Bretterhaus eines franzöſiſchen Dampfbootes Mond und Sonne nur einmal auf- und abtauchen in den Gewäſſern, dann trug mich der enge Wagen durch die öde Wüſte der Campagna zum Stadtthor der katholiſchen Metropole. Ich ſtieg vor dem Portale der casa profeſſa ab, und zog mit zitternder Hand am herabhängenden Kreuze der Campanella. Die düſtre Pforte ſchloß ſich auf, und ich that den Schritt über die Schwelle, jenſeits welcher das individuelle Leben aufhört, um als blindes Werkzeug einer Körperſchaft zu erſtehen. Der Pförtner empfing mich, beſprengte unter dem Zeichen des Kreuzes Kopf und Bruſt mit Weihwaſſer, und neigte ſich vor einem Marienbilde, mich mitleidig anſchauend, daß ich nicht ein Gleiches that. Dann ſchritt er ſchweigend vor mir hin durch einen dunklen Gang und über zwei Treppen vor die Zelle des Rectors der Anſtalt.*)

*) In der Jahn'ſchen Verlagsbuchhandlung in Leipzig erſchien bereits 1843 eine Beſchreibung dieſer Jeſuitenanſtalt unter dem Titel: „Das deutſche Colleg in Rom. Entſtehung, geſchichtlicher Verlauf, gegenwärtiger Zuſtand und Bedeutſamkeit deſſelben; unter Beifügung betreffender Urkunden und Belege, dargeſtellt von einem Katholiken.“ Der Verfaſſer iſt nicht in das innere Gewebe des Collegs eingedrungen. Durch wörtlichen Abdruck klauſelvoller Conſtitutionen, deren Befolgung jeder Zögling mit dem Beiſatz „juxta interpretationem superiorum“ (nach der Erklärung der Obern) zu beſchwören hat, läßt ſich ein ſolches Thema nicht erſchöpfen. Nur dieſe interpretatio und die praktiſche Anwendung derſelben könnte dem Leſer einen richtigen Begriff

geben von der über ganz Deutſchland verbreiteten Jeſuiten-Propaganda. Die letzten zwei Punkte finden hier keine, oder nur eine verfehlte, ſehr harmlos unſchuldige Beſprechung. Daher ging auch das Buch, trotz des für unſere Zeit doppelt intereſſanten Themas ziemlich ſpurlos am Publikum vorüber. Der Inhalt bleibt hinter dem viel verheißenden Titel zurück, obwohl manche dankenswerthe Bemerkung ausgeſprochen iſt, und aus dem Ganzen unverkennbar eine ernſte, auf die Sache gerichtete Geſinnung des Verfaſſers hervorleuchtet.

Vielleicht dürfte die bald folgende Fortſetzung meiner nach eigener Anſchauung entworfenen Aufzeichnungen den Gegenſtand in ein beſtimmteres Licht ſetzen, und manchem Leſer erwünſchte Aufſchlüſſe geben über die Frage: was vom Charakter und der Bedeutſamkeit des jetzigen Jeſuitismus in Deutſchland eigentlich zu halten ſei!

Krakau.

Von E. Göhring.

I.

Um 8 Uhr des Abends war ich mit zwei mir befreundeten Reiſegefährten, nämlich einer jungen polniſchen Dame und deren Bruder, beide lebendige, heitere, liebenswürdige Leute, von Slomniki, einem ärmlichen Städtchen am Fuße des krakauer Gebirges, aufgebrochen. Das Geſchwiſterpaar erhielt die Freude auf das Wiederſehen der Aeltern bei offenen Augen, und ſo verging die Nacht unter Geſprächen.

Während der Dämmerung fuhren wir in einem dichten Walde. Als wir aus demſelben herauskamen, ſtand uns gegenüber am Horizonte die Sonne, und zwiſchen uns und ihr lag eine weite, reizende Gegend. Ein rieſiger, von den abwechſelnden Gebüſchen, Feldern und Wieſen bunt gewebter Teppich, Wellen über ſanfte Höhen ſchlagend, bot ſich unſerem Auge. Von drei Seiten ſchnitten ihn Wälder ab, in der weiteſten Ferne die Höhen der Karpathen, die ſich wie finſtere Gewölke ausnahmen.

Mitten auf dieſem reizenden Teppich, durch den ſich, wie eine Silberader, hier in felſige, dort in bebuſchte Ufer gefaßt, die Weichſel ſchlängelt, präſentirte ſich uns die alte ſchöne Stadt Krakau mit ihrem hoch über ihr liegenden Schloſſe und ihren weit emporragenden Thürmen.

Nicht leicht kann man ein wonnigeres Bild finden, als das, welches Krakau mit ſeiner Umgegend hergiebt, doch würde dieſes Bild noch wonniger ſein, wenn das Land cultivirter wäre und die vielen Dörfer, die auf der bunten Fläche ausgeſtreut liegen, nicht bloß blank

und kahl daſtehende elende kleine hölzerne Hütten mit dürren Stroh- oder Rohrdächern dem Auge böten.

Die Dörfer im Freiſtaat Krakau ſind nicht anders als die Dörfer im Königreich Polen und Galizien. Es ſind Gruppen von elenden finſteren Hütten, aus denen nicht einmal die grundherrlichen „Paläſte", ſich auszeichnend, hervortreten. Und doch tragen ſie, Abwechſelung gebend, zur Schönheit des Bildes bei; ungleich mehr aber würden ſie das Bild verſchönen, wären ſie von ſolchem Anſehen, wie unſere deutſchen Dörfer, die ſich ſo maleriſch mit ihren rothen Ziegeldächern, ihren netten Kirchen und ſchmucken Herrenhäuſern aus den grünen Wäldern und Kränzen von Obſtbäumen emporheben.

Eine Dorfkirche iſt im ganzen polniſchen Lande, alſo auch im krakauiſchen Gebiete, ein ſehr ſeltenes Ding, und wo ſich eine befindet, iſt ſie dem Dorfe kein Schmuck, denn ſie iſt nicht mehr als eine hohe, aus Bohlen und Brettern zuſammengefügte, hölzerne Bude, welche nicht von einem Thurme, ſondern einem rieſenhaften hölzernen Kreuze bekrönt iſt. Statt des Thurmes ſtehet neben ſolchen hölzernen Kirchen gewöhnlich ein mit Stroh oder Schindeln überdecktes, fünf bis ſechs Ellen hohes Balkengerüſt, welches die Glocken frei und für Jedermann zugänglich trägt.

Eben ſo wenig zieren Obſtplantagen die Dörfer, welche ſich unſerem Auge auf dem reizenden Landſchaftsbilde von Krakau zeigten. Eben ſo, wie eine Kirche, iſt den polniſchen Dörfern eine Obſtpflanzung eine Seltenheit. Nur in ſolchen Dörfern, in welchen ein Grundherr wohnt, findet ſich bisweilen eine. Der polniſche Grundherr betrachtet eine Pflanzung veredelter Obſtbäume als ein Abzeichen ſeines Standes, und ſo beſitzt er gern eine dicht an ſeinem Palaſte, doch iſt ſie ſelten mehr als ein wildes wirres Geſtrüpp. Der Bauer beſitzt aber auch nicht ein Mal einen ſolchen elenden Obſtgarten; ein Flieder- oder Schlehenbuſch iſt alles, was neben ſeiner Hütte außer Kraut und Kartoffeln grünt. Sein einziges Obſt findet er im Walde, nämlich auf wilden Birnen- und Apfelbäumen, und dieſes ſchätzt der rohe, bedürfnißloſe Menſch ſo hoch, daß er kaum Drang empfinden würde, ſich edle Früchte durch Anpflanzung veredelter Bäume zu verſchaffen, wenn dies ihm auch vom Grundherrn geſtattet würde.

Je mehr wir uns Krakau näherten, um ſo mehr ſchien die

Schönheit deſſelben ſich zu mindern. Die Gebäude verloren ſich, eines ſich hinter dem andern verbergend, mehr und mehr, und unſerem Auge blieb faſt nur die gewaltige Maſſe der ſchwarzen Schindeldächer.

Die Schindeldächer ſind dem Fremden, welcher Krakau beſucht, etwas ungemein Auffallendes. Auch die prächtigſten Paläſte tragen ſolche. Unter denen ſind nur einige, welche mit Metall bedacht ſind. Der Ueberfluß an Waldungen in der Umgegend von Krakau, welcher das Holz kaum glaubhaft billig macht, mag die Urſache dieſer garſtigen und feuergefährlichen Dächer ſein, die ſich am Ende verlieren werden, wenn die Waldungen lichter und die Holzpreiſe bedeutender werden, was ſchon jetzt in ſehr merkbarem Beginnen ſtehet.

„Ich habe mich gewaltig getäuſcht; Krakau erſchien mir ſo ſchön!" äußerte ich, als wir eben Krakau ſo nahe und in ſolcher Stellung vor uns hatten, daß kaum mehr davon zu ſehen war, als die häßlichen ſchwarzen, hier und da von Moos bewachſenen Dächer.

„Und Sie haben ſich gewiß nicht getäuſcht; Schönheiten laſſen ſich nicht von fern ſehen," entgegnete meine fröhliche Reiſegefährtin.

Ihre Entgegnung enthielt nicht allein für's Allgemeine, ſondern auch für dieſen beſonderen Fall ihre Wahrheit. Krakau iſt ſchön, befindet man ſich in ihm. Herrliche Paläſte zum Theil, denen das hohe Alter ein Putz iſt, bieten ſich ſehr zahlreich dem Auge dar, namentlich in der Grodzker-Straße, die man für die Prachtſtraße der Stadt zu halten hat.

Es liegt etwas ſo tief Ehrwürdiges in dem Anſehen der Stadt Krakau, daß Einen bei nicht gedankenloſem, leichtſinnigem Anſchauen tauſend erbauende und durchſchauernde Gefühle überkommen. Aller Schritte begegnet man einer herrlichen Kirche, der man es anſieht, daß ſie vor vielen Jahrhunderten jung war.

Die Straßen Krakau's ſind an ſich nicht ſchön. Nicht einmal Reinlichkeit gehört zu ihren Tugenden, und in manchen in dem Stadttheile, welchen die Juden bewohnen, wird die Unreinlichkeit zu einem lebensgefährlichen Laſter, indem ſie den Wanderer im Kothe zu verſenken und mit Ekel zu erſticken drohet. Die einzelnen Straßen verändern häufig ihre Breite, und man bemerkt hier und da Vor- oder Rückſprünge von einzelnen und mehren Häuſern. Doch

ſind die Straßen gerade und ſymmetriſch, nach einem gut entworfenen Plane angelegt.

In der Urzeit iſt Krakau eine häßliche, ungeregelte, hölzerne Stadt geweſen. Erſt von der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts an iſt ſie zu einer ſchönen geworden. Die Tatarenkriege, welche jener Zeit in Polen wütheten, hatten die Stadt bis auf weniges was auf der Nordſeite ſtehen blieb, vernichtet. Sie mußte von Neuem aufgebaut werden, und dies geſchah nun nach Planen. Der König Boleslaus von Polen ſoll ſelbſt den Stadtbau vorgezeichnet haben. Statt der früheren hölzernen Häuſer entſtanden nun ſteinerne, und von denen wurde ein großer Theil des Palaſttitels würdig.

In der Grodzker-Straße fanden meine Gefährten das Ende ihrer Reiſe; gewiſſermaßen ich auch das der meinigen, denn ich war von meinen Gefährten gebeten worden, in das Haus ihrer Aeltern abzutreten und die kurze Zeit meines Aufenthalts zu Krakau Gaſt in demſelben zu ſein.

Auf Reiſen verwickele ich mich nie gern in Familien, weil man dadurch meiſt etwas verliert, was Einem die Reiſe bietet, allein hier mußte ich es, denn dem polniſchen Gefühle iſt das Abſchlagen einer Einladung etwas ſehr Feindſeliges, ungemein Bitteres. Uebrigens verlor ich diesmal durch dieſen Eintritt in eine Familie nicht gerade viel, oder wenigſtens hat ſich mir das, was ich verloren haben könnte, zum großen Theil erſetzt.

Während dem Mittagsmahl frug ich den Vater meiner Reiſegefährten — derſelbe iſt ein polniſcher Edelmann, der von dem Ertrag ſeines Antheils an einem Steinſalzbruche lebt — was Merkwürdiges die Volksſage von Krakau berichtet, und erhielt zur Antwort: „Herr, Dein Glas iſt ja immer noch nicht leer — was Krakau, was ſoll die Sage davon berichten, ich weiß wenigſtens nichts — die Geſchichte unſerer Könige iſt mir lieber, aber die hat nur mit Polen zu thun.“

Iſt es doch überall ſo, daß das, was dem Menſchen das Nächſte, gerade das Unbekannteſte, Ungeſchätzteſte iſt. In Warſchau wird Krakau, dieſer uralte Sitz der Könige Polens, geheiliget; in Krakau gilt dieſes Krakau nichts, und dafür wird Warſchau geprieſen.

Es iſt dies ein ähnliches Verhältniß, wie das mit dem Pro-

Digitized by Google

pheten, von welchem Chriſtus ſpricht, daß er in ſeinem Vaterlande am wenigſten erkannt werde, oder vielmehr am ſpäteſten zur Geltung komme.

Wie mir bei eines Krakauers Nichtkennen Krakau's der Prophet einfällt, ſo fällt mir jetzt bei dem vom Vaterlande am ſpäteſten gekannten Propheten der Schriftſteller ein. Ich möchte wiſſen, wie oft es ihm anders gehet, als dem unglücklichen Propheten, deſſen Wort man eher in der Ferne vernimmt, wohin ſeine Augen und Ohren nicht einmal reichen, als in ſeiner nächſten Nähe, auf welcher ſeine Sinne liegen und vergebens zu erkennen ſuchen, daß ſein Wort gehört ſei. Der Schriftſteller thät vielleicht wohl, in das Ausland zu gehen, damit er ſchneller in ſeinem Vaterlande Anerkennung fände. Ginge der deutſche Poet nach Frankreich, wie ſchnell würde ſein Ruhm in Deutſchland ertönen; und ließe er ſeine Werke gleich vom Manuſcript in's Franzöſiſche überſetzt erſcheinen, wie würden ſchnell Leipzigs hochgeſchätzte Verleger, die die deutſchen Originale mit Achſelzucken oder dem Stolze der Weltweiſen zurückgewieſen hätten, ergreifen und die franzöſiſche Ueberſetzung in's Deutſche, alſo ins Original, überſetzen laſſen! Ginge alſo der deutſche Schriftſteller nach Frankreich und ſchriebe da, ſo würde er ſchnell in ſeinem Deutſchland Anerkennung erlangen. Dann dürfte er ja nur zurückkommen und das Kleinod, welches ſich in ſeiner Abweſenheit gebildet, und in ſeiner Anweſenheit nicht bilden mochte, einnehmen und ſeinen vielen Doppelüberſetzungsverlegern die Hand ſarkaſtiſch drücken für den Kranz, der von ſeiner hohen Stirne herabprangt. Warum ſchlagen denn ſo wenige dieſen klar vorliegenden krummen Triumpfweg ein, und quälen ſich auf dem geraden, auf dem es ſo jämmerlich langſam geht? „Nach Frankreich hin, von Frankreich her zu ſiegen!" ſollten die jungen deutſchen Poeten ſingen.

Der Papa meiner Reiſegefährten, der ſeit einem Generationsverlauf nicht aus Krakau gekommen war, wußte alſo nichts von Krakau zu erzählen, oder mochte es vielleicht nicht aus Widerwillen. Meine Reiſegefährten, Sohn und Tochter des Herren Papa, welche in Warſchau geweſen waren und wahrſcheinlich dort ihr Krakau kennen, oder wenigſtens lieben gelernt hatten, wußten mir genug zu erzählen und erzählten mit Freuden.

Digitized by Google

„Was meinſt Du, Herr,*) wie alt Krakau ſei?" frug mein Reiſegefährte, um mit einer Erzählung vom Urſprunge Krakau's zu beginnen.

Ich möcht' es wiſſen, weil ich es nicht weiß," antwortete ich.

„Ich weiß es auch nicht," ſprach er, „aber es iſt jedenfalls vor Chriſti Zeit ſchon gegründet worden; wenigſtens ſtand es ſchon im zweiten Jahrhunderte, wie der in eben dieſem Jahrhunderte lebende Geograph Claudius Ptolemäus in ſeinem Werke zeigt. Er führt an der Weichſel, genau an dem Orte, wo Krakau ſtehet, eine Stadt an, welche Carrodonum heißt. Leitet man den Namen weiter: Carrodonum: Craronum: Craconum: ſo kommt man auf den Namen Krakau."

„Sieh Herr," äußerte meine Reiſegefährtin, „ich habe meinem Bruder zehn Mal verſichert und bewieſen, daß Krakau ſo alt nicht ſein könne; aber er bleibt immerfort bei ſeiner Behauptung. Zur Zeit Chriſti hat es in unſeren Gegenden noch keine Städte gegeben. Die Menſchen hier lebten damals in den Wäldern unter den dichten Laubdächern der Bäume, in Hütten, die das Geſtrüpp bildete, in Erd- und Felſenhöhlen und anderen ähnlichen natürlichen Wohngebäuden, die hie und da wohl in Menge bei einander ſich befinden, aber auch bei der größten Menge nimmer eine Stadt bilden konnten. Krakau iſt erſt ſiebenhundert Jahre nach Chriſtus gegründet worden durch den Herzog von Chrobazien, welcher Krakus hieß. Nach ihm hat die Stadt den Namen erhalten. Die Stadt iſt vom Herzog Krakus zur Reſidenz gemacht worden. Von dem Schloſſe, das er ſich hier auf dem Berge Wawel erbaut hatte, herrſchte er mit ſeiner Gemahlin Libuſſa herab über das Land Chrobazien. Dieſes Chrobazien hat hier gelegen von den Karpathen bis an den jenſeitigen (nördlichen) Fuß der krakauer Gebirge (im Königreich Polen), und von dem Brinicofluſſe bis an den Savſtrom. So hat es die Volksſage aufbewahrt und die Geſchichte als wahr aufgenommen, und dieſe Wahrheit in Zweifel zu ſtellen, haben wir keinen hinreichenden Grund."

„Die Geſchichte hat dies aufgenommen als Sage, als nichts anderes," entgegnete unmuthig der Bruder der Rednerin.

---

*) Ich muß bemerken, daß polniſch geſprochen wurde.

Digitized by Google

Ich bin der Meinung, daß an Volksſagen immer etwas Wahres ſein müſſe, namentlich aber an ſolchen, die im Gebiete der Natürlichkeit ſich zeigen, und nicht, wie die von Schwab und Loehr u. A., die ſprechende Eſel, Drachen und Zauberringe vorführen. Die Gründung Krakau's durch den Herzog Krakus, ſcheint mir, kann als Wahrheit angenommen werden. Schwerlich mag man der Stadt Krakau ein höheres Alter, als das von 1100 Jahren zuſchreiben können. Es giebt einige Volksſagen, welche Krakau auf andere, als die angegebene Weiſe erſtehen laſſen, um ſo weniger aber zum Glauben aufgenommen zu werden verdienen, als ſie das Ereigniß in wunderliche Abentheuer wickeln.

Das Schloß, von welchem herab die alten Könige über das damals gewaltige Reich, und ſelbſt noch weit über deſſen Grenzen hinaus geherrſcht haben, ſchauete von dem Berge Wawel hernieder durch die Fenſter unſers Zimmers auf die Tafel. Ich ſah weniger die Leckerbiſſen vor mir, als das koloſſale, prachtvolle Gebäude, von deſſen Antlitz die widrigſten Geſchicke die Züge der Majeſtät zu reiben nicht vermocht haben.

Sobald die Mittagstafel aufgehoben war, beurlaubte ich mich, um das Schloß zu beſuchen. Mein Reiſegefährte ließ ſich nicht hindern, mein Begleiter zu ſein, ja ſelbſt ſeine liebliche Schweſter trat in meine Begleitung.

Der geneigte Leſer ſtaune nicht zweifelnd mein polniſches Paar an. Gaſtfreundſchaft und Gaſtfreundlichkeit ſind zwei Tugenden in dem polniſchen Charakter, die ungemein weite Grenzen haben und dem Fremden eine ſehr reiche Entſchädigung geben für das, was ihm das polniſche Land bei ſeiner noch gegenwärtigen Unwirthbarkeit nicht gewähren kann. In Deutſchland möchten ſich Einem Leute, die Einen ſeit zwei Tagen erſt kennen gelernt, ſchwerlich ſo hingeben. Unſere deutſche Gaſtfreundſchaft und Gaſtfreundlichkeit ſind in den heiligen Hainen unſerer Urväter zurückgeblieben; in dieſe müſſen wir zurückgehen, um ſie zu finden. Der unter Gottes hohem Firmamente Reiſende kommt aber leider nie mehr in jene heiligen Haine und zu jenem gaſtfreundſchaftlichen deutſchen Volke; das Glück genießt nur höchſtens der auf den Blättern der Chroniken und der Geſchichte Reiſende.

Handel und Induſtrie haben ſich in unſerem lieben Deutſch-

land zu ihrer ſchönſten Blüte emporgehoben. Handel und Induſtrie aber bewirken, daß der Menſch ſeine Sinne nur auf ſich richtet, und einen Zweiten, der nicht in das Gebiet ſeiner Speculationen tritt, unbeachtet läßt. Unter unſerer lieben Civiliſation, dem Handel, der Induſtrie und alle dem, deſſen ſich die neue Welt rühmt, iſt unſere Seele untergegangen und unſer natürliches Gefühl, unſere Liebe. Wir ſind von den Menſchen getrennt, ſie uns entfremdet worden, ſtatt daß wir eng und warm ihnen angeſchloſſen werden ſollten. Die Civiliſation ſchuf uns feine Sitten. Wehe über dieſe Sitten! Ein Kuß gehört auch dieſen civiliſirten Sitten an, aber wehe über dieſen civiliſirten Kuß; er iſt eine Picke, die einen Abgrund hauet, ſtatt ihn auszufüllen, ein Guillotinenmeſſer, das den Kopf vom Herzen trennt.

Möge alſo der blühenden Induſtrie und dem Handel unſer gegenwärtiger Mangel an Gaſtfreundſchaft als Sünde zugeſchrieben werden, damit wir Deutſche ſelbſt wenigſtens nicht zu Sündern werden müſſen. Unter unſerem Handel und der Induſtrie iſt nun aber auch die Unwirthbarkeit unſeres Landes verloren gegangen. Das iſt viel Glück; der Fremde reiſt ohne Qual zwiſchen uns durch, und unſere Mängel bleiben ihm unempfindlich und unbemerkt; es iſt aber doch ein ſchlechter Tauſch: wir haben für die Wirthbarkeit unſeres Landes unſer natürliches, unſer altdeutſches Herz hingegeben. — Weiter, weiter!

Mein polniſches Paar, das mich vor zwei Tagen kennen gelernt hatte, und wußte, daß ich es ſchon nach zwei Tagen verlaſſen, nie wiederſehen und am Ende vergeſſen werde, führte mich ſo freudig den Berg hinauf, wie es kaum ein deutſcher Banquier, der aus meiner Taſche 100,000 Thlr. zu gewinnen gewußt, gethan haben würde.

Ein ſchöner Berg iſt der Wawel. Er erhebt ſich weit über die Stadt. Seine Form ſcheint faſt künſtlich; ſein friſches, grünes Gewand macht ihn reizend und zu einem hohen Schmucke der alten Stadt, die ſich auf ſeinen Fuß gelagert hat, gleichſam als bildlicher Repräſentant des polniſchen Volkes in früherer Zeit. Für die Gegenwart wäre das Bild nicht treu. Nicht mehr liegt das polniſche Volk auf dem Fuße ſeines Königsthrones; es liegt darunter, ſeit der Thron, vom kalten Nord beſtiegen, die Aehnlichkeit mit dem blühen-

den Wawelberge verloren und die mit einem ſibiriſchen Felſenblock gewonnen.

Wir hatten den Berg erſtiegen und ſtanden auf dem mit dem alten Schloſſe, welches mehr als die Hälfte der Hochebene bedeckt, bekrönten Gipfel. Unſere Füße hatten ſich ſchwer gemühet zur Luſt unſerer Augen. Kamen mir doch dieſe armen Unterthanen, die — außer beim Tanzen — ſtets für fremden Genuß arbeiten müſſen, nicht anders vor als andere Unterthanen; ſie hatten ſich ermüdet, daß ſie hätten einbrechen mögen: was hatten ſie für ſich erlangt durch ihre Anſtrengung? Hoch über ihnen das Augenpaar ergötzte ſich. Welche Ausſicht!

Schaut man vom Wawelberg, nachdem man ſich bei deſſen Beſteigung nicht umgeblickt, plötzlich herniedet und umher, ſo dünkt es Einem, in das Reich und unter die Herrſchaft jenes berauſchenden Zaubers gekommen zu ſein, den man im Weltall der alten Märchen zu finden pflegt. Ein ungeheuerer bunter Teppich, hingeworfen über ſanfte Höhen und Tiefen, lag rings unter uns. Umgrünte Landhäuſer und Klöſter waren die eingeſtickten Blumen, Krakau mit ſeinen prahlenden Paläſten, Kirchen und Thürmen der große, ſchöne Strauß in der Mitte, die Weichſel ein ſilbernes Band, das den Strauß gebunden hielt, und ferne Wälder und das ſiebzehn Stunden weit liegende Tahagebirge die Kante, der der Strahl der Sonne die wiederblitzenden Schneemaſſen der Tahagipfel zu blanken Perlen machte. Dünkten ſich hier die alten Könige Polens nicht mehr denn irdiſche Könige, nämlich Könige einer Feenwelt, ſo bedauere ich ihre Phantaſie. Vielleicht aber dünkten ſie ſich gar noch mehr als Feenweltkönige; — wer mag wiſſen, wie groß das Dünken in gekrönten Häuptern iſt. —

Meine Gefährten führten mich um das Schloß halb herum: da ſtanden wir plötzlich vor der in Polen berühmten ſogenannten Drachenhöhle. Sie bildet den Mund des uralten Berges. Derſelbe iſt offen, aber ſtumm, wie der Mund der Völker, die von ihren Fürſten geliebt werden. Wie vieles hätte uns dieſer alte Mund aus den abgeſtorbenen Jahrhunderten erzählen können! Er wehete uns aber nur ſchweigend mit ſeinem kalten Odem an, als ob er meine: „die Vergangenheit iſt kalt; horcht in euer Jahrhundert, das wird euch wärmen.“

Digitized by Google

Nachdem wir in der Höhle drei und ſechzig Schritte gethan, befanden wir uns am Ende derſelben. Eine tiefe, faſt an Nacht grenzende Dämmerung umgab uns hier, bis mein Gefährte ein Wachsſtöcklein anzündete. Unter der ewigen Herrſchaft des Naturgeſetzes trat die alte Erfahrung, die Rom gegenwärtig macht, ein: vor dem Lichte floh die Finſterniß.

Ein kleiner Dom erſchien mir die große Höhle. Das Gewölbe hing hoch über unſeren Häuptern, die Seitenwände ſtanden weit von einander ab. Wunderliche Basreliefs hat die Hand des ewigen Baumeiſters hier in das Felſengewölbe gehauen, in ſeltſamer Fügung die Felſenſteinchen und Steine, Blöckchen und Blöcke auf und an einander geſellt zu ewigen Mauern für die Wohnung einer heiligen Stille.

Dieſe tiefe Höhle im Wawelberge bei Krakau wird, wie ich ſchon erwähnte, die Drachenhöhle genannt. So vieles, was aus den tiefen Jahrhunderten hervorgealtert, hat mit Drachen und andern Wunderlichkeiten (den Geſchenken des Mittelalters) zu thun. Die Menſchen des neunzehnten Jahrhunderts pflegen die Drachennamen und Drachenbiographien dieſer uralten Denkmäler zu belachen, als ob von Drachen auf Gottes ſchönem Erdboden gar die Rede nicht ſein könnte, und als ob nicht in der That jene uralten Denkmäler mit Drachen zu ſchaffen hätten! Ich möchte faſt ärgerlich über die lachenden Menſchen unſeres Jahrhunderts lachen und zu ihnen ſagen: ihr klugen Narren, lacht immerhin über die Drachen, die an den Wurzeln, dem Urſprunge der uralten heiligen Denkmäler liegen, als über Fabelthiere, aber ſehet nur die Drachen, die an den Kronen der uralten herrlichen Denkmäler vernichtend und entweihend nagen — ſchauet in die Spiegel: und ihr ſehet dieſe Drachen; und wenn ihr über jene uralten gelacht habt, ſo heult über dieſe neuen.

Die Drachenhöhle im Wawelberge bringt mich zwar nicht auf, meinen Zorn gegen dieſe jungen Drachen auszurufen, denn ſie hat nicht unter ihren fünffingerigen Klauen gelitten, aber gleich über dieſer Höhle ſtehet ein uralt heiliges Denkmal, das ſchmählich genug von dieſen jungen Drachen zernagt iſt; ich meine das alte königliche Schloß — ich komme ſehr bald darauf. Wie viele alte köſtliche Denkmäler ſind von dieſen jungen Drachen zernichtet! Ihr Drachen, denkt nur an die alten köſtlichen Kirchen, Schlöſſer, Burgen ꝛc., die

jetzt Wollböden, Kartoffelkeller, Kaſernen) ꝛc. ſind! Betrachtet die unterirdiſche Kirche zu Memleben, das Schloß zu Weißenfels und viele andere Denkmäler!

Wie ſchön mußte es aber in jener alten Welt ſein! In ihr kannte nur die Sage Drachen, und zwar nur etwa hier oder dort einen. In unſerer Welt aber kennt die Wirklichkeit die Drachen, und zwar nicht hier und dort einen, ſondern überall Legionen. Ja, iſt nicht Alles Drache, Eins gegen das Andere? Ich habe jüngſt ein belletriſtiſches Werk vollendet. Jahre lang hatte ich mit einer heiligen Wolluſt daran gearbeitet und jauchzte der Veröffentlichung deſſelben entgegen. Ich bot es einem Herrn Verleger an. Er betrachtete es auf etwa fünf oder ſechs Blättern (das Werk hat aber mehr als vierhundert), und meinte achſelzuckend: „Ja, wenn Sie es in Eugen Sue'ſcher Manier geſchrieben hätten.“ — Hier war mir alſo Eugen Sue und dieſer Herr Verleger dazu ein Drache.

Tagebuch.

I.

Aus Frankfurt am Main.

Frankfurter Phlegma. — Lichtfreunde und Pietiſten. — Streit des Magiſtrats mit den katholiſchen Gemeinden. — Die Sache des Kaplan Roos. — Katholiſcher Leſeverein. — Jenny Lind. — Die Königin von England und andere gekrönte Häupter. — Dannecker's Ariadne. — Felicien David. — Ueber die Oden-Symphonie.

Ein hervorſtechender Charakterzug des Frankfurters iſt die behagliche Zufriedenheit, mit der er Alles, was ihm gehört, im Verhältniß zu Andern betrachtet; man könnte es den Haus- oder Stadtoptimismus nennen. Nicht, daß man deswegen mit Allem unbedingt zufrieden ſei, man räſonnirt auch hier, und zwar ungenirt; wollte aber Jemand eine Vergleichung mit andern Staaten zum Nachtheile Frankfurts unternehmen, ſo würde er einſtimmig zur Ruhe verwieſen werden; man würde ihm beweiſen, daß unter den obwaltenden Umſtänden Alles tadellos ſei. Aehnliche Geſinnungen finden ſich denn auch in Beziehung auf die Richtung der Lichtfreunde. Obſchon die Pietiſten hier nicht ohne Anhang, ja nicht ohne Einfluß ſind, — ſo iſt doch bei Weitem die Mehrzahl der Bürger nicht nur dem pietiſtiſchen Treiben abhold, ſondern auch der ſtarren lutheriſchen Dogmatik entgegen. Nichtsdeſtoweniger finden die proteſtantiſchen Freunde nur geringen Anhang; der Frankfurter läßt ſich nicht gerne aus der Bequemlichkeit rütteln, und ſind auch die Kirchen, vornehmlich von Männern, ſchlecht beſucht, ſpricht man ſich auch offen gegen die ſymboliſchen Bücher und Diejenigen, die ihnen ſtreng anhängen, aus, — ſobald es ſich darum handelt, mit ſich ſelbſt anzufangen, und im eigenen Kreiſe auf eine Aenderung hinzuwirken, ſo meint man, es ſei doch noch ganz leidlich, es ſei immer ſo geweſen und könnte noch länger ſo bleiben. Aus dieſem „Sich gehen laſſen" der Hellerdenkenden folgt dann, wie leicht einzuſehen, die Macht der Pietiſten, die eifrig für ihre Sache arbeiten.

Einige, die indeſſen ſicher irren, wollen die Angelegenheit der Deutſchkatholiken und die bei dieſer Gelegenheit getroffenen Maßregeln mit dem Streite in Verbindung bringen, in welchem unſer Magiſtrat ſich mit dem Vorſtande der römiſch-katholiſchen Gemeinde einerſeits, und mit der biſchöflichen Behörde zu Limburg andrerſeits befindet. Die eine dieſer Angelegenheiten iſt bekanntlich dieſe: Die römiſch-katholiſche Gemeinde macht Anſprüche auf, von dem Verkaufe verſchiedener, während der franzöſiſchen Revolution eingezogener Stifter herkommende Gelder, und hat ſich, da ſie vom Senate abſchläglich beſchieden ward, an den Bundestag gewendet, dem die Sache gegenwärtig vorliegt. Der Streit mit der biſchöflichen Behörde in Limburg, in Beziehung auf die Ausweiſung des Kaplans Roos, iſt ebenfalls allgemein bekannt. Es iſt in dieſer Sache von Seiten der biſchöflichen Partei vor Kurzem eine Broſchüre in Mainz erſchienen, welche darzuthun ſucht, daß ein Zuredeſtellen des Prieſters über das, was derſelbe im Beichtſtuhl geſprochen, eine Verletzung des Beichtgeheimniſſes involvirte, und daß dadurch das weſentlichſte Moment der freien Religionsübung aufgehoben würde; daß ferner der von Frankfurter Seite allegirte §. 13 des zwiſchen Naſſau und Frankfurt geſchloſſenen Uebereinkommens wegen der Beſetzung des Bisthums Limburg vom Jahre 1819 und 1820, in der der biſchöflichen Behörde vorliegenden Copie, nichts von dem Rechte ſage, daß Frankfurt einen Kaplan zurückweiſen könne, und der Biſchof, im Falle dieſe Klauſel exiſtire, von den beiden Mächten betrogen worden ſei.

Obſchon nun die biſchöfliche Behörde in ihrem amtlichen Schlußſchreiben erklärt, daß ihr kein Mittel gegeben ſei, der Ausweiſung zu begegnen, daß ſie der Gewalt weichen müſſe, ſo ſcheint es doch, daß dieſelbe ſich gegenwärtig zur Wahrung ihrer Rechte an den Bundestag gewendet hat; auch hat ſie bis jetzt noch keinen andern Kaplan an die Stelle des ausgewieſenen Roos geſandt, ſo daß ſehr häufig eine gewiſſe, ſonſt häufig beſuchte Meſſe um 11 Uhr in der Liebfrauenkirche nicht gehalten wird.

Daß die ſo entſtandene Differenz zwiſchen der weltlichen und geiſtlichen Macht eine höchſt bedauerliche iſt, kann wohl nicht in Abrede geſtellt werden, indeſſen iſt doch wohl auf keine Weiſe anzunehmen, daß die Richtung des Senates dadurch eine feindſelige gegen die Katholiken überhaupt geworden, wenn auch die Letzteren es gerne ſo darſtellen, als ob ſie durch die Uebermacht der Andersgläubigen erdrückt würden. Es befinden ſich mehrere Katholiken von Einfluß im Senate, und es kann auf keine Weiſe dargethan werden, daß von dieſer Behörde aus irgend etwas Feindſeliges gegen dieſe Confeſſion und ihre Anhänger als ſolche beſchloſſen worden ſei.

Indeſſen glauben die Eifrigen immerhin ſich bedroht und haben

Digitized by Google

vor Kurzem einen „katholiſchen Leſeverein" geſtiftet, der unangefochten ſeine Sitzungen hält. —

Auch der hieſige Kunſtenthuſiasmus wurde in dieſen Tagen ſehr in Bewegung geſetzt, und zwar durch Jenny Lind. Es verſteht ſich, daß auch dieſer Enthuſiasmus dem allgemeinen Geſetze des Frankfurter Charakters unterworfen iſt. Es wäre in der That unmöglich, gegen die liebliche Perſönlichkeit der Lind gleichgiltig zu bleiben, beſonders da ſie mit einem ſo eminenten Talente gepaart erſcheint; doch blieb unſer Enthuſiasmus in ſeinen Grenzen; das Theater war, trotz der verdoppelten Eingangspreiſe, ſtets überfüllt, ſonſt aber zeigten ſich keine eigentlichen Symptome des Lindfiebers. Im Gegentheil, noch bei der Sängerin Anweſenheit kam man überein, daß ſie andre Sommitäten des Geſanges wohl nicht eigentlich überſtrahle.

Auch die Anweſenheit der Königin von England rief einiges Leben auf den Straßen, vornehmlich in der Nähe des engliſchen Hofes, wo ſie abgeſtiegen war, hervor. Der Aufenthalt des Königs von Baiern, der in dieſelbe Zeit fiel, blieb dagegen, wahrſcheinlich auf Veranſtaltung dieſer hohen Perſon ſelbſt, ganz unbeachtet. Man hatte nämlich in der Nähe des Hotels des bairiſchen Geſandten einige Polizeibeamten aufgeſtellt, welche jedem, der ſich einfallen ließ, ſtehen zu bleiben, höflich aufforderten, ſeiner Wege zu gehen, was auch ohne Weigerung geſchah, ſo daß die ohnedem wenig belebte Straße bei der Ankunft dieſes Monarchen ganz leer war.

Eben ſo wenig Aufſehen erregte die kurz nachher erfolgte Durchreiſe Sr. Majeſtät, des Königs von Preußen. Derſelbe verweilte einige Tage incognito in dem Hotel ſeines Geſandten, und nahm bei dieſem Aufenthalt unſer berühmtes Stadthaus, den Römer, mit dem nicht weniger berühmten Kaiſerſaal in Augenſchein. Sinnend ſoll der Monarch vor dem Sitzungsſaale des Senates ſtehen geblieben ſein, die bekannte Aufſchrift über der Thüre: Eines Mannes Rede iſt keine! betrachtend.

Ob er auch die Ariadne von Dannecker im Bethmanniſchen Muſeum in Augenſchein genommen, iſt nicht bekannt geworden, — es iſt das jedenfalls eine der Hauptzierden unſerer Stadt. Dem Fremden iſt jedoch der Beſuch des genannten Muſeums ſeit Kurzem bedeutend erſchwert. Der Beſitzer ſoll mit dem Senate Unannehmlichkeiten gehabt haben; ſei es nun deshalb oder aus einer andern Urſache, genug, der Fremde kann von jetzt an nur vermittelſt einer Eintrittskarte, die er ſich durch einen hieſigen Bürger verſchaffen muß, zu dieſem Meiſterwerke des berühmten Bildhauers gelangen.

Felicien David hat auch hier ſeine Compoſitionen dem Publikum vorgeführt und im Ganzen angeſprochen. Wurden die Lieder als unbedeutendes Nebenwerk nachſichtig aufgenommen, ſo fand dafür

Digitized by Google

die „Wüſte" einen allgemeinen Anklang. Ohne näher auf den innern Werth dieſer Compoſition einzugehen, die ja auch in Leipzig und andern großen Städten zur Aufführung gekommen, ſei es uns erlaubt, über das Weſen dieſer neuen Art muſikaliſcher Production einige Worte zu ſagen.

In der Oper hat der Componiſt jedwede Situation, die ſich in dem langen Laufe unſerer Libretti ergibt, durch Muſik darzuſtellen, oder wenigſtens zweckmäßig zu begleiten, eine, ſtrenggenommen, unlösbare Aufgabe.

Entweder der Handlung oder dem Dialog, oder der Charakteriſtik, oder der muſikaliſchen Einheit und Rundung wird Gewalt angethan, und nur die Gewöhnung läßt uns tauſend Dinge überſehen, die den wahrhaft Unbefangenen aus dem Tempel der Muſen hinaustreiben würde. Zwar ſind die Beſtrebungen der deutſchen Componiſten, vornehmlich Meyerbeers, der ja auch der Unſre iſt, in hohem Grade anzuerkennen, aber wie weit bleibt das Ziel entfernt! Die Italiener machen ſich die Sache leichter, indem ſie von aller dramatiſchen Muſik abſtrahiren und zwiſchen den endloſen Rezitativen, die dem Ganzen einen Schein der Handlung leihen, ihre ſüßen Melodien in Form von Arien, Duetten, Terzetten u. ſ. w. anbringen, und alle die verweichlichten Ohren ſo entzücken, daß man vergißt, mitten in welchem Unſinne man ſich befindet. Uebrigens iſt es nicht zu leugnen, daß Muſik und Poeſie in vielen Beziehungen ſich gegenſeitig heben und tragen, wenn man nur nicht jede Poeſie in Muſik ſetzen, noch jede Muſik in Worte zerlegen will. Jedenfalls dient es bei größeren und tieferen muſikaliſchen Werken zur Erleichterung der Auffaſſung, wenn der Zuhörer ſich an eine beſtimmte Idee halten kann, innerhalb welcher die Muſik ſich bewegt, ohne, wie in der Oper, ganze Situationen bis in's Kleinſte verfolgen zu wollen. Auch liebt es der Componiſt freier Werke, irgend eine allgemeine Idee ſeiner Compoſition zu Grunde zu legen, und dieſelbe auf ſeine Weiſe durchzuführen. Ich erinnere an Beethoven's Heroica und Paſtoralſymphonie.

Wer die ſogenannte Odeſymphonie David's gehört, wird mit mir übereinſtimmend erklären müſſen, daß wir hier einer Zwiſchenſtufe zwiſchen Symphonie und Oper begegnen, und zwar einer höchſt glücklich angelegten Zwiſchenſtufe. In der Cantate, im Oratorium haben wir ebenfalls eine ſolche, die ſich jedoch mehr dem Geſange anſchließt und das rein inſtrumentale Element mit geringen Ausnahmen (z. B. dem Trauermarſche in Samſon von Händel) gänzlich entfernt. Die alſo beſtändig zu commentirenden Worte treten demnach auch hier, obgleich lange nicht ſo ſchroff, wie in der Oper, hemmend ein; indeſſen bleiben bei richtiger Dichtung Cantate und

Oratorium vollständig im Bereiche der musikalischen Macht. Auf freierem Standpunkte steht indeß die Odensymphonie.

Eine allgemeine Idee, in der vorliegenden, die der Reise durch die Wüste und die Gefühle bei den sich darbietenden Erscheinungen, ist gegeben, und ward von dem Componisten auf freie Weise eingeleitet. Melodramatische, aber natürlich höchst einfach begleitete Strophen bringen dem Zuhörer die Idee näher und bereiten ihn auf die Gefühle vor, die in den musikalischen Zwischensätzen ganz nach der Phantasie des Componisten weiter verfolgt und ausgeführt werden. Giebt es der Gegenstand, so werden letztere, die Gefühle, auch auf Personen fixirt, und in Arien, Duetten u. s. w., ja vornehmlich auch im Chore (was ja Beethoven ebenfalls versuchte) ausgesprochen. So wird die Phantasie des Zuhörers, ganz dem Charakter der Musik gemäß, angeregt, ohne durch Nebendinge gestört zu werden, und es ist nicht zu zweifeln, daß bei Talent und richtiger Auffassung von Seiten des Componisten auf diese Weise die edelste und schönste Wirkung hervorgebracht werden kann.

Es ist anerkannt, daß Blinde die Musik am Tiefsten empfinden; Göthe läßt in jener bekannten Scene in Wilhelm Meister das Musikchor hinter einem Vorhange agiren, und schon oft ist es ausgesprochen worden, daß die musikalische Messe in der katholischen Kirche einen weit größern Eindruck hervorbringen würde, wenn man (wie dies in manchen Klosterkirchen wirklich geschah) die Aufführenden den Blicken des Publikums entziehen könnte. Alles dies spricht dafür, daß die Musik erst dann in ihre Rechte eintritt, wenn dem Auge die Macht benommen ist, die Aufmerksamkeit und die Gefühle zu zersplittern.

Wir müssen es gestehen, wir sind für das Genre der Odensymphonie eingenommen, und hoffen ernstlich, daß es dieser Compositionsweise gelingen möge, die Oper zu verdrängen. Sind wir dieses Amalgama aller Künste, worin keine zur wahren Geltung gelangt, los, dann kann auch das Drama, das ächte, ohne Flitterschmuck auftretende, seine Rechte wieder ansprechen, die ihm durch jene so arg verkümmert sind, dann können wir hoffen, ein bildendes Schauspiel und wahre musikalische Genüsse zu erhalten, Genüsse, wo die Phantasie sich in höheren Schwung ergehen kann, als in dem ewig sich wiederholenden Liebesjammer unserer Opern.

Wir stimmen für die Einführung und Nachahmung der Odensymphonie, wenn dieselbe schon von einem Franzosen erfunden worden — die Vervollkommnung bleibt dem strebenden Geiste jedes Kraft in sich fühlenden Musikers überlassen, denn davon sind wir weit entfernt, Davids Composition für unübertrefflich zu halten.

Leo Att.

Digitized by Google

II.

Aus Brüſſel.

Faule Kartoffeln. — Communismus. — Trüffelſeuche. — Kunſtausſtellung. — Literatur, Nachdruck, und der verſiegelte Nathan der Weiſe. — Ein neuer Hafen. — Der Deutſche in Belgien.

Unſere Preſſe kaut noch immer an den kranken Kartoffeln; indeß werden Sie aus den Zeitungen erſehen haben, daß man nicht lange bei eitlen Raiſonnements ſtehen blieb. Ganz Belgien, von der Regierung bis zu den kleinſten Gemeinden, Korporationen und reichen Privatleuten, hat ſich vereinigt, um der armen Volksklaſſe den kommenden Winter erträglich zu machen. Einige Prediger haben, wie gewöhnlich, nicht umhin gekonnt, bei dieſer paſſenden Gelegenheit ſich wieder im glänzendſten Lichte zu zeigen, und, ſtatt nach der Art anderer Körperſchaften, wohlthätige Vereine zu gründen, haben ſie die abgeſchmackteſten und gehäſſigſten „Legenden" unter dem flamändiſchen Landvolke verbreitet. Bald ſollte der leibhaftige ††† die unſchuldigen „Pataten" geholt haben, bald war die Seuche eine Strafe des Himmels für die Wahlen vom 10. Juni und für die Lectüre des ewigen Juden von Eugen Sue. — Aber, im Vertrauen geſagt, rührt die Kartoffelcholera weder vom Teufel, noch vom ewigen Juden her: ſie iſt ganz einfach die Folge von einer weitverzweigten unterirdiſchen Communiſten-Verſchwörung. Die Feinde des Beſtehenden haben durch ihre wühleriſchen Doctrinen die Frucht im Mutterleibe der Art vergiftet, um auf die Noth der Proletarier zu ſpekuliren; und es wundert mich ſehr, daß ich dem Scharfſinn der Herren in Berlin und Breslau mit dieſer Entdeckung zuvorkommen muß. Der beſte Beweis für meine Behauptung iſt, daß gleichzeitig mit der Kartoffelſeuche die monſtröſe Atheiſten-Verbindung in der Schweiz ans Licht kam, und daß die Seuche am ſtärkſten hier und in den Rheinlanden wüthet, wo bekanntlich die bedenklichſten belgiſch-franzöſiſchen Sympathieen graſſiren.

Noch bedenklicher iſt ein anderes Zeichen der Zeit, über welches der Pariſer Charivari bereits einen Wink fallen ließ. Ich erlaube mir, etwas tiefer auf die Sache einzugehen. Wenn die Kartoffelwelt zu entarten und zu verderben anfängt, ſo iſt das Unglück am Ende nicht ſo groß, denn es betrifft nur das gemeine Volk. Aber was ſoll man dazu ſagen, daß ſelbſt die Ambroſia der Erdengötter, die Manna der Diplomaten, die Herzſtärkung und der Troſt des ſogenannten Staatsmannes, daß die Trüffel, welche ſich zu der Kartoffel verhält wie der Cavalier zum Bauer, zu verkümmern, ja zu verſchwinden beginnt? Sie, die duftreiche, altadelige Frucht, die bereits vor Entdeckung Amerikas und vor Erfindung der Buchdruckerkunſt den Gaumen der Höher- und Höchſtgeborenen erfreute, die gewiß bei

manchem welthiſtoriſchen Tractatsſchluß eine einflußreiche Rolle geſpielt hat, — ſie wird immer ſeltener, immer kleiner gefunden. So meldet man aus Paris. Vergebens ſchnüffeln die getreuen Hunde; es iſt, als läge ein Bann auf ihrem diplomatiſchen Inſtinkt. Hat ſich die erſte Frucht aus Abſcheu vor der demokratiſchen Flachheit dieſer Zeit tiefer in die Erde zurückgezogen? Hat vielleicht der überhand nehmende Geldadel gegen die zarte Pflanze zu ſtark gewüthet? Böſe Zungen flüſtern, auch dieſe Erſcheinung hänge mit den nivellirungsſüchtigen Tendenzen der Gegenwart zuſammen. Mit der Trüffel fange es an, allmählig würden aber auch die Faſane, die Wildſchweine und Hirſche*) und damit der letzte Biſſen romantiſcher Poeſie aus dem conſtitutionellen Europa verſchwinden, auf daß alles Volk, hohes wie niederes, auf gleich gemeine Koſt geſetzt werde. Vielleicht, daß einſt nur noch im fernen Oſten, bei den frommen Thrakern an der Wolga, auf die der alte Zeus mit Wohlgefallen herabſieht, ſich eine Trüffel für den Gaumen des Czaren finden wird.

Von unſerer Kunſt hat man im Auslande große Ideen, aber Belgien iſt in dieſer Hinſicht ſchlechter als ſein Ruf; es iſt der ſchwachköpfige Sohn eines großen Mannes. Das Vaterland von Rubens, Van Dyk u. ſ. w. ſteht jetzt in der Malerei tief unter den Deutſchen. So grandios die Kathedralen und Rathhäuſer ſind, die in den belgiſchen Städten von dem flämiſchen Mittelalter erzählen, ſo kleinlich ſind die Gyps- und Papiermachée-Kunſtſpielereien der jetzigen „Statuaires." Selbſt das Atelier eines Graf, mit ſeinem ewig vollen Jahrmarkt eleganter Nippsſtückchen, mehr eine Fabrik als eine Kunſtwerkſtatt, erinnert gewaltig daran, daß Belgiens Stolz in dieſer Periode nicht die Kunſt ſein kann, ſondern die Induſtrie. Das ſchreiendſte Armuthszeugniß hat ſich die belgiſche Malerei in der diesjährigen Ausſtellung ausgeſtellt, in der ſich ein gedankenarmer, craſſer Materialismus breit macht. Verflogen iſt der Spiritus, wenn einer da war, und das flämiſche Phlegma iſt geblieben. Was man den Belgiern nachrühmen kann, iſt ein bischen (?) Technik und auch das geht nicht über die Farbe hinaus; denn es ſind diesmal Bilder aufgenommen worden, die nicht nur in widerſinniger und ideenloſer Compoſition, ſondern in lächerlichen und ſchülerhaften Verzeichnungen das Unerhörte leiſten. Die Farbe iſt meiſt nur der Farbe willen da; viele Gemälde kann man kurzweg als rothe, grüne, gelbe, blaue Gemälde charakteriſiren; ſogar einen lilafarbenen Abendhimmel können Sie da ſehen; das Lila iſt freilich ſehr ſchön. Der „berühmte" Wärte hat ein anderthalb Klafter hohes und langes Gemälde geliefert: der Kampf um die Leiche des Patroklus; die Gruppirung iſt etwas ſchwer zu verſtehen, denn das Ganze gleicht einem Klumpen zuſammengerollter

*) Siehe das Gedicht: „der Hirſch" von Graf Alex. v. Würtemberg.

Digitized by Google

Schlangen, die Figuren ſcheinen des Bodens gar nicht zu bedürfen und haben doch weder Flügel noch Drachenfüße, abgeſehen davon, daß man ſie eben ſo gut, wo nicht beſſer, für Patagonier, als für griechiſche Helden halten könnte. Der noch berühmtere Gallait, der ſo hübſche ſpaniſche Cavaliere zu malen weiß, hat einen Chriſtus (halbe Figur) ausgeſtellt, den man ohne die ſtereotype Heilandsfriſur für einen eleganten Geſchäftsreiſenden mit einem Bart à la jeune France halten würde. Calame's Tempel zu Päſtum macht vielleicht im Ganzen die rühmlichſte Ausnahme unter den Belgiern; es iſt eine herrliche Abendlandſchaft. Der gefeierte Navöckhoven malt auch immer ſeine Schafe, die zum Sprechen ähnlich ſind. Allein er hat ſichs in den Kopf geſetzt, eben nichts als Schafe oder zur Abwechſelung einmal ein Paar Hunde oder ein Stück Rind zu malen. Seine Technik iſt tadellos, ſeine Compoſition iſt troſtlos-einförmig. Er malt — und dies iſt ihm ſelbſt von den hieſigen Kritikern, ſeinen Verehrern, vorgeworfen worden — er malt Staffage ohne Gemälde dazu, ja faſt ohne Rahmen. Seine Schafe, Hunde und Ochſen würden ſich, in einer niederländiſchen Landſchaft, gehörig vertheilt, ſehr gut ausnehmen. So aber ſehen ſie wie Portraits von Schafen, Hunden und Ochſen aus und es ſcheint ſogar, daß die Thiere ihm hübſch ruhig geſtanden haben, denn es iſt keine Spur von Bewegung, von charakteriſtiſchem Leben in ihnen. Wappers, de Keyſer und de Biefve haben ſich bei der Kunſtausſtellung gar nicht betheiligt. Die größten Lichtpunkte dieſer belgiſchen Kunſtausſtellung ſind einige deutſche Bilder: Becker's vom Blitz erſchlagener Hirt, eine Landſchaft von Reifenſtein und ein Genrebild von Waldmüller, nehmen ſich doppelt ſchön aus mitten unter dem geiſtloſen Farbenchaos ringsum; das Auge erholt ſich, wenn es auf ihnen verweilt, und man iſt freudig überraſcht, unter Larven endlich eine fühlende Bruſt zu finden.*)

Nein, nicht in Literatur und Kunſt ſucht das heutige Belgien ſeinen Glanz; obgleich die Regierung und die Magiſtrate in freigebiger Aufmunterung von Erziehungs- und Kunſtinſtituten wetteifern. Belgien hat auch keine Zeit, an die „höhern" Intereſſen zu denken; der Kampf gegen die Hierarchie und das rauſchende Induſtrieleben abſorbiren vor der Hand alle Kräfte. Ein Dampfmaſchinenprojekt taucht nach dem andern auf. Daß eine Privatgeſellſchaft damit umgeht, das Eiſenbahnneß über das ganze Land auszudehnen, d. h. auch die Kommunalwege mit Schienen zu belegen, habe ich Ihnen ſchon früher gemeldet. Jetzt will eine andere Geſellſchaft, aus Engländern und Belgiern beſtehend, einen neuen Hafen bei Adinquerque, hart an der franzöſiſchen Grenze, nicht weit von Dünkirchen, anlegen, um

*) Wir glauben, unſer Correſpondend ſetzt aus Patriotismus die belgiſchen Maler allzuſehr herab. D. Red.

eine directere und weniger unſichere Verbindung mit England herzuſtellen. Zugleich ſoll eine Eiſenbahn von Adinquerque nach Gent gebaut werden. Man würde dann in 12—14 Stunden von hier in London ſein, da ein Dampfboot aus dem neuen Hafen nach Dower nur drei Minuten brauchen würde. Oſtende hat nicht immer Waſſer genug und die Dampfer gehen von dort im allergünſtigſten Falle fünf bis ſechs, bei ſchlechtem Wetter dagegen acht bis neun Stunden nach Dover, da ſie bis auf die Höhe vor Dünkirchen längs der Küſte hin mit Vorſicht fahren müſſen. Viele Engländer gehen daher jetzt über Dünkirchen oder Calais nach dem Continent, während Adinquerque gewiß einen neuen Verkehrsſtrom über Belgien bieten wird.

Nach Allem, was ich da vorbrachte, werden Sie glauben, daß ich Belgien für ein trübſeliges, proſaiſches Land halte? Nicht doch. Brüſſel ſelbſt, das petit bijou der Eingeborenen, die niedliche Antichambre von Paris und London, Brüſſel mit ſeinem weder flämiſchen noch wallonischen Charakter, mit ſeiner franzöſiſchen Eleganz und ſeiner unfranzöſiſchen Nüchternheit; Brüſſel iſt ziemlich monoton und wäre ohne den zahlreichen Schwarm intereſſanter Fremder, die hier wohnen oder durchreiſen, ſehr langweilig für den mäßigen Touriſten.

Belgien im Ganzen aber verdient den Ruf, den es in Deutſchland hat. Der Pariſer ſtößt ſich hier an dem esprit de clocher, wie er den belgiſchen Communalgeiſt nennt, der Engländer oder Amerikaner findet das politiſche und induſtrielle Leben kleinlich im Vergleich mit dem ſeiner Heimath; der Deutſche aber hat keinen Grund zu ſolchen Naſenrümpfen, er findet bei jedem Schritt die lehrreichſte Anregung. Es iſt wahr, die Flamänder leiden an Philoſophie und Sentimentalität ſehr wenig; unter allen Germanen ſind ſie der materielliſte und unidealſte Menſchenſchlag; ſie ſind gutmüthig und grob, gar fleißige Arbeiter, gefeierte Mägen und durſtige Kehlen; potenzierte Mecklenburger. Roh und plump, wie die flandriſchen Zugpferde mit den bebuſchten Hufen, tiefkatholiſch ohne Phantaſie und lärmend ohne Feuer, ſo ſind die untern Claſſen. Auch der wohlhabende Mittelſtand zeichnet ſich eben nicht durch beſondere Bildung aus. Und doch iſt dem Volke ein tüchtiger Fond, ein gemüthlicher Sinn für Muſik und Plaſtik nicht abzuſtreiten, der bei glücklicher Pflege vielleicht wieder ſo ſchöne Blüthen treiben könnte, wie vor Alters. Aber wenn das Volk auch zehnmal weniger unterrichtet und noch zwanzigmal materialiſtiſcher wäre, als es iſt: dennoch müßte der Deutſche ſich eine Zeit lang wohl fühlen bei ihm und ſich an der behaglichen Freiheit weiden, die es ohne alle Philoſophie und Aeſthetik ſich geſchaffen hat; blos mit einem bischen Männlichkeit und gemeinem Verſtand. Die hieſigen Zeitungen beſchäftigen ſich ſehr wenig mit deutſcher Politik; der Zollverein und die neueſten Zolluneinigkeiten allein ſind Gegenſtände der öffentlichen Aufmerkſamkeit. In der That verſteht man

Digitized by Google

hier das ewige Kreiſen der deutſchen Geſchichte nicht. Aber nicht blos den materiellen Belgiern und den oberflächlichen Franzoſen, ſondern auch den klugen Engländern erſcheinen die bandwurmartigen Bewegungen und Krümmungen des deutſchen Genius unbegreiflich. Alle die kleinlichen Verfolgungen, Martyrthümer, Proteſtationen und Triumphe, die zuletzt den Karren wieder dahin ſtellen, wo er anfangs geſteckt hat, ſind in der That viel zu räthſelhaft, um außerhalb Deutſchlands verſtanden zu werden. Selbſt der Deutſche, der eine Zeit lang im Auslande gelebt hat, verlernt bald dieſes Verſtändniß und kann ſich in den ſpaniſchen Dörfern ſeiner Heimath nicht mehr zurecht finden.

III.

Aus Wien.

Der Held von Aspern. — Prinz Wilhelm's Prüfung. — Noch zwei Prinzen. — Die Schweſter des Herzogs von Bordeaux. — Die Staatseiſenbahn und der Handel. — Perſonenfrequenz. — Wozu eine Eiſenbahn? — Ein komiſcher Vorfall — Literariſche Gäſte. — Literariſche Erſcheinungen. — Compoſitionen von Blindgebornen. — Schlegel's Werke. — Theater und Oper. — Leben des Banknotenfälſchers. — Ein betrogener Dieb und ein beſtohlener Fälſcher.

Dem greiſen Helden von Aspern verſchönert ein Kreis hoffnungsvoller Söhne den Abend ſeines thatenvollen Lebens, und es iſt in der That ein rührender Anblick, wie weich das unerſchrockene Herz des ſiegreichen Feldherrn wird in Bezug auf die individuellen Ereigniſſe ſeiner Familie. Dieſe Beobachtung konnte man neuerdings bei der Prüfung machen, die der jüngſte Sohn des Erzherzogs, Namens Wilhelm, zu Anfang dieſes Monats auf der naheliegenden Simmeringer Schule im Beiſein der Erzherzoge Karl und Ludwig ablegte. Der Prinz, kaum 16 Jahre halt, hat ſich den Artilleriewiſſenſchaften gewidmet, und den ganzen Sommer hindurch die praktiſchen Uebungen dieſer wichtigen Waffengattung theils im Schloßhofe von Schönbrunn, theils in Gemeinſchaft mit den Truppen und im Kleide eines Artilleriekadetten auf dem gewöhnlichen Exercierplatze durchgemacht. Am Schluſſe derſelben ſollte er nun unter den Augen ſeines erlauchten Vaters und des Erzherzog Ludwig, als Artillerie-Direktor, eine praktiſche Prüfung beſtehen, zu welchem Zweck er dann einige Fuß- und Cavallerie-Batterien kommandirte, und mit ihnen die verwickeltſten Evolutionen ausführte. Der jugendliche Prinz entfaltete dabei eine große Kenntniß der ſpeciellen Waffe und was wohl die Hauptſache iſt, da dies nicht angelernt werden kann, eine Energie und ein Feuer des Commandos, dem nur das raſcheſte Tempo der Bewegung genügen wollte, ſo daß alle Evolutionen, welche ſonſt im Trab ausgeführt werden, hier im Galopp ausgeführt wurden, ohne daß dabei die mindeſte Unordnung oder das geringſte Unglück vorgekommen

wäre. Als am Schluſſe des mehrſtündigen Parade-Manövers S. k. k. Hoheit die übliche Meldung abſtattete, übermannte tiefe Rührung den alten Generaliſſimus und helle Thränen der Freude rollten über ſeine gefurchten Wangen.

Während der älteſte Sohn des Erzherzogs Karl als commandirender General von Niederöſterreich ſich auf den Poſten eines Hofkriegsraths-Präſidenten vorbereitet, ſteht der Zweitgeborne bereits an der Spitze der öſterreichiſchen Heermacht, und der letzte Sprößling ſeines Hauſes dürfte ohne Zweifel in der Zukunft einmal die Stelle eines Artillerie-Direktors einnehmen, welche immer von einem Prinzen des Kaiſerhauſes bekleidet zu werden pflegt. Somit wird einſt die Leitung des geſammten Kriegsweſens in ſeinen wichtigſten Zweigen den Nachkommen des Feldherrn anvertraut ſein, welcher allein unter ſo vielen Gegnern dem franzöſiſchen Schlachtenmeiſter die ungeheucheltſte Achtung abgezwungen.

Eine für die innern Verhältniſſe unſers Hofes bedeutungsvolle Angelegenheit iſt gleichfalls in dieſen Tagen geeinet und zum Abſchluß gebracht worden. Wir meinen die Verlobung des Erbprinzen von Cöln mit der Schweſter des Herzogs von Bordeaux, der Prinzeſſin Louiſe von Frankreich, die eine Mitgift von 14 Millionen Franken erhalten ſoll. Nachdem die Bemühungen der Königin, welche die Tante des Erbprinzen iſt, denſelben zum König von Spanien zu machen, nicht den gewünſchten Erfolg hatten, da das Gewicht von Koburg in der neuſten Zeit, namentlich durch den Einfluß Englands, zu ſtark auf die Wagſchale der über die ſpaniſche Heirathsfrage gepflogenen diplomatiſchen Unterhandlungen drückte, ſo iſt die frühere Idee einer Verbindung zwiſchen dem Neffen unſerer Königin und der Tochter der Herzogin von Berry wieder aufgenommen und jetzt, bei der mehrtägigen Anweſenheit der Herzogin im Luſtſchloſſe von Schönbrunn vollkommen entſchieden worden.

Die nördliche Staatseiſenbahn iſt ſeit dem 1. Oktober auch dem Gütertransport geöffnet worden, der bei dem lebhaften Handelsverkehr unſerer Monarchie mit Sachſen und Hamburg nicht anders als höchſt gewinnreich für dieſe Eiſenſtraße ſein kann. Die Perſonenfrequenz warf in den letzten Wochen täglich die Summe von 2500 Gulden ab, obſchon die Eröffnung in die Herbſtzeit fiel, wo die Perſonenbewegung nicht mehr ſo bedeutend iſt. Den Verzögerungen in dem Eintreffen der Trains, welche eben ſo läſtig für die Paſſagiere als ſtörend für den Poſtengang ſind, dürfte indeß ſchwerlich auf eine andere Weiſe, als durch Legung eines zweiten Gleiſes wirkſam zu begegnen ſein, da bei dem eigentlichen Geleiſe die von Wien und Prag abgehenden Züge, ſobald ſie nicht rechtzeitig zuſammentreffen, was ſelten geſchieht, auf gewiſſen Ausweicheplätzen einander abwarten müſſen, ſoll anders großes Unheil verhütet werden. Unter

Digitized by Google

den erſten Waaren, welche den Weg von Prag hierher auf der Eiſenbahn zurücklegten, befand ſich ſeltſamer Weiſe auch eine trächtige Hündin, welche ein ſpeculativer Kopf aus Böhmen mittelſt Frachtbrief nach der Hauptſtadt ſpediren ließ, um dergeſtalt ihre zu erwartende Nachkommenſchaft vortheilhaft zu verkaufen.

Auf derſelben Bahn ereignete ſich unlängſt folgender komiſcher Vorfall, deſſen Wahrheit wir verbürgen können. Ein Tyroler machte in ſeiner Landestracht die Reiſe nach Mähren, und der Platz im Waggon mußte ihm ſehr bequem dünken, was bei der Einrichtung der Waggons auf der Nordbahn freilich haltbar genug iſt, denn er ſchlief bald ein. Durch das Kopfnicken des Schläfers ſtieg die Brieftaſche in ſeiner Jacke allmählig aus der Seitentaſche und fiel auf den Boden. Ihm gegenüber ſaßen ein Paar junge Damen, welche, wie man ſagt, dem Stande der Galanterie angehörten, und kaum hatte eine von ihnen den Sturz des Portefeuilles wahrgenommen, als ſie, nach kurzer Recognoscirung aller anweſenden Geſichter, das herrenloſe Gut ganz leiſe in ihre verſchwiegene Obhut nahm. Gleichwohl hatte die verſchmitzte Diebin einen aufmerkſamen Beobachter gefunden, welcher, in die Wagenecke gelehnt, eine ganz gleichgiltige Miene zur Schau trug; doch als auf der nächſten Station die beiden Damen ausſtiegen, beeilte er ſich, den ſchlummernden Tyroler zu wecken, und ihm die Thäterin zu bezeichnen. Der ehrliche Tyroler war nicht wenig verwundert über den ihm geſpielten Streich und humpelte auf der Stelle der Diebin nach, die er auch ſogleich erhaſchte und ſobald er ihr das unter dem Schwal verborgene Portefeuille glücklich entriſſen hatte, ſo ſchritt er auch ſchnell zu einer Execution, welche darin beſtand, daß er die Delinquentin höchſt ungalant im Angeſichte der aus den Waggons zuſehenden geſammten Reiſegeſellſchaft über das Knie bog und nach Entfernung aller untern Kleidungsſtücke auf dem entblößten Theil mit flacher Hand einige wohlberechnete, weithin ſchallende Streiche führte. Unter dem lauten Gelächter der Zuſchauer ſtieg der Tyroler wieder in den Waggon und nahm phlegmatiſch Platz, zufrieden, in den Beſitz ſeiner Brieftaſche gekommen zu ſein und ohne ſich um die Gloſſen zu kümmern, die über die eigenthümliche Art jener Beſtrafung gemacht wurden, welche man wegen der Raſchheit ihres Hergangs mit Recht eine Eiſenbahn-Juſtiz nennen könnte.

Von literariſchen Gäſten erwarten wir Herrn Laube, welcher auf die Einladung des Fürſten Friedrich von Schwarzenberg über München und Salzburg auf die Güter des Fürſten Lamberg in Steiermark gereiſt iſt, um dort einige Zeit der Jagd zu widmen, welche allerdings in den Alpen noch in alter romantiſcher Weiſe geübt wird, während ſie ſonſt in der Regel in ein muth- und gefahrloſes Abſchlachten des Wildes ausgeartet iſt, an dem eine kühne Männerſeele kaum mehr ein Vergnügen finden kann. Auf der Heimreiſe wird

Dr. Laube Wien besuchen und hoffentlich einen längeren Aufenthalt hier nehmen. Auch der Schriftsteller Willkomm, dessen Tendenzromane aber hier nur von wenigen gekannt sind, soll nächstens eintreffen. Der größern Publikum möchte er wohl nur durch die Criminalklage bekannt geworden sein, welche nach den Zeitungsnachrichten gegenwärtig wegen seines Buches: Weiße Sklaven — über ihm schwebt.

Von hiesigen Literaturerscheinungen ist wenig zu melden, doch müssen wir auf ein tüchtiges Werk aufmerksam machen, welches das Resultat einer umfassenden Gelehrsamkeit und die Ausbeute der fleißigsten Specialstudien ist. Der Custos der k. k. Hofblibliothek, Dr. Schmidt, hat nämlich ein Buch herausgegeben über den Erfinder des Musiknotendrucks mittelst Metalltypen, den Italiener dei Petrülli aus Fossombrone im Kirchenstaat und darin eine sorgfältige Kenntniß der musikalischen Zustände jener Zeit an den Tag gelegt, so daß das Werk in den betreffenden Kreisen ohne Zweifel gerechtes Aufsehen erregen wird. Es sollte schon 1840 als Festschrift zur Jubiläumsfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst erscheinen, allein Hindernisse mancher Gattung machten damals sein Erscheinen unmöglich und der Werth dieser gediegenen gelehrten Arbeit sichert ihm auch ohne Benutzung dieses Zeitpunktes die Beachtung aller gründlichen Kunstkenner.

Da diese Blätter der musikalischen Raisonnements von Dr, Schmidt, dem Redakteur der hiesigen Musikzeitung, bereits in gerechter Würdigung gedacht haben, so bin ich der Mühe überhoben, sie nochmals zu besprechen und will noch auf ein Heft Lieder hinweisen, welches der Direktor der Blindenanstalt, Herr Klein, in den Druck gegeben hat, und deren besondere Bedeutung darin besteht, daß die meisten derselben Blindgeborene zu Verfassern haben. Sie gestatten deshalb einen interessanten Einblick in den Ideen- und Anschauungskreis dieser Fehlsinnigen, und es wäre eine nicht ganz undankbare Aufgabe für einen Kritiker, die Ursprünglichkeit der in diesen Gedichten angewendeten poetischen Bilder und Gleichnisse zu zergliedern und auf die beschränkte Vorstellungsgabe der Unglücklichen zurückzuleiten.

Noch will ich der neuen Ausgabe von Friedrich von Schlegels Werken erwähnen, die der spekulative Buchhändler Klang veranstaltet und derentwegen er in den Zeitungen alle jene, die dem Verstoebenen im Leben näher gestanden, auffordert, Beiträge zum Behufe einer neuen und vollständig zu bearbeitenden Biographie dieses Schriftstellers einzusenden. Wir zweifeln jedoch sehr, daß sich in Oesterreich selbst eine umfassende und in geistvoller anderer Beziehung wahre und genügende Lebensgeschichte Schlegels schreiben läßt, denn die Thätigkeit des k. k. Hofsekretärs Friedrich von Schlegel war zu tief verwebt mit den reaktionären Tendenzen der österreichischen Staats-

Digitized by Google

politik, deren Erörterungen ſicher unter keine Wiener Druckerpreſſe gelangen werden. Schlegels Perſönlichkeit und die ſeiner Frau, der Tochter von Moſes Mendelſohn, iſt ſchon zur Genüge geſchildert worden, wie denn überhaupt die Denkwürdigkeiten der Caroline Pichler ſo ziemlich Alles ſagen, was ſich bei uns über Schlegel ſagen läßt.

Das Hofburgtheater hat eine franzöſiſche Ueberſetzung von Theodor Hell gebracht, von der wir nicht begreifen, wie ſolches Zeug unter Leitung des Grafen Dietrichſtein zur Aufführung kommen kann. Das Machwerk heißt: „Jeanne und Janneton“ und iſt, obſchon von Scribe verfaßt, ein Ausbund von Unnatur und Langweiligkeit, der trotz der ausgezeichneten Beſetzung gänzlich mißfiel. Im Theater an der Wien trat der aus England heimgekehrte Staudigl zum erſten Male auf und erregte als Caſtellan in den Haimonskindern enthuſiaſtiſchen Beifall. Fräulein von Marra iſt gleichfalls hier eingetroffen und wird nächſtens debutiren. Im Hofoperntheater behilft man ſich, da zwei der Primadonnen, nämlich Lutzer-Dingelſtedt und Stöckl-Heinefetter durch die Folgen der Ehe der Kunſt entzogen worden, mit Gäſten und wir haben darum in der letzten Zeit die Damen Mink, Janik und Walter hören müſſen, was Viele für kein Glück halten.

Das Geſpräch des Tages, von dem alles Uebrige in den Hintergrund gedrängt wird, bildet derzeit die Entdeckung des Fälſchers, welcher in der jüngſten Zeit die vielen Banknoten zu 100 und zu 10 Gulden in Umlauf ſetzte, welche ſich durch gelungene Nachahmung auszeichnen und von denen ich Ihnen ſchon unlängſt ſchrieb. Ein hieſiger Privatier, Ritter von B., ein Greis von 73 Jahren, iſt in Folge der ſchwerſten Indicien zur Haft gebracht worden. Der Hergang wird verſchieden erzählt, und da es auch gar nicht auf das Wie der Entdeckung ankommt, ſo laſſen wir die Sache ganz dahingeſtellt. So viel iſt ſicher, daß die Nationalbank ſelbſt mehrere dieſer falſchen Banknoten einnahm, ohne ihre Unechtheit zu erkennen, und nur die Mehrheit gleichlautender Serienzahlen auf den Bankſcheinen führte zu der Unterſuchung und zur Erkenntniß. Ritter von B. iſt ein Ausländer von Geburt und leiſtete der öſterreichiſchen Regierung zur Zeit der Revolutionskriege wichtige Spionendienſte gegen die Franzoſen und namentlich ſoll man es ſeinen Bemühungen zu danken haben, daß man der Fabrikation öſterreichiſcher Bancozettel auf die Spur kam, welche von Seite Napoleons im großartigſten Style betrieben ward, um den Credit der Monarchie zu vernichten und Oeſterreich die Mittel zur kriegeriſchen Erhebung zu entziehen. Mehr als 160 Millionen falſches Geld circulirte bereits im Lande und hatte die dermalige Herabſetzung des Geldwerthes zur Folge. B. ward königlich belohnt und wie man ſpricht hatte ihm auch die franzöſiſche Geldfälſchung nichts weniger als geſchadet. B. gründete bedeutende

Digitized by Google

Fabrikanlagen, allein zu großer Aufwand und vielleicht auch unglückliche Speculationen riſſen ihn in Schulden, ſo daß ſeine Beſitzungen unter gerichtlichen Sequeſter geſtellt werden mußten. In dieſer Lage ſcheint er ſich durch ein kühnes Wagſtück haben retten zu wollen, und er wie mehrere Andere ſind um das Verfälſchen öffentlicher Creditspapiere eingezogen worden. Unter den Mitſchuldigen nennt man auch den Kaſſirer eines Bankhauſes, der die falſchen Banknoten recht geſchickt unter die echten in der von ihm verwalteten Kaſſe zu miſchen verſtand, wie denn überhaupt der Betrug auf ſehr feine und beſonnene Weiſe betrieben wurde, und man den Fabrikaten durch einen beſonders bereiteten Schaum ein künſtliches altes und abgenutztes Ausſehen zu verſchaffen wußte, das ſie gegen nähere Beaugenſcheinigung ſicher ſtellte. Wie man erzählt, hat die Gattin des verhafteten Ritter v. B. den Verſuch gemacht, ſich das Leben zu nehmen; jedenfalls iſt die Chronique ſcandaleuſe um einen Stoff reicher geworden, den ſie nicht ſo bald wird fahren laſſen wollen.

Da ich ſchon einmal von Falſchmünzern rede, ſo ſei es mir erlaubt, zwei andere Fälle zu erzählen, die ſich im verfloſſenen Winter zutrugen und damals Aufſehen erregten. Der erſte betrifft einen jungen Beamten der ſiebenbürgiſchen Hofkanzlei, der ſich durch ſeine luxuriöſe Lebensweiſe verdächtig machte und Abends im Volksgarten unter einer Menge Menſchen verhaftet wurde, als er eben bei einer Taſſe Eis ſaß und den Muſikklängen von Straußens Orcheſter lauſchte. Der andere iſt weit verwickelter und paßt ganz für ein Luſtſpiel. Ein Gauner aus Berlin ging ins Burgtheater und nahm ſeinen Platz im Parterre, wo ihn eine reiche Beute erwartete. Nach wenig Minuten hatte er auch ſchon durch ſeine meiſterhafte Fingerfertigkeit ſich in den Beſitz einer wohlgefüllten Brieftaſche geſetzt, mit der er ſich ſchnell aus dem Staube machte und das Ende des Stückes nicht abwarten mochte. Er begab ſich ganz wohlgemuth in das ſehr nahe gelegene Daum'ſche Kaffeehaus auf dem Kohlmarkte und bezahlte dort bereits mit dem Inhalte der geſtohlenen Brieftaſche; doch wer beſchreibt den Schreck des Spitzbuben, als ihn auf die Anzeige des Kaffeewirthes ſogleich ein anweſender Polizeikommiſſär arretirt. Anfangs glaubt er natürlich, man habe ſeinen Diebſtahl entdeckt, doch ſeine Beängſtigung ſteigt, als er erfährt, er werde als Fälſcher von Bankpapieren verhaftet; da er weiß, daß die Beſtrafung eines ſolchen Fälſchers ungleich ſtrenger iſt, als die eines Taſchendiebs, ſo macht er kein Hehl daraus, daß die incriminirten Banknoten von ihm entwendet ſeien. Auf jene wiederholte Ausſage wird er nun von dem Commiſſär wieder ins Parterre geführt, da das Stück noch nicht zu Ende geſpielt und das Publikum vollkommen verſammelt war, um mit Hilfe des Diebes auch den Urheber der falſchen Banknoten zu erha-

ſchen. Und in der That findet der Gauner noch den Beſtohlenen im Parterre und dieſer iſt nicht weniger erſtaunt, auf welche räthſelhafte Art er in die Hände der Juſtiz falle.

IV.

Notizen.

Gott ſegne die Wilden. — Sclavenhandel in Havre. — Vorwärts und rückwärts. — Politiſches Taſchentuch. — Ueberraſchungen. — Schneider, Schriftſteller und Cenſor.

Gott ſegne die Wilden! Sie bereiten den europäiſchen Völkern manche chriſtliche Freude. Die Ruſſen bekommen am Kaukaſus tüchtige Schläge und Frankreich reibt ſich darüber vergnüglich die Hände. Die franzöſiſche Armee verliert in Algier 450 Mann in einem Hinterhalt, 200 andere, kaum geneſene Reconvalescenten fallen in die Gewalt der Kabilen, und ſiehe da, England lacht darüber fröhlich ins Fäuſtchen. Alles aus chriſtlicher Liebe und Menſchenfreundlichkeit. Wir Deutſchen allein, das germaniſch-chriſtliche Volk par excellence, freuen uns über nichts und geben auch Niemand Urſache, ſich über uns zu freuen.

— Dem Negerhandel ſcheint durch kräftige Verordnungen nun in allen europäiſchen Staaten geſteuert zu werden; ſo viel uns aber bekannt geworden, hat kein einziger der Contrahenten bis jetzt daran gedacht, dem ſchändlichen Menſchenverkauf, der mit den Auswanderern vornehmlich durch den berüchtigten Menſchenmäkler Barbe in Havre und Andere in Dünkirchen getrieben wird, wo die armen Auswanderer durch übermäßig langes, contractwidriges Warten und ſchändliche Uebertheurung um das Letzte ihrer Habe gebracht werden, und ſo ſchlimmer als Sklaven ſich in der neuen Welt ihr Brod erwerben müſſen, Einhalt zu thun. Wann wird die Zeit kommen, daß chriſtliche und allerchriſtlichſte Staaten ſich um das Wohl ihrer nächſten Mitbrüder eben ſo bekümmern, als um das der in der Ferne ſich befindenden?

— Der Gubitzſche Volkskalender für 1846 hat eine Titelvignette, unter welcher man lieſt:

Im Vorwärts nur liegt aller Zeiten Ziel.
Mag rückwärts wollen Krebs- und Eulenrotte u. ſ. w.

Auf der Vignette iſt eine hochragende Säule als Wegweiſer nach dem Lichte von der Finſterniß hinweg aufgeſtellt, mit einem Arm, auf welchem in großen deutlichen Lettern die Inſchrift „Vorwärts“ prahlt. Geſchrieben alſo, verkündet, ausgeſprochen wäre das „Vorwärts“. Aber o Wunder! Der Rauch der Schornſteine, welche ſich

auf Gebäuden dem Wegweiser gegenüber in die Luft erheben, und die Wimpel der Schiffe zeigen, daß, während „Vorwärts" gerufen ist, der Wind entschieden rückwärts weht, nach der finsteren Seite hin, nach der Nacht und den Burgen zu. Ein Dampfzug auf der hellen Seite, anstatt pfeilgeschwind dahin zu fliegen, klettert, so scheint es, nur mühsam einen Berg hinan. Und — „hinten scheint die Sonne." Brr! ein ander Bild!! Der Berliner muß doch immer sarkastisch sein, auch wenn er es am wenigsten beabsichtigt, und wär's auch nur ein Berliner Kalender.

— In Havre erscheint jetzt ein Journal auf Leinwand gedruckt, welches den Titel: (Political Handkerchief) Politisches Schnupftuch führt. Wollte in Deutschland Jemand ein ähnliches Unternehmen wagen, so würde ihm wahrscheinlich die Concession verweigert — damit nicht alle Welt die Nase in die Politik stecke.

— Zum neuen Jahre sollen die europäischen Völker auf eine großartige Weise überrascht werden. Die Wünsche und Forderungen der Nationen werden gesammelt, geordnet, redigirt und publicirt werden. Jeder Staatsbürger wird sein Votum über alle Institutionen des Staates abgeben müssen, und die Majorität der Stimmen wird den Ausschlag geben. Nachdem man auf diesem Wege die getreuen Wünsche der Unterthanen wird kennen gelernt haben — wozu eine kleine Frist von zehn Mal zehn Decennien vor der Hand bestimmt ist — wird Preußen die Knute abschaffen, Oesterreich ein allgemeines Theatergesetz publiciren, Rußland Antigone aufführen lassen, Baiern die Protestanten aus der Walhalla entfernen — und Sachsen sich für den geräuschlosesten, ruhigsten und bürgerlichsten Staat erklären. Caeterum censuram delendam esse censeo!

— Seitdem ein Schneider als Verfechter des Communismus aufgetreten ist, scheinen viele seiner Genossen Elle, Nadel und Scheere in die Ecke zu legen, um auf dem Gebiete der Tagesliteratur einen Stich zu machen. So hat in Berlin ein Herr Zeller die religiösen Reformen und Reformatoren mit der Elle der Kritik gemessen, die Nadel der Forschung eingefädelt und die Scheere der Strenge an unsere Zeit angelegt. Hochgestellte Personen versichern, daß die Regierungen ein besonderes Patent auf die Erzeugnisse der Schneider ertheilen werden, da die Letztern die Scheere sehr gut handhaben.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google

Aufzeichnungen

eines

Jeſuitenzöglings im deutſchen Colleg zu Rom

von

J. Georg Köberle.

Zweite Abtheilung.

I.

Kaum hatte Pater Aloyſius Landes, ein geborner Schwabe und Rector des deutſchen Collegs, meinen Namen gehört, als er mich auch ſchon zärtlich umarmte und ſeinen neuen geiſtlichen Sohn nannte. Die erſte Frage war nach meiner Geſundheit: und ob ich nicht Hunger oder Durſt habe! Aber mir war es jetzt nicht um Eſſen und Trinken zu thun. Ich fühlte mich ſo fremd bei dieſem neuen freundlichen Vater neben der Todesſtille hinter den vielen geſchloßnen Thüren, an welchen ich vorbei geſchritten war. Hier ſchien mir beim erſten Anblick nicht wohlwollende Milde, nur die ſtrenge Subordination eines beſchränkten, beſchaulichen Lebens ſchien hier zu walten. Rings herum Symbole der Ascetik, und nirgends eine Spur jener anſprechenden Gefälligkeit, die auch in des ernſten Philoſophen einſamem Gemach dem eintretenden Gaſte laut verkündet, daß die Muſen heimiſch ſind. Das war nicht der Eindruck, von dem ich in Deutſchland geträumt.

Ich mochte wohl dieſe Mißſtimmung nur ſchlecht unter meiner lächelnden Miene zu verbergen wiſſen, und Pater Landes fuhr freundlich fort: „Sie ſind traurig, mein liebes Kind!“

„Nicht doch, mein ehrwürdiger Herr Pater!“ fiel ich raſch ein

„Die verſchiedenen Eindrücke meiner Reiſe, die feierliche Abgeſchie-
„denheit dieſes Kloſters und die heiligen Bilder rings herum haben
„mich nur ernſt geſtimmt. Der Wechſel war etwas raſch. Ich
„ſtellte mir das deutſche Colleg anders vor. Indeß entſcheidet ja
„der erſte Eindruck nicht. Vielleicht iſt's gut, daß ſchon der Anblick
„des Hauſes mich ſo ſeltſam überraſcht. Ich finde mich vielleicht
„um ſo beſſer zurecht, und werde dann auch herzlich froh werden."

„Das werden Sie gewiß, mein theurer Sohn, ſobald Sie das
„Ihnen widerfahrene Glück erkennen," entgegnete der Rector. „Sie
„ſind ein Auserleſener von Tauſenden, den wir mit Gottes und
„ſeiner heiligen Mutter Maria Hülfe aus dem verderblichen Zeit-
„ſtrom ans Land des wahren Glaubens zu retten hoffen. Und
„welchen ſchönen Wirkungskreis finden Sie, wenn Sie Vertrauen
„zu uns gefaßt haben! Gibt es etwas Höheres auf Erden, als
„ein Gärtner zu ſein im Weinberge des Herrn, und das Unkraut
„der anſteckenden Ketzerei ausrotten zu helfen, das heut zu Tage
„üppiger als je aufſproßt? Sie ſind außer mir der einzige Schwabe
„in unſrer Anſtalt. Um ſo theurer und feſter werden Sie ſich an
„mich anſchließen, und mir nicht den Gram bereiten, den ein Un-
„dankbarer auf mich gehäuft, welchen ich vor einem Jahre aufnahm
„in unſere Mitte. Der Verblendete hat das Licht des Herrn nicht
„erkannt. Er verließ uns vor wenigen Monaten, und kehrte ohne
„Ablegung des heiligen Eides wieder zurück nach Baiern. Aber
„die Strafe des Himmels hat ihn bereits ereilt. Sein Vater wollte
„nichts mehr von dem verſtockten Kinde wiſſen, und ſo trieb ihn der
„Hunger, ſich in München als gemeiner Soldat anwerben zu laſſen.
„Glücklicher war ich mit der Bekehrung des .... Grafen von ....r.
„Der Herr brachte ſonderbare Anſichten aus Deutſchland mit ſich,
„und wollte anfangs in ſeinem Pallaſt nicht einmal meinen Beſuch
„annehmen. Endlich aber hat ihm die Fürbitte der heil. Jungfrau
„und das inbrünſtige Flehen meiner Ordensbrüder einen Strahl des
„ewigen Lichtes erwirkt. Er iſt jetzt mein frommes Beichtkind ge-
„worden, und ich verſpreche mir von ſeinen hohen Verbindungen in
„B., daß auch die dortige Regierung bald unſerm unermüdlichen
„Streben ſich noch förderlicher zeigen wird. So öffnen ſich in Ih-
„rem Vaterlande ſchöne Ausſichten für Sie, während Sie hier Ihre
„Studien nach dem Rathſchluſſe Gottes vollenden. Mein theurer

Digitized by Google

„Sohn, ich ſorge für das leibliche Wohl der mir von dem aller-
„hochwürdigſten General des Ordens anvertrauten Zöglinge ſo gut,
„als für ihr geiſtiges. — Aber nun auch von Anderm, mein lie-
„ber, junger Bruder in Chriſto! Sie ſehnen ſich wohl nach Ihren
„Landsleuten? Sie finden ſie hier. Fern vom Vaterland bilden
„wir hier eine deutſche Colonie. Meine Zöglinge ſind nur gerade
„außerhalb des Hauſes. Wir haben noch Ferien, und ich ſandte
„ſie hinaus auf unſre Villa S. Saba, wo ſie den Tag in fröhlicher
„Unterhaltung zubringen. Auch haben ſie dort unſchuldige Spiele.
„Alles freut ſich und jubelt. Da werden Sie gleich ſehen, wie an-
„genehm ſich's bei uns leben läßt. Sie finden nicht einen einzigen
„Unzufriedenen. Wir bilden alle nur eine große Familie, die gleiche
„Geſinnung, gleiche Lebensart, gleiche Genüße zu unzertrennlicher
„Eintracht verbindet. Die Villa iſt nur eine halbe Stunde von hier
„entfernt, und daß Ihnen die Zeit bis zum Abend nicht zu lang
„werde, ſende ich Sie jetzt mit einem Frater hinaus. Legen Sie Ihr
„Gepäck und Ihre Schriften bei mir ab! Sie ſind jetzt noch unſer
„Gaſt. Bis Sie zurückkommen, habe ich ſchon ein freundliches
„Zimmerchen für Sie eingerichtet, und für angemeſſene Geſellſchaft ge-
„ſorgt, daß Sie mir nicht melancholiſch und traurig werden in Ihrer
„neuen Heimat. Ich ſehe an Ihrem bewegten Geſicht, daß ich Ihr
„Herz, Ihr Vertrauen nun gewonnen! Laſſen Sie dieſe Freuden-
„thräne eines Greiſes dafür ſprechen, wie innig ich Sie liebe, wie
„väterlich ich Ihr Heil beſorgen werde!"

Dieſe Rede eines ſiebzigjährigen Mannes mit ehrwürdigem weißem Haar hätte ſelbſt einen ſchon ausgeprägteren Charakter gewinnen können. Der erſte unangenehme Eindruck war dadurch in der That verwiſcht. Ich legte das Felleiſen, meine Brieftaſche ſammt Allem, was ich den Tag über nicht bedurfte, in die Hände des Rectors, und ging durch eine enge Nebengaße und verwachſene Ruinen in Begleitung eines geſprächigen, muntern Fraters hinaus nach S. Saba.

II.

Als ich mich der Villa näherte, hörte ich aus deren Kirche einen vielſtimmigen Choral ertönen. Es war ungefähr drei Uhr Nachmittags, und die Zöglinge ſangen eben die Vesper. Ich harrte, düſter durch den Garten ſchreitend, auf die Beendigung der Feier.

Nach einer halben Stunde öffnete ſich die Thür, und die Zöglinge traten paarweiſe und ſchweigend heraus ins Freie. Jeder in hochrothem Talar, um die Hüften mit einem ſchwarzen Cingulum eng um den Leib gebunden; und auf dem Haupt eine ſchwarze Prieſtermütze. Das iſt ihre gewöhnliche Hauskleidung. Auf ein Zeichen des Präfects zerſtreuten ſie ſich in beliebigen Gruppen durch den Garten.

Der Frater, mein Wegweiſer, führte mich nun ins Haus ein zum Pater Miniſter des Collegs, und ſtellte mich vor. Dieſer, von Geburt ein Niederländer, heißt Delacroix, iſt Mitarbeiter am römiſchen Codex librorum prohibitorum, und beſorgt die phyſiſchen Bedürfniſſe des Collegs. Er führt die Caſſa für die Zöglinge, deren Keiner Geld in Händen haben darf; und begleitet ſie gewöhnlich bei ihren Ausflügen nach S. Saba, welches wöchentlich einmal, in den Ferien zweimal geſchieht.

Pater Delacroix empfing mich ſo freundlich, als vorhin der Rector, und ließ den Präfect ruhen. Dieſem, einem ältern Zögling der Anſtalt, ertheilte er ſofort den Auftrag, „die Alumnen der philo„ſophiſchen Kammer ſollten mich gut und geziemend unterhalten.“ Dann durfte ich mit dem Präfect in den Garten zurückgehen.

„Was iſt denn ein Alumnus der philoſophiſchen Kammer?“ fragte ich dieſen, während wir über die Treppe herabſtiegen.

„Die Zöglinge ſind nämlich abgetheilt in Philoſophen und „Theologen,“ entgegnete der Präfect. „Beide Theile leben zwar in „demſelben Gebäude, kommen aber in keine Berührung mit einander. „In dieſem Garten hier unterhalten ſich die Philoſophen. Jenſeits „der Kirche und über der Mauer dort befinden ſich die Theologen. „Die Abſonderung richtet ſich gerade nicht ſtreng nach den Studien„jahren. Wir haben z. B. in unſerer Kammer mehrere Zöglinge, „die ſchon die Collegia theologica frequentiren.“

„Was wird denn zum Übertritt in jene Kammer außer dem „philoſophiſchen Abſolutorium noch erfordert?“

„Die Entſcheidung hierüber ſteht mir nicht zu,“ entgegnete der Präfect vertraulich. „Das kommt auf Umſtände an, über die nur „unſer hochwürdige Pater Rector nach dem Willen unſers hochwür„digſten Generals Pater Rothan zu verfügen hat.“

Im Garten empfingen mich die Zöglinge recht herzlich, und er-

Digitized by

zählten mir viel von ihrer Zufriedenheit und dem Nutzen des beſchaulichen Lebens. Dann luden mich drei von den Jüngern zu einer Truccopartie ein. Dies iſt ein eigenthümliches, nur in Italien übliches Spiel. Die Spielenden, deren jeder eine Kugel erhält, theilen ſich in zwei gleiche Partheien, und beginnen von einem gegebenen Punkte an, mitten durch den Ring zu werfen. Von der Stelle aus, an der die Kugel niederfällt, beginnt der zweite Wurf, und ſo fort. Ein Hauptwortheil dabei iſt's, den Gegner verkehrt durch den Ring zu treiben. Die Parthei, welche zuerſt viermal das Ziel von vorne traf, hat geſiegt.

Obwohl ich mich bei dieſer ungewohnten Beluſtigung ſehr ungeſchickt benahm, waren die Zöglinge doch ſo galant, mich gewinnen zu laſſen, und meine Gewandtheit am Schluße zu rühmen.

Eine Stunde ſpäter wurde zur Merenda gerufen. Beim Anblick der Portionen, die jeder Zögling von delicatem Kuchen und wackerm Weine erhielt, bekam ich Reſpect vor Küche und Keller. Geſprochen wurde am Tiſch nur ausnahmsweiſe zu Ehren meiner Ankunft. Auf ein gegebenes Zeichen erhoben ſich dann die Zöglinge wieder, und die Unterhaltung blieb die vorige, nämlich Spatzierengehen durch den Garten, Schach, Kegeln und Trucco. Alle andern Beluſtigungen ſind ſtreng verboten. Ebenſo muß natürlich ohne Geld geſpielt werden.

Gegen Abend verſammelten ſich die Zöglinge abermals auf ein gegebenes Zeichen zu Gebet und Verehrung der Jungfrau Maria. Dann gingen ſie in den Ankleideſaal. Jeder Zögling nahm ſeinen ſpitzen Dreimaſthut, und zog ſeine Scholastica an, welche in einem geſchloſſenen langen Ueberwurf von hochrother Farbe beſteht. Paar- und paarweis in einem langen Zug ſchritten ſie nun der Stadt zu. Ich natürlich mit. Der Präfect und Pater Delacroix hinten drein. Der Weg wurde gegen das Forum eingeſchlagen.

„Jene große Ruine dort iſt wohl das Coloſſeum?" fragte ich meinen Begleiter.

„Ich glaube;" war die kurze Antwort.

„Und die zerfallenen Mauern dort links von der Straße auf dem Hügel?"

„Reſte aus der Heidenzeit," ſagte der Begleiter.

Es war die weltberühmte domus aurea des Nero, zu deren Erbauung er die ganze Provinz Achaia geplündert.

„Und die drei Bogen nach einander?“ fing ich wieder an.

„Alles Denkmale der Heidenzeit,“ lautete die Antwort.

Ich hatte auf die bekannten Triumphbogen des Titus, Severus und Conſtantin M. gezeigt.

„Aber dieſe dreifach gewölbte Mauer und dort die ſechs Säulen vor uns?“ begann ich nochmals.

„Nur Ueberbleibſel der alten Heiden,“ wiederholte mein Begleiter.

Es war der ſogenannte Tempio della pace und der Jupitertempel.

Daß die Zöglinge weder Archäologie noch Philologie trieben, ungeachtet ſie bei jedem Schritte über das Material ſtolpern, das wußte ich leider nun zu gut. Auch ſah ich jetzt ſchon wohl ein, wie wenig die geiſtige Richtung meiner Umgebung geeignet ſei, einem ſolchen irdiſchen Tand noch einiges Intereſſe abzugewinnen. Die zerfallenen Gemäuer, Bogen, Säulen und Tempelruinen rings herum glotzten mich in dieſer Geſellſchaft an wie gebeugte Tyrannen, und liſpelten düſter und leiſe in der ſäuſelnden Abendluft: „Wehe dir, wenn du lüſtern herüberſchauſt auf uns ſtummen Koloſſe der alten Heldenzeit! Unſer Anblick iſt verführeriſch. Auch wir herrſchten einſt allgewaltig, und ſind dennoch geſtürzt.“

Mit mir ſelbſt entzweit, wankte ich an der Seite meiner neuen Brüder über das Forum hin, auf dem einſt das Schickſal der Nationen ſich entſchied, und jetzt — der römiſche Viehmarkt gehalten wird!

Beim Eintritt in's Colleg that jeder Zögling, wie der Pförtner, der mir zuerſt deſſen Thüre geöffnet. Nun ging's hinauf in die Hauskapelle zum Gebet. Ich war als Gaſt davon dispenſirt, und der Pater Rector führte mich freundlich auf mein Zimmer, indem er ſich ſorgfältig nach Allem erkundigte, was ich in S. Saba gemacht, geſehen und empfunden.

III.

Das Abendeſſen, zu dem mir zwei neue Ankömmlinge, ein Rheinpreuße und ein Hannoveraner, nebſt einem ältern, bereits zum

Prieſter geweihten Zögling beigeſellt waren, entfaltete abermals die Vortrefflichkeit des Kochs und Kellers. Die zwei einen Tag vor mir angekommenen Gäſte waren ſchon bereits wie zu Hauſe. Es gefiel ihnen ganz vorzüglich, daß man hier nichts lernen müſſe, was nicht ſtreng zum Fach gehöre! daß die Philoſophie nur eine Widerlegung der philoſophiſchen Syſteme und geeignete Vorbereitung zur Theologie ſei, und daß endlich die Theologie ſelbſt nur hiſtoriſch und polemiſch vorgetragen werde als zweckdienliche Uebung zum ſpätern ernſten Kampf. Auch die Auslegung des „non multa sed multum“ beſagte ihnen wie feines Zuckerbackwerk. Die eigenthümliche Ueberſetzung lautet, wie ich jetzt beurtheilen kann: „Man gebe dem Zögling erſt dann ein zweckdienliches Lehrbuch in die Hände, wenn man ſeinen Verſtand durch Betrachtung von Tod, Gericht, Himmel, Hölle, Engel und Teufel nach der Anweiſung der ehrwürdigen Väter von allem Irdiſchen gereinigt, und wohl verwahrt hat vor jedem möglichen Rückfall in daſſelbe.“

Mir verging alle Eßluſt bei ſolchen Entdeckungen, die quer durch alle meine Erwartungen liefen, ja ſelbſt meinen Begriff von katholiſcher Duldſamkeit niederſtürzten. Ich hörte hier Aeußerungen, die man ſonſt nur in der Geſchichte des dreißigjährigen Krieges wieder findet; und eiskalt lief es mir über den Rücken, daß ich nicht ächt römiſch ſein ſollte, weil ich die Proteſtanten (hier nur Ketzer genannt) im Grund des Herzens doch nicht für ſchlecht halten konnte. Die Apotheoſe des Collegs, mit welcher der ältere Zögling das Mahl würzte, war für mich bittres Salz. Sie ſchloß mit den Worten: „Wir bekommen täglich eine gefährlichere Stellung in unſerm Vaterland. Die Mehrzahl unſerer eigenen Glaubensbrüder iſt nur noch dem Namen nach römiſch, und ſelbſt ihre größten Theologen Möhler und Döllinger haben in ihren Schriften manchen irrthümlichen Satz aufgeſtellt, wie unſer hochgelehrte Profeſſor Pater Perrone in ſeiner Dogmatica gründlich nachweiſt. Es iſt ſo weit gekommen, daß man nur noch in Rom ein guter Prieſter werden kann. Alle deutſchen Prieſter-Seminare und alle deutſchen Regierungen halten ein gottloſes Regiment. Theils beſtehen letztere aus Ketzern, theils laſſen ſie ketzeriſche und gottſchänderiſche Schriften ihres verderbten ruchloſen Gelehrtenſtandes ungehindert drucken und verkaufen. Meine lieben Freunde, wir ſind eine kleine Schaar Apoſtel in dem großen

Land der aufgeklärten Heiden. Aber desto erhabener ist unsre Bestimmung, und desto größer wird dereinst unser Lohn sein. Drum wollen wir auch fest stehen, und unsern Glauben vertheidigen und wehren mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln. Meine Freunde, das werden Sie Alles erst recht klar einsehen, wenn Sie einige Jahre in dieser väterlichen Anstalt zugebracht, und den Beruf unsers Schöpfers wahrhaft aufgenommen haben in Ihre Herzen."

Meine zwei künftigen jungen Collegen zollten dieser Rede vielen Beifall. Ich blickte stumm über die Tafel hin, und der begeisterte Mann fuhr gegen mich gewendet fort: „Sie gehören zu den Glücklichern von uns, denn Sie sind aus der schwäbisch-bairischen Provinz. Ihre Regierung setzt den in's Colleg Eintretenden keine Hindernisse in den Weg, und nach ihrer Rückkehr werden sie Alle mit recht passenden Anstellungen bedacht. Der Freund an Ihrer Seite, der Hannoveraner, mein Landsmann, hat nur mit Mühe von seiner Landesbehörde die endliche Erlaubniß erwirken können. Unser zweite Freund, der Rheinpreuße, durfte von seiner Landes-Regierung nicht einmal den Paß nehmen. Nur durch Empfehlung an eine nicht preußische katholische Behörde gelangte er in Besitz eines solchen, und dadurch auch hierher.

Die zwei Genannten erzählten nun umständlich den Verlauf ihrer bekämpften Schwierigkeiten, worauf uns der ältere Gesellschafter mit einer kurzen Geschichte des Collegs beglückte. Ich lasse sie in seinen eigenen Ausdrücken hier folgen:*)

„Als in jener unheilvollen Zeit, welche durch die Ketzerei Luthers und seiner Anhänger unser Vaterland vergiftet, auch die kaum erstandene ehrwürdige Gesellschaft Jesu von den Abtrünnigen verdächtigt, und im gottwohlgefälligen Geschäfte der Ketzervertilgung gehemmt wurde, faßte der heil. Ignatius von Loyola, unser Aller Vater, durch Gottes Eingebung den Plan, eine Anstalt in Rom zu gründen für deutsche Jünglinge, welche daselbst unter der Aufsicht

*) Wer über den Wirkungskreis der Anstalt bis zum Jahr 1770 ausführlichen Bericht verlangt, der lese die in Rom erschienene Historia Collegii von dem Jesuiten Julius Cordara nach. Ueber die neueste Periode wurde außer dem bereits besprochenen Werke noch nichts veröffentlicht, das nur einiges Licht in die vielverzweigten Chargen des wieder erstehenden Baues werfen könnte. K . . . . . t.

Digitized by Google

der ehrwürdigen Väter in den Grundſätzen des allein wahren Glaubens erzogen, und dann als Weltprieſter zurückgeſchickt werden ſollten in die Heimat, um die Treuen zu ſtärken, und die Abtrünnigen wieder zurück zu führen zum Heil. Papſt Julius III. und die Cardinäle unterſtützten das gottgefällige Werk durch hohe Privilegien und reiche Geldgeſchenke. Kaiſer Ferdinand und der Baierherzog Albert wurden bald thätige Gönner des Collegs. Gregors XIII. Munificenz erhob es zu einer Höhe, die in den Diözeſen Mainz, Trier, in Baiern und Oeſterreich die ſchönſten Früchte trug. Viele Zöglinge ſtiegen in hohe Aemter empor, ſowohl aus der Zahl der deutſchen Alumnen, als aus den beigeſellten Convicturen, welche die Söhne reicher und adeliger Familien aus allen Theilen Europa's bildeten. Einer davon wurde Papſt, nämlich Gregor XV., 22 wurden Cardinäle, 6 Erzkanzler des römiſchen Reiches, 21 Erzbiſchöfe und Primates, 135 Biſchöfe, 124 Suffraganbiſchöfe, 84 ſind als gelehrte Verfechter unſerer heiligen Religion in der Geſchichte bekannt, und 24 ſtarben in ihrem Apoſtelberuf als Märtyrer. Nach den Zeiten Gregors ſank auch die Bedeutung und Wirkung der Anſtalt allmählig, und beſtand ſeit 1773 bis 1814 kaum dem Namen nach. Während dieſer Zeit war nämlich die Stütze des Katholicismus, der Jeſuitenorden, durch eine unſelige Bulle des Papſtes Clemens XIV. aufgehoben. Sobald im Jahre 1814 Seine Heiligkeit, der ſelige Papſt Pius VII. durch die berühmte Bulle Sollicitudo omnium animarum die ehrwürdigen Väter wieder in ihre Rechte erhoben, warfen dieſe auch alſobald wieder ihren väterlichen Blick auf das verwaiſete Deutſchland, das ihrem chriſtlichen Sinne am Herzen lag. Aber das Werk war jetzt ſchwer. Theils fehlte es an Einkünften, die im Lauf der Zeiten verloren gegangen, theils iſt auch Deutſchland jetzt ſchwieriger als je geworden. Doch Gott iſt mit uns, wie ehemals. Das Vermögen der Anſtalt mehrt ſich täglich wieder; und haben wir auch noch nicht die alten Reichthümer und den alten Einfluß, ſo beſitzen wir doch den alten Geiſt, die alte Miſſion und die Regeln des heil. Ignatius. Jeder von uns trachtet nach ſeinen Kräften, einen Stein zum neuen Bau zu ſchaffen. Noch iſt die Zeit zu kurz, um ſchon reife Früchte zu ſehen. Aber die Anfänge ermuthigen. Jakob Fontana aus Lauſanne, der erſte Zögling des neu hergeſtellten Collegs, erhob als Coadjutor der Pfarre in Bern bereits

im Jahre 1823 und 24 kraftvoll seine Stimme gegen das verruchte Treiben der gemischten Ehen. Zwar brachten ihn die Bürger Berns aus der Stadt, allein der Märtyrer um des heil. Glaubens willen fand gastliche Aufnahme bei unsern Vätern und Lehrern zu Freiburg. Ja, er wurde sogar zur Schmach seiner Feinde 1833 bischöflicher Kanzler und 1836 Archidiakon Als solcher unternahm er 1837 in Glaubensangelegenheiten der Schweiz eine erfolgreiche Sendung nach Rom. Nächst diesem hochverdienten Manne zählen wir auch schon einen Bischof, nämlich den päpstlichen Hausprälaten Karl August Grafen von Reisach, Bischof zu Eichstädt,*) welcher der erste ist, der in Deutschland wieder ein Knaben- und Priester-Seminar nach den Bestimmungen unserer Väter organisirte. Diesen trefflichen Männern stehen schon viele andere zur Seite: in der Schweiz 38 und in den verschiedenen Theilen Deutschlands. Wir noch studirenden Zöglinge bestehen aus fünfzig, und sind alle mit gleichem Eifer zu gleichem Zwecke beseelt."

Während dieser Vorlesung, die ich hier in getreuem Auszug gab, war die Stunde angebrochen, nach welcher alle Bewohner des Klosters zu Bett sein müssen, daher trennten wir uns, und jeder ging in sein Schlafzimmer.

„Warum hast Du mir das alles nicht auch so auseinander gesetzt, blasser Mann im Schlafrock, auf den ich ganz vertraute, den ich ehrte, wie meinen Vater!" So sprach ich zu mir selbst, indem ich mich hinlehnte an's Fenster, durch das ich nur den Himmel sehen konnte, weil die Seite gegen die Erde mit Brettern verschlagen war. Ich bin der Sohn katholischer Eltern, alle meine Lehrer in Deutschland waren katholisch, aber nie habe ich eine solche Sprache von ihnen gehört. Die Warnung des Benedictiners in Augsburg, der Spott des Schweizers bei Marengo, wären also doch nicht ganz so grundlos, als ich gern glauben möchte! Oder habe ich nur geträumt? spiegelte mein Ohr mir leere Worte vor, die nie gesprochen wurden? Bin ich wirklich in Rom, dem Eldorado der Humanität? Sind das wirklich Grundsätze der Jesuiten, der unschuldigen, verfolg-

*) Der Bischof von Würzburg, Anton Stahl ist ebenfalls ein Zögling des Collegs.

Digitized by Google

ten, verläumdeten, liebevollen Söhne des heiligen Ignatius von Loyola? Was bewegt meine Bruſt plötzlich ſo heftig und angſtvoll? Zittre ich nur, weil dieſe Lehren, bis jetzt in ſanftern Worten vorgetragen, mir unverſtändlich blieben? Oder ſind dies in der That fremde Lehren? Bin ich plötzlich in einer neuen Welt?"

So dachte ich lange hin und her, aber ich rang vergebens nach Ruhe, und kein Schlaf ſchloß mein müdes Auge in dieſer erſten Nacht.

IV.

Wer in meinen Mittheilungen nur eine leere Unterhaltung ſucht, mag den jetzt folgenden Abſchnitt ruhig und ungeleſen überſchlagen. Ich habe hier eine gedrängte Zuſammenſtellung der von Loyola und den Päpſten Julius III. und Gregor XIII. erlaſſenen Verordnungen einzuſchalten, die meinen Leſern am beſten den richtigen Standpunkt andeuten können, von dem aus ſie den künſtlich organiſirten Körper zu würdigen haben, deſſen innere Conſtitution in der dritten und letzten Abtheilung an den Experimenten angedeutet werden ſoll, die man an mir ſelbſt verſucht.

In der päpſtlichen Stiftungsbulle vom 31. Auguſt 1552 iſt der Zweck des Collegs deutlich ausgeſprochen, und unter Androhung der Ungnade des allmächtigen Gottes und der heil. Apoſtelfürſten Petrus und Paulus für ewige Zeiten zur unumſtößlichen Maxime erhoben. Die Zöglinge ſind beſtimmt, und werden nach Deutſchland zurückgeſendet zur Herbeiziehung Anderer zu Chriſto (tamquam interpreti fidei athletae), zur Verkündigung und Lehre des Wortes Gottes, (qui id talentum acceperint, ad verbum Dei praedicandum) ſo wie zur Entdeckung des verborgenen Giftes der Ketzereien, zur Unterdrückung und Vernichtung offener Irrthümer, zur Vertheidigung des katholiſchen Glaubens durch Wort und That, und wo er ausgerottet iſt, zur Wiedereinführung deſſelben.*) Damit dies erreicht

*) — „nec non haeresum latens venenum deprehendendum, et errores apertos convincendum et resecandum, ac denique fidem ipsam tot is viribus defendendum, ac verbo et exemplo ampliandum, et, ubi extirpata sint, denno plantandum" ſchließt ein ellenlanger Satz im 1ſten Paragraph der angeführten Bulle.

werke, daß die Lösungen der Aufgaben in Zahlen und die reine Beweisführung, welche von Euklid nicht getrennt werden, wieder in Wirklichkeit und in Beispielen vor Augen gestellt werden, so daß man sie — Kinder und Greise in Bälde begreifen werden. Ebenso wird man die Lehren der Geometrie, die Euklid in seinen Büchern auf ungemein mühsame Weise beweist, in Bälde durch die Betrachtung in Wirklichkeit zu demonstrieren, und keinem von Allen zu beweisen brauchen, daß sich die Winkel der Dreiecke wirklich = 2 Rechten, die Seiten eines von den geometrischen Figuren, in denen gegeben werden, und noch so kleine sind, nie und nirgends auf Millionen gegen Millionen sind, „Schnitt und Verhältniß" die Namen verschiedener Arten einer neuen Species verstehe, und daß sich Alles, was Euklid in seinen Büchern beweist, wirklich so findet, und daß man Alles, was Euklid in seinen Büchern beweist, auch mit bloßer Hand und Instrumenten ebenso in seinen Folgen entdecken kann. Denn seine Folgen sind nur Instrumente, die Art der Anlegung ist die Methode, die Euklid in seinen Büchern gebraucht, und die Anlegung selbst ist das, was in der Geometrie Beweisführung heißt. Und die Anlegung wird in Bälde von Jedermann gesehen, und Jedermann wird sich überzeugen, daß sie nicht nur wahr, sondern auch unwiderleglich ist. Und Jedermann wird sich überzeugen, daß die Beweisführung Euklids Mühen und Arbeit so überflüssig

---

[1] Was geometrischer Augenschein ist, entscheidet, wie beim Anschauen überhaupt, jeder Mann, der sich seiner Augen bedient, und jeder Geometer, der sich seiner Augen bedient, ohne Euklid zu kennen.

[2] Es entstehen Widersprüche, wenn man Beobachtungen an sich selbst machen will, die nicht an sich selbst gemacht werden können, und wenn man Folgerungen für Tatsachen, und Tatsachen für Folgerungen nimmt. Ich will damit keineswegen sagen, daß man nicht Folgerungen aus Folgerungen machen könne, und daß nicht Tatsachen aus Tatsachen gefolgert werden können. Ich will nur sagen, daß man Folgerungen nicht für Tatsachen, und Tatsachen nicht für Folgerungen nehmen soll.

[3] Wenn Jemand Tatsachen anführen könnte, die meinen in gegenwärtiger Schrift enthaltenen Behauptungen widersprechen, so will ich sie gerne hören, und ich will sie gerne prüfen. Ich will sie aber nicht prüfen, wenn sie nur in Folgerungen bestehen, die aus Tatsachen gefolgert werden, und nicht in Tatsachen selbst.

[4] Alles scheinbare Wissen ohne Wirklichkeit ist Unwissenheit. Euklid hat in seinen Büchern nichts als ein scheinbares Wissen ohne Wirklichkeit gegeben, und es ist unbegreiflich, wie Jemand Euklid für wahrhaft wissend halten kann.

[5] „Ich habe niemals Schriften gelesen, die so wenig Gründe enthalten, als die meinigen. Ich habe nur Sätze, und Sätze sind keine Gründe. Ein Satz, der sich auf nichts gründet, ist ein Axiom. Ich habe Axiome, und Axiome sind keine Gründe." Worte Jesu.

Ueberdies sollen stets Männer in Deutschland angewiesen sein, die mit den nöthigen Bedingungen ausgestatteten Jünglinge aufzusuchen *). Kein im Colleg Erzogener darf nach Deutschland zurückgesandt werden, ohne daß durch den Rector oder einen andern Jesuiten den Protectoren der Anstalt (jetzt dem Jesuitengeneral Rothan) vorerst ausführlicher Bericht über ihn erstattet wurde, und diese seiner Person versichert sein können. („Nullus ex iis, qui in Collegio fuerint educati, in Germaniam amandabitur, quin prius" etc.) Die Protectoren der Anstalt (gegenwärtig der Jesuitengeneral Pater Rothan) sollen dabei wohl erwägen, ob die abgehenden Zöglinge an einem bestimmten Orte zu fixiren seien oder ob sie bald da, bald dorthin wandern sollen, je nachdem es die Art der Krankheit zu erfordern scheint. **) Desgleichen sollen die frommen Gewohnheiten des Collegs sämmtlich aufgezeichnet und allen spätern Alumnen zur Beobachtung mitgetheilt werden. („Piae quoque consuetudines nascentis" etc.) Diese Piae consuetudines werden keinem Zöglinge in die Hände gegeben. Er erfährt davon nur allmählig Bruchstücke durch mündliche Mittheilung. Ihren Geist lernen meine Leser in der dritten Abtheilung kennen.

Nachdem der neuangekommene Zögling einige Zeit (jetzt gewöhnlich sechs Monate) im Colleg verweilt hat, muß er vor sämmtlichen Mitgliedern der Anstalt im Sacellum (Beisaal) einen heiligen Eid schwören, Zeitlebens in Wort und That diesen Constitutiones unverbrüchlich treu zu bleiben. Es wird ihm zu diesem Zweck ein

---

*) „Deputabuntur per illustrissimos et reverendissimos Protectores, qui in Germania juvenes idoneos et necessariis conditionibus instructos inquirant" etc. Constitutionum §. 10. Das Ende dieses Paragraphs sagt, man möge die Jünglinge schon in Deutschland mit diesen Gesetzen bekannt machen. Das wäre recht schön, wenn es in praxi geübt würde. Leider aber scheint Ignatius hier gewissenhafter gewesen zu sein, als seine jetzt lebenden Söhne. Meine Leser erinnern sich wohl noch an den Lieutenant in der ersten Abtheilung! Es ist indeß wohl möglich, daß er die Anwendung der Constitutio bei mir aus guten subjectiven Gründen für überflüssig hielt.

**) „Considerabant etiam illi, an expediat aliquos in universam Germaniam mitti, et nullis certis urbibus destinari, ut medicinam nunc uni parti, nunc alteri adhibeant, ut judicaverint morbi rationem exposcere," lautet der Schluß des 25. Paragraphs der Constitutiones. Diese Verordnung ist gegenwärtig, wenigstens im Allgemeinen, außer Gebrauch gekommen. Die meisten Mitglieder leben auf fixen Pfründen oder geistlichen Professuren, wie andere katholische Priester. Ob die Regel noch in einzelnen Fällen Anwendung findet, kann ich weder bestreiten noch behaupten.

Digitized by Google

Formeln überhebt, und es kann nun vorteilhaft sein, darüber noch einen mit der Hand auf dem Stempelkissen neben Stempel und Kissen aufgestellten Apparat zu benutzen, damit nämlich die aufzudrückenden Typen in die Farbe der Stempelkissen so tief eingedrückt werden, daß sie nicht nur auf dem Papier, sondern auch auf der Haut des Fingers, welcher sie berührt, einen deutlichen Abdruck hervorbringen. Ist der Finger, der aufgedrückt hat, mit Farbe bedeckt, so kann er nicht mehr zum Lesen dienen, und es kann dann leicht eine Verwechslung eintreten, wenn nicht gewarnt wird, daß ein Stempel und Stempelkissen benutzt wird, und in wessen Händen dieses waren, und auf welche Art solche in den nächsten Stunden nach dem Gebrauche behandelt worden sind. Ein solcher Apparat ist in Fig. 1 und 2 in Seitenansicht und Grundriß dargestellt. Durch die Art desselben, in einer Hand Stempel und Stempelkissen-Platte und mit dem Zeigefinger jener gedrückt werden kann, ist, wie mir scheint, eine einfache Lösung dieser Frage gegeben, wenigstens gewissen praktischen Anforderungen dürfte sie genügen.

Folgende weitere Bemerkungen werden diese Art eines Stempels übrigens weiter erläutern:

1. Der Stempel ist abschließbar. Einige Stempelvorsteher ist es Gewohnheit, jeden Abend Stempel und Stempelkissen in ihrem Schreibtisch oder Schrank fortzuschließen. Wo solchen Leuten, welche die Anregung zu dieser vorliegenden Einrichtung erwarten, dies nicht mehr passt, kann sie einfach aufgehoben werden, indem der Stempel in der Mitte durchgeschnitten und durch eine Schraube wieder zusammengehalten werden kann. Es ist aber eine nur untergeordnete Art, und sie dürfte auch meinen eigenen Einrichtungen, deren ich meine Schule in der Hinsicht mit Vorliebe versehen habe, in derselben ich ein Muster, durch Ziehen der Schraube, wie ich es für nötig halte, herstellen. Auch über zwei Farben soll. Die Anwendung dieser Einrichtung[1] Stempelchen wird Einiges (ist es nur Zeit) Ihnen sagen und dem geehrten Publikum.

[1] Auch die Schule hält mehr unseren gewissen, indem sie Farbe zu bestimmten Zwecken, wie Stempel, Stempelkissen, Stempelfarbe, Stempelpapier benutzen kann. Es wird Farbe nicht eine Farbe verwendet.

2) Preußische Unterthanen erhalten ebenfalls von ihrer weltlichen Obrigkeit keine Bewilligung. Die angeworbenen Jünglinge wissen aber diese zu umgehen. Sie lassen sich nur zu einer kurzen Erholungsreise während der Herbstferien einen Paß nach Rom ausstellen. Wird ihnen dieser verweigert, so nehmen sie eine Reiselegitimation bis in einen unfern gelegenen katholischen Staat. (Nicht Oesterreich!) Hier werden ihnen durch Empfehlungen und Verbindungen die erforderlichen Documente verschafft. Haben sie in Rom ausstudirt, so wissen sie auf ähnliche Art die zur Rückkehr nach Preußen nöthigen Bedingungen zu umgehen, und werden sämmtlich als Seelsorger in den Diözesen Trier, Münster und Paderborn angestellt. Ob der Regierung diese Abschweife bekannt sind, oder ob die Bischöfe der genannten Diözesen mehrere geistliche Pfründen eigenmächtig zu vergeben haben und diese ohne Genehmigung der weltlichen Obrigkeit mit Priestern aus dem deutschen Colleg besetzen dürfen, das mögen Andere entziffern! Mir sind die hierher gehörigen preußischen Landesgesetze nicht zugänglich.

3) Merkwürdig ist es, daß auch in den österreichischen Staaten der Eintritt in's Collegio Germanico untersagt ist. Ob Oesterreich hierbei vom stehenden Prinzip ausgeht, überhaupt keinen Unterthanen im Ausland studiren zu lassen, oder ob sonstige Gründe vorwalten! Jedenfalls giebt die so angewendete Demonstration Grund zu einigen Betrachtungen, die jeder Leser selbst machen kann. Uebrigens fanden seit 1818 doch auch drei kaiserliche Unterthanen den Weg nach Rom, wovon der Eine aber schon als Zögling starb.

4) Seit 1838 hat sich die Thätigkeit dieser Missionszöglinge bedeutend vermehrt. Die gegenwärtige statistische Uebersicht sämmtlicher Mitglieder der Anstalt dürfte jetzt ungefähr folgende sein: in Bayern 40, in Baden 3, in Württemberg 1, in Nassau 6, in Rheinpreußen (Trier, Münster und Paderborn) 25, in Hannover 21, in Oldenburg 2, in der Schweiz 48 (nicht zu verwechseln mit den in dortigen Klöstern lebenden Jesuiten!), in Holland 3, in Belgien 2, in Polen 2, und Studirende in der Anstalt selbst, die aus allen genannten Ländern ausgewählt wurden, circa 50. *)

*) Die Holländer, Belgier und Polen sind nur Convictoren der Anstalt, d. h. sie bezahlten Kostgeld und Unterricht in Rom, und hatten auch den er-

5) Zu Anfang des tridentiniſchen Concils wurde dies Colleg zum Muſterbild aller biſchöflichen Prieſterſeminare erhoben — eine Auszeichnung, welche die Vorſtände deſſelben ſpäter nicht ſpurlos vorübergehen ließen. Alle Zöglinge ſind noch heut zu Tage verpflichtet, ihren Einfluß auf deutſche Prieſteranſtalten nach Kräften geltend zu machen.

V.

Am Abend, an dem mich die Leſer vor dem bretterverſchlagenen Fenſter ſahen, waren mir die in Nr. 2. mitgetheilten Documente noch fremd. Deſſenungeachtet ſtand ich ſchon am nächſten, früheſten Morgen in der Halle des Rectors, willens, ihn um ein offenes Wort zu bitten und ihm zu bekennen, was mich dieſe Nacht bewegte.

Pater Landes ließ mich mit größter Geduld eine Stunde lang erzählen und klagen. Ich warf dabei Philologie und andere Antiquitäten, Citate aus der Abendunterhaltung und Bruchſtücke aus meinem bekannten Regiſter ſammt anderem preciöſem Zeug in ſo bunter Unordnung durch einander, daß meine tragicomiſche Klage ſelbſt das weichherzigſte Publikum recht heiter geſtimmt haben müßte. Als ich meine treffliche Rede, an der ich die ganze Nacht ſtudirt, beendet hatte, ergriff der Rector freundlich meine Hand und begann in einnehmendem Mentortone ungefähr folgende Entgegnung:

„Du lieber Gott, was ſind Sie für ein raſcher Menſch! Sie brechen ja die ganze Welt in einem Augenblick über's Knie zuſammen, als ob ſie nur ein zarter Birkenſtrauch wäre. Sehen Sie uns nur erſt recht an! Wir ſind ganz zahme Lämmlein, die nur aus chriſtlicher Liebe die verirrten Schaafe wieder zurückführen wollen in den Schaafſtall der Auserwählten. Wir bekehren nicht mit Feuer

---

wähnten Eid nicht zu leiſten. Eine namentliche Aufführung ſämmtlicher von 1814 bis 1841 eingetretener Zöglinge finden die Leſer in dem ſchon mehrmals citirten Werke. Das Verzeichniß hat aber den Fehler, daß es den Tag der Ankunft in Rom als definitiven Eintritt annimmt, was doch erſt ſechs Monate ſpäter geſchehen kann. Auf dieſe Art führt es auch die Namen derjenigen als wirkliche Mitglieder der Anſtalt an, welche gleich nach Kenntnißnahme der Statuten und Hausordnung ſich wieder zurückzogen. Dieſe Ehre erweiſt es auch mir, und es ergötzte mich herzlich, als ich dadurch zu gleicher Zeit in Leipzig als Jeſuit angekündigt und in der Augsburger Poſtzeitung von einem Günſtling der Anſtalt wegen Darſtellung meiner mordluſtigen „Prätendenten" auf dem Hoftheater zu München in chriſtlicher Huld und Liebe katechiſirt wurde.

und Schwert und ſäen keinen Zank und Streit unter die Menſchen. Mein Sohn, den ich Ihnen geſtern zur Unterhaltung ſandte, hat ſich in ſeinem frommen Eifer nur etwas vergeſſen und zu harte Ausdrücke gewählt. Sie dagegen bringen aus Deutſchland noch zu freiſinnige Ideen mit ſich. Da ſind ſich natürlich zwei Gegenpole unfreundlich genaht. Das legt ſich Alles mit der Zeit. Werden Sie nur fromm und beten Sie fleißig, daß der Herr Ihnen das wahre Licht des Glaubens ſende. Ich begreife Ihre Aufregung wohl, und zürne Ihnen deshalb auch gar nicht. Sie haben ja noch keine ächt chriſtliche Erziehung genoſſen. So bald Sie nur kurze Zeit nach unſern Hausregeln leben, werden Sie ſchon das Unnöthige und Schädliche aller der Wiſſenſchaften erkennen, die Sie jetzt ungern vermiſſen. Und wenn Sie mir auch jetzt gleich entlaufen wollten, ſo dürfte ich Sie nicht gehen laſſen. Sie ſind nur mit ausdrücklicher Erlaubniß der Eltern und Vorgeſetzten in unſere Mitte aufgenommen worden, und dürfen nur mit ihrer Einwilligung wieder von uns entlaſſen werden. Dieſe einzuholen, braucht es einige Wochen. Weil Sie daher jedenfalls ſo lange ausharren müßten, ſo bleiben Sie lieber freiwillig auf Probe. Machen Sie Ihren lieben Eltern keinen unnöthigen Kummer. Es iſt ein verdienſtliches Werk, und Sie werden bald einſehen, wie ſehr ich nur Ihr zeitliches und ewiges Heil will, mein liebes Kind!“

Bei der Erinnerung an meine guten Eltern ſchwand ein Theil des Grolls. Ihnen zu Lieb war ich zu einem Opfer bereit. Auch ſtand ja für die nächſte Zeit nun keine Wahl mehr in meiner Macht. Mein Gepäck, mein Reiſegeld lag in den Händen der Jeſuiten. Die Thüre des Collegs war feſt verſchloſſen und bewacht. Wer ſollte ſich unter ſolchen Auſpicien nicht gern zu einer freiwilligen Probe bequemen? Auch der Gefangene bleibt im Kerker, bis der Wächter die Feſſeln löſt und ſagt: „Jetzt iſt's erlaubt zu gehen!“

Die nächſten Tage vergingen in lauter geiſtlichen Betrachtungen. Ich ſprach während derſelben, der gegebenen Weiſung gemäß, nicht ein Wort, hörte viel predigen von Tod und Gericht, von ewigen Freuden und ewigen Martern, vom Fegefeuer und von der Jungfrau Maria, vom heil. Ignatius und heil. Aloyſius, von Reliquien und von Wundern, vom heil. Carl Borromäus, der Abtödtung alles Fleiſches und noch tauſend andern Abtödtungen, wobei mir's angſt

und bang um's Herz wurde. Darauf mußte ich zur Generalbeichte gehen, und erhielt vollkommenen Ablaß. Nach dieſer Vorbereitung war ich rein und würdig, einzutreten in's Heiligthum und den geweihten Rock zu empfangen. Daher ſchnitt ein Frater jetzt meine Locken bis auf's letzte Haar kurz am Kopfe ab; den Bart jedoch dispenſirte er von der grauſamen Scheere, indem die träge Natur noch keine Spur von ihm an's Tageslicht gefördert. Dafür aber mußte mein Gallakleid aus Augsburg büßen. Es ward unter Schloß und Riegel geſperrt, und ich ſchritt im rothen Gewand, die Prieſtermütze auf dem Kopf, durch die dunkeln Gänge hin, ein ächter Jeſuitenzögling!

Digitized by Google

Krakau.

Von C. Göhring.

II.

Ich lobe mir meine polnische Gefährtin. Sie lachte auch nicht einmal über den uralten Drachen, welcher der Höhle im Wawelberge den Namen verliehen hat, und erzählte, daß dieses Ungeheuer den Aufbau der kaum neu begründeten Stadt Krakau dadurch gestört habe, daß es die Bauleute erwürgt oder wiederholt zur Flucht gezwungen. Der Fürst Krakus sah sich seiner Stadt wegen genöthiget, dieses Ungethüm, welches meine Gefährtin für eine riesenhafte Schlange hielt, zu beseitigen. Dies gelang ihm dadurch, daß er Thiercadaver mit Feuerstoffen gefüllt vor die Höhle werfen ließ. Der Drache fraß die Cadaver und die Feuerstoffe explodirten in seinem Leibe und raubten ihm das Leben.

Mehre alte Chronikenschreiber berichten dieses abenteuerliche Ereigniß, und einer derselben, ein krakauischer Bischof, findet in demselben sogar den Namen der Stadt Krakau begründet. Auf den Cadaver des Drachen, erzählt er, seien dichte Schwärme von Raben niedergefallen und haben bei ihrem Jubelschmause entsetzlich gekrächzet. Von diesem Krächzen (polnisch: krakac) komme der Name Krakau.

Wir schritten in das alte Schloß. Aus der Hand des Herzogs Krakus ist es hölzern gekommen, und erst der König Kasimir der Große, den die meisten öffentlichen Prachtgebäude zu Krakau als ihren Schöpfer preisen, verwandelte es in Stein. Es ist ein riesiges, aus vielen einzelnen großen Bauwerken bestehendes Ganze, welches auch dem Beschauer, der nicht an die Geschichte Polens denkt, Ehrfurcht einflößt. Die Gebäude sind colossal. Mehre große Höfe befinden sich zwischen ihnen. Der Palast, welchen die polnischen Kö-

Digitized by Google

nige beſonders bewohnten, iſt ein Ungeheuer von Bauwerk in Betracht der Größe. Ringsum ſtützen ihn Pfeiler. In dieſem Gebäude lagen bis zum Jahre 1610, wo Sigismund III. die Reſidenz von Krakau nach Warſchau verlegte, die Reichsinſignien; in ihm hatten bis zu dieſer Zeit auch die Krönungen ſtattgefunden.

Ehedem hat dieſer rieſenhafte Palaſt von Pracht geſtrotzt; jeder der alten polniſchen Könige hatte ihn mit architektoniſchen oder anderen Koſtbarkeiten bereichert. Von denen freilich iſt gegenwärtig nur hier und dort noch die Spur zu finden. Feuersbrünſte haben einige Koſtbarkeiten, von denen uns die Geſchichte berichtet, geraubt, durch die Fremdherrſchaft aber ſind alle verloren gegangen.

Ehe Oeſterreich die Stadt Krakau überkam (vor dem Jahre 1796), ſchmückten herrliche Marmorſtuccaturen das Schloßgebäude, in den Gemächern der alten Könige hingen koſtbare Gemälde — ausſchließlich von italieniſchen Meiſtern, — wundervoll gewirkte Seidentapeten bekleideten die Wände, Marmorſtatuen verzierten die Geſimſe der Kamine und Thüren und die Niſchen in den Fenſtermauern, an den Decken hafteten herrliche Stuccaturſtücke, zwiſchen denen die reichſten Goldverzierungen blitzten, und zwiſchen den prachtvollen Decken und den ſchönen Marmorfußböden hingen Kronleuchter von Gold, Silber und Kryſtall, die ſowohl in der Künſtlichkeit ihres Baues, als in ihrer Maſſe einen kaum berechenbaren Werth beſaßen.

Von allen dieſen Reichthümern und Koſtbarkeiten, welche die alten Könige Polens umgeben hatten, fand ich jetzt nichts mehr. Während der Zeit von 1796 bis 1809, in welcher Krakau in der Hand Oeſterreichs war, ſind dieſelben dem alten polniſchen Königsſchloſſe entnommen und, wie man in Krakau hört, nach Wien gebracht worden.

Dieſe Attribute des alten Königthumes waren den nationalſtolzen, in Vaterlandsliebe faſt ſchwärmeriſchen Polen unendlich viel werth, ſie waren ihnen verehrte Denkmäler, Heiligthümer, und ſo würde man ihretwegen auf Oeſterreich zürnen mögen, beachtete man nicht, daß durch daſſelbe den Polen doch auch unendlich viel Gutes geſtiftet worden iſt. Denn daß Krakau ſammt jenem Theile Polens unter der dreizehnjährigen Herrſchaft Oeſterreichs mehr gewonnen hat, als in den ganzen vorhergehenden zwei Jahrhunderten, das iſt

Digitized by

unbestreitbar, und wird in Krakau auch selbst von solchen Leuten nicht geleugnet, welche um der Entreicherung des Königsschlosses willen ungehalten oder gar erbittert auf Oesterreich sind.

Als Oesterreich im Jahre 1796 seinen Theil Polens und mit diesem Krakau übernahm, mußte ihm natürlich die Organisation seines Verwaltungswesens das Wichtigste erscheinen. Es bedurfte zu Krakau einer Kaserne, und diese konnte es sich nur aus dem alten Königsschlosse schaffen. Was aber sollten die königlichen Kostbarkeiten in einer Kaserne? Es nahm dieselben daher heraus, und zwar um so unbedenklicher, als dieselben ihm nicht als Heiligthümer galten, wie den Polen. Rücksicht auf diese allerdings hätte es nehmen und die alten Denkmäler wenigstens in der Stadt Krakau lassen sollen. Vielleicht wußte Oesterreich nicht, wie heilig den Polen dieselben seien; es konnte sich das nicht denken.

Wir Deutschen fühlen nicht eben in nationalen Denkmälern eine so gewaltige Heiligkeit und können uns daher nicht leicht in das Gefühl der Polen versetzen. Während die Polen schaarenweis nach dem Schloß Pulawy und dem zu Krakau wallfahrten und in hinreißender Begeisterung einst jauchzten, jetzt weinen, fragt in unserem lieben deutschen Vaterlande außer einigen Literaten, welche Stoff zu einer Novelle brauchen, kein Mensch nach der eisernen Krone und dem alten Kaiserstuhle zu Aachen. Bildergallerien, Kunstausstellungen und Fräulein Taglioni erheben unser Herz; was kümmert uns sehr der Plunder aus der altdeutschen Welt? Wir sind vielleicht kleinere Narren als die Polen, aber die Polen sind größere Menschen als wir.

Nachdem Oesterreich das alte Königsschloß bereits zur Kaserne herabgewürdigt hatte, war es nicht eben entsetzlich, daß der Senat der „freien, unabhängigen und streng neutralen Stadt Krakau mit ihrem Gebiet" dasselbe in ein Spital und Armenverpflegungshaus verwandelte. Die Stufe vom Königsschloß zur Kaserne ist weit tiefer, als die von der Kaserne zum Spital.

In den einst von Gold und Silber und Kunstwerken strotzenden Zimmern des zweiten Stockwerks, in denen der große Kasimir und der unbesiegte Sobieski gewohnt, fand ich jetzt unter verrauchten Decken auf verkotheten Dielen Kranke und Bettler. Ich bin kein Communist, gestehe aber, daß mich dies ungemein erbaute.

Digitized by Google

„Sieh' Herr!" meinte meine Begleiterin, „die Bettler von Krakau wohnen in königlichen Zimmern; das ist gewiß großartig — wo müssen nun erst die Könige von Polen wohnen?"

„Jedenfalls in himmlischen Zimmern," antwortete ich in halbem Scherz.

„Ach ja!" stöhnte sie und ihr Bruder verzog die Mienen, als erfasse ihn ein heftiger Schmerz.

Wir gingen über einen weiten, viereckten Platz nach der Schloßkirche. Meine Gefährtin erzählte, daß auf diesem Platze einst zwei kleine, recht schöne Kirchen gestanden haben, und mein Gefährte erklärte, daß sie unter der Herrschaft Oesterreichs abgetragen worden seien, um dem Militair, welches im Schlosse gelegen, einen bequemen Exercirplatz zu verschaffen.

Da drei Kirchen im Schlosse sich befanden, so waren meiner Meinung nach allerdings zwei zum Ueberfluß. Es ist gewiß nicht gut, wenn die Kirche sich allzuweit und breit macht; die Menschheit verliert dadurch draußen die Welt, und sucht sie in der Kirche; das ist nicht gut — auch verliert sie in dem allzuweiten Raume, und namentlich wegen der hineingezogenen Welt, gar leicht die Spur zu Gott. War freilich das Schloß als uraltes Denkmal ein Heiligthum, so konnten die beiden überflüssigen Kirchen nicht entfernt werden, ohne daß das Heiligthum verletzt wurde . . . .

Der Verlust wäre vielleicht weniger zu betrauern gewesen, wenn die österreichische Regierung hundert Kirchen in der Stadt Krakau hinweggeräumt hätte. Die beiden Kirchen im Schlosse waren heiliger, als hundert in der Stadt. Ohnehin wären nach Entfernung von hundert Kirchen der Stadt immer noch zwölf geblieben, die den dreißig tausend christlichen Einwohnern einen gewiß genugsam breiten Weg zum Himmel bildeten.

Die Leser werden darüber erstaunen, daß Krakau für seine dreißigtausend Christen (früher besaß es freilich sechzigtausend) hundert und zwölf Kirchen besitzt. Ich selbst staune diesen Kirchenreichthum an, und würde ihn anstaunen, wenn selbst Krakau noch seine sechzig tausend Christen besäße.

Wozu dieser Ueberfluß an Kirchen, ist mir nicht ganz begreiflich, woher er kommt, etwas mehr. Mit Ausnahme einiger uralten stammen die Kirchen sämmtlich aus dem Mittelalter, und dieses war nun

Digitized by Google

einmal die religiöse Geschichtsperiode. Der Glaube saß auf dem Weltthrone, und diesem huldigte die Menschheit, als dem einigen allmächtigen Herrscher. Der Glaube ist nun in unzählige Glauben zerfahren; jeder Mensch hat seinen besonderen Glauben: und so bauet man keine Kirchen mehr, denn ein Jeder müßte beinahe für sich allein eine bauen. Jetzt bauen nur noch die Staatsregierungen Kirchen, denn deren Glaube ist einig geblieben; sie aber machen es damit nicht eben gar zu bunt, weil sie noch andere Glauben haben, denen sie Tempel bauen müssen, z. B. Festungen, Zeug- und Zuchthäuser und Regierungspaläste.

Wir traten in die Schloßkirche, welche neben dem Königspalaste steht. Nimmer erfaßte mein Auge mit einem Blicke eine solche Masse kirchlicher Pracht, als hier. Nichts als Marmor, Alabaster, Gold, Silber, Edelsteine, Sammet, Seide und Gemälde! Von dem in ungeheuerer Höhe über dem Haupte schwebenden Kirchengewölbe blitzten unzählige goldene Arme (ein Geschenk Kasimirs des Großen) herab; die kostbarsten Tapeten prangen von den Wänden, und die Altäre, deren es nicht weniger als sechs und zwanzig in dieser riesenhaften Kirche giebt, berauschen durch herrliche Gemälde und anderen Schmuck das Auge.

Unter all' den polnischen Königen, welche seit der Mitte des 14ten Jahrhunderts in Krakau residirt haben, hat es wohl nicht einen gegeben, der nicht diese Kirche mit Reichthümern und Herrlichkeiten gesegnet hätte. Die Krakauer Bischöfe thaten es den Königen nach, und ihnen viele reiche Privatpersonen. Daher diese unermeßliche Pracht.

Ich erwähnte die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts. In dieser nämlich ist die Schloßkirche zu Krakau erbauet worden. Die gegenwärtige aber ist die zweite Schloßkirche. Die erste wurde von dem ersten christlichen Beherrscher von Polen Mieczyaw I. in der Mitte des zehnten Jahrhunderts auf derselben Stelle, wo die gegenwärtige sich befindet, erbaut. Diese alte Kirche verbrannte zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts mit dem Schlosse. Uralte Denkmäler sind dadurch untergegangen, die darum für uns von unendlichem Werthe sein müßten, daß sie Zeugen und Berichterstatter des Ueberganges des Heidenthumes in das Christenthum wären.

Nachdem wir die Altäre, unter denen sich, wie sich erwarten

läßt, auch ein wunderthätiger befand, betrachtet hatten, schritten wir in die Kapellen, deren es in der Kirche achtzehn giebt. Die herrlichsten Grabdenkmäler der polnischen Könige, Krakauer Bischöfe und anderer polnischen Großen finden sich in denselben. Die älteste, welche königliche Gräber besitzt, im funfzehnten Jahrhundert gebaut, ist die Kreuzkapelle, in welcher die Könige Michael Wisnowiecki und Wladislaw und Kasimir Jagello ruhen; die prachtvollste aber ist die Sigismund- oder Jagellonenkapelle, welche im Jahre 1520 errichtet worden ist, und die Statuen mehrerer jagellonischer Könige, die Gräber und Grabdenkmäler von den Königen Sigismund I., Sigismund August und der Königin Anna, einen prachtvollen Thron von Marmor und den Feldaltar Sigismunds I. enthält. Auch äußerlich strotzt diese Kapelle von Pracht. Ihre Kuppel ist über und über vergoldet, und wirft bei Sonnenschein eine Strahlenmasse von sich, die das Auge nicht ertragen kann.

Als ich in all' den Kapellen gewesen war, in welchen königliche Todte und Personen von geschichtlicher Wichtigkeit ruhen, führten mich meine Gefährten nach der großen Kirchthüre hin, unfern welcher sich der Eingang zu einem unterirdischen Grabgewölbe befindet. Vor diesem Eingange blieben sie zögernd stehen, und sagten: „Hier unten ruht Thaddäus Kosciuszko." Ich weiß nicht, wie mir bei diesen Worten geschah. Ich bin kein Pole, aber es war mir, als zersprengte eine bittere, bittere Wehmuth mir das Herz, als solle ich weinen wie ein Kind. Vor den vielen Gräbern in den Kapellen, einen wie erschütternden Eindruck sie auch auf mich hervorbrachten, hatte ich meine Festigkeit behalten, hier aber war sie mir so verschwunden, daß ich kaum Muth besaß, in das unterirdische Gewölbe hinabzusteigen.

Drei Särge von schwarzem Marmor stehen in demselben, und in diesen ruhen drei Männer, welche lebendig sein werden bis zu dem Tage, wo die ganze Welt im Todesschlafe liegt. Diese drei Männer sind der König Johann Sobiesky, der Fürst Joseph Poniatowsky und der Herrlichste, den Polen je geboren, Thaddäus Kosciuszko.

Es ist in der That ein Trost, freilich ein recht schmerzlicher, kleiner, daß doch Polen ein wenigstens dem Namen nach freies Stückchen Land behalten hat, auf dem es seinem Kosciuszko ein Ruhelager bereiten konnte. Weder in Galizien, noch im Herzogthum

Digitized by Google

Poſen, noch im Königreiche hätte Polen dieſem herrlichen, tugendvollen Freiheitshelden ſein ewiges Bett aufſchlagen können; Krakau, der Freiſtaat, war das einzige Stück Erde, was wenigſtens zur Noth ſich eignete.

Kann Krakau ſich nun auch gerade nicht allzuſehr ſeiner in ſeinem Titel hängenden Freiheit rühmen, ſo darf es doch wenigſtens glücklich darum ſich fühlen, daß es die ganze lange Reihe ſeiner Könige, Königinnen und der durch ihre Handlungen und Tugenden hiſtoriſch größten Polen in ſeinem Schooße zum jüngſten Tage trägt. Sinke Krakau hinab zum elendeſten Hüttchen; es wird immer groß und herrlich ſein; die Todten, die es trägt, tragen es hoch vor der Welt, und der Nimbus, der dieſe umſchwebt, wird Krakau ſelbſt zu einem Nimbus.

Krakau iſt das größte Denkmal des polniſchen Reiches, denn faſt jeder Stein in ihm greift in die Geſchichte dieſes Reiches. Es iſt das Ruhmdenkmal, es iſt das Grabdenkmal Polens. Jede Geſchichtsperiode hat ſich an ihm in tauſend Einzelnheiten abgezeichnet, und wer Krakau geſehen, hat gewiſſermaßen das ganze alte Reich der Polen, faſt bis auf ſeinen Urſprung zurück kennen gelernt.

Mein gefälliges Begleiterpaar ſprach vor den drei Särgen in dem Grabgewölbe kein Wort; ich gab ihnen keine Veranlaſſung dazu. Der Kirchendiener, welcher uns führte, recitirte wie ein Staar die Beſchreibung, und ſchien nichts von der Heiligkeit des Ortes zu empfinden, welche auf unſeren Herzen ſchwer laſtete.

Als ich aus dem Grabgewölbe herausgeſtiegen war, ich geſtehe es, kam mir die Menſchheit entſetzlich verächtlich vor. Der Kirchendiener hatte geſagt, alle Fremde, die Krakau beſuchen, drängen ſich in dieſes Grabgewölbe, und ſtehen bewundernd und anbetend vor den drei Männern, die hier Leichen ſeien, aber vorzugsweiſe vor Kosciuszco.

Was bewundert, fragte ich mich, nun eigentlich die ſich herzudrängende Menſchheit in dieſen drei Männern? Die Tugend bewundert ſie, vor der Tugend derſelben fällt ſie anbetend auf die Knie nieder. „Elende Menſchheit!“ dachte ich, „wie ſelten muß dir die Tugend ſein, daß du ſie bewunderſt, wie wenig muß ſie dir ein gemeines Gut ſein, daß du um ihretwillen Leichen, die lebendig ſie getragen, vergötterſt!“

Polizeiliche Ehescheidung.

„Wie ich Euch sage, Frau Gevatterin! Wie ich Euch sage. Hat die gräulichsten, gotteslästerlichsten Dinge drucken lassen, glaubt weder an Gott, noch den Teufel, noch den König! Gott steh' uns bei, Frau Gevatterin!"

„Wie ich Euch sage. Und heute Morgen ist der Kommissair gekommen mit vier Gensd'armen, hat ihm alle seine Briefschaften versiegelt, und ihn auf die Vogtei abgeführt."

„Was man nicht erlebt in diesen Zeiten! Und dieser stille magere Mensch mit seinem Wassersuppen-Gesicht. — Ei, du mein Gott, wer hätt's von dem geglaubt, daß er mit der Polizei zu thun kriegte!"

„Hab's immer gesagt, Frau Gevatterin, sind Heimtücker die Kerle. Jetzt sieht man's. Ein Kommissair mit vier Gensdarmen, und am hellen Tage durch die Stadt geführt!"

„Ach, und die arme junge Frau mit ihren drei Kindern! Um die thut's mir leid, Gott verzeih mir's, nicht um den Mann, nicht im Geringsten. Aber es war so eine liebe, brave Frau, trug sich immer so nett und war so freundlich — Herr, mein Gott, was wird das für ein Schlag für die arme Frau gewesen sein!" —

„Ist aber selbst Schuld daran, warum hat sie sich mit so Einem eingelassen. Das Literatenvolk ist gar nichts werth. Aus aller Herren Länder werden sie weggejagt, laufen in der Fremde herum, oder werden eingesperrt. Alle Woche steht so eine Geschichte in der Zeitung, und erst neulich habe ich gelesen, daß sie Einen auf sieben Jahre nach Magdeburg gebracht haben."

„Ei du mein Gott, Frau Gevatterin, auf sieben Jahre, das ist ja gräulich!"

Digitized by Google

„Ja, und die Zeitungen ſind immer voll von ſolchen Sachen. Die Polizei iſt ihnen immer auf den Hacken, was kann da Gutes an den Leuten ſein? Nicht einen Dreier geb' ich auf ſolch' einen Kerl." —

Das Geſpräch, welches wir die beiden Weiber auf der Gaſſe in K. eben führen hörten, bezog ſich auf einen jungen Mann, Namens Paul. Derſelbe hatte früher dem Studium der Theologie obgelegen und ſeine Prüfungen mit glänzendem Erfolg beſtanden. Von der Kandidatur aber war er von dem Konſiſtorium in ſeine Heimath zurückgewieſen worden, weil die in ſeiner Probepredigt ausgeſprochenen Grundſätze als der herrſchenden Richtung zuwiderlaufend erachtet wurden. Paul hatte von Haus aus nur ein kleines Vermögen beſeſſen, und dies war durch ſeine Studien faſt gänzlich erſchöpft. Als ihm daher durch das Konſiſtorium die Ausſicht auf eine Anſtellung abgeſchnitten ward, mußte er ſich eine andere Exiſtenz zu begründen ſuchen. Er verließ zunächſt ſeine Heimath und begab ſich nach K., wo er Gelegenheit fand, ſeine Thätigkeit auf literariſche Arbeiten zu verwenden. Nach einem Jahre heirathete er hier ein junges liebenswürdiges Mädchen aus den ſogenannten gebildeten Ständen, der aus ihren einſt glücklichen Verhältniſſen nur ein geringes Kapital geblieben war. Indeß verſchaffte dies und die Thätigkeit Pauls den beiden Gatten eine hinlänglich ruhige Exiſtenz und ihr beſcheidenes Glück ward lange durch nichts getrübt. Thereſe ſchenkte ihrem Gatten im Laufe der Zeit drei Kinder; ſie war eine ſchlanke, hübſche Blondine, voll ſittſamer, natürlicher Liebenswürdigkeit, die durch ihr einfaches Weſen Alle, die ihr nahe kamen, feſſeln mußte. Ihren Gatten liebte ſie mit unausſprechlicher Hingebung, und die Kinder, auf welche Beide ihre ganze Sorgfalt und Zärtlichkeit wendeten, befeſtigte das innige Band des Paares immer mehr. Um dieſe Zeit erregte eine Arbeit Pauls — in welcher Art, iſt hier gleichgültig — die Aufmerkſamkeit der Polizei. Ganz wie oben die beiden Weiber erzählten, trat eines Morgens ein Polizeibeamter mit vier Gensdarmen in Pauls Wohnung, durchſtöberte, obgleich Paul ſich zu dem quäſtionirten Artikel bekannt hatte, alle Papiere deſſelben, ſteckte Briefe und Manuſcripte ein und führte Paul mit ſich fort. Thereſe gerieth dabei in die furchtbarſte Angſt. Mit

Thränen der Verzweiflung fiel ſie den Beamten zu Füßen und beſchwor ihn, ihr den Gatten zu laſſen. Der Kommiſſair hob ſie artig auf und ſagte, daß er nur das Werkzeug einer höhern Macht ſei. „Uebrigens," meinte er beruhigend, „würde die Sache wohl nicht viel zu bedeuten haben."

In der That wurden auch die Beſorgniſſe Thereſens — wenigſtens für den Augenblick — bald zerſtreut, denn nach Verlauf von einigen Stunden kehrte Paul von der Polizei zu ſeiner Gattin zurück.

Paul war ein Ausländer, ein deutſcher nämlich. Als er ſich in K. verheirathet hatte, war er um Ertheilung des Bürgerrechtes eingekommen, die Polizei aber hatte ihm den Beſcheid gegeben, daß man gegen ſeinen Aufenthalt in K. zwar nichts habe, ihm aber das Bürgerrecht vorläufig nicht ertheilen könne. Da die Gemeinden zur Aufnahme von Ausländern nicht verpflichtet ſind, ſo hatte ſich Paul damals bei dieſem Beſcheide begnügen müſſen. Als er jetzt nach der Polizei gebracht wurde, nahm man einfach ein Protokoll über ſeine Verhältniſſe auf; ſein Antrag: wenn irgend etwas gegen ihn vorliege, ihn zur gerichtlichen Verantwortung zu ziehen, ward nicht beachtet. Das Warum? mag der ſcharfſinnige Leſer ſelbſt errathen. Statt deſſen aber erhielt Paul nach einigen Tagen die polizeiliche Weiſung, Stadt und Land zu verlaſſen.

Eine polizeiliche Ausweiſung hat viel für ſich. Es bedarf dazu weder eines richterlichen Erkenntniſſes, noch einer geſetzlichen Vorlage, und man erreicht ſeinen Zweck zuweilen vollſtändiger, als durch eine vorübergehende Haft. Der Flüchtige, der nicht weiß, wohin er ſein Haupt legen ſoll, gewinnt ſelten Zeit zu ſogenannten Mißliebigkeiten. Faßt er dann auch in der Fremde Fuß, ſo hat er doch den richtigen Blick für die Verhältniſſe ſeiner Heimath verloren, und iſt mindeſtens für die lokalen Ereigniſſe der Gegend unſchädlich gemacht, aus der man ihn vertrieben hat. In neuſter Zeit hat man denn auch die Nützlichkeit ſolcher Maßnehmungen wohl eingeſehen, und in gewiſſen Ländern breitet man dieſe Erfahrung auch dahin aus, daß man mißliebige Beamte von einer Stadt zur andern verſetzt, ohne ſie zu Athem kommen zu laſſen.

Als Paul die polizeiliche Ausweiſung aus Stadt und Land er-

hielt, antwortete er in einem Anflug von Humor, er würde binnen 5 Minuten dem Befehl nachgekommen sein. Er traf zu Hause noch einige Vorkehrungen, tröstete seine weinende Frau mit der Hoffnung, daß sie bald wieder vereinigt sein würden, und begab sich über die Grenze nach der Residenzstadt des benachbarten Landes. Aber der Empfang war hier nicht der erwartete. Wer einmal von der Polizei gezeichnet worden ist, kann einer steten Aufmerksamkeit von kleinen und berichtlustigen Polizeiseelen gewiß sein, denn wenn irgend in den deutschen Verhältnissen Einigkeit zu suchen ist, so wäre es in denen der Polizei. Paul wurde abermals verwiesen, oder erhielt vielmehr von vornherein keine Erlaubniß zum Aufenthalt. Ein Grund wurde ihm für diese Maßnahme nicht angegeben, aber man ließ ihn verstehen, daß es wegen seiner Verweisung in K. geschehe; man wollte der Möglichkeit vorbeugen, in eine ähnliche Nothwendigkeit versetzt zu werden. Das nennt man eine Präventivmaßregel. Paul wollte zwar die Richtigkeit einer solchen nicht einsehen, und meinte, daß es doch nicht erhört sei, daß man Jemanden auf die Möglichkeit hin, er könne einmal wahnsinnig werden, in ein Irrenhaus gesperrt habe: die Polizei aber gestattete ihm, auswärts darüber nachzudenken, und transportirte ihn über die Grenze. Diese Geschichte wiederholte sich noch einmal, und wenn Paul nicht noch einige dreißig Mal ausgewiesen wurde, so lag das einzig darin, daß er endlich die Gelegenheit dazu vermied. Sein Gemüth wurde allmählig furchtbar erbittert, und es läßt sich schwer beschreiben, was in der Brust des Flüchtlings vorging, während er so gehetzt von Stadt zu Stadt zog. Aber er mußte zur Ruhe kommen, und wiewohl es ihm sauer erschien, beschloß er zuletzt, sich wieder in seine Heimath zu begeben, deren Verhältnissen er entfremdet worden war. Er begab sich also nach — Kurhessen.

Kurhessen ist ein schönes Land. Es sind viel brave Leute da gestorben, wie z. B. der Bürgermeister Schomburgk, viele auch nicht, wie die im vorigen Jahrhundert nach Amerika versendeten Soldaten. In Kurhessen ist Hr. von Hassenpflug Minister gewesen, und Sylvester Jordan *nicht* geboren.

Als Paul in diesem Lande angekommen war, miethete er sich eine Wohnung, und schrieb seiner Frau, daß sie ihre Sachen ordnen,

Digitized by Google

und ihm mit den Kindern nachkommen möge. Thereſe wurde von ihren Einrichtungen faſt zwei Monate zurückgehalten, da der Verkauf ihrer Möbel, die Vermiethung der Wohnung, und Aehnliches ihr viel Sorge machten. Als ſie bei ihrem Gatten eintraf, war der Herbſt eben angebrochen. Hier wurden die Anordnungen ſchneller beſorgt, und die wiedervereinigten Gatten begannen bald ihre Trennung in der freudigen Zuverſicht auf eine ruhige Zukunft zu verſchmerzen. Aber das Unglück, wenn es einmal ein Opfer erkoren, läßt ſich ſo leicht nicht von der Spur bringen.

In Pauls Vaterſtadt befand ſich unter den Gemeindevorſtänden ein Mann, mit dem Paul zuſammen die Univerſität beſucht hatte. Die beiden Geſpielen waren einander früh entfremdet worden. Paul hatte ſich von Anfang an mit ausſchließlichem Ernſt ſeinen Studien zugewendet, während der lebhafte Konrad den Freudenbecher des ungebundenen Studentenlebens bis auf die Hefe genoß. Sie ſahen ſich dazumal ſchon ſelten. Ein tieferes Mißverhältniß entſtand aber, als Paul in Folge eines Zuſammentreffens mit einem andern Studenten ſich weigerte, „loszugehen". Konrad hielt ihn von da an für einen Feigling und Heimtücker, und wenn ſich die frühern Jugendgeſpielen auf der Straße begegneten, gingen ſie ſtumm an einander vorüber. Später verloren ſie ſich aus den Augen. Paul ſiedelte nach K., während Konrad in Staatsdienſte trat. Er hatte in der Reſidenz einen mächtigen Verwandten, deſſen Protection ihn eine ſchnelle Carriere machen ließ. Gegenwärtig bekleidete er das oberſte Gemeindeamt in ſeiner Vaterſtadt, und galt hier ſeiner perſönlichen Stellung, wie ſeines weitern Einfluſſes wegen, für den angeſehenſten Mann. Als Paul jetzt zurückkehrte, war der alte Groll zwar im Laufe der Zeit ziemlich verdampft, aber eine leiſe Mißachtung war doch in Konrad's Herzen gegen den „Heimtücker" geblieben. Da Paul keinen Schritt that, um ſich dem ehemaligen Kameraden zu nähern, vielmehr als er Konrads Stimmung erkannte, ſich in kalte, fremde Gleichgültigkeit zurückzog, ſo ſtieg in Konrad bald auch eine gewiſſe Eiferſucht auf ſein bürgerliches Anſehen auf, und er wünſchte im Stillen eine Gelegenheit herbei, den zweideutigen Kaltſinn Pauls durch einen Beweis ſeiner Macht zu beugen. Dieſe Gelegenheit wurde ihm, Dank einigen kleinen Beamtenſeelen, ganz unerwartet gegeben.

Digitized by Google

Eines Morgens erhielt Paul eine Zuſchrift der ſtädtiſchen Polizei, worin er aufgefordert wurde, einen Heimathſchein für ſeine Frau und ſeine Kinder beizubringen, indem man ihnen nur gegen einen ſolchen Nachweis den Aufenthalt geſtatten dürfe. Paul war ziemlich entrüſtet über dieſe fortgeſetzte „Plackerei“, wie er meinte. Er ſchrieb an die Behörde zurück, daß er ſelbſt Heimathrechte am Orte beſitze, und daß es für ſeine Frau und Kinder wohl weiter keiner Nachweiſe bedürfe. Nach Verlauf einiger Tage erhielt er eine neue Zuſchrift, die ihn belehrte, daß ſeine im Auslande ihm angetraute Gattin und deren Kinder kein Heimathrecht am Ort hätten; daß man ihnen den Aufenthalt nicht verweigern wolle, aber zuvörderſt ihre Heimathverhältniſſe kennen müſſe, damit ſie bei etwa eintretender Verarmung nicht der Gemeinde zur Laſt fielen. Paul begann nun einzuſehen, von welcher Seite dieſe Angelegenheit betrieben werde, und wendete ſich mit einer ausführlichen Beſchwerde an das Miniſterium. Es währte einige Wochen, bevor er von dieſem beſchieden wurde, und als er die Entſchließung erhielt, erfuhr er, daß ſeine Beſchwerde für unbegründet befunden worden ſei.

„Seine Frau und Kinder,“ hieß es, „hätten geſetzlich ein Heimathrecht in den kurheſſiſchen Landen nicht anzuſprechen, und da die Gemeinden zur Aufnahme von Ausländern nicht verpflichtet ſeien, ſo könne ſich der Miniſter auch nicht für ermächtigt halten, die Entſchließung der ... Behörde in irgend einer Weiſe abzuändern.“

Gleichzeitig aber mit dieſer Beſcheidung Pauls traf ein Schreiben an die Polizeibehörde ein, wonach dieſe angewieſen wurde, Pauls Gattin und Kinder, welchen von der Gemeinde die Aufnahme verſagt worden ſei, ſofort nach ihrer Heimath zu verweiſen. Vielleicht hatten die harten Worte in Pauls Beſchwerde dieſe ſchnelle Maßnahme hervorgerufen, — wenigſtens meinte der Polizeibeamte, der den Befehl an Paul überbrachte, daß es wohl anders gekommen wäre, wenn Paul ſtatt ſich zu beſchweren, bittend eingekommen. Selbſt Konrad war von dieſer Wendung überraſcht. Da er von Natur nicht boshaft war, hatte er einen ſolchen Ausgang gar nicht bezweckt. Seine Abſicht war vielmehr einzig die geweſen, Paul ſeine Macht fühlen zu laſſen, und ihm eine Art Ergebenheit abzuzwingen. Paul empfing die Nachricht ſtumm und ſchweigend. Er ließ The-

reſen nur ihre nöthigſten Sachen ordnen, und geleitete ſie und die Kinder noch bis zur Grenze.

So waren alſo die beiden Eheleute durch einen polizeilichen Machtſpruch geſchieden. Paul blieb zurück, in ſeinem Innern voll tiefen, bitteren Grolles über die Miſere der deutſchen Heimathverhältniſſe; Thereſe reiſte nach K, bangen und geknickten Herzens über ihr Schickſal und die Trennung von ihrem Gatten. Ihr ahnte im Stillen, daß ſie einander nicht wiederſehen würden. In K. wurde ihre Stimmung trüber und krankhafter. Ihr ſcheues Herz zog ſich vor jeder Berührung mit Menſchen zuſammen, der Gram nagte an ihrem Lebensmark, und das junge blühende Geſchöpf begann langſam und elend hinzuſiechen. Zu allem Unglück war durch die mehrfachen Reiſen der größte Theil ihres Vermögens erſchöpft worden. Paul mühte und quälte ſich zwar, aber es wollte doch nicht recht gelingen. Zudem erkrankten zwei von den Kindern, und Thereſe, ſelbſt leidend, konnte ihrem Hausweſen nicht mehr, wie früher, ordnend und ſorgend vorſtehen. Da traf ſie zerſchmetternd der letzte Schlag, die Trauerpoſt von Pauls Tode.

In Pauls Gemüth hatte ſich ſeit der Trennung von Thereſen und den Kindern mehr und mehr ein verbiſſener Grimm gehäuft. Sein ſtiller, häuslicher Friede war ihm geraubt, was Wunder, daß da der Haß gegen ſeine Verfolger immer mehr zur Herrſchaft kam? Eines Tages ließ ſich Paul in Geſellſchaft einiger Freunde an einem öffentlichen Ort ſehr heftig über gewiſſe Verhältniſſe aus. An einem benachbarten Tiſch ſaß ein Lieutenant, deſſen eben ausgezahlte Gage ihm eine beſondere Würde verlieh. Bei den Worten Pauls erhob er ſich, und in einem Anfall ritterlicher Treue gegen den Landesherrn forderte er Paul auf, ſeine Ausdrücke zurückzunehmen oder ihm dafür Satisfaction zu geben. Paul antwortete ihm, daß er gar nicht zu ihm oder über ihn geſprochen, alſo ihm gegenüber auch nichts zurückzunehmen habe; von Satisfaction könne aus demſelben Grunde keine Rede ſein, weshalb er ſich eine andere Gelegenheit zur Auszeichnung ſuchen möge. Der trunkene Lieutenant riß hierauf ſeinen Degen aus der Scheide, und mit dem Ausruf: „Blut muß es abwaſchen!“ verſetzte er Paul einen tiefen Stich in den Oberſchenkel. Wie er ſpäter ausſagte, habe er Paul keines-

Digitized by Google

wegs zu tödten beabsichtigt, da er ihn in diesem Falle wohl durch die Brust gestoßen haben würde; vielmehr sei es nur seine Absicht gewesen, ihn zu verwunden und so seine verletzte Standesehre zu retten. Der Degen aber hatte eine Röhre zerschmettert, und Paul starb unter großen Schmerzen und gefoltert von dem Gedanken an Frau und Kinder, noch in der folgenden Nacht.

Den Eindruck schildern zu wollen, den diese Nachricht auf Theresen machte, ist mir nicht möglich. Als sie aus ihrem besinnungslosen Zustand erwachte, erfuhr sie, daß sie fast zwei Monate krank, in fremder Pflege, darniedergelegen hatte. Die Erinnerung an die Veranlassung hätte sie beinahe von Neuem in Krankheit geworfen; aber ihre Auszehrung nahm seitdem einen schnelleren Gang an. Nur der Gedanke an die Kinder hielt sie soweit noch aufrecht, daß sie sich mühsam in ihrem Hauswesen dahin schleppen konnte. Allmählig ging der kleine Rest ihres Vermögens, der durch die Krankheit schon geschmälert war, gänzlich zur Neige. Therese zögerte eine Zeit lang, als sie aber keinen andern Ausweg sah, wendete sie sich an die Armendirektion um Unterstützung. Hier stieß sie auf neue Schwierigkeiten. Der Gemeindevorstand bestritt ihre Heimathrechte am Ort, da sie nach den Gesetzen durch Verheirathung mit einem Ausländer derselben verlustig gegangen sei. Es wurde daher erst mit den Heimathbehörden ihres verstorbenen Mannes eine lange Korrespondenz eröffnet. Während dessen nahmen sich einige frühere Freunde Pauls der Frau an, und brachten durch eine Collekte eine kleine Summe für sie zusammen. Zum augenblicklichen Nothbehelf war das Geschenk ansehnlich, aber zur Sicherung eines bessern Looses reichte es nicht aus, und nach einigen Wochen mußte die Lage der Unglücklichen wieder dieselbe sein. Das ist das ewige Geschick der Armen, und die Wohlthätigkeit ist nur eine Grausamkeit, die sie im Elend erhält.

Einige Zeit später treffen wir jene beiden Weiber wieder, deren Gespräch wir schon oben einmal belauschten. Sie stehen vor einer Hausthür und schauen dem Leichenwagen nach, der einfach und ohne Geleit die Straße hinabfährt.

„Gott habe sie selig!“ sagt die Eine. „Es war doch eine

brave Frau, und es thut mir leid um die armen Kinder, die ſolch eine Mutter verlieren mußten."

„Ja, Gott verzeih' ihr. Sie hat den dummen Streich, daß ſie einen Büchermacher geheirathet, ſchwer genug gebüßt! Was aber die Kinder betrifft, nun, ſo iſt eines ja ſchon verſorgt, und die beiden andern werden wohl auch noch unterkommen."

„Ja, das älteſte hat der Schuhmacher im Keller dort zu ſich genommen, die andern ſind ins Waiſenhaus gebracht worden."

„Das hat lange genug gedauert. Der Magiſtrat wollte nichts davon wiſſen, weil der Mann ein hergelaufener Menſch war, und bei ihm zu Hauſe wollten ſie auch nichts damit zu thun haben. Alſo jetzt ſind ſie doch hier im Waiſenhauſe."

„Ja, die Stadt hat zuletzt für Alles aufkommen müſſen, auch für das Begräbniß der Frau. Nun, Gott hab' ſie ſelig!"

So war es. Die Kinder im Waiſenhaus und in fremder Pflege, die Mutter auf öffentliche Koſten begraben, und der Vater — gute Nacht!

Das iſt ſo eine Geſchichte aus der deutſchen Heimath.

Ernſt Dronke.

Tagebuch.

I.

Aus Wien.

Kopitars Nachlaß. — Besuche von Bücherkundigen. — Russischer Besuch. — Kaiser Nicolaus. — Städtische Reformen in Hoffnung. — Bürgermeister Czapka. — Baron von Diepenbrok. — Theaternachrichten. — Journalistik. — Spanische Militairelven. — Chowniz.

Die für slavisches Schriftthum so wichtigen Bücherschätze aus dem Nachlaß des verstorbenen Custos an der k. k. Hofbibliothek Hofrath Kopitar, von welchen ich Ihnen unlängst schrieb, daß sie wahrscheinlich von Seiten der russischen Botschaft angekauft werden würden, sind nun doch diesem Schicksale entgangen und dem Vaterlande erhalten worden. Die Stadtbibliothek in Laibach hat die ganze Sammlung erworben, und jedenfalls dürften diese für die slavische Literaturgeschichte so lehrreichen Inkunabeln und Handschriften dort von dem in Croatien und Krain lebendig gewordenen Geistesleben bald zu Nutz und Frommen der nationalen Agitation ausgebeutet werden. Ueberhaupt sprechen jetzt der Sammler und Forscher nicht wenige hier ein, was auf die Reichhaltigkeit der literarischen Schätze schließen läßt, die leider freilich meist vergraben und ohne besondere Empfehlungsbriefe kaum zu haben sind. Kaum hat uns der Vorsteher des britischen Museums, Herr Panizzi, durch einen bedeutenden Ankauf beim Antiquarbuchhändler Kuhhitsch die ihm anvertraute Anstalt bereichernd, verlassen, so erschien auch schon wieder Baron Westreenen von Fiellandt, Generalinspektor aller Staatsbibliotheken im Königreiche Holland, welcher gleichfalls mancherlei Verbindungen zu Gunsten der von ihm vertretenen Institute anknüpfte, welche indeß weniger augenblickliche Erwerbungen, als vielmehr die Anbahnung eines regelmäßigen Verkehrs der holländischen Bibliothekare mit dem hiesigen Platze in gelehrten Interessen zum Zweck hatten.

Auch der russische Unterrichtsminister Uwarow verweilt in unsern Mauern. Dieser Mann bildet in Gemeinschaft mit dem nun verstorbenen Grafen Cancrin die beiden wichtigsten Momente in der Rus-

Digitized by Google

ſificirung aller dem ruſſiſchen Zepter unterworfenen Völkerſchaften, welche dermalen der unbewegliche Gedanke der ruſſiſchen Regierungspolitik iſt. Was Cancrin durch das Prohibitivſyſtem und die eiſerne Grenzſperre auf der einen Seite zu erzielen wußte, nemlich die Abgeſchloſſenheit der ruſſiſchen Bevölkerung von der Strömung europäiſcher Geſittung und dem friſchen Wellenſchlag der Zeit, das ſtrebte der Geiſt Uwarows durch die gewaltſame und liſtige Einführung des ruſſiſchen Idioms als Unterrichtsſprache in allen Lehranſtalten des Reiches zu befeſtigen und geiſtig zu vollenden. Ob dieſer Plan der ruſſiſchen Politik gelingen wird und die Probe des nächſten europäiſchen Conflikts aushalten kann, laſſen wir dahingeſtellt ſein, ſo viel iſt indeß gewiß, daß das Gelingen des Ruſſifikationsplanes, der mit der Aufgabe der griechiſchen Propaganda in Glaubensdingen zuſammenfällt, weſentlich bedingt iſt von der Dauer des allgemeinen Friedens und der Aufrechthaltung der jetzigen Staatsverhältniſſe.

Der Kaiſer von Rußland hat die öſterreichiſche Hauptſtadt auf ſeinem Fluge nach Italien nicht berührt, ſondern blos den Grafen Neſſelrode hieher geſandt, der mehrfache Beſprechungen mit dem Fürſten Staatskanzler hatte und dann ebenfalls nach Italien eilte. Die Urſache, warum der Kaiſer, welcher bereits London und Berlin in der jüngſten Zeit beſucht hat, Wien umging und von Leipnik unmittelbar nach Prag und Insbruck reiſte, will man in den Verfolgungen der katholiſchen Kirche, die jetzt im Reiche des Czars an der Tagesordnung ſind, und am hieſigen Hofe einen ſehr peinlichen Eindruck hervorbringen müſſen, erblicken. Aus gleichem Grunde, meint man, habe die Kaiſerin auf ihrem Wege durch Baiern München vermieden; ſeltſam iſt in der That, wie ſich die Reiſeroute des ruſſiſchen Monarchen zwiſchen Wien und München hindurchwindet. Daß der Zweck der Reiſe kein anderer, als die Beſprechung der katholiſchen Kirchenverhältniſſe mit dem heiligen Vater ſei, ward hier ſchon lange als bekannt angenommen, und es wird die Heilfahrt der ruſſiſchen Kaiſerin, welche, obſchon immer kränklich, ſich doch lange nicht ſo ſchlecht, als die Nachrichten aus Petersburg die Berliner anfangs glauben ließen, blos als ein guter Vorwand zu der Romfahrt Nikolaus' betrachtet; auf dem Rückwege glaube der Selbſtherrſcher, mit dem Papſte ausgeſöhnt, die ihm perſönlich entfremdeten Höfe beſuchen zu können. Man darf in jedem Falle geſpannt ſein, welche Farbe das Verfahren der ruſſiſchen Regirrung gegen die Katholiken in Rußland in der Folge annehmen wird.

Der Kaiſer Nikolaus reiſt bekanntlich ſehr ſchnell; den Weg von Leipnik bis Insbruck legte er in zwei Tagen zurück. Die ſprüchwörtlich gewordene Freigebigkeit des Czars findet in Oeſterreich wenig Anerkennung, denn die Poſtillons, an das Trinkgeld von zwei Dukaten von Seiten unſerer Prinzen gewöhnt, äußern ſich ſehr unzufrie-

Digitized by Google

den über die Hälfte dieser Summe, welche ihnen die russische Großmuth zu Theil werden ließ. Es wurden wieder mehre Pferde zu Tode gejagt, deren Verlust natürlich den Postmeistern vergütet ward.

Der Bürgermeister Czapka ist von seiner Reise durch Deutschland und Frankreich zurückgekehrt und wie man hört, stehen unserem Gemeindewesen mancherlei Reformen bevor, die unter allen Umständen sehr wünschenswerth erscheinen. Das Wichtigste wäre wohl die Aufhebung der jetzt bestehenden Grundgerichtsbarkeiten in den verschiedenen Vorstädten und deren Uebergabe zur Verwaltung an den Magistrat selbst. Die Buntscheckigkeit der städtischen Verwaltung hemmt alle gleichförmige Entwickelung und macht die totale Durchführung vieler Verschönerungsplane und anderer nützlicher Unternehmungen ganz unmöglich, weil die eine Gemeindebehörde billigt, was die andere verwirft. Selbst die Gemeindelasten sind ungleich, und während in dieser Vorstadt blos zwei Kreuzer vom Gulden des Miethbetrages gefordert werden, zahlt man in jener fünf Kreuzer vom Gulden. Daß bei der Vielfältigkeit der Gemeindeverwaltung nichts gespart wird, bedarf wohl keines Beweises, und die Feststellung eines einheitlichen Gemeindeverwaltungssystemes wäre ohne Zweifel eine große Wohlthat für die gesammte Bevölkerung. Ein Anderes endlich ist noch die Armenpflege, in welcher zur Stunde viel Mißbrauch getrieben wird, denn über 70,000 Individuen beziehen das sogenannte Armeninstitutengeld, welches freilich nur gering ausfällt, aber eben nur deßhalb zersplittert werden muß, weil eine Anzahl Leute, die dieser Unterstützung nicht bedürfen, damit betheilt werden. Ein träges, arbeitscheues Gesindel, das jede Gelegenheit zum Verdienst unter dem Vorwande der Kränklichkeit von sich stößt, lebt von der öffentlichen Mildthätigkeit ein ziemlich luxuriöses Leben, welches sich tausend ehrliche Menschen im Schweiße des Angesichts mühsam erwerben müssen und oftmals nicht können. Ein Gerücht spricht von der allgemeinen Einstellung dieser Monatsgelder, welche nur die Faulheit unterstützen, und dafür sollen Freitische gestiftet werden, bei denen Jeder, der mit einer Armenkarte versehen ist, Zutritt erhalte. Auf diese Weise würde für das nothwendigste Bedürfniß der Leute gesorgt sein und Niemand könnte dann sagen: Ich habe aus Hunger gestohlen; zugleich würde auch die Zahl der jetzigen Armen, die, nebenbei gesagt, einen sehr leckern Gaumen zu haben scheinen, in Bälde vielleicht auf 15,000 herabsinken, denn die große Mehrzahl der nach dem gegenwärtigen System Betheilten, wovon Viele die Summe insgeheim beziehen und für Ballschuhe und Glacehandschuhe ausgeben, würde sich schämen, öffentlich unter der Klasse der Dürftigen zu erscheinen, und würde wegbleiben. Auch möchte der Magen Mancher, die an Braten und Thee gewöhnt waren, die Speisen der Armentafeln sehr unschmackhaft finden.

Wenn ich hiermit das Kapitel der städtischen Desideria schließe, so ge-

Digitized by Google

schlecht das nicht, weil es mir an Stoff mangeln würde, noch ein paar Druckseiten damit auszufüllen: unser Gemeindewesen ist reich an eingerotteten Mißbräuchen, an deren Abstellung manches Jahrzehend gesetzt werden muß. Jedenfalls darf ihr Vorhandensein nicht dem Bürgermeister Czapka zur Last gelegt werden, der eine bei hiesigen Stadtvorstehern ganz ungewöhnliche Thätigkeit an den Tag legt, und eben dieser Rüstigkeit und überall eindringenden Geschäftskenntniß des jetzigen Bürgermeisters ist es namentlich zuzuschreiben, daß derselbe im Großen unpopulär geworden. Sein Eifer und sein gründliches Wollen stört die guten Leute in ihrer hergebrachten Bequemlichkeit, und Manche, welche sich von Mißbräuchen lange Jahre gemästet haben, sehen sich mit einem Male verkürzt; diese Leute sind es, welche Zeter schreien und Jedermann verketzern werden, der nützen will in dem Kreise seines Berufes; die Menge, der große Haufe macht gern Chorus und stimmt den Klagestöhnenden bei, weil es gilt, sich an einem Höhergestellten zu reiben. Wir finden es darum sehr löblich, daß die Leipziger Zeitschrift „Der Komet" den Correspondenten der Hamburger Jahreszeiten mit der Veröffentlichung seines Namens bedroht hat, falls derselbe fortfahre, lediglich ekelhafte Skandalgeschichten aus Wien zu berichten. Das heißt die Aufgabe der Presse mißkennen, wenn man glaubt, es sei ihre Bestimmung, anrüchige Thatsachen und pikante Gerüchte auf den Markt zu schleppen; in einer Hauptstadt von 400,000 begeben sich solcher Sachen in Fülle und jedes Haus hat seine Mysterien, aber nur die Ignoranz und Gemeinheit wird sich dazu hergeben, diesen Schlamm in die Oeffentlichkeit zu tragen, weil sie das Bessere nicht weiß und nicht schätzt. Wien birgt dessen, was der Kundgebung werth ist, so vielerlei in sich, daß man nicht gezwungen ist aus der Hefe zu schöpfen, wenn man anders keine angeborne Hinneigung zu diesem unreinen Elemente hat.

Der Fürstbischof von Breslau Baron von Diepenbrok kam auf einige Tage hieher, um in die Hände des Hofkanzlers Graf Jazaghi den Eid der Treue abzulegen, da die österreichischen Herzogthümer Troppau und Teschau zu dem Sprengel des bischöflichen Stuhls zu Breslau gehören. Seine Anwesenheit hat sein aus dem Flämischen übertragenes Werk des Dichters Conscience, dessen Erträgniß den Armen bestimmt ist, in den aristokratischen Kreisen der Gesellschaft zur Modelektüre gemacht, so daß man jetzt die meisten Damen ein Buch preisen hört, dessen schlichter Geist und puritanische Einfalt sonst sicher das Wohlgefallen der Salons nicht zu erringen im Stande gewesen wären. Diepenbrock wird als ein klerikaler Politiker, doch von der gemäßigten Farbe geschildert.

Die Bühne liefert nichts Bedeutendes; im Hofburgtheater geht nächstens, nachdem Oehlenschlägers Dina wegen mancherlei Vorbereitungen für die spätere Wintersaison zurückgelegt worden, ein Trauer-

Digitized by Google

ſpiel: Ulrike, von Kaltenbrunner, in die Scene. Auch ſpricht man von einem Rücktritt des Direktors Holbein und der Beförderung des Schauſpielers Korn zum Oberregiſſeur, doch hat die Sache wenig Wahrſcheinlichkeit, da dadurch das Budget nur zwecklos belaſtet würde, ohne dem Intereſſe des Inſtituts zu frommen. Herr von Holbein fügt ſich in ſeine gegenwärtige untergeordnete Stellung, und dieſer iſt er auch vollkommen gewachſen, denn das Techniſche und die Verwaltung war von jeher ſeine Stärke. Das Hofoperntheater rivaliſirt fort und fort mit dem Theater an der Wien, in dem Staudigl bereits volle Häuſer macht, doch hat es jetzt in einem Diurniſten der Staatsbuchhaltung, Namens Anders, eine hoffnungsvolle Acquiſition gemacht. Der einundzwanzigjährige junge Mann iſt in Flatows Stradella in der Titelrolle aufgetreten und hat außerordentlich gefallen. Seine Tenorſtimme iſt ſehr angenehm und beſonders in den hohen Tönen äußerſt rein und ſtark; dieſer Umſtand eröffnet ihm bei der jetzt beliebten Compoſitionsmethode der Tondichter eine glänzende Laufbahn und dem Vernehmen nach ſoll ihn die Direktion bereits mit einer Jahresgage von 4000 Gulden gewonnen haben. Eine Tänzerin aus Amerika, Miß Maywood, erregte mehr durch die Kühnheit und Agilität ihrer Bewegungen, als durch Anmuth und Grazie das allgemeinſte Staunen.

Pokorny will ſich mit dem in Prag abtretenden Direktor Stäger aſſociiren und iſt deßhalb bereits nach Prag abgereiſt, um die beſten Kräfte der dortigen Bühne im Schauſpiel und in der Oper für ſeine beiden hieſigen Anſtalten zu übernehmen. Als Benefize des Baſſiſten Staudigl wird eine neue von Kreuzer komponirte Oper „Die Hochalpe" gegeben werden, wozu Holtei den Text geliefert hat.

Was die einheimiſche Journaliſtik betrifft, ſo ſtehen ihr für das kommende Jahr keine bedeutende Veränderungen bevor. Die unter Schuhmachers Redaktion erſcheinende „Gegenwart" zeigt viel guten Willen und hat ſchon manches ernſte Wort geſprochen, doch muß ſich dieſes Blatt vor dem Nachdruck hüten und dem Leſer nicht Auszüge aus den Ergänzungsblättern der allgemeinen Zeitung in Augsburg vorſetzen, wie unlängſt in Bezug auf Burkes Leben geſchah. Der „Zuſchauer" wird 1846 viermal wöchentlich erſcheinen; der Redakteur dieſes Journals hat von Sr. Majeſtät dem Kaiſer die große goldene Ehrenmedaille für ſchriftſtelleriſches Verdienſt erhalten, eine Auszeichnung, die ihm als Kinderſchriftſteller allenfalls gebührt.

Nachſtehendes ſind die ſtatiſtiſchen Verhältniſſe der öſterreichiſchen Journaliſtik in den verſchiedenen polyglotten Provinzen des Kaiſerſtaates. Im Ganzen erſcheinen im Umfang der Monarchie 159 Journale, worunter 40 politiſchen und 12 kommerziellen Inhaltes ſind; nach den Sprachen eingetheilt, fallen 76 auf die deutſche, 53 auf die italieniſche, 14 auf die ungariſche, und 15 erſcheinen in ſlaviſcher

Zunge; blos ein einziges Journal wird französisch geschrieben. Unter den Städten steht Mailand mit 30 Zeitschriften obenan, dann folgt Wien mit 24, Pesth mit 14 und Prag mit 13 Blättern.

Vor ein paar Tagen sind mehre spanische Offiziere angekommen, um sich in den Artilleriewissenschaften und im Genieweſen auszubilden, es sind die Obersten Novello und Venenco und der Lieutenant Guillamas. Auch nach Berlin soll eine Anzahl k. spanischer Offiziere zum Behuf ihrer weitern militärischen Ausbildung gesendet werden, wenn sie nicht schon dort eingetroffen sind.

Die Grenzboten haben in einer ihrer letzten Nummern den durch seine neuesten Erklärungen berüchtigt gewordenen Chownitz erwähnt. Hier kennt man diesen Herrn ganz genau und lacht über die Bedeutung, welche die deutsche Tagespresse einem solchen Menschen beilegen konnte. Herr Chownitz ist ohne alle wissenschaftliche Bildung und wurde in einer sogenannten Cadettenkompagnie mit Ausschluß aller Humanitätsbildung blos für den Militärstand erzogen, dem auch sein Vater angehörte, welcher als k. k. Rittmeister starb. Zur Zeit der großen Rüstungen gegen das durch die Julirevolution tiefer schütterte Frankreich noch sehr jung zum Offizier befördert, diente er ein paar Jahre in dem ungarischen Infanterieregimente Prinz Wasa, bis er in Folge von Insubordination den Dienst verlassen mußte, einige Zeit in Wien lebte, sich nach Pesth wendete und später Oesterreich verließ, wo er sodann in Leipzig „die Eisenbahn", später in Mainz „das Rheinland" redigirte und zuletzt als Redakteur „der Schnellpost" in Ulm sein Unwesen trieb. Zur Charakteristik seiner konfessionellen Umtriebe mag dienen, daß er bei seinem hiesigen Aufenthalt, nachdem die loyale Spekulation des „Herzogsliedes" mißlungen war, ein Gedicht „die Verirrten" schrieb, wodurch er sich das Patronat des Clerus verschaffen wollte. Man sah ihn damals viel im Palast des Nuntius, dessen Sekretair, jetzt Nuntius in Brasilien, Abbate Bedini, er bestürmte, ihm eine päpstliche Auszeichnung zu verschaffen.

II.

Aus Hamburg.

Der Geldmarkt. — Eine Anekdote. — Propositionen des Senates. — Sturmflut vom 21. Oktober. — Hr. Lindberg. — Die Presse. — Theater. — Künstlergäste. — Seydelmann.

Wenn auf dem hiesigen Geldmarkt so starke Fluth gewesen wäre, wie vor einigen Tagen in unsern Straßen, so hätte alles Geschrei über die finanzielle Krisis jetzt ein Ende. Aber dort traurige Ebbe und hier trübseliger Ueberfluß. Nicht einmal die endlich aus England erfolgten starken Silbersendungen, in Barren und Münzen,

Digitized by Google

haben eine merkliche Veränderung an unſerm gedrückten Geldmarkt hervorbringen können. Von den mannichfachen Vorſchlägen zur Abhülfe, wie ſie in den öffentlichen Blättern aufgetiſcht, ſind noch keine befolgt, auch waren die wenigſten hierzu praktiſch genug. Die Maßregeln der Bank ſind als ungenügend befunden worden und ſo iſt denn der hohe Discontoſtand — er war bereits 8 Proc. — und der Mangel an Baarem noch ziemlich unverändert geblieben. — Ueberall muß doch Jokus ſein ſchelmiſches Spiel haben, ſelbſt bei der Hamburger Geldkriſis. Hören Sie nur. Ein Landmann aus dem Hannöverſchen kommt vorige Woche nach Hamburg, vernimmt von der argen Ebbe an Baarem, die hier wie anderswo herrſcht, und frägt treuherzig einen Städter, ob er ihm rathe, ein Capital hierher zu bringen, welches er ſich zu Hauſe für ſchlechte Zeiten aufbewahrt habe. „Allerdings könnt Ihr jetzt mit baarem Gelde in Hamburg hübſche Prozente machen, lautet der Beſcheid. Wie ſtark iſt denn Euer Kapital?“ — „Fünfzig Thaler!“ ſagt der Bauer und wirft ſich in die Bruſt. — O, du liebe Einfalt vom Lande! — Leider ſind die Anekdoten nicht alle heiterer Gattung, welche die Geldkriſis in Umlauf gebracht hat. Man erzählt ſich ſeit Wochen — ſogar in öffentlichen Blättern, ohne Widerſpruch zu finden — daß mehrere unſerer reichſten Capitaliſten, zugleich Mitglieder der höchſten Staatsbehörden, die Erſten waren, welche ihren Häuſergäſten kündigten, um einen höhern Zinsfuß als bisher zu erlangen. Wenn ein ſolches Beiſpiel von oben herab kommt, ſo iſt's erklärlich, daß der Zinswucher ſich überall bemerkbar macht. Es herrſcht hier jetzt die gefährlichſte Unſicherheit in allem Grundbeſitz; wir ſtehen wie auf unterhöhltem Boden, und daß mit den Folgen der Brandkatastrophe der leidige Schwindelgeiſt eng verbunden war, davon liefert die jetzige Kriſis, welche viele Schaden und faule Stellen nicht mehr zu verhüllen geſtattet, die deutlichſten Beweiſe. — Ich gehöre jedoch nicht zu den Unglücksraben, die überall nur Tod und Verweſung prophezeihen, weil ſie den Leichengeruch am wohlthätigſten für ihre Sinne finden. Unſer altes Hamburg hat zu viel geſunde Säfte, um nicht dem neuen mit der Zeit — dieſe brauchen wir allerdings — über alle Kriſen und Neugeſtaltungsprozeſſe hinwegheilen zu können. Dieſer Hoffnung wollen wir uns überlaſſen und auch dem Glauben, daß einſt die alte Solidität, die hanſeſtädtiſche Ehrenfeſtigkeit — welche jetzt ſtark erſchüttert ſcheint — wieder im Allgemeinen bei uns anzutreffen ſein wird. Im Einzelnen hat ſie ſich Gottlob noch nicht verloren. — Schon vor Jahr und Tag ſchrieb ich in den Grenzboten, daß Hamburgs Blüthe und merkantiliſche Größe weſentlich durch die geringen Schwierigkeiten mit herbeigeführt worden ſei, welche hier dem Fremden, der Niederlaſſung wünſcht, zu überwinden bleiben. Dieſe Anſicht hat jetzt ſogar in den jüngſten Propoſitionen des Se-

nates an die erbgeſeſſene Bürgerſchaft, worin einige neue Beſtimmungen wegen des Bürgerwerdens getroffen wurden, eine Beſtätigung gefunden. Es heißt dort: „Nichts würde leichter ſein als die Erwerbung des Bürgerrechts durch Fremde ſo zu erſchweren, daß das bisherige Verhältniß ſich bedeutend veränderte; allein die Leichtigkeit der Erlangung deſſelben beſteht ſeit Jahrhunderten und Hamburg verdankt unter Anderm ſehr wahrſcheinlich auch dieſer Einrichtung einen Theil ſeiner Blüthe; wollte man hier jetzt hemmend eingreifen, ſo ließen ſich die Folgen ſchwer vorher ſehen. Nur dringende Gründe würden eine ſolche Maßregel rechtfertigen und dieſe ſind nicht vorhanden.“

Die Sturmfluth vom 21. Oktober iſt als eine ganz unerwartete Calamität in die Reihe der ſchon vorhandenen getreten und wird für Viele von den nachtheiligſten Folgen ſein. Aſſekuranzen wider den von Waſſersnoth angerichteten Schaden giebt es hier nicht, aus dem Grunde, weil ein ſolches Unglück nie Einzelne trifft und keine Aſſekuranzgeſellſchaft bei der Schadloshaltnng vieler Hunderte Vortheil haben könnte. Die naſſe Ueberraſchung war für viele Bewohner von Kellern und niedrig gelegenen Lokalitäten eine furchtbare. Nicht nur der ſehr beträchtliche Verluſt an Gütern, Waaren, Mobilien, Hausgeräth u. ſ. w. iſt zu tragen, auch die Geſundheit Derer, welche in den Monate lang feucht bleibenden Wohnungen hauſen müſſen, iſt beim Rückblick auf das Ereigniß nicht zu vergeſſen. Dieſe Sturmfluth hatte eine Höhe von beinahe 20 Fuß und war jener verhängnißvollen Februarfluth des Jahres 1825 gleich, welche wohl nie aus dem Gedächtniſſe der Hamburger ſchwinden wird. Nach der Meinung Vieler haben die Siele, die mit ſo ſchweren Koſten hergeſtellt ſind und welche ſo viele widerſtreitende Debatten veranlaßten, das Unglück nur vergrößert, anſtatt dagegen zu ſchützen. Das Waſſer drang, mittelſt der Sielkanäle, nach Stadttheilen, welche bei allen frühern Ueberfluthungen verſchont geblieben waren. Die Aufregung wider den Schöpfer unſers Sielſyſtems, Herrn Lindley aus London, war am Tage des Ereigniſſes ſehr groß. Freilich durfte weder hierüber noch über die Rolle, welche die Siele bei der Sturmflut überhaupt geſpielt, ein unzufriedenes Wort in unſern Blättern laut werden. Hingegen hat man Aeußerungen der Sielbauvertheidiger, welche die Wahrheit geradezu auf den Kopf ſtellten und ſich ſogar nicht entblödeten, eine Ueberfluthung dieſer Art als eine ganz gewöhnliche, durchſchnittlich jedes Jahr wiederkehrende, zu bezeichnen, — — mit großem Vergnügen das Imprimatur ertheilt. An demſelben Orte, in einem unſerer verbreitetſten Volksblätter, wurde von den „grauſenhaften“ Scenen geſprochen, welche die Sturmfluth veranlaßte und gleich darauf von der eignen Schuld der Betroffenen, weil ſie nicht früh genug ihr Eigenthum zu retten verſucht. Das Waſſer kam aber

mitten in der Nacht und ſtieg mit entſetzlicher Schnelle. Uebrigens werden hier bei jedem Fuß, den die Fluth ſteigt, Kanonenſchüſſe abgefeuert. — Die anfangs verbreitete Nachricht vom Verluſt mehrerer Menſchenleben hat ſich nicht beſtätigt; hingegen iſt viel Vieh in der Umgegend ertrunken, in einer unſerer Straßen ſogar ein Pferd, welches mit der Droſchke umſchlug und ſich nicht mehr aufrichten konnte. Die Blätter erzahlen viele ſpaßhafte und ergötzliche Vorfälle neben den ſehr ernſten Scenen, die ſich überall ereigneten. Die Verwirrung ſpielte ihre tauſend Inſtrumente, die Habſucht machte ſich breit, der rohe Egoismus erſchien in ſeiner widerlichſten Nacktheit, der freche Uebermuth, welcher keinen Richter zu finden glaubte, wurde mitunter von einer plötzlichen Volksjuſtiz beſtraft, und was denn mehr derartiges in Begleitung eines ſolchen Naturereigniſſes vorfallen kann.

Wenn man aus dem Waſſer ſchnell auf das Trockene kommen will, braucht man ſich nur zum Theater zu wenden. — Dort hat die Veteranin Sophie Schröder als Declamatrice jede Erwartung übertroffen und ſelbſt unſern beſten Redner, namentlich durch den wunderbar-charakteriſtiſchen Vortrag der Schillerſchen „Glocke," in dunkeln Schatten geſtellt. In der Durchführung einer ſo anſtrengenden Rolle wie die Iſabella in der „Braut von Meſſina," wurden die Schwächen des vorgerückten Alters (die Schröder iſt bald 65 Jahre) bedeutend merklicher; dennoch war ſie auch an dieſem Abend, bei billiger Berückſichtigung der Umſtände, vortrefflich, und neben den genialen Blitzmomenten, welche nicht fehlten, war auch das Ganze der Leiſtung in hohem Grade intereſſant. Der Beifall war groß, ob aber die Hamburger der alten Frau ein gleiches Maß von Anerkennung geſchenkt hätten, wäre ſie nicht als Sophie Schröder gekommen, iſt eine Frage, die ich nicht bejahen kann. — Ein berühmter künſtleriſcher Gaſt, der jedoch nicht Spielens halber kam, auch einer Aufforderung dazu nicht entſprechen konnte, war Döring von Berlin, der jetzt in Hannover zwei Monate hindurch wirken muß. Döring ſcheint die zahlreichen und theilweiſe ziemlich hämiſchen Anfechtungen, welche er in Berlin von einer gewiſſen Sorte Kritik erfährt, mit großer Gelaſſenheit und ſehr würdig zu ertragen. Er hat freilich zwei mächtige Verehrer und Freunde — das Publikum und den König. Im Uebrigen wird er doch auch von manchem gewichtigen Beurtheiler noch immer auf das Wärmſte anerkannt. Bei dem Hohngeſchrei wegen der Aeußerungen des verſtorbenen Seydelmann über Döring hätten die Aufſpürer und Verbreiter zur Wahrung der Ehre ihres eignen Verſtandes doch bedenken ſollen, daß der Reflexionsſchauſpielkunſt Seydelmanns in dem unbeſtreitbaren Naturgenie Dörings eine Rivalität erwachſen war, welche Jener mit Grund fürchtete. Mit Grund, ſag' ich, denn es iſt z. B. in Hamburg Anno 1835 vorgekommen, daß der berühmte Seydelmann das Publikum

durchaus nicht mit ſich fortzureißen vermochte, während der gleich darauf als obſcurer Schauſpieler hier anlangende Döring es an jedem Spielabend in Enthuſiasmus verſetzte. Damit will ich Seydelmanns Ruhm nicht im Mindeſten angetaſtet, ſondern nur ſeine wahre Stellung zu dem jüngern Nebenbuhler in eine vielleicht für Manchen neue Beleuchtung gebracht haben. Wo aber Rivalität iſt, da kann ſchwerlich völlige Unbefangenheit und Gerechtigkeit des Urtheils ſein — am wenigſten zwiſchen Schauſpielern. Seydelmann iſt todt; Niemand kann ſeinen Schatten zur Verantwortung ziehen für das, was der Menſch in der Gährung verletzten Selbſtgefühles und in den gewiß verzeihlichen Stimmungen der Gereiztheit niederſchrieb. Diejenigen aber, die derartige briefliche Aeußerungen aus der Privatchatoulle, wohin ſie gehören, an das Licht der Oeffentlichkeit brachten und damit aus Unbeſonnenheit oder Gehäſſigkeit wider die bedeutendſten Talente des jetzigen Theaters zu Felde ziehen, erſcheinen mir in ihrem Thun ſehr unwürdig. Unter Seydelmanns Briefen, namentlich ſoweit ſie ſeine Urtheile über Künſtler und Collegen enthalten, mußte eine viel ſtrengere Auswahl getroffen werden. Was Döring ſpeziell betrifft, ſo iſt nicht in dem Rötſcherſchen Buche, wo er namhaft nur Lobeszoll erhält, ſondern aus dem Kosmarſchen Nachlaſſe in einem Berliner Blatte ein Brief Seydelmanns über ihn veröffentlicht.

III.

Aus Cöln am Rhein.

Neue Cenſurinſtructionen und überhaupt Cenſur. — Herr Brüggemann. — Das fanatiſche und das heitere Cöln. — Ein Speculant in Religion. — Clemens Auguſts Tod. — Noth und Rückblicke auf die Königsfeſte. — Theaterklage. — Kunſtgenüſſe.

Man erzählt ſich hier wunderliche Dinge über eine neue Cenſurinſtruction, welche, wie es heißt, mit dem 1. November in Kraft treten ſoll; nichts eben tröſtliches, denn, ſagt die Fama, die Gedankenſchlächterei ſolle danach noch ärger werden, als ſie es zuvor war. Was ſoll dann aber erſt aus unſrer Publiziſtik werden? da ſie jetzt ſchon mit beiden Füßen lahmt und ihr tagtäglich die Flügel alſo geſtutzt werden, daß ſie gar nicht mehr daran denkt, einen Aufflug zu wagen, und ſich ruhig an der Erde hält, indem man ſogar die alleralltäglichſte Hausmannskoſt, welche ſie uns in den Waſſerſuppen der meiſten rheiniſchen Blätter reicht, nicht ſattſam genug beſpürnaſen kann. Und nun ſoll es noch ſchlimmer werden?! Als wir jüngſt unſerm Aerger darüber etwas freie Luft machen wollten, wurde uns von Einem, welcher täglich auch nicht einen Buchſtaben des Rheiniſchen Beobachters ungeleſen läßt, der tröſtige Troſt: „Wir können doch noch wohl zufrieden ſein, wir Preußen; da ſehen Sie ſich einmal die

Digitized by Google

Censur in Oestreich oder in Rußland an." — Michel, du bist unvergleichlich! — Censur ist dir schon zum Bedürfniß geworden; sie ist ein integrirender, wichtiger Theil des Pupillen-Collegiums, welchem du wohl nie und nimmer entwächsest. — Viele halten die geschärften Censurinstructionen für einen Bescheid auf die Petitionen um Preßfreiheit, welche von vielen rheinischen Städten unserm letzten Landtage überreicht wurden. Nun, Gedanken und Meinungen sind zollfrei; wir können nicht behaupten, daß sie Recht haben, eben so wenig aber auch das Gegentheil. — Unter schönen Auspizien wird Herr Brüggemann, welcher, wie bekannt, Herrn Karl Andree bei der Redaktion der kölnischen Zeitung ersetzt, bei dergestalteter Sache sein neues Amt antreten. Wir wollen hoffen, daß er einen guten Magen hat, denn er wird bei uns gar Manches und Mancherlei zu verdauen kriegen; haben doch die Münchner politischen Blätter und ihre Coda das Anathema schon über Herrn J. Dumont ausgesprochen, weil er so gottlos ist, einem Manne, welcher die Adresse der sogenannten Lichtfreunde mit zu unterzeichnen sich unterfangen, einen Theil der Redaction der Cölnischen Zeitung zu übertragen. Niedrige Persönlichkeit, hämische Bosheit und blasser Neid sprudeln ihren Geifer in den Blättern, welche sich mit dem Titel der Kämpfer für das wahre Christenthum, für die apostolisch-katholische Kirche brüsten, über ihn aus. Warum? Weil die Cölnische Zeitung 10,000 Auflage hat und nicht mit in ihr Horn stoßen will. Sie finden mit ihren Kapuzinaden und Diatriben aber hier in Cöln keine Sympathien, es sei denn im Clemens-August-Verein, der aus Männern besteht, welche alle würdig, in Huttens Epistolae &c. zu figuriren. Aber auch diese Dinge nehmen sich aus der Ferne immer schwärzer und ärger aus als sie in der Wirklichkeit sind. Es ist in der That bei uns so schlimm nicht, wenn auch in unsern Mauern der Rheinische Beobachter erscheint, und mit jedem Tage ein neuer Verein unter den Auspizien eines Kirchenpatrons in's Leben tritt, ja sogar der Verein des h. Carolus Borromäus einen Direktorialsitz bei uns hat. Was man auch thut, welche Mittel auch versucht werden, wie man auch schlau und fein zu benebeln und zu fanatisiren bemüht ist, der eigentliche blinde Absolutismus und Ultramontanismus werden hier nie Wurzel fassen, dafür ist man hier zu lebensfroh und zu gesund an der Seele, wie sich dies bei jeder Gelegenheit kund giebt, wo der Eine oder Andere sich einen Uebergriff erlaubt, und auf die Masse im ultramontanistischen Geiste einwirken will. So war vor weniger Zeit wieder ein gewisser Moritz Brühl hier, der sich Doktor nennt und am Rhein vor etwa zwei Jahren in Religion spekulirte. Nämlich, da er ein Jude und wenn wir nicht irren, ein Frankfurter war, so versuchte er, nachdem es mit seiner literarischen Industrie-Ritterschaft nicht mehr fort wollte, nachdem er auf andere Namen gepumpt und geborgt und

Digitized by Google

wie die edlen Streiche ſonſt noch heißen, aus irgend einer geiſtlichen Confeſſion ſeinen Vortheil zu ziehen. In Weſel hatte ers auf die evangeliſche abgeſehen, wurde, wie es ſcheint, aber durchſchaut, da man ſeine Seele nicht wollte, und daher wandte er ſich nach Cöln und Bonn, wo ſeine Spekulation auf den Katholicismus auch nicht Wurzel ſchlagen wollte. Endlich kam er nach mancherlei Abentheuern nach Baiern — und wurde, wie er ſagt, katholiſch. Gar erbaulich hat er ſeinen Uebertritt beſchrieben, nur Schade, daß er ſein reich bewegtes Leben ſelbſt nicht mitbeſchrieben, d. h. Wahrheit und keine Dichtung, wenn das ſonſt bei ihm möglich, damit die Katholiken doch ſähen, um welche Seele ſie reicher geworden ſind. Er lebt jetzt in Würzburg, weiß, dem Anſcheine nach, die rechte Fahne auszuſtecken, ſchreibt eine Biographie des Ignatius Loyola, giebt in Neuß einen katholiſchen Volkskalender heraus — und wird von einer Partei gehalten, der ſeine Vergangenheit durchaus nicht unbekannt ſein kann, und die ihm als ihren commis-voyageur benutzt, welcher aber hier am Orte durchaus ſchlechte Geſchäfte gemacht hat. Solche, denen nichts heilig, wo es ihren Vortheil gilt, die mit Allem Schacher treiben, müßte die öffentliche Preſſe nach Verdienſt brandmarken, damit das ganze Deutſchland wiſſe, was es an ihnen hat, damit ſie allenthalben nach Verdienſt gewürdigt werden, und ſich derjenige, welcher es mit Allem, und ſo auch mit ſeinen religiöſen Anſichten wirklich ehrlich meint, vor ihnen hüten kann. Solche Leute ſchaden natürlich der Partei am meiſten, für welche ſie wirken ſollen, denn aus den Mitteln ſchließt man nur gar zu leicht auf den Zweck. — Am 19. Oktober ſtarb unſer, in Münſter gleichſam in der Verbannung lebender Erzbiſchof Clemens Auguſt von Droſte zu Viſchering, eben 72 Jahre alt. Johannes von Geißel, ſein Coadjutor, wird dem Verſtorbenen in ſeiner Würde als Erzbiſchof folgen, da er unter dieſer Bedingung ſein Amt als Verwalter der Erzdiöceſe angetreten hat. Clemens Auguſt war, wie man auch ſein Wirken und Handeln beurtheilen mag, ein Charakter, fromm und wohlthätig. Morgens, Mittags und Abends hallt feierliches Trauergeläute aller Glocken über unſere Mauern. Ob der Verſtorbene im hieſigen Dome beigeſetzt wird, iſt, wie man hört, noch nicht beſtimmt; es hängt von ſeinem letzten Willen ab, der noch nicht eröffnet iſt. Nach abgehaltenen Trauerfeierlichkeiten für den Verewigten wird auch wohl der neue Erzbiſchof Johannes feierlichſt inthroniſirt werden. — Nachdem die uns bevorſtehende Theuerung, der über alle Vorſtellungen große Geldmangel, wie ganz natürlich, die Erinnerungen an die königlichen Feſte, welche in vergangenem Sommer unſere Gegend belebten, ſchon verdrängt, ja verwiſcht haben, tauchen noch einzelne Momente auf, die durch ihre Originalität wieder einmal flüchtig die Aufmerkſamkeit der Menge darauf hinlenken. Klar iſt es, daß der Aufenthalt unſers

Digitized by Google

Königspaars und die Bewirthung ſeiner Gäſte ſchöne Summen gekoſtet haben, doch übertrieb die Fama auch hierin und gab mitunter Zahlen an, die ein wenig mehr als königlich und, man konnte es den Leuten nicht übel deuten, zu allerlei Betrachtungen Veranlaſſung gaben. So ſollte unter anderem das von unſerm Schauſpieldirektor Spielberger zu beſorgende in Szene ſetzen der Oper Norma in Coblenz 30,000 Thaler gekoſtet haben, wiewohl ſie nicht gegeben wurde, indem die Beherrſcherin der Meere in ihren echt engliſchen whims nie recht wußte, was ſie wollte und ſollte. Vor Kurzem gab nun Spielberger öffentlich die Erklärung, daß die Beſchaffenheit der neuen Garderobe und alle ſzeniſchen Einrichtungen nur 400, ſage und ſchreibe vierhundert Thaler gekoſtet haben, über welche er dem Grafen von Redern Rechnung zur Liquidation überſandt, und bei welcher Gelegenheit wir auch erfuhren, daß der Sänger Standigl für dreimaliges Singen in den Hofkonzerten 100 Friedrichsd'or erhalten habe. Man ſieht daraus, daß die Summen, welche die Feſtlichkeiten erfordert haben, nicht ſo ungeheuer waren, als man ſich einbildete, wenn ſich auch vielleicht nicht alle Poſten im Verhältniſſe des für die Opernvorſtellung verausgabten reduziren laſſen. Auf die Erklärung Spielbergers iſt derſelbe durch unſern Polizei-Direktor aufgefordert worden, alle Belege zu ſeiner Rechnung Behufs deren Liquidation einzureichen. — Ueber unſer Theater möchten wir herzlich gern recht viel des Guten berichten; aber wo nichts iſt, da hat der Kaiſer ſein Recht verloren, denn das rezitirende Schauſpiel kann ſich weder, was die Einzelnen noch das Enſemble angeht, über die allergewöhnlichſte Mittelmäßigkeit erheben und die Oper iſt im Allgemeinen noch ſchlechter, denn in derſelben verdienen nur Dem. Winckelmann, die Primadonna, und Herr Rusch, Baritoniſt, erwähnt zu werden, aber zwei Schwalben machen noch immer keinen Sommer. Was will man aber auch eigentlich mehr vom Direktor eines Theaters, das unter den drückendſten Laſten ſeufzt, wie kein anderes Provinzialtheater Deutſchlands und im Verhältniß zu der Seelenzahl Cölns vom Publikum wenig Unterſtützung findet. An Miethe und Armen-Abgaben zahlt der Direktor allein über 8000 Thaler. Und dennoch bei bewandten Umſtänden muß hier ein Geſchäftchen zu machen ſein; denn Herr Ringelhardt, der aus eigner Erfahrung die hieſigen Verhältniſſe aufs genaueſte kennt und wie die Leipziger wiſſen, auch zu nehmen verſteht, iſt mit unter den Bewerbern um die hieſige Conceſſion, indem die Conceſſion Spielbergers mit nächſtem Jahre abläuft. Wir wiſſen nicht, wie wir dies mit den erbärmlichen Lamento's des jetzigen Direktors zuſammenreimen ſollen. Herr Ringelhardt ſteht hier noch im beſten Andenken, und verließ er auch unter mißlichen Umſtänden Cöln, da er durch verſchiedene fehlgeſchlagene Unternehmungen in die Brühe gerathen, ſo hat er ſich doch in allen

Beziehungen, was seine hiesigen Verpflichtungen anging, als ein ganzer Ehrenmann bewährt, und so etwas rechnen die Cölner einem Schauspieldirektor besonders hoch an. Tritt wirklich eine freie Concurrenz ein, so hat Herr Ringelhardt die gewissesten Aussichten, denn es ist hier gar Vieles anders geworden, als es am Anfange der dreißiger Jahre war. — An musikalischer Unterhaltung wird es uns diesen Winter nicht gebrechen, denn die Concert-Gesellschaft unter Leitung des städtischen Capellmeisters Dorn giebt Conzerte und hat sogar einen eignen Tenoristen Koch für dieselben engagirt, und der hiesige Männer-Gesang-Verein wird auch eine Reihe von Concerten zu wohlthätigen Zwecken veranstalten. An Kunstgenüssen sonstiger Art fehlt es auch nicht, denn die Sammlung von Gemälden alter Meister des Gemäldehändlers Marega hat einzelnes sehr Schönes, unter andern einen gefesselten Prometheus von Rubens, den man zu den Perlen seiner Schöpfungen zählen kann. Die Sammlung soll von hier nach Berlin gehen. Ein großes Rundgemälde der Stadt Cöln, aufgenommen und gemalt von dem Landschafter Lasinsky d. á., wird, da es etwas Neues und im landschaftlichen Theile Gelungenes ist, im Anfange auch recht zahlreichen Besuch haben, wenn sich der Cölner auch bald an seinem Cöln wird satt gesehen haben.

IV.

Der 18. October in Frankfurt am Main.

Der 18. October ist für Frankfurt nicht blos ein Fest der Erinnerung an die Schlacht bei Leipzig, sondern zunächst und vornehmlich eine Freudenfeier für die Wiederherstellung der von Napoleon aufgehobenen republikanischen Verfassung. Der Schlacht bei Leipzig wurde natürlich auch gedacht bei dieser Feier, da sie Deutschlands Unabhängigkeit begründete, und das Fest selbst, von alter Zeit her, einen militärischen Anstrich behalten hatte. Das öffentliche Programm, welches jedoch von der Stadt-Canzlei ausgehend an alle Bürger vertheilt wurde, erwähnte nur der Wiederherstellung der Verfassung, und so mag man denn mit Recht bei der Feier des 18. October in Frankfurt an ein eigentliches Constitutionsfest denken. Wenn dieser Charakter in frühern Jahren noch einigermaßen schwankend war, so läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die Theilnahme des Volks, wie sie sich diesmal offenbarte, ihm dieses Siegel unwiderruflich aufdrückte.

Sonst wenn die Kanonen vom Geläute aller Glocken begleitet am Vorabende erdröhnten, so wandelte man hinaus an das Ufer des Maines, man fühlte sich erregt von dem festlichen Gepränge, aber kein anderes Gefühl beseelte die Menge als die Heiterkeit, die sich bei

Digitized by Google

einem beginnenden Feſte ſo gerne ausſpricht. Wenn dann am folgenden Tage nach feierlichem Gottesdienſte mit Poſaunenſchall die Bürgergarde ſich in langgeſtreckten Colonnen auf dem Roßmarkte aufſtellte und von den regierenden Bürgermeiſtern und dem Generalſtabe inſpicirt wurde, dann im Paradeſchritt vor dem an dem Eingange des Römers ſtehenden Senate vorbeidefilirte, ſo war man eben nicht aufgelegt, hierin etwas anderes, als eine penible Pflichterfüllung von der einen und ein Schauſpiel auf der andern Seite zu ſehen, wobei es an Witzen und Spöttereien nicht fehlte. Auf gleiche Weiſe, wie am vergangenen Tage ward dann das zwiſchen 4 und 5 Uhr ſtattfindende Schlußſchießen nur als Gelegenheit zu zahlreich beſuchtem Spaziergange betrachtet, worauf Alles in die gewohnte Ordnung zurückkehrte.

In dieſem Jahre war jedoch das Feſt von einem andern Geiſte, oder vielmehr wirklich von einem Geiſte beſeelt, wodurch Alles einen andern Anſtrich erhielt.

Man ſprach vielfach davon, daß der 18. October, als Conſtitutionsfeſt, Gelegenheit böte, dem Senate die Zufriedenheit mit ſeiner Verwaltung, im Gegenſatze zu gewiſſen Zeitungsartikeln, welche ihn wegen ſeiner toleranten Behandlung der religiöſen Bewegung angegriffen hatten, an den Tag zu legen. Die Sängervereine ſollen um Erlaubniß zu einem feierlichen Ständchen bei den regierenden Bürgermeiſtern eingekommen ſein; wie man aber hört, hat die Behörde davon abgerathen. Auch wäre den Bürgern damit nicht gedient geweſen. Dieſe wünſchten etwas Eclatanteres.

Demgemäß verſammelte man ſich nach getroffener Uebereinkunft, aber ohne daß ein Leiter ſich gezeigt, ohne daß ein Ausſchuß gebildet worden wäre, Freitags den 17. kurz vor 8 Uhr auf dem Roßmarkte, wo ſich alle diejenigen, die ſich entweder früher oder auch noch auf dem Platze mit Fackeln hatten verſehen können, zuſammenſchaarten, letztere an einem Harzfeuer entzündeten und, ein Muſikcorps in der Mitte, von einer unzählbaren Menſchenmenge begleitet, in muſterhafter Ordnung hinzogen vor die Wohnung des älteren und dann vor die des jüngeren Bürgermeiſters.

Es iſt faſt unbegreiflich, wie der Zug bei der ungeheuren Volksmaſſe auf den Straßen ſich Bahn zu brechen vermochte, ohne Beihülfe irgend eines geſetzlichen Schutzes, während bei dem Göthefeſte, trotz Comitee und Polizei, der Sängerzug mit ſeinen Laternen zwiſchen den zudrängenden Zuſchauern in die größte Unordnung gerieth und Einzelne in Gefahr waren, erdrückt zu werden. Aber damals bildete das Volk Oppoſition und ſtörte abſichtlich, — hier herrſchte Ein Geiſt, und bereitwillig trug Jeder das Seine zur Aufrechthaltung der Ordnung bei.

Als an des ältern Bürgermeiſters Hauſe das geachtete Haupt

des Senates einige Worte der Erwiederung auf die von einigen Bürgern dargebrachte Anrede sprach, ließ sich auf der ganzen langen, mit Menschen dichterfüllten Straße kein Laut vernehmen, bis am Schlusse der Rede das vielfache donnernde Hoch! wieder aus allen Kehlen erscholl.

Die Sandgasse, in welcher der jüngere Bürgermeister wohnt, ist sehr enge, und die Neugierigen hatten sich dicht gedrängt hier aufgestellt; als aber der Zug der Fackelträger mit seinen unzähligen Begleitern im Marschtempo anlangte, machte Alles bereitwillig Platz, und ohne nur den Schritt zu mäßigen, gelangte man bis vor das Haus auch dieses Repräsentanten des Senates. Auch diesem stellten sich einige Bürger vor, ihre Huldigung in Worte fassend, worauf der Zug sich auf den Römerberg begab und nach mehren Hochs und einigen Liedern die Fackeln in einem hellen Freudenfeuer verbrannte.

In größter Ruhe und Stille ging darauf Alles aus einander.

Am eigentlichen Festtage, dem 18. October selbst, sprach sich die Begeisterung für den Senat nicht weniger aus.

Bei der Revue der Bürgergarde auf dem Roßmarkte brachte jedes inspicirte Corps ein drejmaliges Hoch aus, in welches das Volk bereitwillig einstimmte, man schwenkte die Hüte, und Tücher wehten aus den Fenstern.

Als nun zuletzt der versammelte Senat sich am Eingange des Römers aufstellte, um die Truppen an sich vorübermarschiren zu lassen, trat wieder ein schlichter Bürger vor, der in kurzer Anrede seine Mitbürger aufforderte, in das von ihm ausgebrachte Lebehoch des Senates einzustimmen; was denn auch mit der größten Bereitwilligkeit und allgemeiner Begeisterung geschah. Auch die nun vorbeidefilirten Truppen brachten, so oft eine Abtheilung den Senat begrüßte, ein lautes und einstimmiges Hoch aus.

So haben wir denn hier ein sprechendes Beispiel, wie der Sinn für freie Bewegung innerhalb der Schranken des Gesetzes sich im deutschen Volke kund gibt und mit welcher Liebe diese Nation ihrer angestammten Obrigkeit anhängt, sobald sie erkennt, daß diese sie in der gesetzlichen Freiheit schützt und ehrt. O daß jede Obrigkeit diesen ehrwürdigen Geist unserer Zeit erkennte und zum Segen leitete!

Leo Att.

V.

Notizen.

Ein Krieg verhütet. — Nieritz launige Prophezeihungen. — Reclamation.

— Welch' ein ungeheures Unglück ist verhütet worden! Und zwar verhütet durch die Presse. Nun vielleicht öffnet uns das denn

Digitized by Google

endlich die Augen über die Verdienste unserer Presse. Zwar, dem „Rheinischen Beobachter", der das Unglück diesesmal verhütet hat, sind seine großen Verdienste ohnehin höheren Orts zugestanden. Wie dem nun sei, das Unglück, das verhütet worden, ist nichts geringeres als ein Krieg zwischen Großbritannien und dem — deutschen Zollverein. In der Uebersetzung englischer Aktenstücke nämlich, in Betreff des Zollvereins, welche deutsche Zeitungen jüngst veröffentlicht haben, war von „Anmaßung" die Rede. Deutsche Regierungen anmaßend zu nennen! Was mußte das für Folgen haben. Zum Glück hat der Rhein. Beobachter nun entdeckt, daß im englischen Original nur das unschuldige Wort pretension steht, das höchstens mit „Zumuthung", „Anspruch" oder dergleichen übersetzt werden könnte. Nur das Eine ist Schade, daß uns somit die schöne Gelegenheit entgeht, in einem Seekrieg mit England zu zeigen, wie gewaltig das Land der alten Hansa dermalen zur See ist.

— Der Nieritzsche Volkskalender prophezeiht für das J. **1846** unter Anderm eine „erste allgemeine Versammlung deutscher Nachtwächter. Das Programm lautet: I. Vorbereitende Sitzung: a) Wahl eines Präsidenten, eines Vicepräsidenten und zweier Schriftführer; b) Bestimmung des Ortes der nächsten Zusammenkunft; c) Anordnungen in Betreff des abzuhaltenden Zweckessens. II. Eigentliche Sitzung: a) Entgegennehmen von Vorschlägen über Einführung einer allgemeinen deutschen Formel zur Verkündigung der **10.** Stunde; b) Entgegennehmen von anderweiten Vorschlägen zur nächtlichen Förderung der Einheit Deutschlands." — Der Volkskalender hat mehr, als einen Witz machen wollen und es ist darüber gar nicht zu lachen, denn es gibt, außer den kosmopolitischen und nichtpolitischen, noch ganz andere Nachtwächter von wahrhaft politischer Bedeutung unter allen Ständen, den höchsten wie den niedersten, die darauf Acht geben, daß Feuer und Licht keinen Schaden anrichten. Die „allgemein deutsche Formel" wird aber schwer zu finden sein, da die katholischen und die protestantischen, die constitutionellen und die rein monarchischen Nachtwächter zwar auch dasselbe wollen, aber in verschiedenen Formen. — Ferner prophezeiht Nieritz auf den **25.** August **1846**: „Alle an diesem Tage sterbende Lieutenants über **56** Jahre werden auf dem Todtenbette das Hauptmannspatent und die Erlaubniß erhalten, sich in der neuen Uniform begraben zu lassen." Wenn's nur dem Genius der deutschen Freiheit nicht einst auch so geht. Alt ist er genug und er hat's noch nicht einmal zum Lieutenant gebracht.

— In Bezug auf Nr. **41** S. **59** und **60** der Grenzboten geht uns folgende Reclamation zu:

„Der erbittertste Gegner unsers Liszt."

Die Lisztomanen haben die Gelegenheit des Beethoven-Festes

Digitized by Google

weidlich benutzt, um an mir, als dem von ihnen sogenannten „erbittertsten Gegner unsers Liszt" ihre kleinliche Rache auszuüben. Da sie mir von keiner Seite etwas vorzuwerfen wissen, so reiten sie alle nach Schwabenart auf derselben Mähre herum, die Herr Heine schon vor mehren Jahren zur Rachenahme an diesem lästigen Gegner seines „Franz" erdichtet hat, dafür aber bekanntlich in der Leipz. Allg. Zeitung nach Verdienst gestraft wurde. Auf dem Schweif dieser abgenutzten Mähre reitend producirte sich nun auch Herr Prof. C. L. B. Wolf aus Jena (Nr. 41 der Grenzboten, „das Beethoven-Fest in Bonn"). An emphatischer Geschwätzigkeit übertrifft Herr Wolf alle seine Vorreiter, selbst Herrn Fiorentino im Constitutionel. Sogar Beethovens Nachlaß muß als würzhafte Lüge in dem, von dem bonner Festmahl her, mir noch aufgesparten Toast mit eingeflochten werden. Den ehrenwerthen Vordermann des Herrn Wolf in der wiener Zeitschrift habe ich dort unterm 6. Oktober bereits gehörig entgegnet. Jene Entgegnung lasse ich Hrn. Wolf und allen Lisztomanen bestens empfohlen sein. Nicht minder empfehle ich den Herren meinen Aufsatz „Blicke in Beethoven's Conversationsbücher und sein Leben" in der Beilage zu Nr. 298 der „Cölnischen Zeitung." (25. Oktob.) Diese Lektüre — jedoch in integro — kann sie vielleicht auf andere Fährte führen, wenn es nicht schon zu spät ist. Damit aber aus Heine's Dichtung, zufolge welcher ich mich auf meinen Visitenkarten in Paris „ami de Beethoven" genannt haben soll, eine Wahrheit hervorgehe, werde ich mir in Zukunft einen Charakter beilegen, der unbezweifelt sämmtlichen (zumeist musikalischen) Lobrednern des „genialen Liszt" genehm sein wird.

In Erwägung also, daß Beethoven und Liszt als Künstler im Geiste und in der Wahrheit völlig identisch sind; in Erwägung ferner, daß ich an Ersterem schon lange genug gehalten; in Erwägung endlich, daß nach § so und so viel des allgemeinen Humanitätsstatuts nur der sich Freund nennen darf, der seinem Nächsten die reine, ungeschminkte Wahrheit sagt, ich mir aber das Zeugniß gebe, mündlich und schriftlich „unserm Liszt" diesen Freundesdienst erwiesen zu haben, — so beschließe ich, in gewissen Akten mich in Zukunft zu nennen

A. Schindler, ami de Liszt.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google

Die Verſammlung ſächſiſcher Anwälte in Dresden.

Die Advokaten bilden einen Stand, deſſen unleugbar politiſcher Bedeutſamkeit gegenüber die Regierungen nicht recht zu wiſſen ſcheinen, wie denſelben anzufaſſen, was damit zu machen. Mißtrauen iſt bis jetzt der Grundton der meiſten für ihn von Oben hergekommenen Verfügungen; dieſes Mißtrauen hat ſich geſteigert und unverhohlen da ausgeſprochen, wo jener Stand ſich anſchickte, zu einem äußern Bewußtſein ſeiner intellektuellen Macht zu gelangen, an dem Anblicke ſeiner vertretenen Geſammtheit das Gefühl des Einzelnen wach werden zu laſſen. Es liegt darin eine Art von der Politik: Divide et imperabis, nur daß an die Stelle des poſitiven: Divide eine negative Behinderung einer Vereinigung tritt. So gehört denn jede Regſamkeit des Advokatenſtandes in einer Geſammtheit, und deren Modification durch die Regierungsgewalt zu der politiſchen Tagesgeſchichte.

Die Schickſale des im Jahre 1844 nach Mainz ausgeſchriebenen, allgemeinen deutſchen Anwaltstages beruhen noch in zu friſchem Andenken, als daß wir ſie in das Gedächtniß zurückzurufen brauchten. Es war in der That intereſſant, die pſychologiſche Entwickelung der großherzoglich heſſiſchen Regierung bei dieſer Angelegenheit zu beobachten. Nachdem ſie anfänglich — jedenfalls ohne vorherige Umfrage bei den deutſchen Regierungen — freiſinnig Das geſtattet hatte, was zu verweigern kein aus der Bundesverfaſſung herzuleitender Grund vorlag, mochten ihr über Nacht die Bedenken wie Pilze aufgeſchoſſen ſein. Ein Miniſterialreſcript jagte das andere, um den in einer raſchen Regung freigegebenen Flügelſchlag wieder zu binden; damit correſpondirten die Verbote des Beſuches jener

Anwaltsverſammlung, und das Finale dieſes erbaulichen Concerts war die freiwillige Aufgabe der zugeſtutzten Conceſſion Seiten des Mainzer Comités.

Die ſächſiſche Staatsregierung hatte damals ihren Anwälten den Beſuch der Mainzer Verſammlung nicht unterſagt, und als daher einzelne deutſche Sachwalter ſich zur Zeit des ausgeſchriebenen Tages privatim in Mainz zuſammenfanden und beſprachen, in wie weit man die Hoffnung, dieſes traurige Erbtheil der harrenden Deutſchen auf das ſpätere Gelingen des in ſeinem Keime erſtickten Unternehmens feſtzuhalten habe, da wurde von mehreren anweſenden ſächſiſchen Anwälten auf die aus dem Nichtverbote zu abſtrahirende Liberalität ihrer Regierung hingewieſen, und die örtliche Möglichkeit einer ſpätern deutſchen Anwaltsverſammlung nach Sachſen gelegt. Leipzig, den großen Markt des intellektuellen Verkehrs durch die Preſſe hatte man als Sitz der Verſammlung auserſehen; allein es geſchah Nichts zu einer Ausführung des Unternommenen, bis endlich der Dresdner Advokatenverein die loſe flatternden Fäden aufgriff, um nicht das Ganze in den Schooß der Vergeſſenheit ſinken zu laſſen. Wohl fühlte dieſer Verein, daß zu einer nach Sachſen zu berufenden Verſammlung der deutſchen Anwälte zuvörderſt eine Baſis in dem ſächſiſchen Advokatenſtande ſelbſt inſofern fehlte, als er bis jetzt zu einem Ganzen ſich noch nicht conſtituirt hatte. Es ward daher beſchloſſen, vor Allem eine Verſammlung der ſächſiſchen Anwälte zu berufen, und bei derſelben zugleich zu berathen, in welcher Weiſe die Ausſchreibung eines allgemeinen deutſchen Anwaltstages nach Sachſen für die nächſte Zeit ermöglicht werden könne. Bei den Vereinshandlungen hierüber und über die Statthaftigkeit der Verſammlung überhaupt war man darüber einverſtanden, daß es der Einholung einer Genehmigung der Regierung nicht bedürfe, daß man ſich vielmehr nur mit der Anzeige zu begnügen habe. Die öffentliche Einladung, in welcher zugleich die Berathungsgegenſtände kürzlich angedeutet waren, ward erlaſſen; allein noch bevor die Verſammlungstage herangerückt waren, erging an den Vorſtand des Vereins ein Erlaß der Kreisdirektion zu Dresden, nach welchem das Miniſterium des Innern in Anſehung der beabſichtigten Beſprechung über Veranſtaltung einer allgemeinen deutſchen Anwaltverſammlung die Geſtattung einer ſolchen im Königreiche

Digitized by Google

Sachſen nicht in Ausſicht ſtellen, und daher zu der Berathung über dieſen Gegenſtand die Genehmigung nicht ertheilen zu können erklärt hatte. Der Vorſtand des Vereins, Oberſteuerprocurator Eiſenſtuck, remonſtrirte deshalb perſönlich bei den betheiligten Miniſterialvorſtänden, und berief ſich namentlich auf die Vorgänge des verfloſſenen Jahres, und daß damals die ſächſiſche Regierung in der Mainzer Anwaltsverſammlung etwas Bedenkliches nicht erblickt habe; allein es ward ihm darauf die Beſcheidung zu Theil, daß damals ja gar nicht in Frage geſtanden habe, ob die ſächſiſche Regierung die Abhaltung einer allgemeinen, deutſchen Advokatenverſammlung in Sachſen geſtatten wolle; gegenwärtig aber müſſe ſie dieſe Geſtattung bedenklich finden, nachdem benachbarte Regierungen durch das an ihre Anwälte erlaſſene Verbot des Beſuchs jener Verſammlung deutlich genug zu verſtehen gegeben hätten, daß ſie eine ſolche nicht für ſtatthaft erachten könnten.

Inmittelſt war der erſte Tag der Verſammlung, der 23. Oktober, herangekommen, und die ſpäteren Nachmittagsſtunden vereinigten in dem bereitwillig überlaſſenen Sitzungsſaale der Dresdener Stadtverordneten die Sachwalter ziemlich zahlreich. Faſt aus allen Städten des Vaterlandes waren Vertreter des Standes der Einladung ihrer Dresdener Collegen gefolgt: *) alte, bekannte Geſichter tauchten hier und da auf, und die erwachenden Reminiſcenzen an die beſten Jahre der Jugend, die fröhliche Studentenzeit, machte dieſes Zuſammentreffen zu einem freudig bewegten, herzlich innigen. Nach der Begrüßung der Verſammlung durch den Vorſtand des Dresdener Advokatenvereins ſollte die Verſammlung zur Wahl ihrer Präſidenten und Sekretäre vorſchreiten. Durch eine von einem Leipziger Sachwalter proclamirte Acclamation ward die erſtere Wahl auf die Vorſtände jenes Vereins Oberſteuerprocurator Eiſenſtuck und Finanzprocurator Küttner geworfen, und zwar mit einer unvermeidlichen Beſchränkung der Wahlfreiheit, über welche in den darauf folgenden Tagen dieſe und jene Klage laut ward. Ueberhaupt waren die erſten einleitenden Regungen der Verſammlung etwas tumultuariſcher Natur, und man hörte den polniſchen Reichstag nicht mit Unrecht

*) Am letzten Tage der Verſammlung wies die Präſenzliſte 200 Theilnehmer nach.

citiren; auch die materiellen Intereſſen der Verſammlung, deren Wahrung ein ebenſo nothwendiges, als in der Regel undankbares Geſchäft iſt, mußten ihre Vertretung finden, und nachdem die Berathungsſtoffe für die beiden folgenden Tage in der Hauptſache angezeigt und geordnet worden waren, löſte ſich die Verſammlung auf, um am nächſten Morgen ihre Sitzungen zeitig zu beginnen.

Den Hauptzweck derſelben hatte der Dresdener Verein in der Conſtituirung eines allgemeinen ſächſiſchen Advokatenvereins erblickt: ein proviſoriſches Statut war für die ſofortige Annahme vorbereitet worden, und ſo erfolgte denn auch bereits in den Vormittagsſtunden des 24. Oktobers die Conſtituirung des Vereins und die Annahme der Statuten. Die übrige Berathungszeit nahmen verſchiedene Vorträge theils über Standeszwecke im Allgemeinen, theils über einzelne ſie betreffende civilrechtliche Fragen in Anſpruch; es ward viel über die Mittel zur Hebung des Standes geſprochen und mehrere, die Hervorrufung bezüglicher Legislation betreffende Beſchlüſſe wurden einer Deputation zur weiteren Vorbereitung und Ausarbeitung übertragen. Dabei kann jedoch nicht unbemerkt bleiben, daß nicht die Exiſtenz eines Geſetzes, nicht die Einräumung gewiſſer Corporationsrechte von oben herab jene Hebung des Standes herbeizuführen vermag, ſondern daß dieſe hauptſächlich von unten herauf erfolgen muß. Das Weſentlichſte iſt das Vorhandenſein eines Esprit de corps; er iſt der Geiſt, das Waltende, Schaffende: er wird entwikkelt werden durch den gebildeten Verein, und wird, wenn dann die Staatsregierung ſich dereinſt gemüſſigt ſieht, dieſem ins Leben gerufenen geiſtigen Stoffe auch eine Form zu verleihen, durch alle ihm zu Gebote ſtehende Mittel dahin wirken, daß dieſe Form eine jenem Geiſte, der Würde des Standes entſprechende werde.

War nun die parlamentariſche Form der Verhandlungen den Verſammelten noch nicht durchgängig geläufig, oder ward die Debatte durch das Präſidium nicht gehörig präciſirt, kurz der letzte Verſammlungstag war bis auf eine Stunde Berathungszeit verſtrichen, als endlich auf die mehrfach laut geäußerten Wünſche einzelner Mitglieder der Verſammlung die ſo wichtige Frage über eine zukünftige allgemeine deutſche Anwaltsverſammlung vorgenommen ward. Man begann mit Ableſung eines Vortrags, den ein erkranktes Dresdener Vereinsmitglied zu halten beabſichtigt hatte, und welcher ſich mit ei-

Digitized by Google

ner Beleuchtung der bedauerlichen Mainzer Angelegenheit beſchäftigte, und Andeutungen über ein ferneres Verhalten in dieſer Sache gab. Als endlich — noch war eine halbe Stunde Zeit übrig — die Debatte hierüber eröffnet werden ſollte, erklärte der Präſident, daß er durch die oben mitgetheilte Kreisdirectorialverordnung ſie zu geſtatten behindert ſei. Wir wollen hier jedem Leſer die Selbſtbeantwortung der Frage überlaſſen, ob die Regierungsbehörde gegen die über jenen Gegenſtand vorzunehmenden Berathungen eine anticipirende Cenſur oder vielmehr ein Verbot des noch nicht geſprochenen Wortes zu erlaſſen befugt geweſen war, wobei wir darauf hindeuten wollen, daß der Dresdener Advokatenverein von der wohl zu rechtfertigenden Anſicht ausgegangen war, daß es einer Genehmigung zu der Verſammlung und zu den Berathungen derſelben überhaupt gar nicht bedürfe — wir wollen, wie geſagt, mit dem Hinweis auf das unbeſtreitbare Recht der gemeinſamen Beſprechung von Standesintereſſen unter Standesgenoſſen, die Beantwortung jener Frage einem Jeden anheimgegeben ſein laſſen; ſo viel iſt aber gewiß, daß die Debatte darüber nicht abgeſchnitten werden konnte, welche Mittel der Verein gegen jenes Berathungsverbot der Regierungsbehörde zur Wahrung ſeiner Intereſſen zu ergreifen habe, ob der Weg der Beſchwerdeführung beſchritten, oder ſich mit einer einfachen, zu Protokoll niederzulegenden Verwahrung begnügt werden ſolle. Nach wenigen bezüglichen Bemerkungen und Anträgen ward das letztere beſchloſſen; aber unverkennbar war die Verſammlung durch dieſe Wendung der Dinge ſo betreten und betroffen, daß ſie ſich in einer fühlbaren Mißſtimmung auflöſte, und der Schluß einen Schlagſchatten auf das Ganze warf.

„Trotz alledem und alledem" iſt aber jedenfalls durch die Conſtituirung des allgemeinen, ſächſiſchen Advokatenvereins ein wichtiger Schritt für den Stand geſchehen, ein Grund gelegt, auf welchen ſich weiter fußen läßt. Als Ort der nächſten, allgemeinen Verſammlung des künftigen Jahres ward durch Stimmenmehrheit Leipzig erwählt, und hoffentlich — denn Hoffnung bleibt ja doch einmal das Looſungswort — ſind bis dahin Maßnahmen ergriffen, durch welche die der Berathung über eine allgemeine, deutſche Anwaltsverſammlung vorgeſchobenen Schlagbäume beſeitigt ſind.

Noch müſſen wir zum Schluſſe eines ſehr erfreulichen Antrages des Vicepräſidenten Küttner gedenken. Er bemerkte, daß, da es neuerdings in Frage gekommen ſei, ob Advokaten „Wohlgeboren" oder nur „Hochedelgeboren" ſeien, es jedenfalls wünſchenswerth erſcheine, dieſen Zweifel wenigſtens unter den Vereinsmitgliedern dadurch beſeitigt zu ſehen, daß ſie in ihren Correſpondenzen von ihrer Geburt künftig ganz abſehen wollten. Begreiflicherweiſe ward der Antrag mit ungemeinem Beifalle zum Beſchluſſe erhoben, und ihm folgte ergänzend bei dem ſpäteren gemeinſamen Mittagsmahle ein feierliches — Pereat auf den churfürſtlich ſächſiſchen Zopf.

E. Peſchel.

Digitized by Google

Aufzeichnungen

eines

Jeſuitenzöglings im deutſchen Colleg zu Rom

von

J. Georg Köberle.

Dritte Abtheilung.

I.

Das deutſche Colleg befindet ſich in dem alten Palazzo al Gesù, Casa professa al Gesù genannt. Die erſten drei Stockwerke bewohnen die Jeſuiten und ihre Laienbrüder, der vierte Stock iſt den Zöglingen angewieſen. Jeder beſitzt hier ſeine geräumige, beſondere Zelle, deren Fenſter gleich jenen der untern Stockwerke, ſo mit Brettern umzäunt ſind, daß nur die Ausſicht an den Himmel offen bleibt, und ein Blick auf die Straße oder in ein benachbartes Haus unmöglich iſt. In einer Ecke jeder Zelle ſteht ein Bett von Stroh und Wolle, mit leichter Decke, den Anforderungen einer bequemen Ruhe entſprechend. Im Vordergrund iſt ein Betſtuhl ſammt Knieſchemmel; darauf ein Chriſtusbild am Kreuze und einige Symbole des Todes. Die Wand zieren vier bis ſechs Heiligenbilder, meiſt alte Kupferſtiche. Auf der entgegengeſetzten Seite ſteht ein Tiſch mit Tintenzeug und ein Stuhl. Sonſt iſt außer einigen Betrachtungsbüchern des Jeſuiterordens und der Wiener Redemptoriſtencongregation beim Eintritt des neuen Zöglings nichts in der übrigens freundlichen Zelle zu ſehen. Das Studienmaterial erhält er in lithographirten Bogen nach und nach, ſo wie es die Vorträge im Verlaufe des Jahres ergeben. Er kann alſo auf dieſe Art nie einen

Blick in das Kommende werfen, sondern nur rückwärts schauen auf das bereits Vorgetragene.

Das Colleg selbst ist in zwei streng geschiedene Räume getheilt. Den einen bewohnt die philosophische, den andern die theologische Kammer. Im Gang jeder Kammer befindet sich ein Hausaltar, der Verehrung der Mutter Gottes geweiht. Im untern Stockwerk hat jede Kammer ihren besondern Speisesaal, und eine Aula in Mitte des Professhauses; dann ein Sacellum, von welchem man durch eine enge Stiege in einen bedeckten Porticus gelangt, der durch die Fenster die Aussicht auf den geschlossenen Klostergarten gewährt. Außerdem ist noch eine Hauscapelle zum täglichen Gottesdienst vorhanden, weil die Zöglinge nur an Sonntagen und bei festlichen Veranlassungen in die dem Publicum geöffnete Kirche al Gesù treten dürfen.

Den Unterricht besuchen sie im benachbarten römischen Colleg, welches ebenfalls unter den Jesuiten steht, und die geistliche Universität Roms ist, im Gegensatz zur Sapienza, an welcher größtentheils nur Laien studiren. In dieses Collegio Romano kommen außer den deutschen Zöglingen und den künftigen Priestern des Kirchenstaates noch die Alumnen der meisten ausländischen Anstalten. Es bestehen nämlich neben dem deutschen noch ein irländisches, ein holländisches, ein griechisches und andere College. Sämmtliche haben ähnliche Constitutionen und gleiche Bestimmung wie das deutsche, dem sie nachgebildet sind. Im Collegio Romano hören alle diese Missionszöglinge des civilisirten Europa gemeinschaftlich scholastische Philosophie und Theologie. Der Unterricht in den Kirchenceremonien, dem ascetischen Leben, und allem demjenigen, was nach Verschiedenheit der Länder auch verschiedene Maßregeln erfordert, bleibt den Vorständen der einzelnen Anstalten überlassen. Die auf solche Art den öffentlichen Unterricht besuchenden Alumnen haben im Collegio Romano ihre bestimmten Plätze, welche sie nie verlassen dürfen. Diese werden nach einer herkömmlichen Rangordnung angewiesen, wobei die deutschen Zöglinge, als unter besonderm Protectorat des Papstes und der Cardinäle stehend, den Vorzug haben, und rechts neben dem docirenden Pater in gleicher Höhe mit dessen Katheder sitzen. Links neben den Pater kommen die Irländer, ebenfalls in gleicher Höhe. An diese zwei Abtheilungen schließen sich rechts und

Digitized by Google

ihn die Klugen. Kommt der Bräutigam und mit ihm auf die Hochzeit, was ihm gehört, so ist's Zeit. Da sind die Klugen bereit und gehen hinein. Da ist verschlossen. Später kommen die Thörichten und klopfen an. Aber es ist zu spät. Da ist Thür und Thor zu. Da ist Jammer und Klagen. Da ist Heulen und Zähneklappen. Da ist Angst und Noth. Da ist Finsterniß und Verzweiflung. Da ist Gericht und Verdammniß. Da ist Ewigkeit.

Verschlossene Thür und Verdammnißwesen, das ist ein Stück Hölle. Wer das nicht glaubt, der kann es nicht glauben. Wer es glaubt, der kann es nicht fassen. Wer es fassen will, der kann es nicht ertragen. Wer es ertragen will, der kann es nicht durchdenken. Wer es durchdenken will, der kann es nicht durchdringen. Wer es durchdringen will, der kann es nicht ausdenken. Wer es Worte! — Wer es Worte machen will, der kann es nicht beschreiben. Wer es beschreiben wollte und es möchte ihm gelingen, der könnte es nicht lesen. Wer es lesen könnte, der könnte es doch nicht verstehen. Wer es verstehen könnte, der könnte es doch nicht ertragen. Wer es ertragen könnte, der könnte es doch nicht glauben. Wer es glauben könnte, der könnte es doch nicht lassen.

Wer das Alles könnte, der könnte es doch nicht lassen. Wer es lassen könnte, der könnte es doch nicht lassen. Wer es lassen könnte, der könnte es doch nicht lassen. Wer es lassen

Stunde beträgt, dem Lehrgegenſtande widmen, der im Collegio Romano Vormittags geleſen wird. Der Klang der Campanella verkündet den Beginn dieſer Vorleſung. Die Zöglinge ſtellen ſich im Gang nach der vorigen Ordnung auf, und ſchreiten ſtill über die Treppen hinab. Vor der Pforte beſprengt ſich Jeder mit Weihwaſſer, zieht einen Roſenkranz aus der Taſche, und hat denſelben bis zum Collegio Romano ſtill für ſich abzubeten. Hier ſitzt er auf dem ihm zugewieſenen Platz, und erwartet ſchweigend die Ankunft des docirenden Paters. Ein Wort mit irgend einem der übrigen Beſucher dieſer Anſtalt zu ſprechen, iſt ſtreng unterſagt. Die Vorleſungen, in ſyllogiſtiſcher Form und lateiniſcher Sprache, ſtets polemiſirend, dauern anderthalb bis zwei Stunden. Eine Ausnahme in Form und Sprache macht allein die Phyſik, welche italieniſch vorgetragen wird. Nach Beendigung des Unterrichts begeben ſich die Zöglinge wieder in ihr Gebäude al Gesù zurück. Bis an die Pforte des Kloſters dürfen ſie diesmal leiſe unter ſich ſprechen. Weil es ſich aber manchmal ereignet, daß zufällig eine Abtheilung der philoſophiſchen und theologiſchen Kammer zu gleicher Zeit über die Straße geht, ſo iſt jedes Wort zwiſchen dieſen heterogenen Theilen durch einen beſonderen Paragraphen der piae Consuetudines ſtreng verboten. Beim Eintritt ins Kloſter beſprengen ſich die Alumnen unter dem Zeichen des Kreuzes wieder mit Weihwaſſer, und begeben ſich ins Sacellum, um Gott und der heiligen Mutter Maria für den genoſſenen Unterricht zu danken. Die Zeit bis zum Mittagstiſche iſt entweder Repetitionen oder der Erlernung des gregorianiſchen Kirchengeſangs, oder auch der Geſchichte gewidmet. Letztere beſteht für die philoſophiſche Kammer aus kurzen Biographien der Päpſte, nach einem lateiniſchen Compendium, deſſen neueſte Auflage aus dem Jahre 1757 ſtammt. Die theologiſche Kammer genießt überdies noch Vorträge über katholiſche Kirchengeſchichte, wobei gelegentlich gegen alles Heterogene polemiſirt wird. Eine allgemeine Weltgeſchichte giebt es hierorts nicht. Der Papſt muß immer der Nervus rerum genitarum, das Centrum alles Wiſſens und Handelns bleiben. Oft wird zu dieſen Fächern, die gleichmäßig auf die Zeit unmittelbar vor dem Mittag- und Abendeſſen vertheilt ſind, noch eine geiſtliche Vorleſung (lectio spiritualis) hinzugeſetzt. — Die bekannte Campanella ruft nun zu Tiſch. Jeder Alumus hat auch hier ſeinen be-

Digitized by Google

Kanonen Kiew. Die Stadt ist besetzt von 40 000 roten Soldaten. Kiew. Die Bolschewiki sind Meister der Propaganda. Sie haben auch in Kiew ihre Agenten, welche arbeiten. Ihre Methoden sind: Sie gehen in die Kasernen und sagen den Soldaten: Ihr seid Proletarier. Warum sollt ihr für die Bourgeoisie kämpfen? Ihr sollt nicht für die Bourgeoisie kämpfen, sondern für euch selbst. Ihr sollt nicht für die Bourgeoisie arbeiten, sondern für euch selbst. Ihr sollt nicht für die Bourgeoisie Steuern bezahlen, sondern für euch selbst. Ihr sollt nicht für die Bourgeoisie Soldaten sein, sondern für euch selbst. Ihr sollt nicht für die Bourgeoisie Offiziere haben, sondern für euch selbst. Ihr sollt nicht für die Bourgeoisie Generäle haben, sondern für euch selbst. Ihr sollt nicht für die Bourgeoisie Kanonen machen, sondern für euch selbst. Ihr sollt nicht für die Bourgeoisie Gewehre machen, sondern für euch selbst. Ihr sollt nicht für die Bourgeoisie Munition machen, sondern für euch selbst. Ihr sollt nicht für die Bourgeoisie Pferde füttern, sondern für euch selbst. Ihr sollt nicht für die Bourgeoisie Eisenbahnen bauen, sondern für euch selbst. Ihr sollt nicht für die Bourgeoisie Lebensmittel produzieren, sondern für euch selbst. Ihr sollt nicht für die Bourgeoisie Kleider machen, sondern für euch selbst. Ihr sollt nicht für die Bourgeoisie Schuhe machen, sondern für euch selbst. Ihr sollt nicht für die Bourgeoisie Häuser bauen, sondern für euch selbst. Ihr sollt nicht für die Bourgeoisie Kasernen

ebenbürtig" neben die Ehe stets treten. Privatverhältnisse, auch in weiterem Sinne, sind es, die Goethe in den Vordergrund stellt, nicht Staatsaktionen, nicht Heldenthaten, nicht Kämpfe mit der Leidenschaft überwiegt bei ihm das Interesse an der Leidenschaft selbst, nicht an ihren Folgen. Und wie die Leidenschaft, handelt es sich bei Goethe selten um Thaten, sondern meist um Leiden und oder Freuden, um Empfindungen, und wo Goethes Personen Thaten zeigen, sind es Thaten, die aus Empfindungen fließen. Nur selten gelingt es dem Dichter mit Absicht, wo diese Empfindungen bewußt waren, ihre Motive zu verschweigen, wie in Tasso's Verhältniß zu Leonore. Meist aber verschweigt Goethe Empfindungen, deren Motive ihm seiner Empfindung nach zu klar sind, um sie selbst gewissermaßen zu verschweigen.

Wenn es sich aufgelöste Verhältniß wird Goethe's Darstellung nicht ausführlich, wie in Tasso, Clavigo, Stella, Egmont. Meist ist die ganze Handlung auf einen Moment zusammengedrängt, wo Empfindungen zum Ausdruck kommen, die sich in Thaten umsetzen. Goethe liebt es, diesen Moment der Entscheidung, Verwirrung, Verzweiflung, Freude, Leidenschaft, Verzweiflung, Entsagung, Ergebung, Trauer, Liebe, Haß, Eifersucht, Rache, Sehnsucht, Liebe, Haß, Eifersucht, Rache, Sehnsucht, Liebe, Haß, Eifersucht, Rache, Sehnsucht

und wird Freiheit unter weiblicher Regierung, über die jeder Mensch- lichkeit und jeder edlere Trieb, jeder auf Ehrsucht Anspruch machende Mann, sich erhaben fühlen muß, — Freiheit, wo jeder Mann, der sich über seine Frau stellt, sie durch sie verachtet, sie durch sie verabscheut, sie durch sie verflucht, sie durch sie verdammt, sie durch sie verhöhnt, sie durch sie verspottet, sie durch sie verlacht

ſenkten Hauptes bewegt ſich der Zug unter Begleitung eines Vorgeſetzten hinaus. Ebenſo kehrt er wieder zurück. — Das Abendeſſen und die darauf folgende Unterhaltung hat ganz den mittägigen Charakter. Nach dieſem folgt die halbſtündige Vorbereitung zur Ascetik des kommenden Tages, hierauf eine Viertelſtunde Gewiſſenserforſchung unter Reu und Leid, dann zum Schluß eine Viertelſtunde Nachtgebet. Fünf Minuten nachher müſſen die Lichter ausgelöſcht, und die Zöglinge zu Bett ſein.

Zur pünktlichen Befolgung dieſer Tagesordnung, welche durch die ganze Studienzeit (mit ganz unbedeutenden Aenderungen) dieſelbe bleibt, beſteht öffentliche und geheime Ueberwachung. Der Zögling iſt keine Minute des Tages ſicher, von einer Controlle überraſcht und geprüft zu werden. Daß jeden Sonnabend Beichte iſt, und jeder Sonn- und Feſttag unbedingt nur dem Kirchendienſt und doppelten aſcetiſchen Uebungen gewidmet werden darf, verſteht ſich von ſelbſt. An Ablaßtagen findet die Beichte ſogar öfter auch unter der Woche ſtatt. Ueberdies iſt jeden Monat öffentliche Sittencenſur. Hier tadelt der Präfekt oder Pedell in einer an die Alumnen gehaltenen Rede, was ihm Tadelnswerthes erſchienen, und lieſ't den Manuductor vor. Letzterer enthält alle Verhaltungsregeln der Zöglinge innerhalb und außerhalb des Hauſes. Zu Oſtern und Michaelis hält der Rector ſelbſt **Reformatio**, d. h. er ſpricht in einer langen Abhandlung nach den Reſultaten der bereits geſchilderten geheimen Polizei öffentliches Urtheil über ſeine Kinder.

Außer den täglichen zwei Unterhaltungen (**recreationes**) im Porticus herrſcht im Colleg das ganze Jahr tiefſtes Stillſchweigen. Keiner darf jemals des Andern Zelle betreten, und nur in höchſt wichtigen Fällen mit beſonderer Erlaubniß des Präfects vor deſſen Thüre wenige Worte wechſeln. Eingelaufene Briefe werden vom Rector geöffnet und zuerſt geleſen, abzuſendende müſſen offen in die Hände des Rektors gelegt werden.

Jeder Umgang mit der Außenwelt, ſelbſt mit der geiſtlichen, iſt abgeſchnitten. Nur im dringendſten Nothfall öffnet ſich dem Alumnen die Pforte des Kloſters. Er darf ſie aber nie allein überſchreiten! Ihm wird ein Begleiter von dem Rector Landes, ein zweiter vom Pater Miniſter Delacroix beigeſellt. Dieſem iſt's ſtreng geboten, keinen Schritt von ſeiner Seite zu weichen. Nach der

Digitized by

Rückkehr ins Kloſter werden alle drei vom Rector beſonders verhört, und müſſen einzeln genauen Bericht erſtatten über jedes kleinſte vorgefallene Ereigniß.

So getrennt von allem Leben, getrennt von jeder nicht zum Zwecke des Ordens paſſenden Wiſſenſchaft, getrennt von aller Poeſie des Daſeins, gehemmt nicht nur in der Freiheit des Handelns, ſondern auch des Willens, wird der Zögling zu ſeinem Beruf eingeweiht. Man ſollte hier lauter unfreiwillig gebundene Jünglinge vermuthen! und doch iſts nicht ſo. Der größere Theil der ältern Alumnen ſchätzt ſich wahrhaft glücklich. Die Erziehungsart iſt ſo zweckdienlich erdacht, als die oben berührte vielverzweigte Ordenskette ſelbſt. Nur wer ein ſolches Inſtitut aus eigner Anſchauung kennt, und, wie ich, mit den Donnern aſcetiſcher Erbauungs- und Schreckensreden Sturm laufen ſah gegen ſein eignes Herz, wird mich begreifen. Der Menſch wird hier in wenig Jahren ein andrer. Alle Gefühle, die man bei uns edel und erhaben nennt, verſtumpfen, und er iſt's gewohnt, in dem Willen der Vorgeſetzten nichts anderes mehr, als die lebendige Stimme ſeines Gottes zu erkennen. Wir alle beugen uns in Demuth vor Gott. Die ganze Kunſt beſteht alſo darin, an die Seite des allwaltenden, gütigen Vaters über den Sternen die Conſtitutionen des Jeſuitengenerals zu pflanzen. Dies gelingt in unſerer Propaganda vollkommen, und die Propagandiſten kämpfen für ihre Ueberzeugung, wie wir alle nach unſerer Ueberzeugung handeln, denn jede Ueberzeugung bleibt, trotz aller philoſophiſchen Definitionen, in Religionsſachen immer mehr oder weniger individuell.

Wie weit ſchon in wenigen Jahren ein ſolches Leben führt, will ich nur an zwei Beiſpielen der mehr erwähnten piae Consuetudines zeigen. Ein Alumnus kniet während der Tiſchzeit mitten in den Speiſeſaal, und ſpricht die offene Schuld. Dann kriecht er auf allen Vieren unter den Tiſchen hin, und küßt jedem Zöglinge die Füße. Dieſe Buße hat er ſich ſelbſt freiwillig, aber mit vorher eingeholter Erlaubniß der Vorſtände aufgelegt. — Ein anderer tritt auf den Katheder, und legt vor allen Alumnen ein offenes Bekenntniß ſeiner Sünden (offene Beichte) ab: dies iſt ebenfalls eine freiwillige Buße und zugleich ein Mittel zur Bekämpfung der Selbſtliebe. Auch er handelte mit Erlaubniß der Obern. Das habe ich mit eignen Au-

Digitized by Google

gen geſehen und mit eigenen Ohren gehört. Die zwei jungen Leute waren in Deutſchland früher recht wohlgeartete, muntere Studenten. Hier habe ich ſie ſo wieder gefunden. — In Rom gelten ſie als vorzügliche Alumnen und Muſter der Anſtalt.

II.

In dieſer Anſtalt war ich ſelbſt eingeſchloſſen. Ich hatte dem Rector auf die Hand zwei Punkte verſprochen: erſtens, ſollte ich nichts mehr vom Austritt erwähnen, bis ich den Geiſt der Hauseinrichtung aus eigner Anſchauung erfaßt, und zweitens, ſollte die hiezu erforderliche Zeit vom Gutachten des Rectors abhängen! — In den erſten Wochen ließ mich Pater Landes recht oft in ſeine Zelle rufen, ſprach zu meiner Erbauung lang und viel über die unruhige Freiſinnigkeit der deutſchen Nation, und über den Seelenfrieden Derjenigen, die alle Neigung zum Irdiſchen überwunden hätten. Auch vergaß er dabei nie, mich ſeiner beſondern Liebe zu verſichern, weil ich der einzige Schwabe im Colleg ſei! Aber vom Herannahen des erſehnten Termins ſprach er nichts.

So verging der erſte Monat.

Mein Geiſt wurde täglich trockener, und ich konnte endlich der Begierde, ihn durch eine paſſende Lectüre wieder aufzufriſchen, nicht länger widerſtehen. Zitternd klopfte ich an der Zelle des Paters, und bat demüthig um einen griechiſchen Klaſſiker, indem der langſam vorſchreitende Unterricht im Collegio Romano mir wohl noch täglich ein Viertelſtündchen für die ſchöne Literatur erlaube.

„Mein liebes Kind," entgegnete der Rector, „darin beſteht gerade das wahre innerlich chriſtliche Leben, daß der Menſch nie ſeiner eigenen Neigung folge. Sie können überdieß die Lehren, welche man Ihnen im Collegio Romano ertheilt, nie genug wiederholen. Verwenden Sie jeden Augenblick auf die Repetition derſelben! Wenn Sie nur die Schulgegenſtände recht wacker lernen, ſo ſind wir vollkommen mit Ihnen zufrieden. Wir verlangen nicht viel. Wir drükken Sie nicht mit unnützen Geſchäften. Seien Sie nur gutwillig und folgſam! Die Lectio spiritualis wird bald beginnen, darum gehen Sie jetzt wieder, daß Sie mir fein in dem nichts verſäumen, was allein noth thut!"

Mißmüthiger als je wankte ich über die Treppe hinauf in

Digitized by Google

meine Zelle. Tags darauf beſuchte mich der Präfect. Ich mußte die Viertelſtunde, welche ich für das Griechiſche beſtimmt hatte, mit Logik beſetzen, und dieß gleich in die an der Wand hängende Tagesordnung eintragen.

So verging die fünfte Woche.

„Du haſt es dumm angefangen, daß du gleich einen Heiden zu leſen verlangteſt," ſagte ich zu mir ſelbſt. „Du mußt mit einem chriſtlichern Buch anfangen, dann gibt man dir vielleicht mehr Gehör!" — Ich faßte zum zweitenmal Muth, und klopfte an der Zelle des Paters, inſtändig eine allgemeine Weltgeſchichte verlangend, in der ich an den Ferientagen ein halbes Stündchen leſen wolle.

„Mein liebes Kind," ſprach der Rector, „Sie haben ja historiam paparum, und mehr braucht ein katholiſcher Prieſter nicht von der Welt zu wiſſen. Beſonders Anfänger kann derlei Zeug gar leicht verwirren. Seien Sie fein willig gehorſam und gehen Sie ohne Murren, daß Sie mir in den Ceremonien nichts verſäumen! Es läutet eben zum gregorianiſchen Cantus." — Ich mußte nun ſingen, aber ich hatte kein Gehör für dieſe Noten.

So verging die ſechste Woche.

„Du biſt noch immer zu weltlich für dieſe Herren," ſprach ich abermals zu mir ſelbſt. „Wenn du einen Kirchenvater oder eine theologiſche Geſchichte verlangſt, ſo wird ſich der Rector gewiß über deinen Eifer freuen, und vielleicht findeſt du auch darin eine erquicklichere Nahrung für deinen Geiſt!" Muthiger als früher klopfte ich zum drittenmal an der Zelle des Paters, und bat um einen heiligen Kirchenvater oder eine historia ecclesiastica.

„Mein liebes Kind," entgegnete der Rector, „das ſind theologiſche Gegenſtände, und Sie ſollen jetzt Philoſophie ſtudiren. Die historia ecclesiastica bekommen Sie in einigen Jahren von ſelbſt zu hören. In einer wohlgeordneten Studienanſtalt darf man den Anordnungen des Lehrers nie vorgreifen. Was die heil. Kirchenväter betrifft, ſo muß es ſich ebenfalls nach dem Willen Gottes erſt ſpäter ausweiſen, ob Sie ſich überhaupt ſo ausführlich der Theologie befleißen müſſen! Nicht Jeder iſt zum gelehrten Stande berufen, und wir halten als gute Väter vorzüglich Ihren Beruf vor Augen. Für einen Seelſorger genügt der Unterricht im Collegio Romano, und die übrigen höher berufenen Schüler erhalten erſt größere Werke,

wenn ſie die Theologiam abſolvirt haben. Das ächte Fundament iſt die Hauptſache. Der Pedell giebt eben das Zeichen zur Erbauungsrede des Präfekts. Seien Sie ohne Murren ein gehorſamer Sohn und gehen Sie ſchnell in die Aula, daß Sie mir fein an der Bildung des wahren Geiſtes nichts verſäumen!" — Ich wankte nun der Aula zu, und hörte hier die Beſchreibung der Hölle an, in die eben einige neue Verurtheilte eintreten. Das Geſchrei der Verdammten klang gräßlicher, als eine Bluttragödie von Victor Hugo.

Mein Witz war erſchöpft. Ich verlangte von nun an kein Buch mehr. Aber mein Körper erlag jetzt dem innern Schmerz. Aufs Krankenlager geworfen, wünſchte ich mir den Tod, weil ich wohl ahnte, daß mein Rücktritt aus dem Colleg ſo manches theure Band für immer gewaltſam löſen würde, das mir einſt im Vaterlande die Tage verſchönert. Auch hatte das Leben mitten unter dieſen mich ſtündlich umgaukelnden Schreckgeſtalten, neben all dieſen vorgehaltenen Spiegeln der Ascetik, in denen ſich das Regiſter der Heiligen ſelbſt geiſelt oder aushungert, für mich allen Reiz verloren. Mein Inneres ſchauerte vor der Zukunft zuſammen, aber mein Kopf war verwirrt und unfähig für ein klares Urtheil geworden. Ich fühlte, daß ich meine Laufbahn verfehlt, aber ich ſah jetzt keinen Weg, der mich wieder zurück zur verlornen, wahrhaft glücklichen Unbefangenheit führen konnte! Die eine Hälfte des Herzens war bereits einem finſtern Wahne verfallen, und zog die andere nach, die ſich noch mächtig dagegen ſträubte. Ein ſolches Zerfallen mit ſich ſelbſt iſt wohl einer der ſchrecklichſten Zuſtände, in die der Menſch verſinken kann.

Die Kunſt des Arztes, die ſorgfältige Pflege eines Jeſuiten-Bruders und meine eigne gute Natur brachte dem Körper nach vierzehn Tagen die Geſundheit wieder.

„Gott im Himmel! wenn Du es über mich verhängt haſt, daß ich an dieſe Geſellſchaft zeitlebens gebunden werden ſoll, ſo nimm mir meinen Verſtand! Dieſe ewigen Zweifel und Skrupel ſind peinlicher, als die Folter." So betete ich eines Tages und ſprang dann wieder auf und ſagte zu mir ſelbſt: „Nein! das iſt ein gottloſes Gebet. Muth, Muth, himmliſcher Vater, dieſe Feſſeln wieder zu zerreißen, und wenn alle Jeſuiten und meine Familie ſelbſt dagegen wären!" und ſchritt wie ein Raſender in der Zelle auf und nieder.

Digitized by Google

Endlich verſank ich in ein ſtummes Hinbrüten und handelte von nun an mechaniſch und pünktlich nach allen Beſtimmungen der Hausgeſetze.

So verging der dritte Monat.

III.

Jetzt erſt, nachdem ich vier Wochen lang um nichts mehr gebeten, und ruhig und ſchweigend Alles gethan, was mir aufgetragen ward, ließ mich Pater Landes wieder in ſeine Zelle rufen und richtete folgende Worte an mich:

„Mein geliebter Sohn in Chriſto! ich hoffe, daß Sie das ewige Licht des Herrn nun erleuchtet habe. Der Augenblick iſt gekommen, in dem Sie ſich erklären dürfen, ob Sie bei uns bleiben oder wieder zurückkehren wollen in das vergängliche eitle Treiben der Welt. Jetzt noch ſteht es Ihnen frei, nach dem Eide nicht mehr. Wir zwingen Niemanden mit Gewalt, aber wir laſſen auch keinen Sohn ziehen aus unſerer Mitte, ohne ihm vorerſt gründliche Gelegenheit zur Erkenntniß ſeines wahren Heils geboten zu haben, wenn er nicht verſtockt und frevelnd ſein Herz der Stimme Gottes verſchließt. Darum verhängten wir aus chriſtlicher Liebe über Sie dieſe dreimonatliche Probezeit. Bedenken Sie ſich nochmal wohl, ehe Sie mir antworten. Weh dem Sohne, der, wie Sie, das einzig Wahre erkennen, und blind von ſich ſtoßen könnte! Schwere Verantwortung erwartet ihn am Richterſtuhle Gottes. Das erwägen Sie nochmal wohl, und dann erklären Sie, was ich dem hochwürdigſten Pater General über Sie berichten ſoll!“

„Mein ehrwürdiger Pater,“ entgegnete ich ihm, „als ich hieher zog aus Deutſchland, und keine Ahnung hatte vom Geiſte dieſes Inſtitutes und der mir zugemutheten Beſtimmung, verſprach ich in jener Informatio, die Sie ſchriftlich von mir in Händen haben, mich dem Studienplan und dem Privatleben willig zu fügen. Ich habe mein Wort bis heute treu gehalten. Sie ahnen kaum, welchen Kampf es mich gekoſtet! Einen Eid zu leiſten, der mich zum heimlichen und offenen Kampfe gegen meine deutſchen Brüder verpflichtet, die gleiche Rechte mit uns genießen im Vaterlande, das habe ich nie gelobt. So lautete jener Paragraph der Informatio nicht, welcher von einem jurare paratum esse ſprach. Sein Sinn enthielt klar nur

die Bereitwilligkeit, Prieſter werden zu wollen*) Ich hatte damals aufrichtig im Sinne, mich dieſem Stande zu widmen. Dieſer Stand hatte für mich etwas Heiliges, Ehrwürdiges. Er ſtand makellos da vor meinen Augen. Seit Sie mich gewöhnt, einen ſo zweideutigen Nebenbegriff mit ihm zu verbinden, habe ich leider ſehr ſpät einſehen lernen, daß ich zu einem ſolchen Prieſter nicht tauge. Ich binde mich zu keinem Schritte weiter, als ich bereits gebunden bin. Ich verſpreche nichts weiter mehr. Das iſt meine ernſte Erklärung. Nun verfügen Sie über mich nach Ihrer Pflicht und laſſen Sie mich ruhig aus dieſem Kreiſe ſcheiden."

„Und warum," entgegnete der Rector, „warum können Sie den heiligen Eid nicht leiſten? Verkünden wir Krieg? Iſt es nicht vielmehr die Liebe, welche uns treibt, alle Kinder der Welt wieder zurück zur einzig wahren Kirche, zum ewigen Heil zu führen? Predigen wir mit Feuer und Schwert? Nein! unſre Waffe iſt ein erbaulicher Wandel und das Wort Gottes. Wir verwunden Niemanden. Warum können Sie den Eid nicht leiſten?"

„Er iſt gegen mein Gewiſſen."

„Gegen Ihr Gewiſſen? Verblendeter, deſſen Gewiſſen gegen das allmächtige Wort Gottes iſt!"

„Ehrwürdiger Herr Pater Rector, ich bin ein Deutſcher, und ehre die Geſetze meines Landes. Ich kenne die Bedingungen des weſtphäliſchen Friedens. Zwingt mich mein katholiſcher Glaube, dagegen zu handeln? Ehe ich hierher kam, wurde ich auch an einer katholiſchen Anſtalt erzogen, aber nie hörte ich ein Wort, das mich in dieſer Hinſicht beunruhigt hätte."

„Wie Sie noch alle Begriffe durch einander werfen!" entgegnete der Rector. „Sie ſind ganz verwirrt, mein Sohn. Sammeln Sie ſich klar und ſchreiben Sie die Gründe auf einen Bogen Papier zuſammen, die Sie beunruhigen."

„Wozu das? wird die Anſicht eines unerfahrnen Jünglings etwas ändern können im Geiſt und der Einrichtung eines Inſtitutes, das ſeit drei Jahrhunderten unwandelbar daſſelbe blieb? Kann meine Sprache in die Wagſchaale fallen gegen hunderte in ſeinem

*) Der hieher gehörige Paragraph der Informatio iſt in einer Note der erſten Abtheilung bereits wörtlich mitgetheilt worden.

Digitized by

Dienſt ergrauter Männer? Ich bitte, Herr Rector, betrachten Sie meine Aeußerung nur als die harmloſe, individuelle Erklärung eines jungen, mit ſich ſelbſt uneins gewordenen Mannes, der ſeine Bahn verfehlte, und ſich wieder zurückſehnt ins Vaterland. Verſchonen Sie mich mit weitläufigen Erörterungen, und laſſen Sie mich ruhig ziehn!"

„Jetzt noch ſind Sie mein Zögling," fing der Rector an. „Ich kann Ihnen als Vorgeſetzter befehlen, und Sie ſind Gehorſam ſchuldig. Ohne Widerrede werden Sie das Verlangte zu Papier bringen."

„Wird es in keiner Art üble Folgen für mich haben? Es iſt mir Alles daran gelegen, ehrenvoll von hier zu ſcheiden, wie ich ehrenvoll, mit guten Zeugniſſen, hergekommen bin. Darum habe ich bis jetzt in Allem pünktlich gehorcht, und werde es ſo halten bis zum letzten Augenblicke meines Hierſeins."

Der Rector gab mir ſeine Hand darauf, daß die ſchriftliche Erklärung weder öffentlich noch heimlich zu meinem Nachtheil in Anwendung kommen ſollte. Darauf ſchloß ich mich in meine Zelle und dachte nach, was ich jetzt eigentlich niederſchreiben wolle.

IV.

Ich möchte Niemanden rathen, mitten in einem römiſchen Kloſter ſtehend, aus eigenem Antrieb ſeine Umgebung freimüthig zu recenſiren. Der Spaß könnte böſe Früchte tragen. Eine Aufforderung des Vorgeſetzten mag allerdings das offen ausgeſprochene Wort vor einen mildern Richter ſtellen, aber der Punkt bleibt doch immer kritiſch, man wende ihn wie man will. Das fühlte ich auch jetzt ſehr wohl und ſprach zu mir ſelbſt:

„Warum will Pater Landes mein Urtheil über das deutſche Colleg ſchriftlich haben? Meine mündliche Erklärung motivirt doch wohl hinlänglich meinen Austritt. Sollte er ſich mit mir in eine ſcholaſtiſche Disputation einlaſſen wollen, zu der weder meine theologiſchen noch hiſtoriſchen Kenntniſſe ausreichen? Der gewandte Pater würde mich mit Citaten bald geſchlagen haben, wenn auch mein Gefühl mir tauſendmal ſagte, es kann nicht ganz ſo ſein wie er behauptet. Und dann ſeine Verſicherung, daß nichts zu meinem Nachtheil ausfallen ſoll. Ich bin mißtrauiſch gegen dies zweideutige Wort. Man könnte es am Ende gar in meinem Vortheil finden,

mir zur Erlangung des ewigen Heils Probezeit und ascetische Uebungen zu verdoppeln."

Ich zitterte vor einer so glänzenden Aussicht und entschloß mich, diesmal die Tendenz, die Theologie sammt der Ascetik ganz aus dem Spiel zu lassen und dafür nur rein wissenschaftliche Seiten zu berühren. Auch bei diesen hob ich nur meinen subjectiven Standpunkt hervor, und schrieb so gut und schlecht, als ichs eben verstand. Trotz dem, daß ich auf diese Art gerade diejenigen Theile unberührt lassen mußte, die mich am meisten schmerzten, genoß ich doch bei Abfassung dieser mir unvergeßlichen Schrift seit lange wieder die ersten erquicklichen Stunden. Es war mir doch wieder einmal ein Stückchen Land eingeräumt, auf dem ich, nicht Schritt für Schritt ängstlich verfolgt, einen unschuldigen, freien Sprung machen durfte. Dies Stückchen Land war freilich nur ein Blatt Papier, aber auch dies durfte ja seit zwölf Wochen nicht mehr mein heimlicher, vertrauter Freund sein. Es stand, wie ich, unter der Controlle der Jesuiten, und was ich ihm vertraut hätte, würden diese ganz gewiß gekapert haben. Zwar bestand diese Controlle auch jetzt noch, aber die Censur war für dies eine geliebte Blättchen Papier menschlicher geworden. Ich sah dies eine Blättchen an und empfand dabei eine kindische Freude. Der Leser, welcher sich in meine Lage zu denken vermag, wird mich deshalb nicht kindisch nennen. Auch der arme, zerlumpte, hungrige Bettler jubelt und dankt dem Himmel für einen Bissen trocknen, schimmelnden Brodes, indeß der gesättigte Prasser am reichen Mahle alle Kunst des königlichen Kochs verhöhnt! und ich war wirklich solch ein zerlumpter, hungriger, geistiger Bettler geworden. Mein Auge getraute sich nicht mehr, zur königlichen Küche einer Bibliothek emporzuschauen, und mit der Pastete eines Buches zu liebäugeln.

Als ich die Schrift beendigt, überreichte ich sie dem Rector, welcher sie freundlich hinnahm, und mich auf den kommenden Tag beschied. Ich säumte nicht, mich zur bestimmten Stunde abermals in seine Zelle zu begeben. Pater Landes hieß mich an seiner Seite Platz nehmen, schaute mich lange ernst und wehmüthig an, und begann endlich langsam und feierlich:

„Ich habe Ihre Erklärung gelesen. Worauf ich dabei besonders neugierig war, das übergingen Sie schweigend. Sie haben also

kein Zutrauen mehr zu mir! Sie wollen ſich nicht ferner von Ihrem Vater belehren laſſen! Sie verſchließen mit Abſicht Ihr Herz vor dem ewigen Gott, der ſie gnädig in unſere Mitte geführt! — Gut! So kann und will ich Sie nicht mehr zurückhalten. All meine Mühen und Gebete ſind an Ihrem Starrſinn leider geſcheitert. Mögen Sie wenigſtens ſo viel Kraft haben, daß Sie im Gewühle der verderbten Welt ein guter chriſtlicher Mann werden. Ich habe Sie geliebt, wie keinen Zögling, und meine Liebe folgt Ihnen noch ins Vaterland, obwohl Sie mir treulos geworden ſind. — Schreiben Sie noch in dieſer Stunde an Ihre Eltern! Sobald die Antwort kommt, ſind Sie der Verpflichtung gegen dieſe Anſtalt entbunden. Bis dahin gilt die alte Hausordnung. — Was Ihren Aufſatz betrifft, ſo enthält er viel Falſches und Freiſinniges, das man leider bei Ihnen zu Haus auch der katholiſchen Jugend lehrt. Darum ſieht es dort ſo ſchlimm aus mit unſerer heiligen Religion. Uebrigens führen Sie ſchon eine gewandte Feder. Hüten Sie ſich, daß Ihnen dieſelbe nicht einſt zur ewigen Verdammniß gereiche, und als Ihr Kläger auftrete vor dem Richterſtuhl des ewigen Gottes! — Ich gehe jetzt, eine ſchwere Pflicht zu erfüllen, denn ich muß unſerm hochwürdigſten General anzeigen, daß wir Sie wirklich verloren haben. Seit ich Ihre Schrift geleſen, iſt mir dieſe Pflicht doppelt ſchwer geworden. Gern entließ ich manchen andern Zögling, könnte ich dafür Sie wieder zurückkaufen. Aber Ihr Herz iſt ſo hart, als Ihr Verſtand unerſättlich, und die Thräne eines Vaters vermag Sie nicht mehr zu rühren."

Während dieſer Rede war des Paters Auge wirklich naß geworden, und ich bin überzeugt, es floſſen hier keine Thränen der Verſtellung über ſeine greiſe Wange hinab. Pater Landes kämpfte im Ernſt für eine Weltordnung, welche er als die allein wahre und wohlthuende erkannte. Seinem heiligſten Glauben nach ſtand ich wirklich an einem Abgrunde, und ſeine Worte hatten nichts gemein mit jenen eines Egoiſten oder unehrlichen Kupplers. Er meinte es in der That aufrichtig nach ſeinen Begriffen von Religion und Duldſamkeit. Ich habe ihm deshalb meine Achtung im Herzen nie verſagen können, und ſie folgte ihm vor zwei Jahren auch aus der Ferne nach ins Grab, denn es ſtarb in ihm ein ausgeprägter Charakter, ein ganzer Mann, der ſtets im Leben bereit war, Gut und

Blut für seinen Orden und seine deutsche Anstalt zu opfern. Proben von Selbsthingebung gab er schon in seiner frühesten Jugend während der drückendsten Kriegesnoth. Solche Charakterstärke muß selbst der Feind am Feinde ehren, und hätte mich etwas zum Jesuiten machen können, so wären es gewiß diese bitteren Thränen des Pater Landes gewesen.

V.

Es verfloß Woche auf Woche, ohne daß der Rector mir von Hause oder dem General etwas mittheilte. Ich hielt indeß jede Regel der Hausordnung auf's Pünktlichste ein. Das lange Schweigen meiner Eltern drückte mit jedem Tage lastender auf meine Seele. Ich ahnte, wie viel Kummer, Thränen und Gebete ihnen mein Brief verursachen würde! wie schwer sie sich zu einer Antwort entschließen könnten! und wie ich ihre schönsten Erwartungen plötzlich vernichtet! Sie theilten ja dieselben Begriffe von Rom und den Jesuiten, für die ich selbst noch vor wenigen Monaten geschwärmt. Auch hatte ich in einem Briefe, der offen durch die Hände des Rectors ging, nicht so rückhaltslos herzlich sprechen dürfen, wie es der Sohn sonst seinen Eltern gegenüber darf. Sie mußten unklar bleiben, und meinen Schritt natürlich mißdeuten. Der Gedanke, von meinen guten Eltern und Geschwistern jetzt beklagt und verkannt zu sein, war mir schrecklich.

Endlich in der fünften Woche nach Uebergabe meiner Schrift ließ mich Pater Landes wieder rufen und theilte mir den Bescheid des Generals mit: „daß ich mich zum Schwur zu entschließen, oder binnen drei Tagen das Colleg zu verlassen habe!"

„Aber die Antwort meiner Eltern!" entgegnete ich. „Sie sagten mir doch früher selbst, daß ich als gehorsamer Sohn ohne ihre Einwilligung mich nicht entfernen dürfe."

„Das ist jetzt Ihre Sache," fiel der Rector ein. „Wir haben lang genug gezögert. Die Antwort könnte wohl schon dreimal hier sein. Hinge es von mir ab, so würde ich Sie wohl behalten. Sie wissen, wie ungern ich Sie überhaupt entlasse. Aber nach den Statuten darf Niemand länger als drei Tage innerhalb dieser Mauern beherbergt werden, der sich auf die letzte Aufforderung des Eides

Digitized by Google

wurde 6). Sein Vorort ist, wie es scheint, seit 1869 jetzt auch von Bern ab, in Biel, wo auch die Bahn endet.

Es war von Bern abgeritten, in Biel übernachtet, und nun ging es über Pieterlen, Lengnau, Grenchen, Solothurn, Herzogenbuchsee, Langenthal, Aarwangen, Wangen, Herzogenbuchsee, Langenthal, Aarwangen, Wangen, Herzogenbuchsee, Langenthal, Aarwangen, Wangen

Hier ſchließe ich meine Geſtändniſſe. Was jetzt folgen würde, kann das allgemeine Intereſſe nicht anſprechen. Es ſind nur Kämpfe, die Jeder mehr oder weniger ſelbſt zu beſtehen hat, der die erſte lebenslängliche Exiſtenz ſeiner Ueberzeugung zum Opfer bringt, und ſich die zweite ſelbſt erringen muß.

Seit dieſer Römerfahrt ſind nun bald ſieben Jahre verfloſſen. Ernſte Erfahrungen und gereiftere Lebensanſichten haben indeß die Eindrücke des deutſchen Collegs längſt in meiner Bruſt ausgeglichen; und deßhalb wird hier wohl niemand die Sprache eines vorlauten jungen Mannes erkennen wollen, der gegen ſeine früheren Lehrmeiſter eifert, nur weil ſie *ihm* nicht behagten. Ich habe weder als Katholik noch als ehemaliger Zögling der Jeſuiten einen perſönlichen Grund, letztere anzufeinden. Sie blieben auch nach meinem Austritt ſtets freundlich und liebevoll gegen mich. Noch vor drei Wochen war ich unentſchloſſen, ob ich ſie jemals zum Thema einer öffentlichen Beſprechung wählen ſolle! Die Aufforderung einiger mir theueren Freunde, deren Herzen, wie das meinige, für alle wahren, gemeinſamen Intereſſen des Vaterlandes ſchlagen, gab zunächſt Veranlaſſung zu dieſen Bekenntniſſen. Ich glaubte damit einen meinem Gewiſſen ſchuldigen Akt zu erfüllen. Mögen ſie alle meine Leſer ſo unbefangen und redlich beurtheilen, als ich ſie wahrheitsliebend niederſchrieb. Leider darf ich kaum darauf hoffen in dieſer vielfach bewegten Zeit. Selbſt ein großer Theil unſerer Preſſe huldigt einer Fahne, die ihren Nutzen geſchmälert glaubte, wenn ſie die ungeſchmückte Wahrheit nicht regelmäßig anfeinden würde. Dieſer Fahne habe ich nichts zu antworten, denn meine Bekenntniſſe ſind nicht an ſie gerichtet. Die es aufrichtig mit dem Vaterlande meinen, bieten ſich hier die befreundete Bruderhand. Unſer Aller Leben heißt Kampf, aber der Mann fürchtet ihn nicht. Er folgt der Sprache ſeines Herzens und ſtreitet für ſein heiligſtes Recht, und wankt nicht zwiſchen Klippen und Abgründen, weil er weiß, daß nur über dieſe der Weg hinführt zur erſehnten, gemeinſamen Flagge eines friedlichen, wohnlichen Daſe'ns der deutſchen Nation.

Leipzig, im October 1845.

Digitized by

Tagebuch.

I.

Aus Brüssel.

1.

Die Presse über die italienischen Unruhen. — Der Großherzog von Toscana. — Ein Seitenblick. — Die Concurse. — Ein katholisches Auskunftscomptoir. — Frommes Estaminet. — Deutschlands Repräsentation. — Société de Commerce.

Die paar Scenen aus der politischen Tragödie Italiens, die neuerdings wieder in Rimini aufgeführt wurden, haben in Frankreich, England und Belgien den peinlichsten Eindruck gemacht. Man bemerkt, daß diese verzweifelten Auftritte seit der Zeit des Veroneser Congresses in immer kürzeren Pausen auf einander folgen und immer allgemeinere, wenn auch noch ohnmächtige Theilnahme beim Volk Italiens finden. Daß die römischen Patrioten nichts als Banditen, Mordbrenner und Beutelschneider seien, dieses Liedchen wird wohl auch die deutsche Zeitungspresse sich endlich zu singen schämen; es ist genug, wenn man die ungesetzlichen Mittel anklagt, mit denen dort um Reformen gekämpft wird. Die französische und englische Presse ist, wie sich denken läßt, darin noch billiger und aufrichtiger, als es die deutsche sein kann oder will; sie klagt nicht an, sie beklagt blos die kindische Unvorsichtigkeit, mit der die heutigen Landsleute Machiavell's ihre Verschwörungen auf offenem Markt anzetteln, und den verzweifelten Leichtsinn, mit dem sie wehrlos den Kanonen der Uebermacht in den Rachen laufen. Wir, heißt es allgemein, wir haben gut reden von gesetzlichen Wegen und besonnenem Fortschritt; die armen Italiener haben nicht einen Fußbreit jener gesetzlichen Wege, die auch wir erst durch eine Revolution errangen; sie haben kein Petitions- und Versammlungsrecht, weder mündlich noch durch die Presse können sie ihre Beschwerden vorbringen. Und habt ihr das Manifest der Patrioten im Journal des Debats gelesen? Athmen ihre Forderungen nicht die rührendste Bescheidenheit? Sie verlangen nicht einmal so viel wie die Deutschen; sie wollen sogar die Censur ertragen, wenn sie sich auf die Abwehr von Angriffen gegen Religion,

Staat und Privatperſonen beſchränkt; ſie verlangen keine Conſtitution, ſondern nur eine Reform der heilloſen Wirthſchaft im römiſchen Gerichts- und Erziehungsweſen und zu dieſem Zweck die Zulaſſung von Laien zu öffentlichen Stellen; mit einem Wort, ſie fordern nur ein bischen vernünftige Adminiſtration, wie ſie jeder ordentliche Staatshaushalt um ſeines eigenen Vortheils willen gewährt, wie ſie Oeſterreich wiederholt empfohlen, und Pius VII. feierlich verſprochen hat. — Die Preſſe in Frankreich und England läßt daher deutlich durchblicken, daß ſie den italieniſchen Patrioten nur etwas mehr Geſchick wünſcht und daß ſie dem Papa der Chriſtenheit eine kleine Lection von Herzen gönnen möchte. Vor Allem hofft man eine diplomatiſche oder vielmehr moraliſche Intervention der franzöſiſchen und engliſchen Regierung; vielleicht, ſagt man, würden dann die wohlmeinenden Rathſchläge, welche Oeſterreich dem Papſte gegeben hat, ernſthafter wirken. Die Democratie pacifique ſchlägt ſogar einen permanenten Congreß (nicht à la Congrés de Verona) vor, um den Italienern auf den Weg des geſetzlichen Fortſchritts, den man ihnen mit wohlfeilem Rath empfiehlt, durch wirkliche That zu helfen. — Sie wiſſen, wie das edle Benehmen des Großherzogs von Toscana, der die flüchtigen Romagnolen nach Frankreich ſchickte, ſtatt ſie auszuliefern, von den Florentinern aufgenommen ward. Als er in ſeine Loge im Theater Pergala trat, ward er vom Publikum unter Thränen der Rührung, unter dem Jubel der Frauen und Kinder, mit Roſen bekränzt und mit Blumen überſchüttet. Hier konnte man wirklich von ungeheuchelten Thränen und wahrhaftem Jubel eines Volks über ſeinen Fürſten ſprechen. Und dieſe köſtliche Scene, für die ein hiſtoriſcher Maler ſein letztes Hemd weggeben dürfte, beweiſt ſie nicht ebenfalls, daß die Sache der italieniſchen Patrioten kein bloßes Geſchrei einzelner Abenteurer iſt? — Aber der Liberalismus, den die Großherzöge Toscanas von jeher bewieſen, hat noch eine andere lehrreiche Seite. Auch Italien iſt zerſtückelt, und wenn es keinen ſichtbaren italieniſchen Bundestag giebt, ſo giebt es eine ſehr ſichtbare und große italieniſche Bundesmacht. Jedenfalls fehlt es in Toscana nicht an Gelegenheit zu tauſenderlei kleinen Rückſichten, und die Großherzöge könnten bei Veranlaſſungen, wie die letzte war, ihre Popularität recht wohlfeil retten und mit freundlichem Achſelzucken ſagen: „Ihr wißt, wir ſind liberal; wir möchten gern, aber wir können nicht; wir ſind ein kleiner Staat, eingeklemmt zwiſchen despotiſchen Ländern, mit denen wir in gutem Einvernehmen bleiben müſſen, alſo ꝛc.“ Es giebt wirklich kleine liberale Staaten, die ſo reden und innerlich froh ſind, wenn ſie von Andern gezwungen werden, gegen ihren angeblichen Liberalismus zu handeln. Toscana dagegen meint es ernſt und weil es ſich nicht gern zwingen läßt, wird

Digitized by Google

es auch nicht gezwungen.*) Allerdings gehört es, obwohl ohne Conſtitution, zu den gebildetſten und freieſten Ländern Italiens, ſo daß man es mit Sachſen zu vergleichen pflegte. Neuere Touriſten vergleichen es, treffender, mit Würtemberg.

Hier natürlich iſt die kirchliche Partei entſchieden für Rom. — Uebrigens giebt es Erſcheinungen, die, man möchte ſagen, eine Abnahme des clericaliſchen Einfluſſes verrathen. Z. B. Man erinnert ſich noch der Zeit, wo die ultramontane Preſſe die Erziehungsanſtalten des Staats anzuſchwärzen, den Eltern, die ihre Söhne hinſchickten, Raupen in den Kopf zu ſetzen und die Sittlichkeit der Zöglinge auf die unſinnigſte Weiſe zu verleumden ſuchte. Nächtliche Skandale und grobe Exceſſe wurden regelmäßig den Studenten der Univerſité libre oder gar den Zöglingen des Athenäums aufgebürdet. Jeden Augenblick mußte der Studienpräfekt mit Erklärungen auftreten, um zu beweiſen, daß 10 – 12jährige Knaben aus anſtändigen Familien ſchwerlich die Leute ſein könnten, die um Mitternacht ſich mit Betrunkenen herumſchlagen; oder, daß die Studenten der Univerſité libre gewiſſe Lokale niemals beſuchen. Dergleichen Angriffe haben aufgehört, oder geſchehen nicht mehr auf dem Wege der Preſſe, ſondern im Beichtſtuhl und auf den Kanzeln der Dorfkirchen. Viel haben dazu die Concurſe beigetragen, die jährlich veranſtaltet werden. Jedes freie Gymnaſium oder Athenäum, wie es hier heißt, ſtellt ſeine Bewerber; die Preiſe werden durch eine Prüfungsjury (jury d'examen) welcher die Namen der Concurrenten unbekannt bleiben, den beſten Ausarbeitungen zuerkannt. Aehnliche Concurſe finden zwiſchen den Univerſitäten von Brüſſel, Gent und Lüttich ſtatt. Aber nie haben die katholiſchen Erziehungsanſtalten oder die Univerſität von Löwen, ſich bei dieſem geiſtigen Wettkampf zu betheiligen den Muth gehabt!... Noch vor drei Jahren beſtand vor dem Laekener Thore ein großes Auskunftscomptoir, wo Dienſtboten ihre Stellen und Familien ſich ihre Dienſtboten ſuchten. Da wurde denn gar ſtreng nach dem kirchlichen Prinzip verfahren. Familien, die nicht ſtreng katholiſch waren, wurden nicht nur nicht bedient, ſondern förmlich in die Acht gethan; die Köche und Köchinnen, die Kutſcher und die Ammen, die Mägde und Knechte, alle wurden unter ſorgſamer Controle gehalten. Wehe Dem, der bei Ketzern oder Lauen jemals gedient hätte, der nicht fleißig zur Beichte ging oder ſich zu rapportiren weigerte, was im Hauſe ſeiner Herrſchaft vorging! Er bekam nie wieder eine Stelle, nie eine Unterſtützung. Nun, dieſe wohlthätige und tolerante Anſtalt iſt im Herrn entſchlafen. Eben ſo andere fromme Etabliſſements, z. B. gewiſſe Eſtaminets, wo den auserwählten Gläubigen

*) In vielen Kreiſen iſt hier die Meinung verbreitet, der Großherzog von Toscana habe nicht ohne die Zuſtimmung Oeſterreichs gehandelt.

das Bier und Brod des Lebens um einige Centimen billiger gereicht wurde, wofür sie fanatische Predigten im geschlossenen Seitenzimmer anhören und feierliche Gelübde leisten mußten. Die Sache rentirt sich nicht mehr.

Zur Zeit ist Brüssel noch sehr dürftig mit deutscher Journalistik versorgt. Die Cölnische Zeitung scheint hier ein Monopol zu besitzen, sie allein vertritt in Kaffe's und Hotels die Ehre Deutschlands, aber so pragmatisch das Blatt über deutsche Zustände berichtet, so sehnt sich der mehr als gewöhnliche Leser doch auch nach anderer Speise. Im Café Suisse, wo viele deutsch-katholische Fabrikanten und reisende Commis einzukehren pflegen, paradirt auch die knochendürre Elberfelder (Kirchen-) Zeitung. Das unentbehrliche Organ des Cabinets von Augsburg dagegen findet man nur in der Société de Commerce. Dieser Lese-, Spiel-, Trink- und Rauchclub gehört zu den schönsten Anstalten dieser Art. Großartig, wie die Hall of Commerce in London, fast eben so reich an Broschüren und Journalen wie das Leipziger Museum, ist er zugleich mit dem luxuriösesten Comfort ausgestattet. Die Vorhalle, wo geraucht, getrunken, gespeist und gespielt wird, hat einen Plafond, wie eine Kirche, zahllose gepolsterte Lehnstühle, schwelgerische Sophas und zwei Balkone, welche auf die belebtesten Plätze der Stadt gehen. Es thut einem deutschen Literaten weh zu denken, welche riesenhafte Zweckessen hier gegeben werden könnten! Aber auch in der Société de Commerce findet Deutschland nur eine bescheidene Vertretung. Außer der Allgemeinen Augsburger Zeitung, den Monatsblättern, dem Ausland und der Cölnischen Zeitung liegt nur noch die Oberpostamtszeitung auf. Halt! eine Zeitschrift hätte ich bald vergessen: die — Europa. Ich muß aber zu ihrer Ehre bemerken, daß sie hier jungfräulicher ist als die politische Europa, die, seit dem tollen Streiche Jupiters, sich so oft von ungöttlichen Ochsen hat ent- und verführen lassen. Lewald's Europa zeigt ihr schönes Velinpapier am Ende des Monats eben so rein und unbefleckt, wie am Anfang desselben. Die Grenzboten werden mehr in Antwerpen als Brüssel gelesen, wo sie nur in zwei bis drei Privat-Lesezirkeln zu finden sind. Morgenblatt, Cottasche Vierteljahrsschrift ꝛc. sind gar nicht zu haben.

Seltsam, daß die hiesigen Zeitungen so dürftige Notizen über Deutschland bringen. Während die Pariser Blätter und Romane, der Siècle, die Debats, der Constitutionel, die Revue des deux Monats, regelmäßig und in selbstständigen Abhandlungen die langsame Umwälzung deutscher Zustände beleuchten, begnügt sich die belgische Presse mit einigen Brosamen, die vom Tische der censirten deutschen Zeitungen ihr gerade unter die Nase fallen und die sie zuweilen falsch übersetzt. Zum Theil mag es Oeconomie sein, zum Theil der rein municipale Charakter, der den politischen Horizont der hiesigen Wort-

Digitized by Google

führer überhaupt begrenzt. Man beeilt ſich nicht einmal, die franzöſiſchen Artikel über Deutſchland nachzudrucken, was doch keinen Heller Honorar koſten würde.

2.

De Broederhand.

Haben Sie vielleicht die „Geſchichte einer Jungfrau, die noch lebt" von Heinrich Conſcience geleſen*)? jener Antwerpener Krämerstochter, die erſt franzöſiſch und laſterhaft wird, um dann wieder vlämiſch und tugendhaft zu werden? Erinnern Sie ſich auch jenes vlämiſchen Mädchens in derſelben Geſchichte, die aus dem franzöſiſchen Penſionat als ein wahres Scheuſal hervorgeht und ihre Aeltern prügelt? Dann des einfältigen Schuhmachers, der den ſtillen Schuſterladen ſeiner Väter in ein ſtolzes Atelier verwandelt und ein Lump wird? Nicht wahr, der gefeierte und wirklich liebenswürdige Conſcience hat ſichs ſehr leicht gemacht in dieſer platten Tendenznovelle, welche eigentlich für Schulkinder geſchrieben ſcheint. Trotz dem iſt ſie ſehr populär unter den leſenden Flamändern, denn ſie drückt ganz ihren Groll und Haß gegen die um ſich greifende Fransquellonerie aus. Von ganzem Herzen iſt dem vlämiſchen Element in Belgien der Sieg über die äußerliche Franzöſirung zu wünſchen; nur iſt dann auch zu wünſchen, daß das vlämiſche Stillleben großartigere Früchte trage, als dieſe „Geſchichte einer Jungfrau, die noch lebt" und die, nach Allem, was der Dichter erzählt, eine alte Jungfer ſein muß.

Man hat in Deutſchland keinen Begriff von Dem, was hier für den Germanismus geſchieht. Rührend ſind die Anſtrengungen und Aufopferungen, mit denen die Patrioten für eine Sache kämpfen, die von Außen keine Unterſtützung findet und von Innen den erblich germaniſchen Uebeln: kleinlicher Zwietracht und ſtumpfer Theilnahmloſigkeit begegnet. Die neue vlämiſche Zeitſchrift: „De Broederhand" iſt von vier angeſehenen patriotiſchen Gelehrten begründetg die ſich contractlich gegen einander verbunden haben, drei Jahre lan! die Druckkoſten zu tragen und nach Kräften Manuſcript zu liefernd Bis jetzt hat die Bruderhand etwa ein Dutzend Abonnenten. Wir, man ihr in Deutſchland eine Hand reichen? Ich fürchte, daß ſie trotz ihres rein literariſchen Inhalts, dort einmal verboten wird, da ſie (natürlich uncenſirte) hochdeutſche Aufſätze und Gedichte mittheilt, mit Anmerkungen freilich, worin die wenigen Worte, die zu ſehr vom Vlämiſchen abweichen, um hier verſtanden zu werden überſetzt ſind. „De Broederhand" arbeitet geradezu auf ihr Ziel los; ſie will nämlich zeigen, wie klein und ſchwach die Scheidewand zwiſchen Vlämiſch und Deutſch iſt, ſie hat ſogar zu dieſem Zweck ihre Ortho-

*) In deſſen „Flämiſchen Stillleben," überſetzt von Diepenbrock.

graphie vereinfacht und der hochdeutschen genähert. Darüber ist denn, wie unter den Zechen, ein wahrer Rechtschreibungsbürgerkrieg entstanden, und die Genter, an ihrer Spitze Willems, haben der Bruderhand den Fehdehandschuh hingeworfen. Wie wenig sich aber das Blatt irre machen läßt, zeigt seine „vierde Aflevering," die mit einem deutsch geschriebenen Aufsatz über Hebel's Allemannische Gedichte vom Prof. Lebermuth beginnt; man wird darin eine interessante Parallele zwischen dem Verhältniß der oberdeutschen und dem der niederdeutschen Mundarten zur hochdeutschen Schriftsprache finden. Von jenen heißt es, daß sie noch immer im lebendigsten Zusammenhang mit der Schrift- und Nationalsprache stünden, die sich daraus gebildet habe und fortbildet, wie ein mächtiger Strom aus dem Zusflusse frischer Alpenquellen. Der oberdeutsche Dialect verhält sich zum Hochdeutschen, wie der moderne Dörfler zum modernen Städter: der plattdeutsche dagegen, wie ein ehrenfester Reichsbürger aus dem 16. Jahrhundert zu dem gebildeten Staatsbürger des 19. Säculums. Das Vlämsche wird darauf als ein plattdeutscher Dialect hingestellt; die Vlämen könnten das Hochdeutsche leicht verstehen lernen, gerade wie Friesen und Holsteiner, so daß sie sich Bildung und Genuß aus der deutschen Literatur holen könnten, statt aus der französischen. Der Vläme geht am Hause seines Bruders vorbei, ohne es zu wissen; das Thor ist ihm weit aufgethan und er würde mit offenen Armen empfangen werden, aber er wird es nicht und geht vorbei, um an die fremde verschlossene Thür zu pochen.

Merken Sie, was zwischen diesen unscheinbaren Zeilen geschrieben steht? Nicht mehr und nicht weniger als ein Todesurtheil gegen die vlämische Literatur. Es bleibt nur die Wahl gestellt zwischen Deutsch und Französisch. Das Vlämische ist eben nur ein platter Dialect, wie seine Geschwister in Holstein, Mecklenburg, Braunschweig ꝛc., ein veraltetes, stehen gebliebenes Idiom, dessen natürliche Bestimmung es war, nicht selbst zur Schriftsprache sich zu erheben, sondern die Verbreitung des Hochdeutschen zu erleichtern. Und in der That, es ist sehr daran zu zweifeln, daß die dürftige und schwerfällige vlämische Sprache und Literatur für sich allein den Kampf gegen französischen Geist und französische Cultur aushalten wird; wie sich die ältern Flamänder schmeicheln. Vlamia will nicht deutsch, nicht holländisch, nicht französisch werden, sie will alt und stockvlämisch bleiben, und es kann ihr daher, fürcht' ich, passiren, daß sie als alte Jungfer verkümmert, wie die Antwerpener Krämerstochter in Conscience's Novelle.

Eben so wie sich die gute Vlamia entschließen müßte, mehr Deutsch zu lernen, um siegreich gegen das Franzosenthum zu bestehen, so müßte auch Deutschland ein bischen von Belgien lernen; es müßte sich bequemen, gewisse moderne „Vorurtheile" für politische

Freiheit mehr zu ſchonen, wenn es ſich hier populär machen und die germaniſchen Sympathieen der guten Flamia gehörig benützen wollte. Die deutſchen Zeitungen reden freilich viel von ihrem Elſaß, von ihrer Schweiz und ihrem vlämiſch Belgien. Aber es fragt ſich noch, ob das officielle Deutſchland Elſaß, Schweiz und vlämiſch Belgien geſchenkt nähme, wenn eine Compagnie nationaler Publiciſten all dieſe ſchönen Gegenden mit tapferem Phraſenſäbel im Nu eroberte. Ich meine, man würde ſich beſinnen, eine ſolche Maſſe räudiger Schafe in den frommen Schafſtall aufzunehmen. Die deutſchen Ausländer ſind keine artigen Schulknaben, ſondern trotzige Buben, die dem Schulmeiſter ſchier entwachſen ſind. Und dann: Deutſchland hat jetzt keine Zeit, ſich mit dergleichen Chimären abzugeben: es hat Wichtigeres zu thun. Unterſuchungen über entfernte Anſpielungsverſuche und weltuntergrabende Toaſte, Razzias gegen rebelliſche Zeitungsſchreiber und Bücher, religionskriegeriſche Schattenſpiele und dogmatiſch-polizeiliche Discuſſionen, das ſind ganz andere Großthaten, die dem deutſchen Tiefſinn noch in tauſend Jahren zum Ruhme gereichen werden, wenn ſie auch nicht geeignet ſind, die Deutſchen im Auslande zu erobern.

II.

Aus Wien.

I.

Saiſon und Virtuoſenthum. — Umſchwung des geſellſchaftlichen Geiſtes. — Theaternovität. — Knolls Tod und Nachlaß. — Ein Schauſpieler in den Wolken. — Gelehrtenſachen. — Wechſelſeitige Honneurs zwiſchen Oeſterreich und Griechenland.

Die Saiſon hat bereits begonnen und die Schaar conzertluſtiger Virtuoſen rüſtet ſich nunmehr, um die Welt mit den Wundern ihrer Kunſt zu erfreuen. Unglücklicher Weiſe iſt aber der Werth dieſer Virtuoſenkunſt bei uns dergeſtalt im Preiſe geſunken, daß ſich kaum noch die gewünſchte Theilnahme einſtellen wird, ja daß wohl kaum noch ein geduldiges Freikartenpublikum zu erwarten iſt, welches den eitlen Pianohelden pflichtſchuldigſt hervorrufe und ſeinen Ruhm in Wort und Schrift ausposaune. Auch auf dieſem Felde glaubt man an keine Wunder mehr und ſieht nun recht gut ein, daß das Ganze keine — Hexerei, ſondern bloße Geſchwindigkeit iſt. Selbſt Thalberg, der mit ſeiner hübſchen Frau zu der Wiege ſeines Rufes zurückgekehrt iſt, hat dieſe Wendung der muſikaliſchen Stimmung im Publikum nachgerade empfinden müſſen. Ja, um die Niederlage des Virtuoſenthums recht glänzend und die Umkehr des öffentlichen Geſchmacks zum Natürlichen und Urſprünglichen augenfällig zu machen, mußte es geſchehen, daß ein von Netzer komponirtes, ganz einfaches Lied, welches Staudigl ſang, alle Zuhörer entflammte, indeß die Zauberkünſte der Fingerfer-

tigkeit kalt ließen. Es läßt sich überhaupt keinen Augenblick verkennen, daß hier eine sociale Umwälzung Statt gefunden hat, ohne daß äußere Begebenheiten dazu wesentlich beigetragen hätten. Wien ist durchaus nicht mehr das ewig heitere Eldorado der Volkslust, wie ehedem, und der Geist des hiesigen Lebens ist ein entschieden ernsterer geworden. Die Richtungen der Zeit, die Fragen des Tages haben die Kreise der Gesellschaft nie so unmittelbar beschäftigt, als eben jetzt, und mag nun dieser Wandel eine Folge der immer schwieriger werdenden Erwerbsverhältnisse sein, oder eine Rückwirkung der im benachbarten deutschen Bruderlande herrschenden geistigen Schwingungen, gleichviel, er hat sich einmal festgestellt und zur vollendeten Thatsache herausgebildet, gegen welche keine Diplomatie mehr etwas auszurichten vermag. Am schlimmsten fahren bei dem Wechsel allerdings die Damen, denen sich nach und nach die Männer von Geist, Talent und Ehrgeiz entziehen und welche nun einzig auf die Mittelmäßigkeit und das Geckenthum angewiesen zu sein fürchten: Während die Gesellschaftskreise vereinsamen, nimmt das Clubbwesen der Männer überhand, und je geringer in der Regel das Interesse ist, welches unsere Frauenwelt an politischen Bildungen und den Bewegungen des öffentlichen Lebens nimmt, desto feuriger erwacht die Sehnsucht der Männer nach einer Conversation, die mehr Höhe und Tiefe besitzt, als sie leider in unseren Salons im Allgemeinen gefunden wird. Selbst unsere so vielfach gehemmte und geknebelte Journalistik zeigt bereits diese jüngste Wendung des öffentlichen Geistes, und man braucht blos z. B. die zwei jüngsten Blätter, die „Sonntagsblätter" von Dr. Frankl und die „Gegenwart" von Schuhmacher, zur Hand zu nehmen, um zu bemerken, wie grell die Haltung dieser beiden Zeitschriften gegen den in den älteren Journalen herrschenden Ton absticht. Bei aller Loyalität tritt doch schon eine gewisse Mündigkeit des Urtheils, eine Selbstständigkeit der Meinung hervor, die gegen das Klatschsystem und nichtige Notizenwesen der andern sehr vortheilhaft absticht, und am Meisten muß es uns gefallen, daß diese beiden Journale, statt dem Theater- und Musikwesen die Oberhand zu lassen, würdigere Dinge, wichtigere Interessen der Heimat in den Kreis der Erörterungen ziehen. Ist diese Erörterung auch keineswegs immer ganz erschöpfend und practisch zu nennen, wie es die Aufgabe der Publicistik sein soll, so muß man sie gleichwohl als einen wohlgemeinten Versuch aufmuntern und sie als den Anfang eines Selbstunterrichtes freudig begrüßen, der, fleißig fortgesetzt, doch endlich zur Meisterschaft führen wird.

Im Hofburgtheater ging eine Novität über die Bretter, ohne den mindesten Anklang zu finden. Es war das Drama „Ulrike" von Kaltenbrunner, ein schwaches Product, das nur in der Nachahmung ein Heil sucht und sowohl der dramatischen Wirkung als des lyri-

Digitized by Google

ſchen Schwunges baar iſt. Man muß lächeln, wenn man die Kritiker in manchen hieſigen Blättern lieſt, worin, da man ehrlicher Weiſe von der Gegenwart nichts Rühmliches zu ſagen weiß, man Alles von der Zukunft hofft. Als ob der Verfaſſer ein blonder, langaufgeſchoſſener Junge wäre, der ſich erſt abſtoßen müſſe und Erfahrungen ſammeln im Leben! Wie komiſch lieſt ſich ſolches Zeug, wenn man weiß, daß Herr Kaltenbrunner bereits zum zweiten Male beweibt iſt und ſo ziemlich in dem Zenith ſeiner irdiſchen Laufbahn ſteht! Der Humoriſt hat aus Saphirs Feder die beſte Beurtheilung des Stückes gebracht. Die nächſte Neuigkeit dürfte das Luſtſpiel „Bezahlte Schuld" von Frau von Weißenthurn ſein. — Der Dichter Dr. Knoll, der in Folge der überſtandenen Jodkur an der Auszehrung ſchwer darnieder lag, iſt geſtorben; die Befürchtung ſeiner Freunde iſt leider ſchneller, als man erwartet hatte, in Erfüllung gegangen. Er war der Sohn des Profeſſors Knoll, welcher viele Jahre hindurch an der hieſigen Univerſität geſchichtliche Vorträge hielt und ſich einer Beliebtheit erfreute, welche von dem gegenwärtigen Inhaber dieſer Lehrkanzel keineswegs vergeſſen gemacht wird. Es ſollen ſich intereſſante Dichtungen im Nachlaß des Verſtorbenen vorfinden, deren Herausgabe ohne Zweifel in Bälde zu erwarten ſteht.

Ein ehemaliger Comödiant, der ſich auf keine andere Weiſe zu retten wußte, iſt mit einem Male Luftſchiffer geworden. Seit dem Jahre 1826 hatten die Bewohner unſerer Stadt kein ſolches Schauſpiel mehr erlebt, da dieſen Productionen hier ein polizeiliches Verbot entgegenſteht, das Herr Lehmann indeß glücklich zu paralyſiren wußte. Er hat bereits zwei Luftreiſen angetreten und ſtieg ein Mal 5000, das andere Mal 9000 Fuß in die Höhe und kam jedesmal in der Umgebung zur Erde. Die Schauluſt des Publicums war ſo groß, daß der Ertrag dieſer beiden Luftfahrten die Summe von 13,000 fl. erreicht haben ſoll. Andere Reſultate ſind von demſelben nicht zu erwarten, denn Herr Lehmann iſt ohne alle höhere wiſſenſchaftliche Bildung.

Die durch den Tod des ausgezeichneten Univerſitätslehrers Dr. Berres erledigte Profeſſorſtelle der Anatomie an unſerer Hochſchule iſt dem von Prag hieher berufenen Dr. Hirtl verliehen worden, der auch ſchon am 6. d. M. von dem Decan der mediziniſchen Fakultät, Hofrath von Raimann, daſelbſt eingeführt wurde. Der beim Gelehrtenkongreß zu Neapel anweſende Dr. Schrötter, welcher nach Meißners Abgang die Chemie am k. k. polytechniſchen Inſtitute docirt, iſt aus Italien zurückgekehrt; mehre ſeiner in lateiniſcher Sprache gehaltenen Vorträge fanden in der Verſammlung zu Neapel vollſte Beachtung. Blos Dr. Mittermaier bediente ſich von den anweſenden deutſchen Gelehrten des Landesidioms, wie denn überhaupt der gelehrte Profeſſor von Heidelberg allzuſtark und viel zu fleißig der Nationaleitelkeit

der Italiener ſchmeichelt, um nur auf der Halbinſel einen populären Ruf zu erlangen, was ihm trotzdem nicht recht gelingen will, weil die ängſtlichen Verſchleierungen der traurigen Wahrheit in den öffentlichen Zuſtänden Italiens nicht den Beifall der aufgeklärten Partei finden können, welche nicht beſſer ſcheinen mag, als ſie iſt, und eben Alles nur von der unumwundenen Darlegung der Volkswunden erwartet. Einſtimmig iſt das dem Verfahren des Königs von Neapel in Betreff des Congreſſes geſpendete Lob.

Dem verſtorbenen Hofrath und Cuſtos der Hofbibliothek Kopitar hat ein Kreis vertrauter Freunde auf dem Kirchhofe zu St. Marx ein Denkmal ſetzen laſſen, das zwar nichts weniger als prächtig iſt, da es nur 350 fl. koſtete, aber ſeinen Zweck als ein von der Hand der Freundſchaft geſtifteter Grabſtein vollkommen erfüllt. Die beiden Biſchöfe von Laibach und Trieſt, Fürſt Miloſch und der Chef der k. k. Hofbibliothek, Graf Dietrichſtein, haben ſich bei der Unterzeichnung betheiligt. Der Hofbaurath Sprenger beſorgte die Anfertigung des Steines nach einem von ihm ſelbſt nach antiken Muſtern gezeichneten Entwurf. — Bei dieſer Gelegenheit will ich auch eines kaiſerlichen Geſchenkes an die aufkeimende Bibliothek zu Athen erwähnen; Se. Majeſtät hat nämlich befohlen, daß alle Dubletten der k. k. Hofbibliotheken durch die öſterr. Geſandtſchaft am griechiſchen Hofe an die beſagte Bücherei abgeliefert werden ſollen. — Von Seite des Königs von Griechenland iſt einem unſerer ausgezeichnetſten Muſiker, dem k. k. Vicehofkapellmeiſter Eduard Preyer, nebſt Ueberſendung einer großen goldenen Medaille auch der Orden des heiligen Erlöſers verliehen worden. Preyer hat nemlich mit Benutzung altgriechiſcher Kirchenmelodien neue liturgiſche Geſänge für den Gottesdienſt der griechiſchen Kirche geſchrieben und nachdem einige derſelben auf Veranſtaltung des k. k. öſterr. Geſandten am Hofe zu Athen, Ritter von Prokeſch, in der dortigen Hofkirche zur Aufführung gebracht worden, erfolgte die erwähnte Auszeichnung, welche bei dem Umſtande, daß außer Donizetti und Nikolai kein hieſiger Tondichter eine Decoration beſitzt, ein gewaltiges Aufſehen und gelben Neid in der Kunſtwelt erweckt.

2.

Steigende Noth und Abhülfmittel. — Etwas von der Börſe. — Der Bankdiebſtahl. — Hofrath von Kraus. — Briefſtaxe. — Handelsſtellung zum Orient. — Statiſtiſche Veröffentlichungen. — Raubende Huſaren. — Die Herzogin von Lothringen-Guiſe.

Die ſteigenden Preiſe der Lebensmittel wirken bereits auf den allgemeinen Zuſtand zurück und es kann leicht noch ſchlimmer werden, wenn die Kälte des Winters eintritt und die Erwerbsquellen ſtocken. Schon hat ſich das Gewicht eines Laib Brodes um fünf Loth ver-

Digitized by Google

ringert und der Laib Commißbrod der Soldaten, welches vordem um einen Groſchen W. W. hintangegeben ward, wird jetzt von den Arbeitern mit 20 Kreuzer W. W. bezahlt und die Kaſernhöfe wimmeln an den Tagen, wo das Militär ſein Brod erhält, von Weibern und Kindern, welche insgeſammt froh ſind, um dieſen Preis das Commißbrod zu bekommen. Unter dieſen Umſtänden hört man, daß der Bäckerinnung in Berückſichtigung der ſchlimmen Zeitverhältniſſe ein Geldvorſchuß von 100,000 Gulden C. M. zu Theil werden ſolle, da ſie auf das Beiſpiel der Fleiſcherzunft hinwies, die einer ähnlichen Begünſtigung ſeit Langem würdig befunden worden iſt. Hätte man demnach auf den Verſuch, auf Herabdrückung der Preiſe mittelſt Aufhebung des den Metzgern und Bäckern ertheilten Monopols hinzuwirken, verzichtet? Die zweckmäßigſte Art augenblicklich das Mehl wohlfeiler zu machen, möchte die zeitweilige Aufhebung der auf dieſem Artikel laſtenden Acciſe ſein und die Außerkraftſetzung des zwiſchen den deutſchen Erbländern und dem Königreiche Ungarn beſtehenden Einfuhrzolles; doch mag man mit Recht Bedenken tragen, ein Beiſpiel dieſer Möglichkeit zu geben und die öffentliche Aufmerkſamkeit auf dieſe wunde Seite hinzulenken. — Daß die Beſorgniſſe für den hereinbrechenden Winter keine übertriebenen ſind, beweiſt wohl die Vorſorge der Regierung, welche auch zugleich an die Organiſirung der Widerſtandsmittel denkt, wodurch ein Aufbrauſen der Volksnoth im dringendſten Falle durch bewaffnete Macht unſchädlich gemacht werden ſoll. Die Artilleriemannſchaften haben zu dieſem Zweck je 100 Mann 75 Feuergewehre erhalten, um mit denſelben die Wachen beziehen und den Patrouillendienſt verſehen zu helfen.

Bedeutendes Aufſehen macht ein Schreiben, welches der Hofkammerpräſident Baron Kübeck an die Börſe gerichtet hat, welcher für die Zukunft mit ſtrenger Unterſuchung und ſcharfer Ahndung gegen die gewiſſenloſen und geldſüchtigen Verbreiter unwahrer Nachrichten gedroht wird. Kaum war nemlich der Geldklemme, die gegenwärtig in ganz Europa herrſcht, auf Anrathen des Hofkammerpräſidenten durch einen Vorſchuß von ein paar Millionen begegnet worden, ſo verfiel die auf Baiſſe ſpeculirende Clique auch ſchon auf ein anderes Mittel, um neuerdings einen Sturm heraufzuführen, der es ihr möglich gemacht hätte, im Trüben zu fiſchen, indem ſie die Kunde vom Tode des Königs der Franzoſen ausſprengte. Auf dieſes Manöver erfolgte das erwähnte Amtsſchreiben des Finanzminiſters, das die beabſichtigte Wirkung that und von welchem man nur hoffen möchte, daß es auch in Zukunft beitrage, das ehrloſe Geſindel, welches unſere Börſe beläſtigt, zu zügeln. Die Schwindelgeſchäfte unſerer Börſe ſind ſo ekelerregend und der moraliſche Zuſtand der hieſigen Spekulanten ſo verſunken, daß man manchmal an dem Gedanken Gefallen finden könnte, den Zutritt zur Börſe, wie vor dem Einrücken der Franzoſen im

Jahre 1809, blos den eigentlichen Kaufleuten zu gestatten und alle übrigen Klassen der Bevölkerung von dem Besuch dieses Glückshafens auszuschließen, obwohl eine solche Einrichtung nach Privilegienwesen schmeckt und deßhalb nicht im Sinne unseres Jahrhunderts ist. Würde dadurch dem Uebel auch keineswegs bei der Wurzel begegnet, so wären doch die Folgen der Börsenstürme auf ein kleineres Häuflein von Existenzen beschränkt und der große Schwarm der Schwindler müßte sich einem redlichen Broderwerbe anschließen. — Ein Bruder desselben Polizeikommissärs, welcher den Banknotenfälscher Ritter von B. entdeckte und dafür von Seite der Nationalbank eine Gratifikation von 1000 Gulden erhalten hatte, hat die Bank bestohlen. Er war bei derselben in der Eigenschaft als Cassirer angestellt und gerieth durch Aufwand und Speculationen dergestalt in Schulden, daß er endlich mit Hinterlassung eines beträchtlichen Kassendefects die Flucht ergriff. Man glaubte ihn bereits in Hamburg oder in der Türkei, als plötzlich die Nachricht eintraf, seine Leiche sei in der Nähe des Schlosses Sebenstein, nicht weit von Gloggnitz, nebst einer abgeschlossenen Pistole gefunden worden. Herr von F. hinterläßt eine Frau mit mehreren Kindern.

Der auch als Schriftsteller im Fache der Staatswissenschaften bekannt gewordene Hofrath Edler von Kraus der k. k. allg. Hofkammer hat als Belohnung für die Verdienste, die er sich als Präsident des Comitees um die letzte große österr. Industrieausstellung erworben, das Ritterkreuz des Leopoldordens erhalten, womit auch die Erhebung in den Ritterstand verbunden ist. Hofrath Kraus ist zugleich der Urheber des ermäßigten Zolltarifs, welcher nach den Absichten unseres erleuchteten Finanzpräsidenten ins Leben treten sollte, der aber nur in kleinen Probstücken zum Vorschein kam, weil die Gegenvorstellungen der Fabrikanten die vollständige Durchführung des modificirten Tarifs hintertrieben. — Wie ich höre, steht indeß für den Beginn des Jahres 1846 eine abermalige Ermäßigung der Brieftaxe zu erwarten, indem fortan für die Entfernung von 20 Meilen bei dem einfachen Brief blos 3 Kreuzer bezahlt werden sollen und bei einer Entfernung über 20 Meilen statt 12 nur 8 Kreuzer. Nach der Publication des auf solche Ziffern basirten Posttarifs reiht sich Oesterreich unmittelbar an England, und kein Land der Erde verschickt die Briefe dann wohlfeiler, als diese beiden Staaten.

Die Sendung des Hofcommissionsrathes von Czörnig, welcher dem statistischen Bureau des k. k. General-Rechnungsdirectoriums vorsteht, nach der Türkei dürfte schwerlich ohne Vortheil für unsern orientalischen Handel bleiben, der noch lange nicht das ist, was er sein könnte und sein muß, soll Oesterreich zur vollständigen Entfaltung seiner Hilfsquellen gelangen. Bis jetzt spielt die österr. Flagge keineswegs die ihr gebührende Rolle in den levantinischen Gewässern, denn theils ist dem österr. Handel die Pulsader der Donau unterbunden,

Digitized by Google

nicht blos bei der absoluten Nothwendigkeit, wo sie Gesetze und Gerichtshöfe voraussetzen, Verabredungen und so weiter. Wenn sie aber auch nicht Gesetze und Gerichtshöfe voraussetzen, wenn sie blos in der Natur der Sache und der Verhältnisse gegründet sind, wenn sie blos Gegenstände der Moral sind, wenn sie blos Gegenstände der Religion sind, wenn sie blos Gegenstände der Liebe sind, wenn sie blos Gegenstände der Freundschaft sind, wenn sie blos Gegenstände der Dankbarkeit sind, wenn sie blos Gegenstände der Gastfreundschaft sind, wenn sie blos Gegenstände der Gesellschaft sind, wenn sie blos Gegenstände der Höflichkeit sind, wenn sie blos Gegenstände der Ehre sind, wenn sie blos Gegenstände der Schicklichkeit sind, wenn sie blos Gegenstände der Gewohnheit sind, wenn sie blos Gegenstände der Mode sind, wenn sie blos Gegenstände der Eitelkeit sind, wenn sie blos Gegenstände der Gefälligkeit sind, wenn sie blos Gegenstände der Gefallsucht sind, wenn sie blos Gegenstände der Neigung sind, wenn sie blos Gegenstände der Leidenschaft

ſchwägerung des Kaiſers der Franzoſen mit dem öſterreichiſchen Kaiſerhauſe zu bewerkſtelligen, gegen welche Kaiſer Franz bekanntlich eine tiefe Abneigung hegte. Die Heirath des franzöſiſchen Helden mit der ſchönen Erzherzogin von Oeſterreich kann als ihr Werk betrachtet werden, da ſie es unternahm, die Hinderniſſe wegzuräumen, welche dem Wunſche des franzöſiſchen Monarchen am Wiener Hofe noch entgegenſtanden. Die geiſtreiche Herzogin war eine Art weiblicher Kaunitz und wie dieſer von der Vortheilhaftigkeit einer Allianz mit Frankreich auf das Innigſte durchdrungen. Doch hatte ihr Werk nicht mehr Glück, als die Schöpfung ihres ſtaatsklugen Geiſtesbruders, denn während dieſer auf dem Schaffot verblutete, zerfiel jenes in einer politiſchen Scheidung von Tiſch und Bett.

III.

Aus Dresden.

Wagner's Tannhäuſer und ſeine Gegner. — Expoſition der Dichtung.

Stoff zu ſehr verſchiedenartigen Meinungen und Anſichten hat kürzlich Richard Wagners neueſte Oper: „Der Tannhäuſer" gegeben, und theils dadurch, theils durch die brillante Ausſtattung, von welcher vorher ſo viel geſprochen wurde, bedeutendes Aufſehen erregt. Wie es aber gar oft geht, wenn man ſeine Erwartungen nicht gerade auf die erwartete Weiſe befriedigt findet, und ſich nun erſt ſelbſt in das, was man ſieht und hört, hineinſehen und hören muß, ſo ging es auch hier; ein Theil der Zuſchauer verließ, ſich getäuſcht glaubend, das Theater, und einige Längen, die bei ſpäteren Aufführungen geſtrichen wurden, überredeten ſie leicht zu der Behauptung, das Ganze ſei langweilig. Eine zweite Aufführung gab in einzelnen Stellen, zu Anfang der Oper, Kunde von der keineswegs freundlichen Stimmung des Publicums, und Viele prophezeihten ihr nur geringes Gedeihen, was durch eine neuntägige Ausſetzung derſelben, da Herr Tichatſchek unwohl geworden war, nichts weniger als geändert worden, und Wagners Gegnern Gelegenheit gegeben hatte, Triumphlieder und Poſaunenſtöße in die Welt hinaus zu ſenden. Da machte eine dritte Aufführung die Zuſchauer ſtutzen, die jetzt bei ruhigerem Blute die Sache von einem anderen Standpunkte aus zu betrachten anfingen, und die vierte Vorſtellung der Oper am 2. November konnte den Componiſten vollkommen über das glückliche und kräftige Gedeihen ſeines Werkes beruhigen. Das Haus war gedrängt voll, jede Nummer wurde faſt rauſchend applaudirt und bei jedem Aktſchluß das Perſonal wie der Componiſt hervorgerufen.

Um jedoch einen Ueberblick über das ganze Werk zu bekommen, ſo möchte es für die auswärtigen Leſer nicht unintereſſant ſein, eine

kurze Skizze von dem zu erhalten, was die Dichtung der Oper, vom Componiſten ebenfalls entworfen, betrifft.

Tannhäuſer und Heinrich von Oſterdingen ſind hier von Wagner, nach alter deutſcher Volksſage, zu einer Perſon verwebt, und mit dem geiſterhaften Spuk des Hörſelberges, in welchem die Göttin Holda (oder wie ſie in jener Zeit genannt wurde: Frau Venus) ihr Weſen treibt, beginnt der erſte Act.

Tannhäuſer, von den Banden Holda's umſtrickt, ruht beim Aufrollen des Vorhanges zu ihren Füßen, und in bald wollüſtig weichen, bald bachantiſch wilden Chören umſchwärmen Nymphen und Najaden die Liebenden. Da reißt ſich Tannhäuſer, durch einen Traum an die ſchöne, ſo lang entbehrte Welt erinnert, aus dem erſchlaffenden Sinnentaumel empor; vergebens ſucht ihn die Göttin mit ſüßen Schmeichelworten zurückzuhalten, er greift in die Saiten der Harfe, und bei dem Ruf: „Mein Heil ruht in Maria" verſchwindet mit einem Zauberſchlage der tolle Spuk, und betäubt, erſchüttert ſteht er in ſonnenheller Landſchaft auf der heißerſehnten Erde. Aber noch kann er dieſen plötzlichen Uebergang nicht faſſen; das fröhliche Mailied eines Hirten, der fromme Geſang gen Rom wallfahrender Pilger weckt ihn endlich aus ſeinen Träumen, und brünſtig betend ſinkt er auf die Kniee nieder.

Jetzt ſchallen, näher und näher kommend, muntere Hörnerklänge aus den Bergen und mit fröhlichem Jägertroß, ſo wie mit den fremden Gäſten, die zu dem Wettgeſang in der Wartburg eingetroffen, naht ſich der Landgraf. Tannhäuſer, oder vielmehr Heinrich von Oſterdingen, wird von ihnen erkannt und freudig begrüßt. Will er ſich aber auch noch ſcheu und befangen den Freunden entziehen, ſo löſen gar bald Wolfram von Eſchenbachs Andeutungen auf den Sieg, den er ſich durch ſeine Lieder im Herzen der Nichte des Landgrafen, Eliſabeth, errungen, jeden bangen Zweifel ſeiner Bruſt, und unter dem jubelnden Chor der Jäger eilt er in ihrer Mitte zur nicht fernen Burg.

Der zweite Act ſpielt in der Sängerhalle der Wartburg, und Tannhäuſer wird hier von der ſchüchternen, liebenden Jungfrau, die den lang Entfernten betrauert hat, freudig empfangen. Hierauf nahen in prachtvollem Feſtſchmuck die Fürſten und Edlen des Reiches, dem Sängerkriege beizuwohnen und reihen ſich auf die für ſie bereiteten Sitze; Wolfram von Eſchenbach beginnt nach der vom Landgrafen geſtellten Aufgabe in ſeinem Sange der „Liebe Weſen zu ergründen." Tannhäuſer, in deſſen Bruſt das Lied kaum beſänftigte Erinnerungen weckt, greift jetzt mit kräftiger Hand in die Saiten und ſingt in noch glühendern und ſchwelgeriſch ſinnlichen Farben der Liebe Preis. Walther von der Vogelweide erhebt ſich jetzt und weiſt den kühnen Sänger mit ſeinem Lied in die Schranken der Zucht und Sitte zurück; doch nur erregter wird Tannhäuſers Lied durch das des

rauhen Biterolf zum trotzigen Uebermuth getrieben. Wolfram ſucht zwar den ſich erhebenden Sturm zu beſchwichtigen; jetzt aber hat auch Tannhäuſer, alles Andere um ſich her vergeſſend, ganz von wilder, tobender Leidenſchaft hingeriſſen, den letzten Zwang abgeſchüttelt, der ihn bis dahin noch befangen hielt; glühende Bilder der genoſſenen Freuden ſchwirren und mahnen in dämoniſchen Tönen, die nun ſein Ohr umgaukeln, und laut und trotzig aufjubelnd, donnert er den entſetzt Zurückweichenden den Preis des verrufenen, wollüſtigen Hörſelberges entgegen. Verwirrung folgt dieſem kaum geſprochenen Wort, die Frauen entfliehen, die Männer wollen ſich mit den gezogenen Schwertern auf den Frevler ſtürzen, Eliſabeth aber ſchützt ihn und bittet um ſein Leben. Nun erſt erwacht Tannhäuſer aus ſeinem unheimlichen Rauſch und erkennt ſein Verbrechen an der edlen, reinen Jungfrau. Der Chor wallfahrender Pilger ſchallt von außen herauf, während der Landgraf ihm die Buße auflegt, nach Rom zu ziehen und dort Vergebung ſeiner Sünden zu erflehen.

Beim Beginn des dritten Actes harrt Eliſabeth trauernd den rückkehrenden Pilgern entgegen und forſcht vergeblich unter dieſen nach dem entſündigten, einſt ſo geliebten Manne. Wehmüthig wendet ſie ſich der Heimath wieder zu und weiſt ſelbſt Wolframs Begleitung, der ſich ihr freundlich naht, zurück. Jetzt aber wankt im abgeriſſenen Pilgerkleid, mit bleichen Wangen Tannhäuſer herbei; der Freund ſelbſt erkennt ihn im erſten Augenblick nicht; doch nicht entſündigt kehrt er von heiliger Stätte wieder, mit lüſternem Verlangen ſehnt er ſich nach dem verlaſſenen Luſtort zurück in die Arme der ſüßen Göttin. Er erzählt Wolfram von ſeiner Pilgerfahrt; wie er das Schwerſte ertragen, und ſich flehend, ſeine Sünden bekennend, zu den Füßen des Pabſtes niedergeworfen, dieſer ihn aber kalt und vernichtend zurückgewieſen, und den Fluch über ihn mit den Worten ausgeſprochen habe, daß er ſo wenig Vergebung hoffen könne, wie der Stab, den er in ſeiner Hand halte, je wieder grünen werde. Der erbarmungsloſe Spruch des Prieſters zerriß aber das letzte Band, das ihn noch in reuevoller Demuth an die Kirche gefeſſelt hatte; „der Verheißung trügeriſcher Klang" ekelte ihn an, zurück will er nun, zurück an die Bruſt der liebeathmenden Göttin, und dahin ſucht er auch den Freund mit ſich zu ziehen, woher ihm jetzt in wildem Reigen jubelnd und lockend die bekannten Klänge entgegentönen. Der Hörſelberg erglüht in unheimlichen Lichtern, ſelbſt Wolfram ſchwankt, von den verführeriſchen Tönen ergriffen. Da ermannt er ſich, der Name Eliſabeths übt auf den Freund die alte Gewalt, Morgendämmerung ſteigt empor, von der Wartburg verkünden Todtenſänge das Hinſcheiden der frommen Dulderin und Tannhäuſer ſinkt entſeelt in die Arme des Freundes, während ein zweiter Zug wiederkehrender Pilger das Wunder kund thut, wie der

dürre Stab gegrünt und Gott selbst den Bann des Pabstes vernichtet habe.

Bin ich bei der Erzählung des Sujets, das mit der Composition innig verwebt, ein schönes Ganze bildet, zu weitläufig geworden, so mögen mich Ihre Leser entschuldigen, es war kaum möglich, es kürzer zu fassen und in so fern schon nöthig, einige Worte darüber zu sagen, als böswillige Neider dem Werke auch darin zu schaden suchten, daß sie behaupteten, es habe, wie die Hugenotten eine protestantische, so eine katholische Tendenz. Die Abendzeitung hat sich besonders bei dieser Gelegenheit ausgezeichnet. Könnte dieser Oper überhaupt eine religiöse Tendenz untergelegt werden, so müßte es unfehlbar eine deutsch-katholische sein, denn Tannhäuser sagt sich ja zuletzt vom Pabste los und der Schlußvers der Pilger „Hoch über alle Welt ist Gott" scheint keineswegs eine Einladung zu dem Glauben an die Unfehlbarkeit des Stellvertreters. Dann möchte man aber eben so leicht der Entführung aus dem Serail eine türkische, und der Vestalin eine heidnische Tendenz beilegen. Daß übrigens die Anfeindung solche Waffen sucht, spricht sehr zu Gunsten der Sache selbst.

Sich noch über die Musik ausführlich zu verbreiten, würde mir hier der Raum nicht gestatten, es ist auch stets leichter, eine Composition in ihren einzelnen Theilen herunter zu machen, als dem Leser den Beweis ihrer Trefflichkeit zu geben: das muß gehört und empfunden sein. Nur diese kurze Bemerkung sei mir noch erlaubt, daß der Tannhäuser ein aus einem Guß bestehendes Ganze ist, in welchem sich Arien, Duetten ꝛc. zu wenig scharf abzeichnen, um die Masse von darin verschmolzenen Melodieen sogleich scheiden und erfassen zu können. Wagners Dichtung spricht übrigens nicht, wie Manche behaupten wollten, nur zum Verstande, sondern auch zum Herzen, und wird sich überall, so trefflich dargestellt wie hier, einen glänzenden Erfolg sichern.

IV.

Zu ebener Erde und im ersten Stock.

Welche Kluft doch zwischen den Anschauungen und der Denkungsweise der verschiedenen Stände in Deutschland existirt! Wenn das Leben im gewöhnlichen Gleise hingeht, merkt man es kaum; das lauernde Mißtrauen versteckt sich hinter allgemeinen Phrasen und gegenseitigen Artigkeiten, die so viel wie Nichts sagen. Aber laßt nur das kleinste Ereigniß eintreten und treibt euch dann im Leben umher; beschränkt euch nicht auf eure gewöhnlichen Umgangskreise und schöpft aus andern Quellen, als aus den trüben und getrübten der Zeitungspresse: ihr sollt Euch wundern, wie verschieden sich derselbe Vorfall, der unter unser Aller Augen sich ereignet hat, in den Köpfen

der natürlichen Kinder auch. Der ältere Richter hatte den Knaben, wenn auch nicht gerade gern, so doch gut genug leiden können, um ihn zu seinem Erben einzusetzen. Der jüngere Richter hatte ihn nicht leiden können. Und der Knabe, der Prinzipal-Hauptbesitzer, hatte sich nicht gerade beliebt gemacht bei seinem Vater. Er hatte ihn nicht gerade geliebt, wie ein Sohn seinen Vater lieben soll. Er hatte ihn gefürchtet, wie ein Sklave seinen Herrn fürchtet. Und als der Knabe sich entwickelte und in seine Pubertät, da fing er an, Menschen zu hassen, wie sein Vater sie haßte. Und als der Knabe zum Jüngling wurde, da fing er an, Menschen zu verachten, wie sein Vater sie verachtete. Und als der Jüngling zum Manne wurde, da fing er an, Menschen zu fürchten, wie sein Vater sie fürchtete. Niemand wußte, was Gutes geschehen war, als der Vater starb. Niemand wußte, was Gutes geschehen war, als der Sohn starb. Und niemand wußte, was Gutes geschehen war, als der Enkel starb. Und niemand wußte, was Gutes geschehen war, als der Urenkel starb. Und niemand wußte, was Gutes geschehen war, als der Ururenkel starb. Und niemand wußte, was Gutes geschehen war, als der Urururenkel starb. Und niemand wußte, was Gutes geschehen war, als der Ururururenkel starb. Und niemand wußte, was Gutes geschehen war, als der Urururururenkel starb. Und niemand wußte, was Gutes geschehen war, als der Ururururururenkel starb. Und niemand wußte, was Gutes geschehen war, als der Urururururururenkel starb. Und niemand wußte, was Gutes geschehen war, als der Ururururururururenkel starb. Und niemand wußte, was Gutes geschehen war, als der Urururururururururenkel starb. Und niemand wußte, was Gutes geschehen war, als der Ururururururururururenkel starb. Und niemand wußte, was Gutes geschehen war, als der Urururururururururururenkel starb. Und niemand wußte, was Gutes geschehen war, als der Ururururururururururururenkel starb. Und niemand wußte, was Gutes geschehen war, als der Urururururururururururururenkel starb. Und niemand wußte, was Gutes geschehen war, als der Ururururururururururururururenkel starb. Und niemand wußte, was Gutes geschehen war, als der Urururururururururururururururenkel starb. Und niemand wußte, was Gutes geschehen war, als der Ururururururururururururururururenkel starb. Und niemand wußte, was Gutes geschehen war, als der Urururururururururururururururururenkel starb. Und niemand wußte, was Gutes geschehen war, als der Ururururururururururururururururururenkel starb. Und niemand wußte, was Gutes geschehen war, als der Urururururururururururururururururururenkel starb. Und niemand wußte, was Gutes geschehen war, als der Ururururururururururururururururururururenkel starb. Und niemand wußte, was Gutes geschehen war, als der Urururururururururururururururururururururenkel starb. Und niemand wußte, was Gutes geschehen war, als der Ururururururururururururururururururururururenkel starb. Und niemand wußte, was Gutes geschehen war, als der Urururururururururururururururururururururururenkel starb. Und niemand wußte, was Gutes geschehen war, als der Ururururururururururururururururururururururururenkel starb. Und niemand wußte, was Gutes geschehen war, als der Urururururururururururururururururururururururururenkel starb. Und niemand wußte, was Gutes geschehen war, als der Ururururururururururururururururururururururururururenkel starb. Und niemand wußte, was Gutes geschehen war, als der Urururururururururururururururururururururururururururenkel starb. Und niemand wußte, was Gutes geschehen war, als der Ururururururururururururururururururururururururururururenkel starb. Und niemand wußte, was Gutes geschehen war, als der Urururururururururururururururururururururururururururururenkel starb. Und niemand wußte, was Gutes geschehen war, als der Ururururururururururururururururururururururururururururururenkel starb. Und niemand wußte, was Gutes geschehen war, als der Urururururururururururururururururururururururururururururururenkel starb. Und niemand wußte, was Gutes geschehen war, als der Ururururururururururururururururururururururururururururururururenkel starb. Und niemand wußte, was Gutes geschehen war, als der Urururururururururururururururururururururururururururururururururenkel starb. Und niemand wußte, was Gutes geschehen war, als der Ururururururururururururururururururururururururururururururururururenkel starb. Und niemand wußte, was Gutes geschehen war, als der Urururururururururururururururururururururururururururururururururururenkel starb. Und niemand wußte, was Gutes geschehen war, als der Ururururururururururururururururururururururururururururururururururururenkel starb. Und niemand wußte, was Gutes geschehen war, als der Urururururururururururururururururururururururururururururururururururururenkel starb. Und niemand wußte, was Gutes geschehen war, als der Ururururururururururururururururururururururururururururururururururururururenkel starb. Und niemand wußte, was Gutes geschehen war, als der Urururururururururururururururururururururururururururururururururururururururenkel starb. Und niemand wußte, was Gutes geschehen war, als der Ururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururenkel starb. Und niemand wußte, was Gutes geschehen war, als der Urururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururenkel starb. Und niemand wußte, was Gutes geschehen war, als der Ururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururenkel starb. Und niemand wußte, was Gutes geschehen war, als der Urururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururenkel starb. Und niemand wußte, was Gutes geschehen war, als der Ururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururenkel starb. Und niemand wußte, was Gutes geschehen war, als der Urururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururenkel starb. Und niemand wußte, was Gutes geschehen war, als der Ururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururenkel starb. Und niemand wußte, was Gutes geschehen war, als der Urururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururenkel starb. Und niemand wußte, was Gutes geschehen war, als der Ururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururenkel starb. Und niemand wußte, was Gutes geschehen war, als der Urururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururenkel starb. Und niemand wußte, was Gutes geschehen war, als der Ururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururenkel starb. Und niemand wußte, was Gutes geschehen war, als der Urururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururenkel starb. Und niemand wußte, was Gutes geschehen war, als der Ururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururenkel starb. Und niemand wußte, was Gutes geschehen war, als der Urururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururenkel starb. Und niemand wußte, was Gutes geschehen war, als der Ururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururenkel starb. Und niemand wußte, was Gutes geschehen war, als der Ururur

beste Mittel, das Verderben, die Ausrottung dieses Geschlechtes zu bewirken. Und wenn es auch nicht gelingt, die Ausrottung ganz und vollständig zu bewirken, so ist doch schon viel gewonnen, wenn man die Zahl der Feinde vermindert, und wenn man sie dadurch in solche Lage versetzt, daß sie nicht mehr so viel Schaden anrichten können, als sie sonst thun würden. Ich habe mich bemüht, diese Mittel zu finden, und ich glaube, sie gefunden zu haben. Ich habe sie gefunden in Verbindung mit der Natur, in Verbindung mit der Natur, die mir Gott gegeben hat, und die mir Gott gegeben hat, um sie zu gebrauchen, und ich habe sie gefunden in Verbindung mit der Natur, die

V.

Notizen.

Ein Quatuor in C moll. — Abdelkader's 2000 Pferde. — Hannoversche Steckbriefe. — Französische Ehrlichkeit. — „Aus der Kanzlei in Oesterreich." — Kalisch's „Buch der Narrheit."

— Jüngst, meldeten die Zeitungen, kamen in Genua, der Vaterstadt Fiesko's, zufällig vier hohe Häupter zusammen: Nicolaus, Kaiser von Rußland; der König von Sardinien, der den Schweizer Jesuitenfeinden so bereitwillig seine Gefängnisse öffnet; und die beiden abgebrannten Majestäten, Don Miguel und Don Carlos. Um die Gesellschaft ganz gemüthlich zu machen, fehlte nur noch Einer im Bunde: der Herzog von Modena.

— Die französischen Bülletins aus Algier können sich zwar nicht mit den kaukasischen Armeeberichten messen, die in St. Petersburg nach jedem Feldzug veröffentlicht werden, aber eine kleine Familienähnlichkeit existirt doch zwischen den Erfolgen Rußlands und Frankreichs. Die russischen Bulletins melden jeden Herbst, wie der Kaukasus nun nicht länger werde widerstehen können, wie Schamil Bey fast gefangen worden wäre und die „rebellischen" Tscherkessen bis zum nächsten Frühling gewiß zu Kreuze kriechen müßten. Und im nächsten Frühling, da man das Lied nicht weiter kann, fängt man's wieder von vorne an. Eben so meldet die Pariser Tuba nach jeder Campagne, daß Jugurtha-Abdelkader einsam und verlassen in den africanischen Wüsten irre, ohne Vasallen, ohne Armee, ohne Obdach, mit „höchstens" 2000 Pferden! Ein würdiger Gegenstand für die lugubre Balladenharfe Victor Hugo's. In der nächsten Campagne wird man auch diese 2000 Pferde und Abdelkader selber fangen, indem man ihm Salz auf den Schwanz seines Rosses streuen wird. Aber, seltsam, diese 2000 Pferde sind gar nicht umzubringen, es müssen Heckpferde sein, denn in jeder neuen Campagne kommt Abdelkader wieder mit „höchstens 2000 Pferden" davon. Dies erinnert uns an eine Geschichte aus der seligen Zopfzeit des siebenjährigen Krieges. Die Oesterreicher meldeten nämlich nach jeder gewonnenen oder verlornen Schlacht, sie hätten Einen Todten, zwei Verwundete ꝛc. Darauf meldete das erste offizielle Journal, welches damals in Preußen und überhaupt in Deutschland existirte, bei Gelegenheit eines Armeeberichts, die Anzahl der Todten und Verwundeten auf preußischer Seite mit dem Postscript: Die Oesterreicher haben wieder den bewußten Einen Mann verloren. — Das damalige Regierungsblatt in Berlin hatte keine so würdige Haltung wie die Preußische Staatszeitung, der es bei fünf Thaler Strafe verboten sein soll, einen Witz zu machen.

— Unlängst wurde ein lustreisender Engländer in der Nähe von

Digitized by Google

E. arretirt und mit zwei Gensdarmen nach Hannover transportirt. Die Polizei behandelte ihn auf dem ganzen Wege mit doppelter Unfreundlichkeit, weil sie ihn erstens für einen Dieb, und zweitens für einen Juden hielt. Man kann sich denken, wie groß die Bestürzung der Behörden war, als sich in Hannover herausstellte, daß der so schmählich Mißhandelte nicht nur kein Dieb und kein Jude, sondern erstens ein reicher uud zweitens ein courfähiger Gentleman war, der die Gewohnheit hatte, ohne Begleitung kleine Fußpartieen im Lande zu machen. Was war die Schuld des ärgerlichen Vorfalles? Die löbliche Polizei von Hannover hatte hinter einem Gauner einen Steckbrief erlassen, worin zur nähern Bezeichnung angegeben war, der Verdächtige trage „nach jüdischer Manier" die Kappe auf dem Hinterkopfe. Bekanntlich aber ist dies nicht blos eine jüdische, sondern eben so oft eine englische Manier. Wir wundern uns übrigens nicht, daß der Styl der hannöverschen Polizei noch solche Kappen auf dem Hinterkopfe trägt, da selbst manche Correspondenten deutscher Blätter in dieser Beziehung nicht besser beschlagen sind. So lasen wir in einer Zeitung, ebenfalls aus Hannover, daß ein „israelitischer Buchhalter bei einem hiesigen Banquier" mit so und so viel Schulden durchgebrannt sei. Der Consequenz wegen hätte der Correspondent doch auch die Confession der andern Betheiligten in derselben Weise angeben sollen; etwa so: Ein israelitischer Buchhalter bei einem katholischen Banquier hat sich mit Hilfe eines lutherischen Wechselagenten einige tausend Thaler ausgeborgt, worauf er mit einem reformirten Postillon zum Thor hinausgefahren ist.

— Die Franzosen haben schöne Begriffe von Ehrlichkeit! In allen Pariser Blättern liest man so eben folgende wichtige Nachricht: Ein Herr B. trat vor Kurzem in das Magazin eines Kaufmanns und vergaß daselbst seine Brieftasche, die mehre tausend Franken in Bankbillets enthielt. Der ehrliche Kaufmann ließ alsogleich Herrn B. aufsuchen und stellte ihm seine Brieftasche zurück. Der Name des Mannes, der diese ehenvolle Handlung beging, ist Elliot, Rivolistraße Nr. 9. — Ehrenvolle Handlung! Welch ein nichtssagender Ausdruck! es müßte heißen: bewundernswerthe, außerordentliche, herrliche, unglaubliche! Wie? Dieser tugendhafte Kaufmann findet in seinem Laden eine Brieftasche, die man soeben bei ihm gelassen und er stiehlt sie nicht? O Tugend! O Uneigennützigkeit! O Mann aus einem andern Zeitalter! Erhabenes Beispiel der Beurtheilung deines Jahrhunderts! Gerade so wie ich, der ich unlängst auf einem abgelegenen Wege spät Abends einherging und einem Manne da begegnete, der vielleicht Geld in seiner Tasche hatte — er war ohne Waffen und ohne Argwohn, und ich ging hinter ihm; ich hätte ihm mit einem dicken Stocke einen Schlag auf die Hirnschale geben, ihn zu Boden strecken und ausplündern können. Und doch habe ich es nicht gethan.

Digitized by Google

Wenn das deutsche Lustspiel, das ist nicht Wenn und Aber
Wenn, [illegible] [illegible] [illegible]

Mittelmeer, Oſt- und Nordſee.

Unter dieſem Titel hat Schuſelka eine Schrift erſcheinen laſſen, die vier Jahre zu ſpät und vielleicht hundert Jahre für Deutſchland zu früh kommt. Für Frankreich oder England geſchrieben, würde ſie eine Nation finden, die ſie verſtände; in Deutſchland iſt ſie im Jahre 1845 der Stoßſeufzer eines Patrioten, der fruchtlos verhallt, — ein uhlandiſcher Geiſt der herniederſteigt, ohne Körper — eine hohle Idee, über die man in hohen Regionen die Achſeln zuckt, — noch weniger alſo als eine Stimme in der Wüſte. Im Jahre 1840 und 41 wäre ſie brauchbar geweſen; und in hundert Jahren wird vielleicht das conſervative Syſtem alle Krebsſchäden Deutſchlands ſo eifrig conſervirt haben, als die Conſervativen zu Ludwigs XV. und Ludwigs XVI. Zeiten es mit denjenigen Frankreichs thaten, und wenn wir mit Gottes Hilfe dann mit unſern politiſchen Zuſtänden ſo weit ſein werden, als Frankreich heut zu Tage, ſo wird auch Schuſelka's Schrift nicht blos verſtanden, ſondern beherzigt werden, — und mit ihr auch diejenigen vieler anderen hochherzigen, für das gemeinſame Vaterland begeiſterten und eben deshalb bei Seite geſchobenen Männer.

Deutſchland iſt Schuſelka's Geliebte; man darf es mit den Lobeserhebungen eines Liebhabers nicht ſo genau nehmen, er findet wohl auch Fehler ſchön und ſelbſt hinter ſeinem Haß liegt, wie hinter demjenigen Börne's, eine brennende Liebe verborgen, aber dieſe Begeiſterung iſt ſelbſt etwas Schönes und enthält auch immer einen großen Theil Wahrheit.

Deutſchland iſt für Schuſelka die hohe Kirchthurmſpitze, die er nie aus den Augen verliert, nach welcher er ſtets ſeine Blicke richtet,

um, wenn er durch Feld und Buſch eilt, ſich den Heimweg zu ſichern. Er läßt alle Staaten der civiliſirten Welt an ſich vorübergehen, um ſie gegen Deutſchland zu halten, und zu zeigen, daß es das Herz von Europa iſt, berufen, in Europa zwar nicht die Herrſchaft, aber die Meiſterſchaft zu führen. „Wir haben," ſagt er am Schluß, „dieſe europäiſche Rundſchau durchweg vom deutſchen Mittelpunkt des Welttheils aus vorgenommen und überall den deutſchen Kummer, den deutſchen Zorn, die deutſche Hoffnung ehrlich und warm vom Herzen und zum Herzen geſprochen."

Wie aber die Begeiſterung für Deutſchland die ganze Schrift durchdringt, welche jeder vaterländiſch Geſinnte theilen wird; ſo läuft neben ihr durch die ganze Schrift ein Hauptgebrechen, welches ihren Werth bedeutend mindert, die Art nämlich, wie Schuſelka den Begriff der Nationalität aufgefaßt hat. Freilich ſteht er hierin nicht allein, ſondern gehört vielmehr jener Schule politiſcher Schriftſteller in Deutſchland an, welche ſich neuerdings wieder in den verfloſſenen dreißiger Jahren gebildet und während des letzten Thiers-Miniſterium am lauteſten hat vernehmen laſſen. Nach ihnen beruht Nationalität auf dem Gefühle, welches die zuſammengezählten Deutſchredenden als eine Nation an die Spitze aller Nationen ſtellt. Die Sache iſt nicht neu. Die Juden nannten ſich das auserwählte Volk Gottes — die Hellenen dünkten ſich die vollkommenſten Menſchen und nannten die Uebrigen Barbaren — die Römer zeigten ihnen ihren Irrthum, machten es aber ebenſo — die Franzoſen ſind die große Nation — die Engländer das erſte Volk auf der ganzen Erde — die Ruſſen nicht minder, und wenn die Italiäner nicht die ganze Welt in ihrer Gewalt haben, ſo iſt das eine Ungerechtigkeit des Himmels und der Vorſehung, welche der heilige Vater nicht genug beklagen kann, und wie eine zweite ſolche die Weltgeſchichte nicht aufzuweiſen hat. Wohin ſollen aber alle dieſe großartigen Nationalitäten führen? Wenn in einer zuſammenlebenden Bevölkerung jeder Einzelne ſich für das vorzüglichſte, klügſte, beſte und erſte Weſen hält, ſo iſt die natürliche Folge ein allgemeiner Krieg Aller gegen Alle. Dieſer Krieg kann verſchiedenartig ausgehen, in der Regel endet er aber damit, daß einige Wenige oder wohl gar nur ein Einziger ſich die Uneinigkeit der Uebrigen zu Nutze machen und alle zuſammen ihrer Botmäßigkeit unterwerfen. Daraus entſtehen Zuſtände, die man am kürzeſten

Digitized by

mit den beiden Worten: Unterthänigkeit und Gleichheit oder auch gleichmäßige Unterthänigkeit, oder auch unterthänige Gleichheit bezeichnen kann. Nun aber fängt man an, sich hierin unbehaglich zu fühlen; zur Erkenntniß der Gleichheit ist man gekommen und hat an sich selbst erfahren, welche verderbliche Folgen die Selbstüberschätzung jedes Einzelnen nach sich zieht. Man erhebt sich nun zu dem Begriffe einer gleichmäßigen Berechtigung Aller. Man sieht ein, daß Keiner der Klügste, Beste, Erste ist, daß Jeder andere Fehler, andere Vorzüge hat, die sich ausgleichen. Jeder entschließt sich, (um die größere Hälfte seiner Selbstständigkeit und Freiheit desto sicherer zu behalten), einen Theil seiner Selbstständigkeit herzuschießen, damit gemeinschaftlich eine Selbstständigkeit oder Individualität höheren Ranges gebildet werde, an welcher Alle Antheil haben, nämlich die Individualität eines freien Staates, unter dessen Schutz Alle frei und sicher sind. Daraus entstehen diejenigen Zustände, welche man sich unter den beiden Worten: Freiheit und Gleichheit oder gleichmäßige Freiheit — (aequa libertas sagt Tacitus) — gedacht und welche man auch schon hie und da mehr oder weniger erreicht hat. Wenn in Staaten Einzelne diesen Bildungsgang durchlaufen haben, werden es die Völker, als Individuen höheren Ranges, vielleicht auch thun? — werden sie es thun können? Wenn die Nationen gegenwärtig in einem Kriege Aller gegen Alle leben — (und zwar im Frieden ebenso sehr wie im Kriege) — muß das immer so sein, oder werden sie — jede einen Theil ihrer Selbstständigkeit hergebend — zusammenlegen zur Bildung eines höheren Staates, in welchem nicht Einzelne, sondern einzelne Völker die Bürger sind? Wir können nur hoffen, daß es geschehen werde, und die nordamerikanischen Freistaaten gehen uns mit gutem Beispiele voran. Für uns Deutsche zunächst aber nun zwei Bemerkungen: Jene Auffassung der Nationalität, welche immer nur sich selbst an die Spitze stellt, alle übrigen Nationen unter sich erblickt, und nicht zur Freiheit und Gleichheit der Völker untereinander, sondern zum Krieg und zur Unterwerfung führt, — sie ist nicht auf deutschem Boden entstanden, sondern erst von romanischen Völkern zu uns übertragen worden. Die Franken bemächtigten sich ihrer zuerst nach der Eroberung Galliens; deshalb machten sie sich die Centralisation der deutschen Stämme zur Aufgabe, daher unter ihnen Kämpfe mit den Burgundern, Ale-

manen, Sachsen und Anderen, welche dem ächten germanischen Bundesprinzip treu blieben. Von den Franken ist jene exclusive Nationalität auf deutschen Boden verpflanzt worden, und hat in der deutschen Kaiserwürde einen Träger gefunden. Ist sie aber erstens nicht deutsch ihrem Ursprunge nach, so hat sie auch zweitens nie in Deutschland selbst Anklang gefunden, denn die deutsche Reichsgeschichte ist eine Reihe von Kämpfen des Föderalismus mit der Centralisation, und zuletzt ist der Föderalismus dennoch durchgebrochen und hat das deutsche Reich vernichtet. Sie hat auch — man möge sich darüber keine Täuschung vorspiegeln — in neuester Zeit auf deutschem Boden kein Glück gemacht, denn der Gedanke angeborner gleicher Berechtigung sowohl der Einzelnen, als der Völker untereinander, ist ein Grundbestandtheil deutscher Sinnesart in alter Zeit gewesen, und ist es in der Mehrheit der Bevölkerungen immer noch geblieben, obwohl seit beinahe einem Jahrtausend die deutschen Machthaber daran gearbeitet haben, die deutsche Volksherrlichkeit und Selbstverwaltung, das deutsche Recht, die deutschen Gerichte, das öffentlich-mündliche Verfahren, die deutsche Redefreiheit, mit einem Wort das ganze deutsche öffentliche Wesen zu vernichten, und die deutschen Völker mit dem Absolutismus, mit der Polizei, mit dem byzantinischen Jus mit dem Inquisitionsprozeß in Criminal-, mit dem kanonischen Prozeß in Civilsachen, mit der Censur, mit der Diplomatie und andern päbstlichen Institutionen zu beglückseligen. Es ist wahr, es ist ihnen scheinbar gelungen: was auf der Oberfläche schwimmt — es ist Alles romanisch, Alles päbstisch, Alles byzantinisch, aber in der Tiefe der deutschen Herzen ruht wie die Perle im Meere das Gefühl und der Gedanke der Rechtsgleichheit, der Freiheit. Wird er auf deutschem Boden nicht mehr anerkannt, ist er fremd geworden auf der heimischen Erde, kann er nicht mehr zur Herrschaft gelangen: — so ziehen Hunderttausende aus, und werden ausziehen, um jenseits des Meeres dieses Kleinodes in Sicherheit zu genießen, denn ein Vaterland hat nur der freie Mann.

Wenn wir aber jene auf Bevorrechtung der einen Nation über die andere ausgehende Nationalität als eine falsche bezeichnen, und als undeutsch von der Hand weisen; so verwerfen wir damit keineswegs die deutsche Nationalität überhaupt. Auch dieser Fehler ist

Digitized by Google

bei uns gemacht worden, wird jetzt noch gemacht, ja man kann sagen, es ist ein officieller Fehler der deutschen Regierungen.

Denn als während des letzten Thiers ministeriums und in den darauffolgenden Jahren von der deutschen Nationalität im romanischen Sinne viel gesprochen wurde, tadelten dies Schriftsteller der neuhegelschen Schule als eine bornirte Idee. Sie hatten im Wesentlichen Recht, und sich nur im Namen vergriffen, denn obwohl diese Idee nicht freisinnig, spndern vielmehr vorrechtlerisch ist, so kann man doch eine Nationalität, welche Alles sich unterwerfen will, nicht eine bornirte nennen, da sie vielmehr eine schrankenlose, unbegränzte ist.

Den Neuhegelianern stehen die Communisten zur Seite, die in ihren Phalansterien nicht einmal die Individualität des Einzelnen, viel weniger denn die eines Volkes anerkennen. Auch sie wollen begreiflich von einer deutschen Nationalität Nichts wissen.

Die deutschen Regierungen endlich sprechen in ihren Actenstücken nur von einer baierschen, sächsischen, preußischen, badnischen und anderen Nationen, von einer deutschen Nation ist schon lange nicht mehr die Rede.

Indessen die deutschen Staaten sind nun ein Mal Glieder einer einzigen Familie, denen die natürlichen Verhältnisse die Nothwendigkeit auferlegen, zusammenzuleben. So lange ihre Stellung zu einander nicht auf der Grundlage gleichmäßiger Berechtigung geregelt ist, wird jeder einzelne Staat sich so viel als möglich als den besten und ersten betrachten, und ein ganz freundnachbarlicher Krieg aller gegen alle nicht etwa entstehen, sondern fortdauern. Jeder Staat wird so viel als möglich nur auf seinen Vortheil denken. An eine Sicherheit des einzelnen Staates im Innern der Familie, an eine Selbstständigkeit der Gesammtheit nach außen ist nicht zu denken. Wie kann das enden? Nicht einmal dadurch, daß einer alle übrigen unterjochte, wodurch wenigstens eine Einheit und Gleichheit, wenn auch keine Freiheit erzielt würde; denn dazu ist kein einziger stark genug. Soll also Deutschland nicht wieder beim nächsten europäischen Kriege eine Beute des Auslandes werden, so bleibt nur Ein Ausweg übrig. Es muß eine deutsche Nationalität in der Art gebildet werden, daß jeder einzelne deutsche Staat einen Theil seiner Selbstständigkeit herschießt, um aus diesen zusammengeschossenen

Theilen eine gemeinschaftliche Bundesgewalt zusammenzusetzen, welche im Stande wäre, im Innern die Rechtsgleichheit der Bundesmitglieder unter einander zu schützen, und nach außen nicht eine Ueberlegenheit, aber eine völlig gleiche Berechtigung der deutschen Nation den andern Nationen gegenüber geltend zu machen. Eine solche Bundesgewalt kann aber nur entstehen, wenn ihrem Wirkungskreise scharfe Grenzen gezogen werden, so daß sie zwar innerhalb dieser Grenzen mit nachdrücklicher Kraft und aller Entschiedenheit, ja sogar von der ganzen Nation unterstützt handeln kann; aber daß sie auch außerhalb dieser Grenzen eben so entschieden ohnmächtig sein muß, in die den einzelnen Staaten verbliebene Selbstständigkeit überzugreifen und sich in Angelegenheiten einzumischen, die lediglich im Wirkungskreise der einzelnen Staaten als einzelner liegen. So lange eine solche Competenzlinie nicht besteht, wird eine sogenannte Bundesgewalt, wo sie nicht soll, Alles, und, wo sie soll, Nichts thun können.

Es handelt sich also bei uns nicht, wie Schuselka meint, um eine Nationalität im französischen Sinne, sondern um eine Nationalität, wie sie von den nordamerikanischen Freistaaten aufgefaßt worden ist, — nicht um eine deutsche Macht*einheit*, sondern um eine deutsche Macht*einigkeit*, — nicht um eine französische Centralisation, sondern um eine starke Conföderation.

Man wende uns nicht die Frage ein: was denn bei einer solchen Conföderation mit den deutschen Fürsten werden solle? — Gewiß, sicherer würden die Rechte der deutschen Fürsten unter dem Schutze einer so geordneten Bundesgewalt ruhen, als sie es sind bei einem feindlichen, freundnachbarlichen Kriege Aller gegen Alle.

Ein größeres Hinderniß setzt die Stellung Oesterreichs und Preußens als europäische Mächte und als Mitglieder des deutschen Bundes der Verwirklichung einer nationalen deutschen Bundesverfassung entgegen. Auch hierüber herrscht in Schuselkas Schrift keine Klarheit. Der Dualismus, von dem man mit Hinblick auf Preußen und Oesterreich spricht, ist in der That ein Duumvirat. Ein politisches Duumvirat aber, Pompejus und Cäsar, das ist ein übel Ding. Dieser alte Pompejus, den seine ruhmvolle Vergangenheit stützt und trägt, und dieser feurige, in Waffen strahlende Cäsar, dem die Zukunft gehört! Es ist sehr gut, zwei Beine zu haben, aber

Digitized by Google

zwei Köpfe auf Einem Körper, die wollen ſich nicht miteinander vertragen. Da wir einmal bei der römiſchen Geſchichte ſind, wollen wir noch einen Augenblick dabei verweilen. So lange das Reich der Römer nur mit dem Parther im Oſten zu kämpfen hatte, war es möglich, dieſe ungeheuere Maſſe zuſammenzuhalten. Es reichte ein einziges Centrum hin, und dieſes war Rom. Als aber die Deutſchen noch im Norden und Nordweſten, mächtig wurden, und nun die Gefahr von Norden und Oſten gleich drohend hereinbrach, da genügte weder Ein Oberhaupt noch Eine Hauptſtadt mehr. Von Rom aus konnte man den Deutſchen begegnen, aber Byzanz war die öſtliche Hauptſtadt, ſo nothwendig als Rom, um der aufgehenden Sonne der orientaliſchen Macht Stand zu halten. Lange bevor die Theilung des Reiches in ein oſtrömiſches und weſtrömiſches amtlich erklärt wurde, war ſie in der Thatſache vollendet. Iſt es mit dem deutſchen Reiche anders? Lange hatten wir nur Eine Gefahr zu bekämpfen, die vom Weſten; ſeit beinahe einem Jahrhunderte iſt auch noch die öſtliche dazu gekommen. Das deutſche Reich iſt auseinander gefallen. Parther und Germanen — Ruſſen und Franzoſen, Oſtrom und Weſtrom — Oſtdeutſchland und Weſtdeutſchland, Wien und Berlin — Konſtantinopel und Rom, das ſind Punkte, deren Parallelismus ſich nicht verkennen läßt.

In der Trennung des oſtrömiſchen und weſtrömiſchen Reiches lag mehr Kraft, als in der ſcheinbaren Vereinigung, denn beide blieben — römiſch. So ſcheint mir wenigſtens, — ich würde mich ſehr gern irren, — daß in der ſcheinbaren Vereinigung von Oſt- und Weſtdeutſchland ein Hauptgrund der Schwäche liegt, die ſich in deutſchen Angelegenheiten offenbart. Es ſind hier zwei Kräfte in Verbindung gebracht, die nach entgegengeſetzter Seite ziehen. Viel beſſer wird es meiner Anſicht nach ſein, wenn durch eine wirkliche Trennung jeder ihr eigentlicher Wirkungskreis angewieſen würde; denn ein oſtdeutſches und weſtdeutſches Reich würden immerhin deutſche Reiche bleiben, die ſich gegenſeitig ſchirmten und deckten.

Mit allem Uebrigen, was Schuſelka und zwar trefflich ſagt, können wir uns vollkommen einverſtanden erklären; denn allerdings liegt nicht blos in jenem Dualismus die Schwäche Deutſchlands. Die Weltmeere ſind die Träger der Weltgeſchichte, und eine Macht, die auf der See keine Stimme führt, iſt keine Macht. Dies er-

kannte Peter der Große, deshalb wurde er ſelbſt Schiffszimmermann, deshalb baute er Petersburg, und deshalb bilden England, Frankreich und Rußland das weltbeherrſchende Triumvirat. Es iſt ſehr ſchmeichelhaft, daß in den Londoner Conferenzen Deutſchland zwei Stimmen gehabt hat, Preußen und Oeſterreich, allein dies wird eine leere Schmeichelei bleiben, ſo lange weder Oeſterreich noch Preußen Seemächte ſind. Das kleine Königreich Griechenland würde als bloße Landmacht ein reines Nichts ſein; es nimmt aber in der jetzigen Politik einen Rang ein, weil es eine Seemacht iſt.

England übt an kranken Staaten das conſervative Syſtem aus, welches nicht treffender geſchildert werden kann, als mit folgenden, von Schuſelka angeführten Worten eines Engländers: „Was iſt nun unſere Stellung in jenen Ländern? Wir fühlen uns in der Verpflichtung, Alles zu ſtützen, was fallen will, alles Schwache, Ueberjährige, Verarmte, Entnervte, Dumme, Abſurde gegen alles Junge, Kräftige, Wachſende, Vernünftige, Lebensfähige. Wir ſtehen mit geſpreizten Beinen über dieſem niedergeſtreckten, faſt entſeelten Körper und decken ihn mit Schild und Schwert, nicht aber, damit er nicht noch mehr verwundet, ſondern damit er nicht geheilt werde.“ Kein Zweifel, daß unſere guten Freunde die Engländer, dieſe aufgeklärten Männer, die ſo zärtlich für Aufrechthaltung der deutſchen Handelsfreiheit, dieſes für Deutſchland ſo koſtbaren Juwels, beſorgt ſind, nicht auch irgend einen Beweis auffinden werden, daß der Mangel einer Flotte ein weſentlicher Beſtandtheil von Oeſterreichs Preußens und überhaupt Deutſchlands Glück iſt. Wenn wir aber ernſtlich wollen, ſo kann uns ſelbſt England kein ernſtliches Hinderniß entgegenſetzen. Die ganze moderne Schifffahrt iſt germaniſchen Urſprungs, — deutſche Handelsflotten gehen bereits auf den Meeren, obwohl ungeſchützt und angefeindet. Auf den deutſchen Handelsſchiffen werden ſich wohl auch Matroſen für Kriegsſchiffe finden, und wenn Deutſchland auch als Seemacht daſteht, dann erſt werden die deutſchen Schiffe dem deutſchen Handel wahrhaft Nutzen bringen, während ſie jetzt großentheils fremde Waaren herbeiführen und uns auf dieſe Weiſe zu Gunſten des Auslandes beſteuern helfen.

Schuſelka ſchließt ſeine Schrift mit folgenden Worten des Ritters Friedrich von Gentz:

„Ihr des Vaterlandes einſame Zierden, hochherzige, durch kein

nglück bezwungene, eures Namens würdige Deutſche, verzweifelt nur nicht. Europa iſt durch Deutſchland gefallen, durch Deutſchland muß es wieder emporſteigen. Getrennt wurden wir niedergeworfen, nur vereinigt können wir uns wieder erheben; aber ſollen die Staatskräfte Deutſchlands je eins werden, ſo muß zuvor der Nationalwille eins ſein. Hier, unverzagte und großdenkende Deutſche, zerſtreute, doch geiſtig verſammelte, durch Gleichheit des Sinnes und der Beſtrebungen verbundene und rechtmäßig conſtituirte Repräſentanten der Nation, hier öffnet ſich ein ruhmvolles Feld! Euch ſelbſt nicht zu verlaſſen, war das erſte, aber entzieht euch auch dem Vaterlande nicht. Laßt jeden in ſeinem Kreiſe, aus welchem Standpunkte, durch welches Medium es auch ſei, das Licht eurer Weisheit, eurer Kraft, eures unerſchütterlichen Gemeinſinns leuchten, ruft, ſo weit eure Stimme reicht, die Trägen zu erneuter Anſtrengung, die Hoffnungsloſen zum Muthe, die Erſtarrten ins Leben zurück! Sucht den Eifer für gemeinſchaftliche Zwecke und die Bereitwilligkeit, jeden abgeſonderten Vortheil der größern Nationalſache zu opfern, unter allen deutſchen Völkerſchaften zu ſtiften. Fragt nicht nach dem unmittelbaren Erfolg. Es bedarf nicht Vieler, um das Größte zu Stande zu bringen. Bedenkt, daß ein einziges Wort, in einer glücklichen Stunde geſprochen, Nationen vom Tode erwecken, das verloſchene heilige Feuer in ganzen Geſchlechtern wieder anzünden kann!"

Und mit dieſem Zuruf wollen wir unſere Bemerkungen ſchließen.

Dresden, den 5. November 1845.

Dr. Karl Krauſe.

Digitized by Google

Krakau.

Von C. Göhring.

III.

Ich durfte am Abend, als ich das Haus meiner Reisegefährten verließ, um mich in ein Hôtel zu begeben, nicht für immer, sondern nur für diese Nacht Abschied nehmen.

„So lange Sie in Krakau sind, sind Sie unser Gast — das fordern wir von Ihnen," sagte man.

Am andern Morgen — noch war es nicht einmal acht Uhr — war schon ein Bedienter bei mir im Hôtel, um mich zurückzuführen in das Haus meiner so gefälligen polnischen Freunde.

Ich bemerke hier, daß in größeren Städten nie der Pole seine Gastfreundschaft auf die Nacht ausdehnt, und der Gast, welcher auf eine nächtliche Ruhestätte Anspruch machte, würde für einen sehr ungesitteten Menschen gehalten werden. Die reichste glänzendste Tafel bietet der städtische Pole gern seinem Gaste, aber nicht das dürftigste Bett.

Wir wanderten nach dem königlichen Lustschloß Lobców, welches ungefähr eine halbe Stunde von Krakau entfernt beim Dörfchen gleiches Namens ungemein romantisch liegt. Das Schloß ist kaum für etwas anders anzunehmen als für ein hübsches Landhaus, und zeigt nichts von der Pracht, in welcher Könige und Königinnen zu wohnen lieben. Ehedem hat das Schloß allerdings von Pracht gestrotzt; der gegenwärtige Mangel an solcher rührt von den Schweden her, welche wie Raben alles Glänzende und Werthvolle hinweggerafft.

Gegenwärtig gehört Lobców der Universität zu Krakau, steht aber unter der Vormundschaft der freistädtischen Regierung. Am

Digitized by Google

Schloß befindet ſich ein Garten, welcher viele Morgen Landes, aber wenige Merkwürdigkeiten enthält. Derſelbe iſt zum Theil Wieſe, zum Theil Park und im Allgemeinen nicht gut gehalten. Zur Zeit Sobieskis ſoll er prachtvoll und vornehmlich der Schützling von deſſen Gemahlin geweſen ſein.

Das Luſtſchloß Lobców iſt vor etwa fünfhundert Jahren von Kaſimir dem Großen gebaut worden, und ſoll urſprünglich nicht mehr geweſen ſein als ein einzelnes kleines hölzernes Gebäude von der Art, wie noch gegenwärtig die ſogenannten Paläſte des Landadels auf ihren Dörfern ſind. Dieſe ſind lange Erdgeſchoßhäuſer, deren Dach man mit der Hand beinahe erreichen kann. Sie enthalten einige kleine und einige große Zimmer, einen Saal, der zum Speiſen benutzt wird, und die nöthigen Küchenlocale. Sie beſitzen ferner zwei Thüren, von denen die, welche ſich auf der Rückſeite des Gebäudes befindet, allein dem Geſinde und andern Leuten tiefen Standes offen ſtehet; die andere, welche ſich auf der Vorderſeite befindet, iſt durch einen um mehrere Ellen hervorragenden Dachvorſprung, der auf hölzernen Säulen ruhet, überbaut und wird nur von der Herrſchaft und von vornehmen Gäſten paſſirt. Solcher Art ſoll das von Kaſimir erbaute Schloß Lobców geweſen ſein. Später hat der König Stephan Batory dieſes hölzerne Gebäude abbrechen und dafür das ſteinerne aufführen laſſen, welches jetzt noch, obſchon mehrfach verwandelt, ſtehet. Denn mehrere der ſpätern Könige, vornämlich aber Sigismund III. und Sobieski, nahmen in demſelben bedeutende Aenderungen, ihrem Geſchmack und ihrer Bequemlichkeit angemeſſen, vor. Soviel aber auch jeder änderte und umwandelte, ſo iſt doch das Schloß dadurch von ſeinem erſten Zuſtande ab nicht um einen Schritt der Großartigkeit näher geführt worden. Es ſcheint in dieſer Hinſicht bei allen ſeinen königlichen Beſitzern nur ein und daſſelbe Gefühl gewaltet zu haben. Ein jeder bewohnte es, um ſich in ihm recht ein Bürger zu dünken und zur Abwechſelung in dieſem beſcheidenen Dünken ſich glücklich zu fühlen. Durch Schenkung des Königs Stanislaus Auguſt iſt das Schloß im vorigen Jahrhundert an die Univerſität gekommen und hat dadurch den beſten Zweck erreicht, den es noch erreichen konnte; Könige können es ja nicht mehr bewohnen, da vorläufig keine mehr in Polen exiſtiren. In den Gemächern des Schloſſes

fanden wir, außer einigen in Stein gehauenen Wappen, auch nicht eine Spur mehr, welche an die königlichen Besitzer erinnern konnte.

Wir wanderten von Lobcow nach dem Sikornik, einem dicht bei Krakau sich erhebenden Berge. Auf diesem befindet sich der berühmte Kosciuszkohügel. Es ist nämlich bei den Polen eine uralte Sitte, das Andenken berühmter Männer dadurch zu verewigen, daß man ihnen Hügel, gleichsam Grabhügel, errichtet. Diese müssen natürlich von solcher Größe sein, daß sie nicht leicht durch Naturereignisse vernichtet werden. Meist sind diese Hügel eiförmig und zwar so gelegt, daß die umfangreichere Hälfte gegen Süden zeigt. Man findet im Königreiche viele solcher Gedenkhügel, zum Theil in Wäldern, wo zum Beweise des hohen Alters die stärksten Eichen aus ihnen hervorgewachsen stehen. Niemand weiß mehr, wessen Andenken diese alten Hügel gelten; sie sind demnach schlecht gewählte Mittel zur Verewigung. Der Kosciuszkohügel — ein ungeheurer Aufwand von Kraft war erforderlich, diesen Hügel aufzuthürmen — hat Kegelform. Schöner Rasen verleiht ihm das billige, aber nimmer veraltende, ewig sich verjüngende grüne Gewand. Ein breiter gelber Kiesweg ziehet sich mehre Male um ihn herum bis zu seiner abgestumpften Spitze, von der aus man ein Landschaftsbild erblickt, dessen Schönheit kaum seines Gleichen haben kann. Die Geschichte der Entstehung dieses Hügels ist merkwürdig. Eine heilige Gluth erfaßte das polnische Volk, den unglücklichen Helden seines Vaterlandes durch ein Denkmal zu verherrlichen. Kein Fürst; das Volk! Und dies sammelte nicht Groschen, um bauen zu lassen, sondern es bauete. Bürger, Gelehrte, Edelleute, Grafen, Alles nahm Spaten, Hacke und Schaufel, die niedrige Arbeit als eine Ehrenarbeit, eine Pflicht der Dankbarkeit, eine ergötzende Feier vaterländischer Heldentugend erachtend, und in wenigen Monaten stand der Hügel, dieses riesenhafte Denkmal, da. So sind auch die Wälle, Schanzen und Lünetten um Warschau in der Revolution 1830 und 1831 entstanden; nicht von Tagelöhnern aufgeworfen, Edelfrauen mit ihren Bäuerinnen, Handwerker freiwillig, Gelehrte, Grafen, Beamte ꝛc. schufen sie. Keiner arbeitete da mühselig um Lohn, Jeder freudig und um's Vaterland und seine Freiheit, Alles schwelgte in heiliger Begeisterung.

Digitized by Google

Als wir vom Kosciuszkohügel heimkehrten, mußten wir die Judenvorstadt, welche eine durch ihre eigenthümliche Einrichtung und durch die Weichsel von Krakau abgesonderte Stadt bildet, und den Namen ihres Erbauers, Kasimir, führt, passiren. Wer den Zustand der polnischen Juden kennen lernen will, der beehre die Stadt Kasimir mit seinem Besuche. Aus schmutzigen kleinen Hütten wehet uns ein so übeler Dunst an, daß wir kaum zu athmen wagen. Die Masse der Bewohner lebt eng auf einander geschichtet. In einer der elenden Hütten dort befinden sich selten mehr als vier Stuben, aber in einer Stube selten weniger als achtzehn bis zwanzig Menschen bei einander. Meist enthält eine Stube zwei und drei Familien. Auf den Straßen liegt der Koth vom Kehricht und anderem Unrath so hoch, daß man in ihm bei nassem Wetter zu versinken befürchten muß. 12000 Juden enthält die Stadt Kasimir; Christen gar nicht. Kasimir der Große hat da, wie man sieht, den vielen herrlichen Denkmälern, die er sich in seinem Reiche errichtet, ein sehr widriges gesellt. Es war eine Wohlthat, die dieser Monarch seinem Reiche erwies, indem er die Juden hineinzog und mit unzähligen Privilegien beschenkte, die denselben in mancher Hinsicht sogar einen Vorrang, oder vielmehr ein Uebergewicht gegen seine christlichen Unterthanen verliehen; aber zugleich ein schweres Unheil. Nie werden in Polen Handel und Industrie erblühen können, denn sie werden stets in die Hände dieser Juden fallen, nie allgemein werden. Nicht staatsmännische Berechnung hat übrigens diese folgenreiche Maßregel eingegeben, sondern Kasimirs Liebe zu einer Jüdin.

Diese Jüdin, welche lange Jahre Kasimirs Maitresse war, hieß Esther. Als ich vom Lustschloß Lobców erzählte, habe ich ihrer nicht gedacht. Sie hat aber dort gewohnt. Dort hat sie den großen König in ihren weichen Armen gehalten; und dort ist sie von dem Könige ermordet worden, wenn anders der Sage zu trauen ist; wenigstens habe ich in keinem historischen Werke etwas darüber gefunden. Der Sage nach ist Kasimir von den Großen Polens, welche etwas Unwürdiges in der königlichen Neigung zu einer Jüdin fanden, vornehmlich aber von der Geistlichkeit so lange bestürmt worden, bis er sich sein Liebesbündniß aufzulösen entschloß. Er suchte seine Est-

her zu einer freiwilligen Trennung und Entfernung zu bewegen. Da aber seine Bemühungen an der Hartnäckigkeit seiner Geliebten scheiterten, so heißt es, habe er seine schöne Esther in den vor dem Schlößchen befindlichen Teich gestürzt.

Mit Mühe und Noth gelangten wir durch die Stadt Kasimir. Nicht der Schmutz der schlechten Straßen machte uns so viel Beschwerde, als die moralische Schmutzigkeit der hiesigen Juden. Ich sollte nicht sagen wir, denn ich allein war der Unglückliche, weil ich ein Fremder war und dies nicht verbergen konnte. Aus allen den kleinen Verkaufsläden, deren es hier Hunderte giebt, stürzten die Kaufherren, Kauffrauen und Faktoren hervor und priesen mir, der eine seine fertigen Röcke, Hosen und Westen, der zweite seine Mützen, der dritte seine „ganz neuen" Hüte, der vierte seine Tuche, Kattune und Seidenstoffe, der fünfte seine Häringe, Gewürze und warmen Rindfleischwürstchen, der sechste seine Biere, Weine und Branntweine, zugleich Hafer, Heu und Hechsel, der siebente seine seidenen Bänder, goldenen Ringe und sein Brennöl, der achte seine Halsbinden, der neunte seine Kämme, Rasirmesser und Packpapier, der zehnte sein altes Eisen und gebrauchte Bücher, der eilfte seine ganz neuen Meubles und Lampendochte, der zwölfte geräucherten Lachs, Caviar und Schnupftabak und noch zwanzig andere zwanzigerlei Anderes. Ich wurde an den Aermeln, den Rockfittigen, dem Kragen und überall angepackt. Unter tausend Verbeugungen und wunderlichen Ehrentiteln, unter denen „Herr lieb" und „Herr Deutscher" die geringfügigsten, „Herr Baron" und „Groißgeborner Herr Aidelmann" etwa die gewichtvollsten waren, suchte man mich in diesen und jenen Laden und in alle zugleich zu zerren. Judenkinder mit Nadeln, Rasirpinseln, Siegeln, Zwirn und Anderem wanden sich unter den Beinen der mich attaquirenden erwachsenen Juden durch und fielen mich von unten an.

Diesem häßlichen Denkmal gegenüber, welches sich der Graf Kasimir zu Krakau gesetzt hat, eins von den vielen herrlichen. Am Nachmittag fuhren wir durch die Stadt, um das reizend gelegene schöne Kloster Bielany zu besuchen. In der Nähe des uralten berühmten Tuchhauses grüßten meinen freundlichen Freund und Gefährten zwei junge Männer. „Wer sind diese Herren?" „Studenten" antwortete mir mein Gefährte, und setzte mich dadurch in

einige Verwunderung, denn ich hätte die jungen Männer etwa für Secretäre oder ähnliche Beamte gehalten, am allerwenigſten aber für Studenten, denn in ſo ſolid philiſterhafter Couleur hatte ich ſolche noch nicht geſehen. Mein Gefährte belehrte mich, daß in Krakau kein Zuſammenhalt unter den Studenten ſei. Ein jeder lebt in ſeiner Familie oder ſonſt dem Studenthum fremden Kreiſen; keiner ſchließt ſich im Gefühl der Collegenſchaft an den andern an. Von Commercen und andern collegialiſchen Feſten iſt nicht die Rede, auch würden ſie polizeilich nicht geduldet werden, weil — nicht der hohe Senat der Freiſtadt — vielmehr die aufpaſſenden Herren Conſuln der drei Schutzmächte ſie für ſehr gefährlich halten würden. Vielweniger kann aus ſolchem Grunde von Verbindungen die Rede ſein; aber auch aus anderem Grunde würden ſolche nicht exiſtiren: Alle Polen kennen, da ihr Vaterland ein einiges iſt, nur einen einzigen politiſchen Zweck, und ſo auch die polniſchen Studenten. Dürften ſie nun auch offen dieſem Zwecke nachſtreben, ſo würden ſie immer nur eine einzige Verbindung bilden. Dieſe Verbindung fließt aber über in die, in welcher das ganze polniſche Volk ſtehet, weil in ihr eben derſelbe Zweck vorſtehet und ebendaſſelbe Gefühl leitet. Mein Gefährte, der ein Jahr in Breslau ſtudirt hatte, bekannte übrigens, daß das Studentenleben in Krakau „gräßlich ledern" ſei, ſofern man es als Studentenleben betrachten wolle.

Die Univerſität Krakau iſt von Kaſimir dem Großen geſtiftet worden. 1364 iſt das Jahr ihrer Geburt. Sie iſt daher eine der älteſten im nördlichen Europa. Für Polen war ſie durch mehrere Jahrhunderte ein um ſo größeres Kleinod, als ſie die einzige des Landes war. Jeder der polniſchen Könige begünſtigte ſie, und ihre Ausſtattung wurde mit der Zeit immer reicher. In ihrer Blüthe ſtand ſie im ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhundert; im achtzehnten aber verlor ſie ſchon ſehr, und gegenwärtig iſt ſie in ſolchem Zuſtande, daß man ſie einem von Altersſchwäche und despotiſcher Bedrückung niedergebeugten ſterbenden Greiſe vergleichen kann. Sie beſitzt einen botaniſchen Garten, der ſein Prädicat durch nichts mehr rechtfertiget, eine Sternwarte, eine Bibliothek von etwa fünfzigtauſend Bänden, eine mineralogiſche Sammlung und einige werthvolle phyſikaliſche Apparate. Gegenwärtig ſind an der Univerſität 24 Docenten und für dieſe nicht über anderthalbhundert Zuhörer.

Digitized by Google

Die Studenten sind sämmtlich aus dem Freistaate Krakau, denn seit 1832 ist den Polen des Königreiches, so wie Galiziens und des Großherzogthums Posen der Besuch dieser Universität streng verboten, was ohne Frage endlich die Auflösung derselben herbeiführen müßte, würde diese nicht auch noch auf andere Weise von außen her bezweckt.

Als wir über den Marktplatz fuhren, begegnete uns eine Abtheilung krakauischen Militairs. Ich sah den Leuten augenblicklich an ihren Gesichtern an, daß sie Polen nicht waren. Hätte ich die österreichische Uniformirung gekannt, so hätte ichfreilich daran gesehen, daß sie Oesterreicher waren. Der Freistaat Krakau hält 500 Soldaten, und diese muß er aus der österreichischen Armee nehmen. Das ist ein Umstand, der dem Titel Freistaat eigenthümlich Hohn spricht. In diesem Freistaate herrschen die drei Consuln der drei Schutzmächte, Oesterreich, Preußen und Rußland, sind die drei Könige dieses zwanzig Quadratmeilen enthaltenden polnischen Ländchens mit seiner uralten herrlichen Stadt. Der österreichische Einfluß ist aber stets der vorherrschende, und dies ist ganz in der Ordnung. Ihm steht Krakau am nächsten; es hat es bereits besessen, und Krakau hat ihm unendlich viel zu verdanken. Als in der Mitte des vorigen Jahrzehends durch einen an einem russischen Spione verübten Mord der Stadt Krakau ein anarchisches Ansehen gegeben worden, rückte zuerst die österreichische Besatzung hinein; das höchste Entscheidungsgericht Krakau's, welches aus den Gesandten der drei Schutzmächte bestehet, befindet sich zu Wien; und so zeigt sich noch in mancher anderen Beziehung, daß Oesterreich bedeutend Rußland und Preußen vorantritt. Dies ist vielleicht ein Glück. Wenigstens wäre es gewiß ein Unglück, wenn Rußland die überwiegende Rolle spielte, wie es denn schon Unglücks für Krakau ist, daß es nur in ihm eine Rolle spielt.

Die höchste Behörde des Freistaates ist ein Senat, welcher aus einem Präsidenten und acht Senatoren bestehet: den Präsidenten sowohl, als die Senatoren wählen nicht das Volk, sondern die drei Schutzmächte. Der Senat verleiht die Aemter; aber von einem gewissen Grade an bedarf er dazu der Zustimmung der Schutzmächte oder doch der Consuln. Die Gesetze werden von einer Repräsentantenkammer festgestellt; diese aber bestehet nicht für die Dauer, sondern wird zu gewisser Zeit einberufen; d. h. wenn die Schutzmächte

Digitized by Google

die Einberufung für nöthig erachten. Macht die fortschreitende Zeit es nöthig, die Verfassung in irgend etwas zu ändern: nur durch die Schutzmächte kann dies geschehen. Wird Krakau seine Militairmasse als eine übermäßige zur Last: die Schutzmächte müssen erst die Nothwendigkeit der Verminderung erwogen haben, ehe die Verminderung statt hat. Hat die Censur Bücher zu beurtheilen, so darf nicht ihr krakauisch freistaatliches Bewußtsein ihr Prüfstein sein, sondern die russischen, österreichischen und preußischen Censurinstructionen: und Bücher, die in einem der drei schützenden Staaten verboten sind, darf die krakauer Censur ihrem Publicum nicht freigeben.

So sind die Verhältnisse Krakau's. Es ist ihm vom Wiener Congreß der Titel verliehen: „Freie, unabhängige und strengneutrale Stadt Krakau mit ihrem Gebiete."

Der Weg von Krakau nach dem Kloster Bielany zieht sich unfern der Weichsel dieser entlang durch reizende Gegenden. Als wir ein Stück desselben zurückgelegt hatten, und uns auf einem Hochpunkte befanden, schaueten wir uns um. Keine Stadt kann ein ehrwürdigeres Ansehen haben als Krakau von diesem Punkte aus. Man sieht es fast in seiner ganzen Länge und Breite. Die alten hohen Paläste ragen hoch über die Hütten des Kasimir hinaus. Ueberall heben sich aus der Masse der Häuser die majestätischen Kirchen empor, und die Thürme greifen wie Arme der Erde gen Himmel. Hoch vom Berge blickt auf die Stadt hinab das alte Schloß. Seine bleich glänzenden Fenster scheinen die Augen der Könige Polens zu sein, die von den dunkeln fernen Jahrhunderten bis nahe zu uns in ihnen gewohnt, und noch in ihm wohnen, aber als Leichen. Gedenken wir bei diesem Anblick der glorreichen Vergangenheit des unglücklichen Polens, so ergreift uns eine tiefe Ehrfurcht vor Krakau mit seinen tausend Denkmälern, und der Anblick dieser Stadt, die mit dem polnischen Reiche jung gewesen und alt geworden, und uns lebendige Zeugnisse für alles das bringt, was uns über so viele Generationen hinweg wie Mähre erscheint, durchrieselt uns wohl mit einem heiligen Schauer.

Am nächsten Tage fuhr ich wieder diesen Weg. Auf demselben Hochpunkte ließ ich halten und blickte mich um, um Abschied zu nehmen von der schönen altehrwürdigen Stadt; aber sie hatte sich verhüllt mit einem dichten Nebelschleier.

Treue Bruderliebe.

Ich weiß es herrlich gehet Gott,
Und ist bereits vor Alters heut,
Wie gütig Himmel ist und Erd
Und was darinnen lebet weit.

Und weil gemacht mit viel gelehrt,
Was sich nur denkt, thun, dichten,
Und was der Mensch nur kann begehrt,
Hat man Rath mit vielen Pflichten.

Da wollen Gaab die beiden
Sich auch nicht lassen scheiden,
Die Gott sich auf erbauet
Zu einer Wohnung aus seinem Thau.

Als einer Mutterleiden
Sie sich auch nicht lassen scheiden,
Und dem Bruder nur gönnet
Die Ehre, daß er sein Vaterland nennet.

Er hat in Mitte Mutterleib,
Und ist ihr Herz und Augenweid,
Sie wollte nur gebären ihn
Mit Gaab und Ehren Mannigfalt.

Und ist ihr Herz und Augenweid,
Ist er mitunter, ist mitgeht,

Digitized by Google

Stand es den ganzen Tag am Heerd,
Hat's Nachts die ſchlechtſte Stub' beſeſſen.

Bracht' es zu Tiſch die Speiſ' heran,
Kaum daß man's freundlich angeblicket;
Nur manchmal hat ein armer Mann
Verſtohlen ihr die Hand gedrücket.

Geſchlecht ging an Geſchlecht vorbei,
Wie Bäume ſproſſen, blühn und ſterben,
Doch blieb die alte Hausmagd treu
Als Erbſtück allen künft'gen Erben.

Da eines Morgens — was geſchah? —
Da Alles um den Tiſch geſeſſen,
Und Jeder nach der Schüſſel ſah —
Da hatten Alle Nichts zu eſſen.

Denn unſer gutes Mütterlein,
Die Frau Kartoffel lag darnieder;
Sie fühlte eine arge Pein
Durchrieſeln ihre alten Glieder.

Und iſts ein Wunder, da die Kraft
Ihr nahm die Arbeit ohne Raſten?
Sie hat ſo lang das Haus beſchafft,
Daß nicht die armen Menſchen faſten.

Fürwahr, ein Wunder iſt es nur,
Daß ihr ſo lang die Güte hattet;
Daß ihre kräftige Natur
Nicht lange vorher ſchon ermattet.

Da gingen denn die Gäſte fort
Vom Imbiß noch mit leerem Magen,
Sie ſprachen manch beſorgtes Wort
Und wollten Mittags wieder fragen.

Der Mittag kam ſehr ſchnell heran,
Der Tiſch war leerer als am Morgen;

Da hat man oft zu hoffen ist
Der Hoffnung Grund nicht vorhanden.

Der so hat hoffen können,
Der ist, und bleibt ein Thor,
Und wird, wenn er nicht weise wird,
Je thöricht, bis er stirbt, sein Thor.

Wird Gott mir nicht sein Ja bejahn,
Wie mir es gut ist, thut er's,
Und wird mir nicht, was ich
Mit Gut und Blut, mit Leben,

Die Freiheit hab' ich immer Gott
Und meinem Volke, wie ich soll,
Ich habe niemal sie mir,
Sie nicht für Lösegut von mir Gefordert.

Ich bin treu, wie ich gelobt hab
Und will es bleiben, bis ich sterbe,
Ich habe Barmherzigkeit
Immer wie Blumen je und je,

Ich weiß und ist Gott so Gott,
Wie ich ihn kenne, wie ich soll,
Ich lasse meinen Mut am Ich,
Und meine Hoffnung an ihm hangen.

Und wo in Blumen ich sie sah,
Und glaubt selbst wie im Traume,
Ich schaue über der Gestalt
Die Gottheit, wie sie ist.

Ich habe Gott in Blumen
Mir Blumen, wenn sie Blumen,
Und Gott in Blumen
Mir Blumen, wenn sie Gott sind.

Ich als Blut war bedacht
Mit meinem Blute und war treu,

Daß nur der Herr in naher Zeit
Die Frau Kartoffel laſſ' geneſen.

Und die Doctores ſaßen da,
Kopf und Perrücke ward geſchüttelt,
Ob ihre sapientia
Den casum morbi nicht ermittelt.

So auch die hohen Herrn des Raths
Vereinten ſich in pleno alle,
Zu finden, was das Wohl des Staats
Erheiſche in ſo ſchwerem Falle.

Ob eine allerhöchſte Frau
Geneſen wär' von einem Kinde,
So ſchreibt man's täglich auf genau,
Wie Frau Kartoffel ſich befinde.

Und Läufer und Lakai und Mohr,
Sie kamen täglich nachzufragen.
Von Zeit zu Zeit ſogar fährt vor —
Man glaubt es nicht — des Königs Wagen.

Ja, ja! die arme ſchlichte Magd,
Die hat ſie Alle ſo erſchrecket:
Wer hätte das voraus geſagt,
Als noch der Tiſch war gut gedecket!

Die Herr'n der Feder und des Buchs,
Die Pfaffen, Küſter, ſelbſt die Prieſter,
Sie ſcheu'n den Duft des Hungertuchs,
Die Kön'ge auch und die Miniſter.

Doch Frau Kartoffel iſt zur Stund'
Noch krank und matt — durch Gottes Segen,
Will's Gott, ſo wird ſie bald geſund, —
Der Armen und nicht Euretwegen.

Für Euch iſt nur ein Pröblein dies,
Wie Alles ſtürzt und um ſich kehret,

Thou, O Christ, art dead now,
For now Christ, to add colour

To Cressida's despair, is laid by salt,
Who said that it is God and Man,
So confidently in the Form of Time
That all the lands and all the waters rise

To gaze upon your sacrifice.
Indeed, in your contempt have they
Taken the Form of Life,
And subscribe[illegible] divinity
Christ, on St Christ Day.

Princeton University Library

Tagebuch.

I.

Neueste Erzählungsliteratur.

Die literarisch-biographischen Romane und das Publicum. — Bürger, ein deutsches Dichterleben von Otto Müller. — Historie und Roman. — Kaiser und Narr von Heribert Rau. — Roman oder Weltgeschichte? — Vergangenheit und Gegenwart. — Religion und sociale Zustände. — Weiße Sclaven, Roman von E. Willkomm. — Unter Haft gehaltene Vollendung. — Elegante Aeußerlichkeit. — Verdacht der jesuitischen Verdächtigung. — Die Jesuiten in England und Oesterreich, Roman oder Wahrheit?

Als A. von Sternberg einst seinen „Lessing" veröffentlichte, frohlockte die Critik über dieses neuaufgefundene Genre des biographischen Romans und erwartete davon im größern Publicum für das volle Verständniß und das rechte Anerkenntniß Lessing's in allen Entfaltungen seiner literarischen Wirksamkeit eine bis dahin umsonst herbeigewünschte Wirkung. Aber, gestehen wir es offen, das Publicum nahm diesen Roman eben auch nur wie einen der vielen biographischen Romane auf, die uns die historischen Menschen im Hauskleide vorführen und ging nur wenig der tiefern Absicht desselben nach. Es lag ihm zu wenig romanhafte Staffage um dieses Dichterleben gestreut und es fand sich sogar weit mehr von dem Rococowirrniß des „Molière" angezogen, aus dessen Leben Sternberg einige Episoden auf ähnliche Weise romantisch verarbeitete. „Lessing" blieb ein fast nur auf literarische Kreise beschränktes Werk und fand nur dort ein recht anerkanntes Verdienst. Nicht besser erging es „Hölty" von Voigts, und „Schiller's Jugendjahren" von H. Kurz. Die Literaten lasen sie, die Critik lobte sie, das Publicum aber ließ sie theilnahmlos vorübergehen. Unterdessen ist nun freilich die Theilnahme an den innern Ereignissen der Literatur und ihrer Vertreter auch in den größern Kreisen der Lesewelt mächtiger geworden. Aber dennoch fanden sich bis auf den heutigen Tag nur wenige Dichter, welche mit irgendwelchem Erfolge dem Ziele ähnlicher psychologischer Schilderungen nachgegangen wären, und die Literatur schien bereits auf dem Punkte zu

Digitized by Google

ſtehen, dieſes Genre des biographiſchen Romans gänzlich aufzugeben. Da kommt uns plötzlich ein nicht gar ſtarkes Bändchen in äußerlich ſchmuckloſem Gewande, und es trägt den Titel: Bürger, ein deutſches Dichterleben. Roman von Otto Müller.

Was A. von Sternberg in ſeinem „Leſſing", was Voigts in „Hölty", was endlich H. Kurz in „Schiller's Jugendjahre" beabſichtigt hatten, daſſelbe beabſichtigt Otto Müller im vorliegenden Buche. Inwieweit die Ereigniſſe des Privatlebens auf die Production des Dichters einwirkten, aus welchen Stimmungen und perſönlichen Verhältniſſen dieſe und jene Richtung ſeiner Productivität ſich hervorarbeitete — dies pſychologiſch zu entwickeln, ſtellte er ſich zur Aufgabe. Der Verfaſſer hat ſein Werk „Roman" genannt. Und doch möchte ich fragen, warum er eben dieſe Bezeichnung wählte, die dem oberflächlichen Leſer leicht alle gegebenen Situationen und ihre Folgen nur als in der Phantaſie des Verfaſſers emporgewachſene erſcheinen laſſen möchte. Sie ſind es nicht; beſonders nicht in der erſten Hälfte der Erzählung. Dort hält ſich der Geſchichtsgang vollkommen genau an die Ueberlieferungen, wie ſie theils gedruckte Biographien Bürger's bekannt machten, theils handſchriftlich auf Otto Müller gelangte Nachrichten darthun. Und weil nun Einzelheiten, Geſpräche und Gedanken hinzugedichtet ſind — ſoll man darum das ganze Buch einen Roman nennen? Genügte nicht der erſte erläuternde Titelzuſatz: „ein deutſches Dichterleben"? Denn mögen auch die hiſtoriſchen Beweiſe für manche der geſchilderten Lebensmomente fehlen, die pſychologiſche Wahrheit aller Einzelheiten der Darſtellung fühlen wir nicht eine Secunde lang verletzt. Ich halte dieſe romantiſche Biographie eben darum nicht nur für intereſſanter, als manches andere ähnliche Werk; ich erachte ſie auch dem Literarhiſtoriker für belehrender. Der Verfaſſer verfolgt in ihr wirklich keinerlei andern Zweck, als jenen der Darſtellung eines „deutſchen" Dichterlebens. Es war ihm nicht darum zu thun, ſich ſelbſt über die Aehnlichkeiten der Gegenwart mit damals auszuſprechen, er wollte nicht durch Bürger zu einer ephemeren Beſprochenheit werden. Darum durfte er auch alle die frühern Perioden Bürger's in Göttingen und im Hainbunde nur noch wie Nachklänge in den Anfang der Erzählung hereinſpielen laſſen und dieſe ſogleich mit der Verbindung des Dichters mit Dora, mit ſeinem Leben als Amtmann zu Wölmershauſen beginnen. Denn Molly, das eigentlich bedingende Lebenselement Bürgers, tritt dieſem erſt in jener Zeit nahe. So drängen ſich nun alſo auch gleichzeitig die Wirrniſſe ſeines Gemüthes und aller endloſe Schmerz ſeiner Seele, die Erkenntniß einer unbefriedigenden Verbindung und einer unbefriedigenden Lebensſtellung neben die unbezähmbare Leidenſchaft zu Molly in die volle Beleuchtung des Vordergrundes und die folgenden Acte ſeines Lebensdramas finden darin ihre volle Motivirung. Es iſt jene jache Zerriſſenheit

bei Wilmersdorf Schloß, und weiß, daß auch bei Wilmersdorf bereits in alten preußischen Urkunden ein Ort Lietzow vorkommt. Wir wissen ferner, daß Lietzow, wie Tempelhof, Mariendorf, Marienfelde, Steglitz, Zehlendorf und Dahlem, ein Dorf der Tempelherren war, und daß diese Dörfer nach der Aufhebung des Ordens an die Johanniter kamen. Wir wissen ferner, daß Lietzow, wie Steglitz, Wilmersdorf, Charlottenburg, Moabit, Tempelhof, Mariendorf, Marienfelde, Zehlendorf und Dahlem, ein Dorf der Johanniter war, und daß diese Dörfer nach der Aufhebung des Ordens an die Markgrafen kamen. Wir wissen ferner, daß Lietzow, wie Steglitz, Wilmersdorf, Charlottenburg, Moabit, Tempelhof, Mariendorf, Marienfelde, Zehlendorf und Dahlem, ein Dorf der Markgrafen

gende Roman, obſchon in der Zeit der Kreuzzüge ſpielend, faßte doch eben aus jener nur gläubigen Zeit die einzige Epoche heraus, welche ſich mit unſerer Gegenwart in Verbindung ſetzen ließ. Der deutſche Kaiſer Friedrich II. und die römiſche Hierarchie ſind die zwei bewegenden und ſich bekriegenden Elemente des Romans; und dieſer umfaßt die ganze lange Zeit von 1228 bis zum Todestage Friedrichs im Jahre 1250. Bereits in der langen Dauer der Handlung des Romanes — denn wir verfolgen zwei und zwanzig Jahre lang die damalige Weltgeſchichte Schritt für Schritt — liegt die Nothwendigkeit eines Fehlers begründet, der ſich denn auch wirklich in nicht geringem Maße geltend macht. Ich meine nämlich den Mangel einer Concentration der ganzen Bewegungen einer langen Periode auf gewiſſe einzelne maſſenhafte Schichten. Es iſt durch dieſe lange und ununterbrochene Dauer der Romangeſchichte nöthig worden, zu viel Nebendinge und -perſonen fort und fort mitzuſchleppen, die uns vielleicht nur an einer einzigen Stelle nöthig ſind und deren perſönliche Anſchauung uns außerdem wieder vom Romangange verwehrt iſt. Um es mit kurzen Worten zu ſagen: dieſer Roman enthält zu viel wiſſenſchaftliche und vom Romangang abſeits gelegene Geſchichtserzählung. Wir entbehren dadurch den Vortheil des unmittelbaren Eindrucks, der menſchlichen Empfindung für Menſchen und Situationen. Die Liebe des Narren zum Kaiſer und zu deſſen Geliebten, Eudoxia, des Kaiſers und Eudoxias gegenſeitiges Verhältniß ſelbſt erſcheinen zwar wohl als eigentliche Agentien der ganzen Romantik des vorliegenden Buches; aber auch das Intereſſe an ihnen tritt durch die Geſchichte zu ſehr in den theilnahmloſen Mittel- und Hintergrund. Sie erſcheint epiſodiſch, aber nicht organiſirend. Und dies eben erſcheint mir der im Vorwurfe des Romans ſelber begründete Fehler, daß man Neigung und Theilnahme nicht an die Perſonen hängen und feſſeln kann, daß wir immer und immer wieder auf das Intereſſe an der Welthiſtorie hingeſtoßen werden, ohne daß ſich dieſe verkörpert. Es ſind der Kaiſergeſtalt gegenüber keine umfaſſenden Träger aller Gegenſätze gegen ſeine Abſichten, Pläne und Anſchauungen vorhanden; jede einzelne Perſon vertritt nur eine einzelne abgeſchloſſene Gegenabſicht, einen einzelnen Gegenplan, ein iſolirtes Intereſſe, und Niemand iſt als Geſammthaupt der gegenkaiſerlichen Partei vorhanden Wir haben keine Größe, an der wir die des Kaiſers vergleichen und bemeſſen können, und darum iſt eben der Verfaſſer ſo oft genöthigt, es dem Leſer zu verſichern, daß jener ein großer Mann. Dies bedingt aber immer nur ein verſtändig erſtaunendes, kein im tiefinnerſten Gemüthe bewunderndes Gefühl im Leſer. Es entſteht unter ſolchen Verhältniſſen nothwendig die Folge, daß man, ſo vortrefflich auch manche Partien und beſonders einzelne Situationen geſchildert ſind, doch innerlich theilnahmlos von Anfang bis zu Ende bleibt, daß uns die

Digitized by

Kleidung nicht zu Kleid und Wort, zu Leben Handeln nicht stimmt, das Gefühl nicht, daß man Gutes thun müsse, um Gutes zu empfangen, daß man Liebe geben müsse, um Liebe zu erhalten, daß man Treue halten müsse, um Treue zu finden, daß man Vertrauen schenken müsse, um Vertrauen zu gewinnen, daß man Achtung erweisen müsse, um Achtung zu erlangen, daß man Wahrheit und Aufrichtigkeit üben müsse, um Wahrheit und Aufrichtigkeit zu ernten, daß man Ehre und Auszeichnung suchen müsse, um Ehre und Auszeichnung zu erhalten, daß man Ehre und Auszeichnung nicht suchen dürfe, um Ehre und Auszeichnung zu erhalten, daß man Ehre und Auszeichnung nicht suchen dürfe, um Ehre und Auszeichnung zu erhalten.

Das Gefühl, daß man Gutes thun müsse, um Gutes zu empfangen, daß man Liebe geben müsse, um Liebe zu erhalten, daß man Treue halten müsse, um Treue zu finden, daß man Vertrauen schenken müsse, um Vertrauen zu gewinnen, daß man Achtung erweisen müsse, um Achtung zu erlangen, daß man Wahrheit und Aufrichtigkeit üben müsse, um Wahrheit und Aufrichtigkeit zu ernten, daß man Ehre und Auszeichnung suchen müsse, um Ehre und Auszeichnung zu erhalten, daß man Ehre und Auszeichnung nicht suchen dürfe, um Ehre und Auszeichnung zu erhalten, daß man Ehre und Auszeichnung nicht suchen dürfe, um Ehre und Auszeichnung zu erhalten.

Das Gefühl, daß man Gutes thun müsse, um Gutes zu empfangen, daß man Liebe geben müsse, um Liebe zu erhalten, daß man Treue halten müsse, um Treue zu finden, daß man Vertrauen schenken müsse, um Vertrauen zu gewinnen, daß man Achtung erweisen müsse, um Achtung zu erlangen, daß man Wahrheit und Aufrichtigkeit üben müsse, um Wahrheit und Aufrichtigkeit zu ernten, daß man Ehre und Auszeichnung suchen müsse, um Ehre und Auszeichnung zu erhalten, daß man Ehre und Auszeichnung nicht suchen dürfe, um Ehre und Auszeichnung zu erhalten, daß man Ehre und Auszeichnung nicht suchen dürfe, um Ehre und Auszeichnung zu erhalten.

gleichung dieſes Romans mit den Sue'ſchen Myſterien ſelbſt bis zu gewiſſen Individualitäten fortführen, obſchon damit keineswegs angedeutet werden ſoll, daß dieſe irgendwie als Nachahmungen auftreten. Haideröschen und Herta ſind auf der einen, der Maulwurffänger auf der andern und Kapitän Aurel endlich auf einer dritten Seite die Verkörperungen dieſer Anklänge. Aber dabei bleiben die Geſchichtsgänge nicht auf einen einzigen beſtimmten Punkt begränzt, wie dort auf Paris, vielmehr verketten dieſelben die Lebensgeſtaltungen des nördlichen mit denen des öſtlichen Deutſchlands und bald führen ſie uns zur Anſchauung des von Schaumgold überglänzten Lebens der Proſtituirten in Hamburg, bald zu jener des nackten Elends des Landvolkes und der niedern Gewerbtreibenden der lauſitzer Haiden, der ſchleſiſchen Berge. Dabei iſt aber dennoch fortwährend die Concentration der Theilnehmer auf beſtimmte einzelne Gruppen erreicht und die Erzählung flattert nirgends nach ſeitab gelegenen Dingen, um während deſſen die Hauptſache fallen zu laſſen. Darin beruht, ſo wie in der genauen Kenntniß des Detaillebens der Proletarier vorzüglich die Wahrheit des Romans begründet iſt, deſſen künſtleriſcher Vorzug. Und ſomit ſcheiden unſere Blicke von ihm, hoffend, daß endlich auch die Vollendung des Kunſtwerkes durch keine polizeiliche Maßregel dem Publikum mehr vorenthalten werden möge.*)

In viel eleganterem Gewande als dieſes Buch von den Leiden des Volkes erſcheint noch ein anderer Roman mit dem weitumfaſſenden Titel: „Die Jeſuiten in England und Oeſterreich.“ Geſtehen wir es offen, die Kritik iſt von vorn herein gegen das nur zu oft als lockendes Aushängeſchild unbedeuter Erzeugniſſe dargebotene Wort des Jeſuitismus eingenommen worden, und es bedarf ſchon einer tüchtigen Leiſtung, um dieſelbe mit ſolchem anrüchigen Titel zu verſöhnen. Ohne den Namen des Verfaſſers, wie überhaupt ſo viele jeſuitenfeindliche Bücher, tritt auch dieſes hervor. Liegt nun in dieſer Thatſache auf der einen Seite die Vermuthung nahe, daß hier Wirklichgeſchehenes, wirkliche Tagesgeſchichte gegeben werde, ſo vermag man doch auch

*) Leider kann dem während Niederſchreibung und Abdruck dieſer Zeilen endlich nachgefolgten 4. und 5. Bande des Willkomm'ſchen Romans nicht daſſelbe Lob, wie den erſten drei Theilen ertheilt werden. Die Geſchichte iſt ſehr gewaltſam gedehnt und gezerrt, giebt kein ideal-publiciſtiſches Reſultat, wie doch ihr Anfang erwarten ließ, ſondern verliert ſich in breiten und abenteuerlichen Räuberſituationen und Mordfabeln, neben denen die unglaublichſten Verwandtſchaftsfäden der Proletarier mit dem gräflich Boberſtein'ſchen Hauſe auftauchen und zur romanhaften Geltung kommen. Da man im 4. und 5. Bande indeſſen ſehr viele Cartons bemerkt, ſo mag wohl die Frage ſchwer zu entſcheiden ſein, ob dieſe räuber- und ſchauerromantiſche Wendung des Romans wirklich der urſprünglichen Organiſation angehört, oder ob ſie eine Conceſſion iſt an die Zwangsmaßregeln, welche die Behörden anwandten, um das Ende des Buches zu unterdrücken. Hoffen und wünſchen wir das Letztere.

wären auf der anderen Seite nicht eine Menge zu unterscheiden, und die Frage wäre da, wo die Unterschiede eben sind, eine Aufgabe. Allerdings wäre dann auch die Antwort auf die Frage, was Gleichheit wäre, keine leichte. Wenn unterwegs bei der Antwort auf die Frage, was Gleichheit wäre, Unterschiede auftauchten, so wäre das ein Beweis, daß sie vorhanden sind, und daß sie nicht übersehen werden dürfen. Wenn wir aber, wie es in der Regel geschieht, diese Unterschiede nicht sehen, so ist das ein Beweis, daß wir unsere Aufgabe nicht gelöst haben. Wir sind dann in unserer Antwort auf die Frage, was Gleichheit wäre, nicht vollständig gewesen, und diese Unvollständigkeit ist es, welche Anlaß gibt, daß wir uns in Widersprüche verwickeln. Wir sind dann nicht imstande, die Gleichheit, welche wir meinen, von der Gleichheit, welche wir nicht meinen, zu unterscheiden. Wir sind dann nicht imstande, unsere Gedanken vollständig auszudrücken und insbesondere Bedingungen, unter welchen wir Gleichheit annehmen, vollständig anzugeben. Wir sind dann nicht imstande, Bedingungen, unter welchen wir Gleichheit nicht annehmen, vollständig anzugeben. Wir sind dann nicht imstande, Bedingungen, unter welchen wir Gleichheit annehmen, von Bedingungen, unter welchen wir Gleichheit nicht annehmen, vollständig zu unterscheiden. Wir sind dann nicht imstande, Bedingungen, unter welchen wir Gleichheit annehmen, von Bedingungen, unter welchen wir Gleichheit nicht annehmen, vollständig zu trennen. Wir sind dann nicht imstande, Bedingungen, unter welchen wir Gleichheit annehmen, von Bedingungen, unter welchen wir Gleichheit nicht annehmen, vollständig zu sondern. Wir sind dann nicht imstande, Bedingungen, unter welchen wir Gleichheit annehmen, von Bedingungen, unter welchen wir Gleichheit nicht annehmen, vollständig zu scheiden. Wir sind dann nicht imstande, Bedingungen, unter welchen wir Gleichheit annehmen, von Bedingungen, unter welchen wir Gleichheit nicht annehmen, vollständig zu separieren. Wir sind dann nicht imstande, Bedingungen, unter welchen wir Gleichheit annehmen, von Bedingungen, unter welchen wir Gleichheit nicht annehmen, vollständig zu isolieren. Wir sind dann nicht imstande, Bedingungen, unter welchen wir Gleichheit annehmen, von Bedingungen, unter welchen wir Gleichheit nicht annehmen, vollständig zu abstrah

Lebensbewegungen der höhern Gesellschaftsklassen noch anerkennend genannt werden. Die niedern Klassen dagegen und ihr Treiben — besonders in England — copirte der Verfasser wohl nur nach den Zeichnungen jener Schriftsteller, welche diesen ihre Production vorzugsweise zuwendeten. A. B . . . . s.

II.

Aus Paris.

Allerheiligen. — Die journalistische Riesenschlange. — Caffeehausscene. — Der kranke Heine. — Dr. Hyrtl und Dr. Gruby. — Deutsche Aerzte. — Taillandier über Dingelstedt.

Man muß hier einen Tag mitmachen, an welchem keine Journale erscheinen — wie z. B. vorige Woche am Allerheiligentage — um zu begreifen, welch ein Bedürfniß das Journal dem Pariser ist. Mitten in der an Zerstreuung unerschöpflichen Stadt findet er Nichts, was ihm die versäumte Lectüre seines Blattes, das Ausbleiben des nöthigen Proviants an Nachrichten ersetzen könnte. Darum gibt es hier auch keine Erscheinung, die so viel Furore unter allen Classen der Gesellschaft macht, als eine Calamität oder ein Scandal in der Journalistik. Die Riesenschlange von Zeitung, die sich seit mehreren Wochen in allen Caffeehäusern lagert, die „Epoque", ist noch immer nicht zu Tode gesprochen, obgleich viele ihrer Concurrenten ihr ein seliges Ende gönnen möchten. Wenn man auf dem Boulevard hinschlendert und einen von diesen armen Teufeln erblickt, die in einer grauen Uniform, einen dreieckigen Hut auf dem Kopfe, die Nummern der „Epoque" mit dumpfem Tone zum Kaufe ausbieten, so sollte man glauben, es sind dieß die Leichenbitter, welche zur Beerdigung der ganzen pariser Presse einladen, denn nach dem Riesenfressen, welches die „Epoque" bietet, gibt es kein plus ultra mehr für die Journalistik. Ich ging unlängst in eins jener Cafés, wo auch Diners servirt werden. Es war Essenszeit, fünf Uhr Abends. Ich bemerkte, wie der Garçon im Stillen wüthende Blicke schoß auf einen Herrn, der neben mir saß. Dieser Herr las nämlich die „Epoque"; er war erst auf der sechsten Columne der zweiten Seite. „Sechs Stunden an einem und demselben Tische sitzen zu bleiben!" — brummte der Garçon vor sich hin. — „den Platz abzusperren und uns zu nöthigen, Kunden, die zu Mittag speisen wollen, fortzuschicken, und dieß Alles für ein Glas Zuckerwasser, für eine Zeche von fünf Sous." Während dieses Monologs blieb der eifrige Leser unbeweglich in sein Journal vertieft sitzen, während wirklich einige ungeduldige Mittagsgäste aus Unwillen keinen Platz zu finden, fortgingen, um ein anderes Speisehaus aufzusuchen. In dem Momente, da ich selbst fortging, begann der gewissenhafte Leser sich über die erste Columne der dritten Seite herzumachen, und der Garçon, der vor Wuth schäumte,

Digitized by Google

fuhr zum hundertſten Male — wiewohl auch dießmal vergebens — mit ſeinem Schwamm über den Tiſch hin. Und im Grunde war dieſer Leſer in ſeinem guten Recht, ſeit undenklichen Zeiten geht man ins Caffeehaus, um ſein Journal zu leſen; es iſt nicht die Schuld der Gäſte, wenn die Journale zu Leihbibliotheken anwachſen.

Wenn Sie in deutſchen Zeitungen leſen, Heinrich Heine ſei gelähmt auf der linken Seite, blind auf dem linken Auge, ſo müſſen Sie das nicht ſo buchſtäblich nehmen. Heine iſt ein Hypochonder, der ſich immer kränker glaubt, als er iſt. Sein Arzt, der Dr. W.....r aus Wien, hat mir oft Beruhignng gegeben, wenn ich den Patienten wirklich gefährlich glaubte. — Heine ſchickt des Tages oft ein halbes Dutzendmal zu ſeinem Arzt, um ihn zu conſultiren und ihm am Ende doch nicht zu folgen. Aber leidend, ſehr leidend iſt unſer armer Dichter allerdings. Sein nervöſer Kopfſchmerz, den er ſchon als junger Menſch in Berlin gehabt hat, nimmt immer mehr und mehr überhand, und er iſt allerdings von einem Schlagfluſſe bedroht, wie auch ſein ganzer Körperbau und der kurze Hals es verräth. Leider fehlt einem der größten deutſchen Dichter — was auch ſeine Feinde dagegen keifen mögen, er iſt und bleibt einer unſerer größten Poeten — die pflegende Hand eines deutſchen Weibes. Mad. Heine iſt eine herzensgute, liebe Frau, aber die Hingebung, die weiche Sorge einer deutſchen Pflegerin iſt ihr nicht verliehen.

Ich erwähnte ſo eben eines Wiener Arztes und kann nicht mit Stillſchweigen eine Auszeichnung übergehen, die einem andern deutſchen Arzte, dem Profeſſor Hyrtl (aus Wien, wie ihn der „Moniteur" bezeichnet, wenn ich nicht irre, muß es jedoch heißen: aus Prag), zu Theil wurde, indem ihm das Kreuz der Ehrenlegion zugeſendet wurde. Profeſſor Hyrtl, der vielleicht in ganz Europa die beſten anatomiſchen Präparate macht, hat das neuerrichtete hieſige anatomiſche Muſeum mit den beſten Stücken verſehen, und der Miniſter des Unterrichts hat auf den Vorſchlag der hieſigen Facultät dem hochverdienten Manne die Anerkennung Frankreichs in einem beſondern Schreiben ausgedrückt. Ein ähnliches Schreiben, aber ohne die Decoration, wurde auch einem andern hier lebenden öſterreichiſchen Arzte, dem Dr. Gruby aus Wien, zu Theil. Auch er ſollte mit der Ehrenlegion bedacht werden, doch hat man nicht zwei Fremde zugleich decoriren wollen, was die franzöſiſche Eitelkeit verletzt hätte. Im Ganzen haben die deutſchen Aerzte auch in ihrer Praxis hier ſeit einigen Jahren viel Terrain gewonnen und in vielen höhern Familien werden ſie mit beſonderer Vorliebe den franzöſiſchen vorgezogen. Wenn der Menſch krank iſt, hört alle Nationaleiferſucht auf. — In den Kreiſen der hieſigen deutſchen Schriftſteller macht das neuſte Heft der „Revue des Deux Mondes", welches einen Artikel über Dingelſtedts Gedichte (von Taillandier) bringt, viel böſes Blut, da Dingelſtedt auf Koſten Heines

als Gesandter Lieblingsdiener war. Er schreibt: Als wir in Ispahan sind und in Gegenwart des Königs Gesandte empfangen, so ist es Sitte, daß der Gesandte, wenn er vor den König kommt, ihm ein Geschenk darbringt. Der Gesandte Persiens in Indien hatte dem Könige Schah Jehan ein Geschenk von Pferden, Kleidern, Waffen und Edelsteinen gebracht. Als dieses vor ihn gebracht wurde, da befahl er, daß Alles, was der Gesandte Persiens gebracht hatte, vor ihm ausgebreitet werde. Dann befahl er, daß Alles, was der Gesandte Persiens gebracht hatte, wieder zurückgegeben

in Kiew. Er wurde in seiner Lebensweise vor der Welt heilig, die er floh, wurde, wie der Apostel es sagt, ein Fremdling und Pilger auf Erden, und suchte die Stadt, die da bleibet, und ist, die da kommen soll. Seine Kleidung war ein Sack, sein Lager die Erde, sein Kopfkissen ein Stein, sein Tisch ein Stück Brod, sein Trank Wasser. Er lebte in Gebet und Betrachtung, und seine Seele wurde so durchdrungen von der Liebe Gottes, daß sie sich in Thränen ergoß, wo er an Gott dachte. Er hatte die Gabe der Weissagung und der Wunderthätigkeit. Als er starb, (1062) sahen seine Mönche, wie seine Seele, von Engeln getragen, gen Himmel fuhr. Sie wird nämlich für eine Taube gehalten, weil sie, wie diese, ihre Flügel ausbreitet, um sich zu erheben. Sein Leichnam wurde in der Höhle beigesetzt, wo er gelebt hatte, und ist in derselben Höhle noch heute unverwest. Seine Mönche und Schüler, die ihm in seinem Leben und Tode nachfolgten, wurden ebenfalls heilig gesprochen, und ihre Leichname sind unverwest. Sie sind in der Höhle des Antonius beigesetzt, und werden daher die Höhlenheiligen genannt. Sie sind in Kiew sehr berühmt, und werden daher oft erwähnt. Ihre Namen sind: Nikon, Agapetus, Hilarion, Nikander, Damian, Johannes, Arsenius, Isaak, Sergius, Nikita, Eustratius, Klemens, Nikolaus, Gregorius, Dorotheus, Barlaam, Joseph, Basilius, Arkadius, Johannes, Theodosius, Nikolaus, Nikon, Nikodemus, Johannes, Nikolaus, Nikon, Nikodemus, Johannes, Nikolaus, Nikon, Nikodemus, Johannes

...ge ist die Freiheit." — Sonntäglich, Sonntag nicht, ...ntag ist nur ein Symbolum der Freiheit, Sonntag ...ung ist Sonne. Es ist so recht eines, sonntäglich! Wo ...ne Sonne ist, da ist Freiheit, wo Freiheit ist, da ist ...ne Sonne. Und wo Sonne und Freiheit ist, da ist ...ne Sonntagsruhe, wo Sonntagsruhe ist, da ist ...ne Sonntagsfreude, wo Sonntagsfreude ist, da ...ne Sonne, Freiheit, Sonntag! Und wo Sonntag ...ne Sonne, Freiheit, Sonntagsruhe, Sonntagsfreude ...ist, da ist auch eine neue schöne Sonntagsfreude, ...ne Sonntagsruhe, Sonntagsfreiheit, Sonntagssonne ...ist, Sonntag, Sonntag, Sonntag! Und wo Sonntag ...ist, da ist auch ein Sonntagsgedanke, ein Sonntagsgedanke, ...ein Sonntagsgedanke, und wo ein Gedanke ist, da ...ist auch ein Gedanke an Gott, und wo ein Gedanke ...an Gott ist, da ist auch ein Gedanke an Christum, ...und wo ein Gedanke an Christum ist, da ist auch ...ein Gedanke an Sonntag, Sonntagsfreiheit, Sonntagsruhe, ...Sonntagsfreude, Sonntagssonne, Sonntag, Sonntag, ...Sonntag! Und wo Sonntag ist, da ist auch ein ...Sonntagsgedanke, ein Sonntagsgedanke, ein Sonntagsgedanke, ...und wo ein Sonntagsgedanke ist, da ist auch ein ...

„Wohlgeborner Herr Regierungsrath, hochgeſchätzter Freund!“ hebt der alte ehrwürdige Biſchof Eylert in ſeiner Antwort an Herrn Striez an, und ſagt ihm, unverdiente, ehrenrührige Kränkungen habe Striez ihm zugefügt, die mit gerechten Unwillen zu beleuchten Eylert ſeiner Ehre, ſeiner amtlichen Stellung, ſeiner Gemeinde, der evangeliſchen Kirche und ſeinem Glauben ſchuldig ſei. Striez ſage, man habe ſich in einer ſo unbeſtimmt gehaltenen Formel ausgedrückt, um — ſich nicht zu verrathen. „Ich muß, indem ich dies leſe und wiederleſe, die Feder hinlegen; die Bruſt wird mir altem ſechsundſiebzigjährigen Manne dabei zu enge ... Meine Confirmanden während 51 Jahren, die ich im Predigtamte geweſen, wiſſen es und werden mir Zeugniß geben, wie ich in Liebe chriſtlich poſitiv bin.“ — Und ſo laſſen ſich alle Uebrigen, die geantwortet haben, in ähnlicher Weiſe vernehmen. Elteſter hielt es für ſonderbar, daß er ſich Männern ſollte angeſchloſſen haben, welche die Kirche, in der er „mit ſeinem ganzen Weſen wurzelt,“ untergrüben. „Ich ſehe mich um,“ ſagt er, „und wen finde ich unter dieſen Männern? Den greiſen Mann, deſſen Verdienſte um die Agende ich nicht erſt zu rühmen brauche, jenen andern treuen Hirten, deſſen Bemühungen, die Kirche zu treuem Feſthalten an den Symbolen zurückzuführen, ihm die heftigſten Angriffe zugezogen hat, Hoßbach, Liſco u. ſ. w.“ Nein, ſagen alle dieſe den Gegnern, nein, ihr ſeid unduldſam, ſeid ſtarr, haltet an einem ererbten Glauben ... — Starr? „O ihr Bitteren!“ antwortet Harms. „Ererbt ſollen wir unſern Glauben haben. Ja, ererbt haben wir ihn; allein wir wiſſen, mit welcher Arbeit wir uns in dieſes Erbe geſetzt haben.“ Die innere Seelenerfahrung, ſagt Stahl, mache die Bekenner des Augsburgiſchen Glaubens zu ſolchen, keineswegs die Autorität Luthers oder Melanchthons. Die Beſchuldigung, daß man nur ererbtem Glauben anhänge und eine todte Formel ſich zum Papſt mache, ſagt Hengſtenberg, ſei „eine ſehr harte“ und — er müſſe es ſagen — theilweiſe gegen beſſeres Wiſſen und Gewiſſen ausgeſprochen.“ — Alſo alle Vorwürfe nehmen die Gegner wirklich als Vorwürfe von einander an, das heißt: ſie ſind im Urtheil einig, werfen aber dieſe Vorwürfe zurück und wälzen ſie ſogar Denen auf, von denen ſie ausgegangen. Alle wollen nicht ſtarr, nicht unduldſam, nicht ausſchließend ſein, Alle wollen Gemeinſchaft und Friede, Alle wollen ſogar mannigfache Geſtaltung bei der Einheit und nur Einheit in der Mannichfaltigkeit, Alle wollen freie Fortentwickelung — „die evangeliſche Kirchenzeitung hat zu den proteſtantiſchen Bekenntnißſchriften ſtets eine liberale Stellung eingenommen, hat nie verkannt, daß ſie Producte ihrer Zeit ſeien“, ſagt ſelbſt Hengſtenberg — Alle wollen nicht für eine Partei gelten, ſondern die wahre Kirche ſein, und zwar nicht — das ſagen ſie Alle ausdrücklich — auf Koſten der Andern und wider dieſe, ſondern mit ihnen, Alle wollen das

Chriſtenthum, die Schrift in richtiger Auslegung, die Symbole, ſoweit dieſe die richtig ausgelegte Schriftlehre enthalten, Alle bekennen den Glauben an Chriſtum als den alleinigen Grund der Seligkeit, Alle zeigen ſich entrüſtet über böſes Verdächtigen und Verleumden, Alle behaupten, daß ſie nicht nach Herrſchaft, ſondern nur nach dem Reiche Gottes und deſſen Ausbreitung in Liebe unter den Menſchen trachten, Alle verſichern, daß ſie nur aus Liebe zu Gott und dem Nächſten handeln, Alle betheuern, daß ſie falſche Mittel verabſcheuen und nur mit den Waffen des Geiſtes zu fechten begehren. Nun — um was iſt denn der Streit?

IV.

Aus Frankfurt an der Oder.

Stadt und Bürgerſchaft. — Geſelliges Leben. — Theater. — Konradin Kreutzer. — Meſſe. — Eine Wirkung des ruſſiſchen Fortſchritts.

Frankfurt an der Oder iſt für märkiſche Anſprüche eine hübſch gelegene Stadt. Reiſende geben ihr das Zeugniß, daß ſie gut gebaut und in wachſender Verſchönerung begriffen ſei. Bei alten Städten kann letztere nur außerhalb der urſprünglichen Ringmauern wirken, ſo auch hier. Ein Gürtel reizender Anlagen iſt an die Stelle der Befeſtigungsreſte getreten, neue Straßen entſtehen, der Wilhelmsplatz mit ſeinen ſchönen Gebäuden würde jede Hauptſtadt zieren. Auch das Leben hat hier viel Großſtädtiſches und es ſpricht für ſeine Annehmlichkeit, daß Viele, denen die Wahl in jeder Hinſicht frei ſteht, Frankfurt trotz der Theurung, über welche ſeine wirthlichen Hausfrauen klagen, zu ihrem Wohnort wählen. Als ein Emporium des Großhandels hat die Stadt ihre drei Meſſen; Eiſenbahn, Chauſſee und Strom ſind deren Pulsadern. In jüngſter Zeit wird über ihr Sinken geklagt, doch hofft man durch Errichtung einer Bank, welche als dringendes Bedürfniß angeregt worden iſt, den alten Flor wieder herzuſtellen. Allerdings ſind die Meſſen eine Lebensfrage der Stadt, nicht für den Handelsſtand allein, auch nicht blos für den Hausbeſitzer, deſſen Eigenthum ſich zu einer enormen Höhe verzinſet, bis auf den Platz vor der Thüre Miethe bringend, ſondern vorzüglich noch für eine gewiſſe Schicht der Bevölkerung, welche rein von einer Meſſe zur andern lebt und ohne deren Verdienſt nicht zu beſtehen wüßte. Die Verarmung, welche aller Orten ihr geſpenſtig Haupt erhebt, wird auch hier, trotz reichlicher Spenden von Seiten der Stadt und der Privaten, immer drohender wahrgenommen, wovon die frechſten Diebſtähle Zeugniß geben. Dieſe haben neuerdings einen geachteten Kaufmann veranlaßt, einen Verein zur Sicherung des Eigenthums in Vorſchlag zu bringen.

Wie rüſtig unſere wackere Bürgerſchaft im Sinne der Zeit vor-

wohl Recht, daß sie sich in der Darstellung dem Leben näher hält. Denn Leben ist es auch, was Schiller darstellt, wenn er auch nicht das Leben der Gegenwart darstellt. Aber es ist das Leben, das in seinen Quellen, seinen Ursachen liegt. Die Wallensteinsage enthält nur die Thatsachen, die Ereignisse, die Schiller in seinem Drama benutzt hat. Diese Thatsachen sind nur die Folgen von Ursachen, die in den Charakteren liegen. Schiller hat sie aus den Charakteren entwickelt. Er hat sie in ihrer Entwickelung dargestellt. Und diese Entwickelung ist Leben. Wenn Schiller also Leben darstellt, so ist es nicht das Leben der Gegenwart, sondern das Leben, das in seinen Quellen liegt. Dieses Leben dichtet Schiller, und dieses Leben ist poetisch. Es ist poetisch, weil es nicht das Leben der Gegenwart ist, weil es nicht das Leben ist, das wir täglich sehen. Wir schauderten nicht vor den Worten Wallensteins, wenn wir sie in einer Zeitung lesen würden. Wir würden sie nicht poetisch finden. Aber wir schauderten vor ihnen, wenn wir sie in einem Drama lesen, weil sie in einem Drama poetisch sind. Wir finden sie poetisch, weil sie nicht das Leben der Gegenwart darstellen. Wir finden sie poetisch, weil sie das Leben darstellen, das in seinen Quellen liegt. Wir finden sie poetisch, weil sie das Leben darstellen, das Schiller dichtet. Und dieses Leben ist poetisch, weil es nicht das Leben der Gegenwart ist

Kräfte aus allen Lebenskreisen. Vom Caſino, das hier wie überall florirt, kann für dieſen Zweck nicht die Rede ſein. Die Officiere der Garniſon haben zwar in regelmäßigen Zwiſchenräumen Zuſammenkünfte mit wiſſenſchaftlichen Vorträgen, aber dieſe halten ſich doch nur auf Einem Gebiete, ſo ſehr auch ihr Vorſtand bemüht iſt, Vielſeitigkeit hervorzurufen. Eine kleinere Geſellſchaft, welche täglich bei ihrer Tafelrunde zu finden iſt, regt ſich in Beſprechung wenigſtens der Tagesintereſſen durch eine vielſeitigere Auffaſſung gegenſeitig an, da ihre Theilnehmer verſchiedenen Berufskreiſen angehören. Aber ein Centralpunkt für die Intereſſen der Kunſt und Wiſſenſchaft, ein freier Verkehr Aller, welche Sinn dafür haben, Unterhaltung, Discuſſion und Vorträge wechſelnd, das fehlt uns. Und gerade in einer Mittelſtadt wäre doch dieſer Gedanke recht ausführbar. Dem literariſchen Bedürfniß genügen drei Buchhandlungen, welche Nova zur Anſicht ſchicken und nach geſchehener Anſicht in der Regel zurück empfangen, einige Leſe- und Journalzirkel und mehrere Leihbibliotheken. Muſik wird mit mehr oder minderm Erfolge gepflegt, ein ſehr freundlich gebautes Theater bringt uns die neueſten Erſcheinungen der dramatiſchen Poeſie und der Oper. Würde es nur von Seiten des Publicums nach Verdienſt unterſtützt! Der Director Leo hat Alles gethan, um der Stadt eine Bühne zu ſchaffen, die ihr Ehre macht. Unſere Oper namentlich iſt recht gut. Konradin Kreutzer, der ſeit einiger Zeit hier weilt, um ſeine jüngſte Tochter, ein Mitglied unſerer Bühne, noch zu leiten, wird in nächſter Woche ſein Nachtlager von Granada ſelbſt dirigiren.

In der Stadt wogt jetzt eben das Treiben der Meſſe, welche zwar nächſten Sonntag erſt eingeläutet wird, dann aber in der Regel — wenigſtens ihr Großhandel — ſchon beendigt iſt. Die Betheiligten zeigen ſich im Allgemeinen zufrieden; das muß man annehmen der Art der Klagen nach, die laut werden; denn bei Kaufleuten wie bei Landleuten geht es ganz ohne Klagen niemals ab. Einige haben in der That ernſtlich zu klagen, und zwar aus ſonderbarer Veranlaſſung. Nämlich das Verbot der jüdiſchen Tracht in Rußland hat große Verluſte nach ſich gezogen. Ich ſah in einer Niederlage ganze Stöße jener hochgelben Tücher, welche die Judenfrauen dort turbanartig um den Kopf trugen, nun völlig werthlos geworden trotz des feinſten Stoffes, weil ſie hier Niemand kaufen mag. Eine andere Handlung hat für 50,000 Thaler ſeidene Binden, wie ſie zur jüdiſchen Männertracht gehörten, die nun zu Nichts zu gebrauchen ſind, liegen und möchte ſie gerne für ein Zehntheil des Werthes losſchlagen.

Digitized by Google

V.

Wie Actien das Schwert besiegen.

Folgende Anecdote erzählen wir nicht bloß als einen Beitrag zur Characteristik des Marschalls Soult, sondern auch als einen neuen Beweis, aus welchen kleinen Ursachen oftmals die wichtigsten Wendungen der Geschichte sich ergeben. Für die Wahrheit der Thatsache kann sich der Redacteur dieser Blätter verbürgen, indem sie ihm von einem würdigen Manne, einem höhern Beamten im belgischen Kriegsministerium, der in den Ereignissen der Jahre 1830 und 31 eine wichtige Rolle gespielt hat, dem Obersten des Geniekorps D. A*****, mit der Erlaubniß zur Veröffentlichung mitgetheilt wurde. Bekanntlich bestand der Marschall Soult nach dem Ausbruche der belgischen Revolution mit großem Eifer darauf, Belgien durch französische Truppen besetzen zu lassen und mit Frankreich einzuverleiben. Vergebens setzte Casimir Perrier dem alten eroberungssüchtigen Marschall seinen ganzen Einfluß und das Arsenal seiner Friedenspolitik entgegen; Soults eiserner Wille blieb unerschütterlich. Perrier war in dieser Frage nicht bloß als Politiker, sondern noch weit mehr als Privatmann betheiligt. Ein großer Theil seines Vermögens steckte in den Kohlengruben und Eisenhütten des Norddepartements, und bei einer Einverleibung des kohlenreichen Belgiens mit seiner ungeheuren Eisenindustrie wären die französischen Gruben und Eisenhämmer ungemein bedroht gewesen. In dieser Noth wurde zu einem sonderbaren Hausmittel gegriffen. An einem schönen Morgen ließ sich ein Comité von Industriellen bei dem alten Marschall melden. Der Wortführer desselben ergoß sich mit großer Emphase über die ungeheuern Verdienste, welche der berühmte Feldherr um den Ruhm und das Heil Frankreichs sich erworben. In dieser schweren Prüfungszeit — fuhr er fort — sei es eine besondere Pflicht der Nation, ihren Helden die Beweise ihrer Anhänglichkeit, ihrer Dankbarkeit und ihrer Aufmunterung zu liefern, und der Marschall möge geruhen, aus der Hand eines Theils von fleißigen Bürgern einen kleinen Tribut ihrer Verehrung zu empfangen. Und hiermit wurde dem alten Haudegen ein Paket Actien eingehändigt, die ihn zum Mitbetheiligten bei einigen der großartigsten Hüttenwerke des Norddepartements machten. Der Marschall fuhr die Deputation in seiner gewöhnlichen barschen Weise an, daß es nicht erst solcher Dinge bedürfe, um ihn in seiner Pflicht und in seiner Liebe für Frankreichs Ruhm zu bestärken und so weiter und so fort. Nichtsdestoweniger legte er die Papiere neben sich auf den Tisch. Kaum hatte die Deputation sich entfernt, so ließ der Marschall seinen Intendanten rufen und fragte ihn, was dieses Teufelszeug von Papieren eigentlich bedeute. Der Intendant, der bereits verständigt war, legte sein Gesicht in feierliche Falten und

Digitized by Google

schaften, auf den Kanälen und sonstigen Gewässern ihres Bezirkes. Die Kontrolle der Schiffahrt auf den Kanälen und Gewässern wird durch Kanalaufseher ausgeübt, welche von den Kanalverwaltungen angestellt und beeidigt werden. Die Kanalaufseher haben die Befugnis, jedes Schiff, welches sich auf den Kanälen und Gewässern befindet, anzuhalten, dessen Ladung zu untersuchen und sich die Ladungspapiere vorlegen zu lassen. Sie haben ferner die Befugnis, jedes Schiff, welches sich auf den Kanälen und Gewässern befindet, zu visitieren und sich die Schiffspapiere vorlegen zu lassen. Sie haben endlich

— Man ſchreibt aus Wien: Jetzt erſt, nach ungefähr zwei Jahren, iſt die Unterſuchung über Dr. Wieſner, der bekanntlich ohne öſterreichiſche Cenſurerlaubniß in Leipzig zwei Bände Ruſſiſch-politiſche Arithmetik (gegen Tengoborſky) publicirte, beendigt und das Reſultat iſt — eine Strafe von fünf Ducaten! — Dies ſcheint allerdings ſehr milde und iſt es auch. Aber fragt man nicht mit Recht: Pourquoi donc tant de bruit pour une omelette? Zwei Jahre Unterſuchung, Protocolle, vollgeſchriebene Papierbogen, Richter, Actuare und Inquirent in großem Zeitverluſt, und wegen fünf Ducaten! Freilich antwortet man: das Geſetz iſt nun einmal da, und es muß auf die Aufrechthaltung deſſelben geſehen werden, wir können milde ſtrafen, denn wir müſſen ſtrafen und vor Allem unterſuchen. Aber wenn ihr ſelbſt das Geſetz für zu hart haltet, warum änderet ihr es nicht im Princip? Warum erſpart ihr euch nicht die troſtloſe Mühe, das Aufſehen, die Gehäſſigkeit des Schrittes und vor allem die Ungerechtigkeit, zu welcher die Conſequenz — trotz aller beabſichtigten Milde — treibt. Nehmen wir an, Wieſner hätte, wie z. B. Schuſelka zur Zeit des Erſcheinens ſeines Buches im Auslande gelebt, ſo hätte man ihn natürlich behufs der Unterſuchung nach Hauſe reclamiren müſſen, man hätte ihn zwei Jahre in ſeinem Berufe, in ſeinem Erwerbe ſtören müſſen, um ihn am Ende — zu fünf Ducaten zu verurtheilen! Iſt doch ein Aehnliches voriges Jahr mit einem andern, wenn auch unbedeutenderen Literaten aus Brody geſchehen, den man aus Leipzig zurückberief, weil er im Verdachte ſtand, eine Brochüre bei Reclam publizirt zu haben. Die Unterſuchung hatte keinen Erfolg, es wurde nichts bewieſen, aber der unbemittelte Schriftſteller wurde aus ſeinem mäßigen durch Ueberſetzungen ihm geſicherten Nahrungszweig in Leipzig gedrängt und wurde zu der koſtſpieligen Reiſe in ſeine Heimath gezwungen um eine Bagatelle! Ihr habt gut mild ſein wollen, ihr könnt es nicht! Ihr ſeid ſelbſt von dem Geiſte der Zeit unwillkührlich ſo bewältigt, daß euer Strafen dem Buchſtaben des Geſetzes nur zur Noth genügt und doch führt euch dies Geſetz eben ſo unwillkührlich zu ſchreienden Conſequenzen.

— Die Eiſenbahnen werden nicht blos den Kriegen und Schlachten der Zukunft, ſondern auch den Liebesromanen und Novellen der Zukunft eine andere Geſtalt geben. Wie viel neue Motive, Hinderniſſe, Zufälle und Situationen laſſen ſich an die Locomotivenpfeife und den Dampfkeſſel knüpfen, welche Sehnſuchts-, Wiederſehens- und Enttäuſchungsſcenen können in den Warteſälen und auf den Zwiſchenſtationen ſpielen! Auch der perſönliche Muth der Helden wird ſich anders äußern müſſen, als ſonſt; den Dampfroſſen können poltrende Väter und Oheime nicht in den Zügel fallen, aber entlaufenen

Digitized by Google

Nichten, Töchtern und Weibern wird man künftig durch electrische Telegraphen zuvorkommen und, wenn sie an der ersehnten Station angelangt sind, dieselben festhalten oder auch laufen lassen. Jüngst ließ sich eine reizende und reiche Miß Villiers in Brighton von einem charmanten und blutjungen Husarenoffizier entführen. Man erwartete das Fräulein, das am Seegestade spazieren gegangen war, zum Diner um 5 Uhr Abends, indessen hatte sie ihren Shawl, den Arm ihres Paladins und ein Eisenbahnbillet genommen; in 23 Stunden — man fährt in England auch bei Nacht — legten die Verliebten 400 englische Meilen zurück, ließen sich in Gretna-Green trauen und flogen auf die Flitterwochen nach Edinburg. Merkwürdig ist, daß auch die Großmutter von Miß Villiers sich entführen ließ, — als sie jung war nämlich — und ebenfalls in Gretna-Green ihre Hochzeit feierte. Der Vater, ein Banquier, eilte mit Extrapost den Flüchtigen nach und hatte ihren Wagen eingeholt, als der Entführer, Graf Westmoreland, sich zum Kutschenschlag hinausbeugte und mit einem wohlgezielten Pistolenschuß seinem künftigen Schwiegervater ein — Pferd tödtete, so daß er den nöthigen Vorsprung gewann. Die Entführungslust scheint demnach in der Familie erblich.

— Die Deutsche Allgem. hält uns eine schöne Predigt; sage noch Einer, daß sie nicht mit der Zeit fortgehe! Sie predigt uns, des Redens über Religion uns zu enthalten und statt dessen, nach dem guten Vorbilde der guten mittleren Zeit, Kirchen zu bauen und Geistliche zu bestallen. Unsere Zeit, sagt sie, möge allerdings reif sein, sich über den alltäglichen Kirchenstreit eine Meinung zu bilden; aber was sei mit einer solchen Meinung gewonnen? Erst durch das Leben erhalte die Religion Weihe. Durch das Leben! Und deswegen bauet Kirchen, sagt sie, und immer wieder Kirchen, und setzet Geistliche und immer noch mehr Geistliche ein! Wir sind erbaut von der schönen Predigt. Nur Schade, Schade, daß wir grade so verdammt viel Geld zum Bau von Eisenbahnen nöthig haben.

— Ein Tag aus der böhmischen Geschichte (Lpz. Grunow) ist der Titel einer für die Detailgeschichte Böhmens wichtigen Brochüre, welche soeben die Presse verlassen hat. Der anonyme Herausgeber skizzirt in einem einleitenden Artikel die Zustände Böhmens in den Jahren 1618—1620 bis zur Schlacht am weißen Berge. „Die Zeit, die auf die Schlacht am weißen Berge und auf die Einnahme Prags folgte," fährt er dann fort, „ist bekannt genug ꝛc." „Anfangs schien alles ruhig und sah es aus, als ob der Kaiser sich mit der Unterwerfung des Landes begnügen wollte, einige Monate verflossen ruhig, und hoffnungsvoll athmeten die Böhmen wieder auf, und die Geflüchteten und Verborgenen kamen voll Vertrauen wieder

zum Vorſchein. Dies nur wollte man und die Einkerkerungen begannen. Ein fürchterliches Blutgericht wurde in Prag niedergeſetzt, bei welchem Fürſt Karl von Lichtenſtein den Vorſitz hatte; dieſes führte den Bluttag herbei, von welchem die Auszüge des alten, von einem Zeitgenoſſen und Zeugen geſchriebenen Büchleins, die wir hier mittheilen, einen Begriff geben mögen." Darauf folgen dieſe Auszüge, auf 79 Seiten, welche zuerſt die Ergreifung und Inquirirung der Häupter der proteſtantiſch-böhmiſchen Partei bis zum Todesurtheil ſchildern, worauf „folget, was am Montage, oder den 21. Juni, als am Tage der Execution, mit denen Verurtheilten ſich begeben." — Das Original der Schrift, von M. Roſacius, welchem dieſe Auszüge entnommen ſind, ſoll ſich auf einer der Prager Kloſterbibliotheken, als unicum befinden, und natürlich lag es keineswegs im katholiſchen Intereſſe, wohl auch kaum in dem Oeſterreichs, daß deren Inhalt veröffentlicht werde. —

Das „Buch für Winterabende," von M. Honeck, welches mit 1846 ſeinen fünften Jahrgang erlebt und aus ſeinem frühern Verlage in den von Kius in Hannover überging, geſtaltet ſich publiciſtiſch immer bedeutſamer. Bereits haben ſo viele Tagesblätter Auszüge daraus gegeben, daß es wohl kaum mehr nöthig iſt, ſeinen Charakter und ſeine Haltung hier noch beſonders darzuſtellen. Doch muß vorzugsweiſe auf einige Artikel hingewieſen werden. Dieſe ſind: K. Andree „Einige Worte über die deutſchen Auswanderungen"; M. Honeck „die preußiſche Verfaſſungsfrage und der rheiniſche Landtag," ſo wie „die franzöſiſchen Spaarkaſſen und die hannoverſchen Sparkaſſen," Oppenheim, „der Sundzoll"; „die Zukunft der deutſchen Leinenindustrie."

— Gleichzeitig mit Fallmerayers „Fragmenten aus dem Orient" auftretend, hat die „Reiſe in den Orient" von Conſtantin Tiſchendorf, wenn auch ganz andere Landſtriche als jene berührend, einen ſchwierigen Stand. Sie macht jedoch auch weit weniger Anſprüche auf literariſche Bedeutſamkeit als jene. Der Verfaſſer ſagt ſelbſt, es ſei ihm nur darum zu thun geweſen, die äußern Anſchauungen, welche er im Orient gewonnen, in eine beſtimmte Form zu bleibender Erinnerung zu kleiden. Wir dürfen daher wohl mancherlei Natur-, Sitten- und Menſchenſchilderungen erwarten, jedoch kaum auf eine tiefer eingreifende Auffaſſung der begegnenden Zuſtände und Verhältniſſe rechnen, müſſen aber das Buch immerhin als ein ſchönes Zeichen unſerer Zeit begrüßen, in welcher ſelbſt der ſtrenge Gelehrte des nicht facultätwiſſenſchaftlichen Intereſſes genug findet, um daraus ein dem größern Publicum und der leichtern Lectüre gewidmetes Werk in eleganter und gewandter Form zuſammenzuſtellen. Aus dem In-

halte des vorliegenden ersten Bandes, welchem später noch ein zweiter folgen soll, sind vorzugsweise die Abschnitte über Malta, über Mehemed Ali und Ibrahim Pascha, ein Besuch bei den orientalischen Frauen, die Schilderung der koptischen Klöster in der lybischen Wüste, der Sinai und Jerusalem hervorzuheben. Die Beschreibung ist überall lebhaft. Aber oft erscheint die Sprache gezwungen, und da der Verfasser seine biblische Critik, deretwegen er die Reise unternahm, in diesem Werke eben ganz in den Hintergrund treten lassen wollte, so mag freilich der Leser eine an irgend welchem Ort plötzlich auftauchende religiöse Begeisterung erstaunt anhören, sie mag ihm sogar leicht gezwungen und ungehörig erscheinen. Aber, wie gesagt, es liegt dies vielleicht mehr in einer sehr leicht möglichen ungenügenden Auffassung, als daß es im innern Charakter des Werkes selbst begründet sein mag. Der zweite Band, dessen baldiges Erscheinen wir hoffen, muß ja auch darüber entscheiden. —A.—

— Einen hitzigen Federkrieg wird ohne Zweifel wieder das Erscheinen einer bereits angekündigten Streitschrift aus der Feder des böhmischen Schriftstellers Vinaricky hervorrufen, der eine Pfarrerstelle im nördlichen Böhmen bekleidet und die Resultate seiner dreijährigen Nachforschungen über die Geburtsstätte des Erfinders der Buchdruckerkunst zu veröffentlichen gedenkt. Er hat das Buch auf Veranlassung des Dr. De Carro, der als Brunnenarzt in Carlsbad lebt, geschrieben, und während dieser es für den nächsten Jahrgang des von ihm herausgegebenen Almanach de Carlsbad ins Französische übersetzt, soll es zu gleicher Zeit auch in deutscher Sprache ans Licht treten. Vinaricky will darin den Nachweis liefern, daß Johann Gutenberg 1412 Kuttenberg in Böhmen geboren worden sei und am 18. November 1445 als Baccalaureus der freien Künste an der Universität zu Prag promovirt habe.

— Der Actienschwindel auf den meisten Börsen erinnert an das Gesellschaftsspiel: „Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg.“ Dieses Spiel besteht darin, daß man einen angezündeten Span von einer Hand zur andern gehen läßt und wo derjenige verliert, dem der Span unter der Hand verlischt. Die Börsianer — wie man sie in Wien nennt — kaufen nur, um recht schnell wieder verkaufen zu können, und am schlimmsten daran sind eigentlich diejenigen, welchen die Actien in der Hand bleiben.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google

Sylveſter Jordan.*)

I.

Sylveſter Jordan, der Sohn eines Schuhmachers Namens Matthias Jordan, iſt in Omes, einem kleinen Dörfchen Tyrols, zwei Stunden von Inſpruck, als das jüngſte von acht Kindern, geboren. Er kam ſcheinbar todt zur Welt und mußte durch das künſtliche Mittel eines Weinbades dazu gebracht werden, die erſten Lebenszeichen zu geben. So begann er ein ſchwächliches Daſein, und auch im ſpätern Verlaufe der körperlichen Ausbildung hat ſich ſein Körperbau nicht zu der hohen, ſtämmigen Geſtalt entwickelt, an welcher man den kräftigen Volksſchlag zu erkennen pflegt, welchem er durch Geburt und Heimath angehört.

Zwar hatten ſeine Aeltern ein kleines Haus nebſt einigen Ackerſtücken und Wieſen zu eigen; aber bei ſonſtiger Mittelloſigkeit vermochte weder dieſer kleine Beſitz noch der ſaure Verdienſt des alten Jordan, eines ſelber ſchwächlichen und von Jugend auf kränkelnden Mannes, für einen leidlichen Unterhalt der zahlreichen Familie recht aufzukommen. Zur Beſtellung des kleinen Grundbeſitzes mußte die Beihilfe der Kinder in vollem Maße in Anſpruch genommen werden. Heumachen, Holztragen, Düngerfahren, das Einſammeln der Feldfrüchte und alle andern, zum Theil noch beſchwerlicheren ländlichen Arbeiten, welche zur Bebauung und Beärndtung von Acker und Wieſe erforderlich ſind, mnßten von den Kindern ver-

*) Der unlängſt erſchienenen Schrift: Sylveſter Jordans Leben und Leiden. Von Trinks und Julius. (Leipz. C. W. B. Naumburg 1845. 25 Bog.) nacherzählt.

richtet werden, und wenn im eigenen Hauſe keine Arbeit war, ward Sylveſter, als er ſchon etwas größer war, bei fremden Leuten zum Tagelohne als Dreſcher oder Flachsbrecher vermiethet. Bei aller dieſer harten Arbeit und Anſtrengung ſetzte es nur knappe Koſt und magere Biſſen. Indeſſen rühmt es Jordan ſelbſt dieſen an ſich unfreundlichen Verhältniſſen nach, daß ihm bei ſolcher Beſchäftigung keine Art von Arbeit fremd geblieben, und daß die harten Geſchicke ſeiner Jugend zur Erſtarkung und Befeſtigung ſeiner Geſundheit beigetragen, ihn vor körperlicher Schwäche bewahrt und ſeinem Körper eine Zähigkeit gegeben haben, die allen äußern Beſchwerniſſen Trotz zu bieten im Stande war. Um ſchon als Knabe und in ſpäterer Zukunft dem Vater und den Seinigen zur Beihilfe und zur Stütze zu dienen, ward er vom neunten Jahre an, gleich ſeinem älteſten Bruder Aloys, zur Erlernung des väterlichen Handwerkes, als Schuſter, angehalten und hat daſſelbe bis in ſein dreizehntes Jahr in Gemeinſchaft mit Vater und Bruder betrieben und vollſtändig ausgelernt.

Sein Vater, wie ſeine Mutter Maria, auch eine geborne Jordan, aus dem Dorfe Oberfuß, beide ſchlichte und fromme Leute ohne alle Bildung, konnten ihrem Sylveſter nicht einmal zum Leſen und Schreiben Anleitung geben, und die Schule in dem Pfarrdorf Aram, zu welchem Omes gehört, war, abgeſehen davon, daß ſie nur zur Winterzeit geöffnet war, ſo ſchlecht beſtellt, daß Sylveſter, als er ſie in ſeinem ſiebenten Jahre einen Winter hindurch beſuchte, es nicht einmal im Leſen zu einiger Fertigkeit brachte. Indeſſen gelang es ihm in dem folgenden Sommer durch Beihilfe der dürftigen Ueberreſte, welche bei ſeinem ältern Bruder Aloys aus deſſen Schulunterrichte haften geblieben waren, aber nur in der Fähigkeit zum Buchſtabiren und in der Kenntniß einzelner geſchriebener Buchſtaben beſtanden, ſo wie durch Unterſtützung fremder Leute, die als Kunden zu ſeinem Vater kamen, und durch eigene Anſtrengung, fertig leſen zu lernen. Auf gleiche Weiſe erlernte er das Schreiben, indem er ſich von jenen Kundleuten ſeines Vaters Buchſtaben vorſchreiben ließ und ſich ſelbſt durch Abſchreiben von Stellen aus den Büchern übte, wozu er jedoch nur die Sonn- und Feſttage und ſelten einmal eine Stunde an Werktagen benutzen konnte.

Auch die ſittliche Erziehung Jordans wurde trotz der Redlich-

keit und Frömmigkeit ſeiner Aeltern durch den Druck der häuslichen Verhältniſſe an ſich wenig begünſtigt.

Den Vater beſchlich bei ſeiner drückenden Lage oft Mißmuth; Aufhetzereien böſer Menſchen vermehrten und reizten ſeine aufgeregte, trübe Stimmung und durch dieſe ließ er ſich zur Härte gegen die Seinigen verleiten. Die Plackerei und ſaure Arbeit der Werktage ſuchte er zuweilen an Sonn- und Feiertagen im Genuſſe geiſtiger Getränke zu vergeſſen oder zu vergüten; mehr aufgeregt und erhitzt, als betrunken, kam er dann häufig des Abends nach Hauſe, und bei dieſem Zuſtande waren Weib uud Kinder nicht ſicher davor, ſich aus der ſonntäglichen Ruhe und Erholung durch Mißhandlungen herausgeriſſen zu ſehen, ſondern ſahen ſich nicht ſelten gezwungen, ſich denſelben durch die Flucht zu entziehen. Erſt in ſpäterer Zeit, als der älteſte Sohn, Aloys, das Hausweſen übernahm und durch deſſen Rührigkeit die nächſte drückende Sorge für den Unterhalt der Familie beſeitigt ward, kehrte auch der häusliche Friede wieder in die Schuſterwohnung zu Omes ein und ein freundliches Vernehmen in größter Einigkeit umſchlang Aeltern und Kinder.

Dieſe häuslichen Mißverhältniſſe konnten einen weſentlichen Einfluß auf das Gemüthsleben und die ſittliche Entwickelung Jordans nicht verfehlen. Aber ſie wirkten bei ſeiner Seelenanlage nur ſo, daß ſie ihn in ſich hineindrängten, die ohnehin durch ſeine Körperkräfte begründete Vorherrſchaft des Gefühlsvermögens ſteigerten und einen Zug von Schwermuth, bei lebhafter Thätigkeit der Phantaſie ſeinem Charakter einprägten. Er fand keine große Freude an den heitern Spielen ſeiner Jugendgenoſſen, ſondern zog ſich lieber auf die einſame Beſchäftigung mit ſich ſelbſt zurück. Die Gedanken des Knaben richteten ſich bereits darauf, ſich die in ſeiner nächſten Umgebung in erwähnter Weiſe vernachläſſigten Pflichten eines Familienvaters deutlich zu machen; die Lehren der Evangelien und die Lebensgeſchichten der Heiligen, durch wiederholtes Leſen dem Gedächtniſſe eingeprägt, hatten ihn dazu hinlänglich vorbereitet.

Dem Tyroler iſt die Liebe zur Muſik angeboren; bei Jordan aber fand ſie beſondere Nahrung durch ſeinen Hang zur Schwermuth und Trauer. Er lernte auf der Quer- oder Schwögelpfeife, wie man ſie in Tyrol nennt, mit Hilfe eines jungen in dieſem Inſtrumente unterrichteten Freundes einige Tänze ſpielen, übte ſich

fleißig in müßigen Stunden und ließ ſich darin nicht ſtören, ſelbſt als dieſe Unterhaltung zum Anlaſſe und Gegenſtande anhaltenden Zwiſtes mit ſeinem Vater geworden war, der ſie ihm aus unbekanntem Grunde durchaus, aber vergebens, unterſagen wollte. Die Erfolgloſigkeit des eigenen Verbotes einſehend, rief der Vater bei der Gelegenheit, daß der Hilfspriester Franz Hirn aus Arams bei den einzelnen Familien zu Omes die öſterlichen Communionszettel einſammelte, dieſen zu Hilfe. Hirn, in der ganzen Umgegend wie ein Heiliger geachtet, der aber auch wegen ſeines muſterhaften Lebenswandels, beſonders wegen des lobenswürdigen Gebrauches, welchen er von ſeinem bedeutenden Vermögen zur Unterſtützung der Dürftigen machte, Achtung verdiente und von Jordan als ein kräftiger Kämpfer gegen manchen Aberglauben gerühmt wird, theilte doch die bei der Geiſtlichkeit vorherrſchende Anſicht, daß das Tanzen Sünde ſei und die Spielleute ganz beſonders der Fluch treffe, und ging daher auf die Klagen des Vaters über das Schwögeln, d. h. das Spielen auf der Quer- oder Schwögelpfeife, bereitwillig ein. „Wie, du willſt dir die Hölle erſchwögeln?“ rief er dem am Tiſche ſitzenden Sylveſter zu. Dieſer an ſich unſcheinbare Vorfall iſt für dieſen durch den gewaltigen Eindruck, welchen er auf ihn machte, zum folgereichen Ereigniſſe geworden. Die mit ſcharfem Blicke und in drohendem Tone geſprochenen Worte durchfuhren ihn, ſeiner eigenen Verſicherung gemäß, mit der vernichtenden Gewalt eines Blitzſchlages und haben ſich ſeinem Gedächtniſſe unauslöſchbar eingeprägt. Der Name der Hölle rief in ihm unwillkührlich die Vorſtellung vom Gegentheile, dem Himmel, hervor; all' ſein Denken und Trachten war von dieſem Augenblicke auf das eine Ziel gerichtet, jener ſicher zu entfliehen und dieſen unfehlbar zu erwerben; und aus, für immer aus war es mit dem geliebten Spiele, welches er ohne Widerſtreben der Vorſtellung zum Opfer brachte, welche von nun an ſein ganzes Gemüth erfüllte, einſt unter dem großen Heere der Heiligen ebenfalls mit einem Heiligenſcheine zu glänzen. Alle Sonntage ging er zu Beichte und Abendmahl, betete ſtets, wenn er allein war; in der dunkeln Kammer, in finſtern Wäldern, wo er am liebſten weilte, warf er ſich vor einem Bilde der der prieſterlichen Lehre gemäß von ihm über Alles verehrten, allvermögenden Himmelskönigin, der Jungfrau Maria, nieder, welches er ſtets bei ſich trug nebſt einem Sca-

Digitized by Google

pulier, worauf ebenfalls ihr Bild war. Die harte Arbeit, welcher er ſich im älterlichen Hauſe unterziehen mußte, war ihm jetzt nicht nur erwünſcht, ſondern er konnte ſie kaum ſchwer und niedrig genug finden, ſo daß er ſtets die härteſte Art der Verrichtung wählte und ſich abſichtlich beim Tragen und Ziehen größere Laſten auferlegte, um dadurch einiger Maßen dem kreuztragenden Chriſtus ähnlich zu werden. Auch damit noch nicht zufrieden, geißelte er ſich oft mit einem Stricke oder einer Dornenruthe der Jungfrau Maria zu Ehren bis aufs Blut.

Der Prieſterſtand ſchien ihm nunmehr das höchſte Ziel alles Strebens. Als guter Katholik ſah er mit ſeinen Landsleuten den Prieſter durch das Meßopfer täglich mit Chriſtus leiblich vereinigt; bei ſolcher inniger Vereinigung mit dem göttlichen Weſen mußte dieſer in den Augen der gläubigen Menge bei Gott in beſonderen Gnaden ſtehen; ja man hielt ihn, trotz aller vielleicht nur zu wohl bekannten Mängel und Gebrechen des Wandels keiner Sünde fähig.

Jordans Entſchluß, ſein Leben ausſchließlich Gott und ſich dem Prieſterſtande zu weihen, war in ſeinem Inneren zur vollen Reife gediehen; aber nur allmählig trat er mit demſelben vor ſeinen Umgebungen hervor. Die erſte Vertraute deſſelben ward ſeine, damals im väterlichen Hauſe lebende, dem Bruder an frömmelndem Hange und gemüthlich gutem Weſen gleiche Schweſter Katharine. Nächſtdem machte er dem Pfarrer von Klebelſperg zu Arams davon Mittheilung im Beichtſtuhle. Dieſer, obſchon er das Vorhaben nicht mißfällig aufnahm, ward doch bei allem ſeinem Reichthume durch ſeinen Geiz verhindert, ihm werkthätige Hilfe zuzuſichern, ſondern beſchränkte ſich auf das Verſprechen, von der erhaltenen Mittheilung den ſchon erwähnten Hilfsprieſter Franz Hirn in Kenntniß zu ſetzen. Hirn, der durch ſeine Strafpredigt gegen Jordans kindliche, gemüthliche Luſt an der Schwögelpfeife, wie erzählt worden iſt, den erſten Anſtoß zu dem Umſchwunge in Jordans innerſtem Weſen und zu ſeinem für das ganze Leben gefaßten Entſchluſſe gegeben hatte, war die Richtung nicht entgangen, welche der Knabe Sylveſter genommen hatte: mit Wohlgefallen hatte er ſchon lange deſſen Frömmigkeit beobachtet, und von dem Ernſte ſeines Entſchluſſes überzeugt, ſäumte er nach erlangter Kunde davon nicht, ihn zu ſich kommen

zu laſſen und ihm die nöthigſte Unterſtützung zur Ausführung deſſelben zuzuſagen, wozu er um ſo mehr in den Stand geſetzt war, da er ein bedeutendes Vermögen beſaß, von dem er wohl zu thun und mitzutheilen nicht zu vergeſſen pflegte.

Der Vater, der ſich lange Zeit mit dem Entſchluſſe ſeines Sohnes nicht einverſtanden fand, gab nur deſſen anhaltenden Bitten und Thränen nach, welche ihm endlich ſeine Einwilligung abnöthigten. Auch dieſe nahm er noch wiederholt zurück, und es währte lange, bis des jungen Sylveſter Beharrlichkeit den Sieg davon trug. Unter harten Kämpfen mit dem Widerſtreben des Vaters betrieb Jordan ſeine Vorbereitungsſtudien im Sommer 1806, zunächſt unter der Anleitung des Supernumerarprieſters Jordan zu Arams, eines weitläufigen Vetters, ſpäter mit Hilfe des Hilfsprieſters Holzmann in dem ſchon genannten Dorf Oberfuß. Im Herbſte deſſelben Jahres fing er das Gymnaſium zu Inſpruck zu beſuchen an, wo er durch Vermittelung des Hilfsprieſters Hirn unentgeldlichen Unterricht erhielt; ſein ihm von früheſter Jugend auf wohlgeneigter Oheim, der Aramer Schuſter Franz, verwendete ſich bei Bekannten und anderen wohlthätigen Menſchen um freiwillige Uebernahme der Beköſtigung und nothdürftigen Kleidung und um ſonſtige Unterſtützung des Neffen. Außerdem verdiente er ſich ſchon in ſeinem erſten Jahre zu Innsbruck monatlich einen Gulden dadurch, daß er einem reichen Mitſchüler, v. Haibe, die Bücher in die Schule und wieder zurück trug, wofür ihm außerdem noch geſtattet wurde, deſſen Privatunterrichte beizuwohnen. Im Jahre 1809, als er bereits den erforderlichen Grund zu der eigenen Bildung gelegt hatte, begann er mit drei Schülern der erſten, d. h. nach dortigem Sprachgebrauche der unterſten Lehrklaſſe, die ihm von ihren Aeltern zur beſonderen Unterweiſung in den Lehrgegenſtänden der Schule und zur Aufſicht als Stubenburſchen anvertraut worden waren, Privatunterricht zu ertheilen, und eröffnete ſich dadurch eine Unterhaltsquelle, die er fortwährend bis nach Vollendung ſeiner Studien benutzt hat.

In dem Jahre vor Jordans Uebergange zu der Gelehrtenſchule war die Grafſchaft Tyrol im preßburger Frieden von Oeſterreich an Baiern abgetreten worden. Die Umgeſtaltungen, welchen in Folge dieſes Herrſcherwechſels die ganze Verwaltung des Landes unterworfen wurde, blieben auch für das Schulweſen nicht aus. Zwar

Digitized by

fand Jordan bei dem Eintritte in die Anſtalt noch den früheren öſterreichiſchen Lehrplan vor; aber ſchon in ſeinem zweiten Schuljahre wurde derſelbe mit dem in Baiern ſeit dem Jahre 1804 eingeführten, von Wismayer verfaßten, vertauſcht, welcher ſeinerſeits wieder ſpäter durch das Niethammeriſche allgemeine Normativ für die baieriſchen Unterrichtsanſtalten von 1810 verdrängt wurde. Die größte Verwirrung brach aber über die Anſtalt herein im Jahre 1809 durch den Aufſtand der Tyroler gegen die baieriſche Herrſchaft. Der von der Prieſterſchaft emſig geſchürte Haß der Aufſtändiſchen ließ dieſe in allen baieriſchen Einrichtungen, die allerdings zum Theile wenigſtens, wie in den meiſten Staaten des Rheinbundes, denen des verbündeten Frankreichs nachgebildet waren, verderbliche Ausflüſſe der franzöſiſchen Revolution erblicken. Mit blindem Eifer wurde Alles umgeſtürzt, was die Spuren der Neuerung an ſich trug. Auch das Gymnaſium zu Innsbruck, welches damals, gleich allen baieriſchen Lehranſtalten und der ganzen baieriſchen Schulordnung, dem Geſchmacke der Pfaffen nur wenig entſprach, entging der Sucht der Fanatiker nach Wiederherſtellung alles Alten nicht. Man unterwarf die Schulvorſtände einer neuen Prüfung in dieſer Hinſicht, indem dieſe wiederholt das katholiſche Glaubensbekenntniß ablegen, das Paternoſter und Ave Maria beten und Roſenkränze aufweiſen mußten; zwei von den Lehrern Jordans wurden ſogar, der Ketzerei verdächtig, deportirt.

Jordan war zwar während ſeines erſten Schuljahres noch gänzlich von ſeinem aus der ländlichen Heimath mitgebrachten überſpannten Glaubenseifer befangen; unabläſſig ſetzte er ſeine Andachtsübungen fort und verſäumte es an keinem Tage, außer der vorgeſchriebenen Schulmeſſe noch eine oder mehrere andere Meſſen zu hören, den Roſenkranz und die lateiniſchen Tagzeiten der Jungfrau Maria abzubeten, an keinem Sonntage, zu Beichte und Communion zu gehen. Aber die Beſchäftigung mit der Wiſſenſchaft konnte bei einem ſo geſunden, kräftigen Gemüthe, wie Jordan beſaß, ſeine heilſame Kraft nicht lange verfehlen, ſondern mußte es zur ſelbſtbewußten Prüfung der ihm überkommenen Glaubenslehren durch eigenes Nachdenken aufrütteln und in ihm den Zweifel an der Unfehlbarkeit der Kirchenſatzungen anregen.

Schon in ſeinem zweiten Schuljahre empfand er das Ermü-

bende der in gleichmäßiger Reihenfolge ſich allzu oft wiederholenden Andachtsübungen. Das einmal erwachte Nachdenken über Dinge des Glaubens führte ihn von Schritt zu Schritt weiter, und Alles, was ſich mit ſeiner geläuterten Auffaſſung des höchſten Weſens und der göttlichen Dinge nicht vertrug, verlor für ihn die Geltung der Glaubhaftigkeit und des Verehrungswürdigen. Bei ſeinem offenen Weſen machte er kein Hehl aus ſeiner innern Umwandlung; ja er nahm ſogar keinen Anſtand, bei Gelegenheit einer Schulfeierlichkeit ſeine geläuterten Anſichten in einem von ihm verfaßten und öffentlich vorgetragenen Aufſatze: „Chriſtus und Socrates, eine Parallele," unumwunden zu bekennen, wodurch er aber freilich nicht verfehlen konnte, ſich das Mißfallen und den Tadel der Prieſter zuzuziehen, deren Abneigung gegen ihn in der Folge um ſo mehr wuchs, je freiſinniger er ſich über Gegenſtände des Glaubens und der Kirche zu äußern fortfuhr. Er ſah endlich ein, daß er zum Prieſterſtande nicht mehr tauge, und dieſe Einſicht beſtimmte ihn zugleich, das Gymnaſium zu Innsbruck mit München zu vertauſchen; durch den Aufenthalt in München hoffte er, den künftigen Beſuch der Univerſität Landshut zu ermöglichen und zu erleichtern.

Mit einer durch Privatunterricht erworbenen Baarſchaft von 36 Gulden machte er ſich im September 1811 nach München auf, fand dort Gönner an den Profeſſoren Meillinger und Kajetan Weiler und durch deren Fürſorge bald Gelegenheit zur Ertheilung mehrerer Privatunterrichtsſtunden, welche ſich im Verlaufe der Zeit bis auf ſieben des Tages vermehrten, weshalb er auf der einen Seite zwar auf alle mögliche Weiſe mit ſeiner Zeit geizen mußte, auf der anderen aber ſich dadurch eines reichlichen Auskommens und des Zutritts zu ſehr angeſehenen Häuſern Münchens erfreute, beſonders als Lehrer der franzöſiſchen Sprache, in welcher er ſich in München noch weiter ausgebildet hatte. An das gute Auskommen, welches ihm ſein Privatunterricht gewährte, knüpften ſich anziehende Bekanntſchaften, welche ihm den Aufenthalt in München ſehr angenehm machten und auch in der Folgezeit manche Vortheile gewährten.

Nachdem er zu einiger Sicherung ſeiner äußeren Stellung in Bezug auf ſeinen Lebensunterhalt ſich anfangs vergeblich, endlich aber doch mit Erfolg um ein Stipendium von 120 Gulden aus

Digitized by Google

dem nur für Adelige beſtimmten thereſianiſchen Fond zu Innsbruck beworben hatte, bezog Jordan im November 1813 die Univerſität Landshut, um ſich der Rechtswiſſenſchaft zu widmen. Als aber 1814 Tyrol von Baiern wieder an Oeſterreich zurückfiel, fand er ſich bewogen, Baiern zu verlaſſen. Mit 170 Gulden verſehen, welche er theils von ſeinem Stipendium erübrigt, theils durch Privatunterricht erworben hatte, reiſte er gegen Ende Septembers 1814 von Landshut ab und begab ſich nach einem kurzen Aufenthalte in München zunächſt in ſeine Heimath, um die Seinigen wieder zu ſehen. Von den Prieſtern, welche er wieder beſuchte, mußte er die bitterſten Vorwürfe über ſeinen Abfall von ihrem Stande und über die Wahl der Rechtswiſſenſchaft hören; es konnte daher nicht fehlen, daß das Zerwürfniß mit ihnen nur noch vergrößert und er mit ihrem Fluche beladen von ihnen entlaſſen wurde. In der Mitte Octobers verließ er ſeine Heimath wieder und begab ſich nach Wien. Ungeachtet mancher Unterſtützung, die er fand und einer Ausſicht, die ſich ihm eröffnete, auf einen Lehrſtuhl an der eben in Umgeſtaltung begriffenen Univerſität Pavia, fühlte er ſich indeſſen nicht wohl. Er glaubte, in einem Gefängniſſe zu ſein: Alles beengte ihn. Schon in ſeinen nächſten Beziehungen mußte ihn, der mit dem freien deutſchen Univerſitätsleben, wie es damals beſtand, bekannt war, der pennaliſtiſche Schulzwang aufs Empfindlichſte berühren, welcher auf den öſterreichiſchen Univerſitäten herrſcht und von dieſen nicht blos die äußere, oft nur eingebildete, ſondern auch die wahre geiſtige, zum Gedeihen der Wiſſenſchaft ſelbſt erforderliche academiſche Freiheit fern hält. Schon nach Ablauf des erſten Halbjahres beſchloß er, die Hauptſtadt und auch wohl überhaupt den Kaiſerſtaat wieder zu verlaſſen. Nur die Theilnahme, mit welcher er die Verhandlungen des gerade zur Zeit ſeiner Ankunft in Wien eröffneten großen europäiſchen Fürſtencongreſſes verfolgte, deren Ausgang er gern abgewartet hätte, verzögerte ſeine Abreiſe von Wien bis zum April des Jahres 1815. Höchſt ungern entließen ihn ſeine Freunde, denen er ſeinen Vorſatz, Wien zu verlaſſen, nicht einmal offenbart zu haben ſcheint; denn als Grund ſeiner Abreiſe gab er dort die Erhebung des zeither von Innsbruck bezogenen thereſianiſchen Stipendiums für das dritte zu Wien zugebrachte academiſche Halbjahr an. Noch einmal beſuchte er jetzt ſeine Heimath, ſah zum letzten Mal ſeine Ael-

tern, und nahm von ihnen, im Vorgefühle, daß er ſie nicht wiederſehen werde, für dieſſeits des Grabes Abſchied.

Er ging nach Baiern und übernahm bei dem Landgerichte Roſenheim eine Stelle als Schreiber und Gehilfe, gab dieſe Stelle aber bald wieder auf und, nachdem er in Landshut, wo eine Preisabhandlung von ihm „Ueber die Eintheilung der Philoſophie in practiſche und theoretiſche" eben gekrönt worden war, die Doctorwürde in der philoſophiſchen Facultät empfangen hatte, trat er eine Hauslehrerſtelle in München an, wo er zugleich die nöthigen Vorbereitungen zu einem künftigen feſten Lebensberufe zu treffen ſuchte. Seine Neigung zum Lehrfache, ſowie das Zurathen des Philoſophen Heinrich Jakobi, welcher ihn ſeines Umganges würdigte, veranlaßten ihn, ſich um eine Anſtellung bei einer höheren wiſſenſchaftlichen Lehranſtalt zu bewerben. Von der Studienſection, bei welcher ſich zwei Freunde und Gönner Jordans, die Oberſtudienräthe Hauptmann und Hobmann mit dem durch ſeine ſchon früher bewerkſtelligten Anordnungen zur Verbeſſerung des Unterrichts- und Erziehungsweſens und zur Beförderung der Volkswohlfahrt in Baiern wohl verdienten nachmaligen Juſtizminiſter v. Zentner als damaligen Vorſtande an der Spitze befanden, wurde ihm jedoch der wohlgemeinte Rath zu Theil, ſtatt deſſen lieber das begonnene Studium der Rechtswiſſenſchaft zu vollenden, und ihm in dieſem Falle eine Unterſtützung aus öffentlichen Mitteln durch Ertheilung eines Stipendiums in ſichere Ausſicht geſtellt. Mit einem jährlichen Stipendium von 140 Gulden ausgerüſtet, bezog er denn auch von neuem im Winterhalbjahr $18\frac{1}{16}$ die Univerſität Landsbut. Der allgemeinen Erregung, welche damals durch die Univerſitäten Deutſchlands ging und die Studirenden mit Begeiſterung für die Wiederherſtellung eines einigen, freien und gewaltigen Deutſchlands erfüllte, blieb er fremd und fern; er zog es vor, ſich mit einer zu der Richtung des Tages in ſchroffem Widerſpruche ſtehenden Selbſtſtändigkeit auf ſeinen eigenen Gedankenkreis zu beſchränken. — Im Sommer 1817 war ſeine Univerſitätszeit beendet, er wurde Doctor der Rechte und trat die gerichtliche Praxis bei dem Landgerichte zu Landshut an, bei welcher ihm die verſchiedenartigſten Geſchäfte aus allen Fächern der Gerichtsverwaltung übertragen wurden; außerdem beſchäftigte er ſich mit Fertigung juriſtiſcher Schriften im Auftrage eines dortigen Advocaten und fort-

Digitized by Google

während mit Privatunterricht. Jedoch schon am 24. März 1818 endigte ein heftiger Zwist mit dem Vorstande des Landgerichtes, bei welchem Jordan sich keine größere Schuld zuschreibt, als die zu großer Offenheit und Hitze, dieses Dienstverhältniß, welches nach den Gesetzen ein Jahr dauern sollte. Den Antrag, dasselbe bei einem andern Landgerichte gegen einen jährlichen Gehalt von 500 Gulden fortzusetzen, lehnte er ab, weil er den Entschluß gefaßt hatte, in Berlin sein Glück zu versuchen, zu welchem Zwecke er von Röschlaub das Versprechen erhalten hatte, ihn mit Empfehlungsschreiben dahin zu versehen. Indessen ward er für jetzt noch an Baiern festgehalten, und Preußen sollte ihm nicht zum Wirkungskreise für seinen künftigen Lebensberuf bestimmt sein. Schon war er im Begriffe, die Reise nach Berlin anzutreten, als sein Gönner Mittermaier von einer Ferienreise zurückkehrte und ihn zur Uebernahme der advocatorischen Geschäftsführung bei dem Oberappellationsgerichtsadvocaten Meinel in München bewog, welcher als Agent des Herzogs Eugen von Leuchtenberg, fast immer in dessen Geschäften abwesend sein mußte und deshalb seine Geschäfte als Advocat nicht selbst zu versehen im Stande war. Am 16. April 1818 trat er diese Stelle an und verlebte in derselben die beiden nächsten Jahre in einer beinahe unabhängigen Lage und unter den angenehmsten geselligen Verhältnissen. Nur zweierlei war es, was ihn in dem ruhigen Glücke, dessen er jetzt genoß, unterbrach und störte: eine schwere Krankheit, erst Brustentzündung und dann Nervenfieber, wodurch er im Herbst 1819 dem Tode nahe gebracht und schon von den Aerzten aufgegeben war, und sodann die Sorge wegen der Zukunft. Nicht lange nach seiner Ankunft in München hatte er Marie Staudinger kennen gelernt und liebgewonnen; bald war er mit ihr verlobt. Er strebte nun angelegentlich darnach, sich eine feste, dauernde Stellung bei einem seinen Kräften und Wünschen angemessenen Wirkungskreise zu schaffen. Am liebsten würde ihm ein Lehrstuhl an der Universität Landshut gewesen sein, zu dessen Erwerbung ihm auch von Seiten des Ministeriums zu München dessen Unterstützung zugesagt ward; allein mächtiger, als diese, waren seine Widersacher unter den Mitgliedern der juristischen und theologischen Facultät der Universität, zumal da ihm die Fürsprache und der Schutz seines Freundes und Gönners, Mittermaiers, nicht mehr zu Theil werden

konnte, welcher inzwiſchen einem Rufe an die neu begründete Univerſität Bonn gefolgt war. Auch der weitere Nachweis, welchen Jordan von ſeiner wiſſenſchaftlichen Befähigung durch ſeine gleichzeitig in Landshut herausgegebene Schrift „über die Auslegung der Strafgeſetze mit beſonderer Rückſicht auf das gemeine Recht" gegeben hatte, vermochte den ihm feindlichen Widerſtand nicht zu bewältigen. Man beſtand darauf, daß ſich Jordan einer Prüfung bei dem Lyceum zu München unterwerfen ſollte, und dieſe Anforderung beleidigte ſeinen Stolz als Doctor zweier Facultäten. Er nahm die Bedingung nicht an und verzichtete dadurch auf den gewünſchten Lehrſtuhl. Aber gleich darauf eröffnete ſich ihm eine andere Ausſicht zur Erreichung ſeines Zweckes. Von dem badiſchen Staatsrathe Eichrodt wurde ihm die Hoffnung auf Verleihung einer der nächſten zur Erledigung gelangenden Profeſſuren an der Univerſität Freiburg im Breisgau eröffnet und Veranlaſſung gegeben, bis dahin einſtweilen auf der anderen badiſchen Univerſität zu Heidelberg als Privatdocent der Rechtswiſſenſchaft aufzutreten. Er begab ſich nach Heidelberg, wo er am 14. Sept. 1820 anlangte und mit dem Beginn des Winterſemeſters ſeine Vorleſungen an der daſigen Univerſität eröffnete, nachdem er durch eine öffentliche Vorleſung, eine öffentliche Disputation über ſtreitige Rechtsſätze und ein Programm den dazu erforderlichen academiſchen Förmlichkeiten in hergebrachter Weiſe Genüge geleiſtet hatte.

Unter andern ihm werthvollen Bekanntſchaften machte er dort die des churheſſiſchen Geh. Cabinetsrathes Dr. Ullrich Friedrich Kopp, welcher damals als Privatmann in Mannheim lebte. Durch die Vermittelung dieſes Mannes, mit welchem er aufs innigſte befreundet wurde, erhielt Jordan im darauffolgenden Jahre einen Ruf als außerordentlicher Profeſſor der Rechte an die churheſſiſche Landesuniverſität zu Marburg mit 400 Thalern Gehalt und Vergütung der Umzugskoſten mit 50 Thalern. Da zur Erfüllung der von dem badiſchen Staatsrathe Eichrodt ihm gemachten Hoffnung auf eine Profeſſur bei der Univerſität Freiburg damals gerade keine naheliegende Ausſicht offen ſtand, ſo folgte Jordan demſelben, und bereits am 27. September 1821 langte er behufs des Antrittes ſeiner neuen Stelle in Marburg an.

Nun ſäumte Jordan auch nicht länger, ſeinem Glücke die er-

Digitized by Google

ſehnte Vollendung zu geben, indem er bereits im December 1821 ſeine Braut in ſeine neue Heimath als ſeine Gattin einführte. Ihr Beſitz machte ihn glücklich im vollen Sinne des Wortes; er rühmt, an ihr das höchſte gefunden zu haben, was der Mann wünſchen kann, und ihr Gedächtniß lebe in ihm auch nach ihrem frühzeitigen Tode (im Mai 1832) ungeſchwächt fort, als das einer zärtlichen Gattin, einer liebevollen und ſorgſamen Mutter ihrer vier Kinder, die ſie ihrem Gatten geboren hat, und einer verſtändigen und ſparſamen Hausfrau, die bei allen ihren vielen Leiden ſich dennoch ſtets den Ruhm dieſer weiblichen Tugenden ungeſchmälert zu erhalten wußte. — Dagegen verlor er im folgenden Jahre ſeinen Vater, und die Ahnung, die er vor ſieben Jahren bei dem letzten gemeinſchaftlichen Mahle zu Kämmaten ausgeſprochen hatte, daß er ſeine Aeltern in dieſer Welt nicht wieder ſehen werde, war erfüllt.

Der Werth ſeiner wiſſenſchaftlichen Leiſtungen in ſeinem Berufe als academiſcher Lehrer fand ſchnelle Anerkennung. Schon nach Ablaufe eines Jahres nach ſeiner Berufung nach Marburg wurde er zum ordentlichen Profeſſor der Juriſtenfacultät und zum außerordentlichen Beiſitzer derſelben als Spruchcollegiums, und im Mai 1823 auf den Antrag der Facultät zum ordentlichen Beiſitzer befördert. Höchſten Ortes wurden ſeine ſtaatsrechtlichen Kenntniſſe in Angelegenheiten des herrſchenden Fürſtenhauſes zu Rathe gezogen und von ihm Gutachten ſelbſt zum diplomatiſchen Gebrauche eingeholt. In dieſem Bezuge hat ihm die churheſſiſche Regierung ihr Vertrauen auch nachmals ungeſchwächt erhalten, als ſchon längſt das Einverſtändniß mit derſelben durch Jordans öffentliche landſtändiſche Wirkſamkeit gänzlich vernichtet worden war; und von verſchiedenen anderen Seiten folgte man ihrem Beiſpiele. In Anerkennung dafür, daß er einen im Jahre 1824 an ihm ergangenen Ruf nach Freiburg ablehnte und aus Erkenntlichkeit für ein für das churheſſiſche Haus abgegebenes Gutachten wurde ihm eine Gehaltzulage von 200 Thalern zu Theil In wie hohem Maße er ſich in den wenigen Jahren ſeit ſeiner Berufung nach Marburg die Achtung und das Zutrauen ſeiner Amtsgenoſſen zu erwerben gewußt hat, dafür zeugt die Thatſache, daß er bereits im J. 1825 von dem academiſchen Senate als Prorector der Univerſität erwählt wurde. Jordan verwaltete dieſes Amt zur allgemeinen Zufriedenheit. Namentlich wahrte er mit unerſchütterlicher

Beharrlichkeit die Selbstständigkeit seiner Stellung gegenüber den übergreifenden Ansprüchen der Staatsgewalt; doch fand seine Opposition damals eine gerechte Würdigung bei dem churhessischen Staatsministerium und der Vorstand des Ministeriums des Innern schenkte ihm ein Vertrauen, welches sich unter Anderem dadurch bethätigte, daß Jordan im Jahre 1827 den Auftrag zur Revision der academischen Gesetze erhielt. Nicht minder bereitwillig, als er sie muthvoll vertheidigte, ließ Jordan als Prorector den Genuß der academischen Freiheit den academischen Bürgern zu Gute kommen. Er machte den Studenten seine Würde nicht als gestrenger Gebieter, sein Amt nicht als willkürlicher Verwalter einer willkürlichen Disciplinargewalt oder als überall belästigender Aufseher fühlbar, sondern bewies sich ihnen, wie schon früher in seiner gewöhnlichen Stellung als Lehrer, so jetzt in erhöhetem Maße als väterlicher Freund und liebevoller Berather. Sein natürliches, volksthümliches, Alle mit gleicher Liebe umfassendes Wesen zeigte sich am deutlichsten in dem innigen Verkehre, welchem er in allen Kreisen der Gesellschaft zugänglich war. Er liebte es nicht, den deutschen Professor zu spielen, welcher sich auf seinem Katheder und in seiner Studierstube von der gesammten übrigen Welt abschließt. Jordan war jeder Zeit frei von dem Wahne, als sei alle Fülle der Lebenserfahrung von dem Stande der Gelehrten in ausschließlichen Erbpacht genommen. Er achtete es nicht unter des Professors Würde, zu den sogenannten niederen Ständen herab zu steigen und sich mit gemüthlicher Unbefangenheit unter ihre geselligen Kreise zu mischen. Selbst ein Sohn des Volkes hatte er durch die glänzenden Erfolge seines rastlosen Strebens, durch die mit eigener Kraft errungene ehrenvolle Stellung sich nicht zu dem Uebermuthe gemeiner Emporkömmlinge verleiten lassen, welche es lieben, den vermeintlichen Makel ihrer niederen Herkunft durch gänzliches Lossagen, durch geflissentliche Entziehung von den Standesgenossen ihrer Wiege zu verwischen, und es dem Unvorsichtigen oder Rückhaltlosen nie verzeihen, sie nur entfernt an ihren Ursprung erinnert zu haben; nicht sah er im Verkehre mit seinen Umgebungen auf Stand und Rang; seine gediegene Herzensbildung ließ ihn stets die Würde des Menschen in dem Geringsten anerkennen, und befähigte ihn, alle Stellungen und Verhältnisse des gesellschaftlichen Lebens aus dem angemessenen Gesichtspuncte aufzufassen, sich

Digitized by Go

allen Kreiſen des geſelligen Verkehrs anzupaſſen, ohne ſein eigenes Weſen zu verleugnen, in jeglichem ſich zu bewegen, ohne der eigenen Würde Etwas zu vergeben und Anderen Anlaß zu geben, dieſelbe außer Augen zu ſetzen. Er konnte es nicht ertragen, wenn ſeichte Schwätzer ſich über wichtige Angelegenheiten, namentlich über Staatsſachen, in abſprechendem Tone vernehmen ließen, und hielt Solchen gegenüber mit ſcharfen Abfertigungen nicht zurück. Seine eigene Meinung über öffentliche Angelegenheiten ſprach er ſtets mit rückhaltloſer Offenheit aus, dagegen war er höchſt duldſam für die abweichenden Anſichten Anderer, ſobald er die Gewißheit erlangt hatte, daß ſie das Ergebniß einer redlichen Ueberzeugung waren. Bei einem ſolchen Vereine der edelſten geſellſchaftlichen Tugenden konnte es nicht fehlen, daß im Laufe der Jahre ein dichter Kranz perſönlicher Freunde ſich um Jordan reihete, und in weiteren geſellſchaftlichen Kreiſen ihm allgemeine Achtung und Liebe begegnete. Man ſetzte eine Ehre darein, Jordan von Angeſicht kennen gelernt zu haben, und noch viel mehr, von ihm gekannt zu ſein. Nähern Freunden legte er, beſonders in Augenblicken geiſtiger Anregung und Erhebung, ſeine ganze Seele offen dar; gern und ungezwungen gab er ſich dem Drange übereinſtimmender Gefühle hin; ohne Rückhalt erſchloß er ſein Innerſtes Dem, welchem er in gleich liebevoller Wärme für das Gute und Schöne, in gleich lebendigem Streben für Recht und Wahrheit, in gleich begeiſterter Stimmung für das Edle und Erhabene begegnete. Er ſchloß ſich überhaupt, ohne Arg wie er jeder Zeit war und zum Vertrauen geneigt, mit Leichtigkeit an, mit mehr Leichtigkeit, als es die große Mehrzahl der Menſchen verdient.

So erwarb ſich Jordan ſchon längſt, ehe er den Schauplatz des öffentlichen Wirkens betrat, im vollſten Sinne das, was man Popularität nennt. Seine Volksthümlichkeit ging aus ſeinem eigenen, angeborenen und im Leben unverfälſcht bewahrten volksthümlichen Weſen, aus ſeiner reinen Liebe zu ſeinen Mitmenſchen und ſeinem regen Eifer für das Wohl ſeiner Mitbürger hervor. Jordan brauchte ſich keinen Zwang anzuthun, um ſich in die Kreiſe des Volkes zu verſetzen, ſich ganz, wie er war, mit allem Eifer und Streben ſeines empfänglichen und regen Geiſtes mit den Zuſtänden und Bedürfniſſen deſſelben vertraut zu machen und ſich einer rückhaltloſen, aufopfernden Thätigkeit im Dienſte deſſelben hinzugeben.

Weil er das Volk kannte, liebte er es; weil das Volk sich von ihm gekannt und verstanden sah, schätzte und liebte es ihn: nur durch diese glückliche Uebereinstimmung der Gefühle und Gesinnungen wurden die glänzenden und ersprießlichen Erfolge seiner öffentlichen Wirksamkeit möglich.

Wenn irgend Jemandem Gelegenheit gegeben ist, durch Verbreitung seiner Grundsätze auf fremde Gemüther einen wirksamen und nachhaltigen Einfluß zu üben, so ist es der academische Lehrer. Bei einem Manne von Jordans Wesen war es natürlich, daß er seine Einwirkung auf die studirende Jugend nicht auf die Ueberlieferung trockener Compendiengelehrsamkeit beschränkte; vielmehr war er bemüht, die jungen Geister im Sinne derjenigen Ansicht, welche er sich von einer nothwendigen Entwickelung des politischen Lebens allmählig gewonnen hatte, für das Leben auszubilden. Das hatte in jenen Jahren seiner academischen Wirksamkeit noch kein Bedenken. So lange das Gebiet der Wissenschaft von dem des wirklichen Lebens strenge abgesondert war und die Entwicklung von Theorien als ein zur Ausbildung künftiger Staatsdiener recht dienliches Spiel des Verstandes angesehen werden konnte, glaubte man von der freien Bewegung auf jenem einsamen Gebiete nichts zu fürchten zu haben und legte ihr nicht nur kein Hinderniß in den Weg, sondern man suchte durch die Achtung, welche man den Gelehrten zollte, mochten ihre für müssige Träume geltenden Systeme immerhin von den in der Wirklichkeit herrschenden Grundsätzen abweichen, sich den Ruhm der Liberalität in Hinsicht auf die Beförderung der freien Wissenschaft, die man als unschädlich für das Leben ansah, zu erwerben. Erst als der Lehrer zum Staatsmanne, der Mann des Gedankens zum Manne der That wurde, als die in der Stille durchgearbeiteten Gedanken in die Oeffentlichkeit heraustraten, und in die Berathungen der ständischen Ausschüsse und in die Reden der Tribüne eindringend, Einfluß auf die Staatseinrichtungen gewannen und dem bis dahin unbedingt freien Schalten der Regierungsgewalt Schranken zu setzen anfingen, da gewahrte man, welche Schlange man am eigenen Busen gewärmt hatte, da erkannte man die Nothwendigkeit, zur Rettung der eigenen Machtvollkommenheit, die zudringliche Wissenschaft mit Nachdruck in ihre alten Grenzen zurückzuweisen, Männern, welche den kühnen Sprung auf den Markt des Lebens ge-

Digitized by Google

wagt hatten, ihr Unterfangen ernſtlich leid zu machen, und Andere, die etwa verſucht ſein möchten, ihnen nachzufolgen, von ſolchem Unterfangen abzuſchrecken.

Jordan entwickelte ſeine politiſchen Grundſätze, das Ergebniß, wie er ſelbſt in ſeiner Vertheidigung bemerkt, eigener langjähriger Forſchung auf dem Gebiete der Philoſophie und Geſchichte, zuerſt in den „Verſuchen über allgemeines Staatsrecht" mit beſonderer Beziehung auf die Zeitbedürfniſſe Deutſchlands. Das Weſentliche derſelben in Bezug auf die durch die damaligen Zeitereigniſſe beſonders angeregte und wichtig gewordene Verfaſſungsfrage hat er in gedrängter Ueberſicht in ſeiner Selbſtvertheidigung (I. S. 10. f.) zuſammengeſtellt und uns dadurch Gelegenheit gegeben, die Summe ſeiner hierher gehörigen Anſichten in ſeinen eigenen Worten kurz mitzutheilen. Er ſagt:

„Der Staat iſt eine für den phyſiſchen Beſtand und die ſittliche intellectuelle Entwickelung und Fortbildung des Menſchengeſchlechts nothwendige, ſohin von der Natur und Vernunft gleichmäßig gebotene Anſtalt, deren vernunftnothwendige innere Beſchaffenheit ſich aus dem Gegenſatze des Staates, dem Naturſtande, ergiebt, deren äußere (rechtliche) Form aber Gegenſtand der Vertragung iſt, und deren nächſter Zweck für die Staatsgewalt, als zwingende Gewalt, endlich in der Begründung der Herrſchaft des Rechtsgeſetzes beſteht, damit unter dem Schutze derſelben die wahren Menſchheitszwecke (Religion, Sittlichkeit, Wiſſenſchaft und Kunſt) verfolgt werden können (Endzweck des Staates). Die Verfaſſung eines wirklichen Staates läßt ſich ihrer Güte und Zweckmäßigkeit nach nicht abſolut, ſondern nur relativ, d. h. in Beziehung auf ein beſtimmtes Volk beſtimmen. Die relativ beſte Verfaſſung iſt aber diejenige, welche für dieſes beſtimmte Volk am meiſten geeignet iſt, die Herrſchaft des Rechtsgeſetzes für daſſelbe zu begründen, für die Dauer zu verbürgen und zu vervollkommnen. Dies läßt ſich jedoch nur von derjenigen Verfaſſung erwarten, welche ſich aus dem Geiſte und Leben des Volkes ſelbſt entwickelt hat und ſo gleichſam das Getriebe der Geſchicke und der ſittlichen und intellectuellen Bildung des Volkes ſelbſt iſt. Denn der Staat iſt nur die Form des Volkslebens; die Form muß aber vermöge des Zweckes ihres Daſeins dem Weſen völlig entſprechen. Dieſes läßt ſich nur von jener Form erwarten-

welche ſich aus dem Weſen ſelbſt, das ſie umhüllt, entwickelt und geſtaltet hat. Die Staatsverfaſſungen bedürfen deshalb in ſolchen Zeitmomenten, in welchen das Volksleben eine weſentliche Veränderung erlitten hat, und ſo gleichſam in eine neue Altersperiode übertritt, ſolcher Verbeſſerungen, welche den neuen materiellen und geiſtigen Bedürfniſſen entſprechen. Erfolgen die zum Bedürfniſſe gewordenen Verbeſſerungen nicht, ſo wird entweder, wenn nämlich die alte Staatsverfaſſung mit mehr Kraft und Ausdauer gehandhabt wird, als dem neuen Volksleben eigen iſt, das Volk verkrüppeln und allmählig abſiechen, wie ein organiſcher Körper, dem es an Nahrung und Raum gebricht, oder es ſind gewaltſame Umwälzungen zu befürchten, wenn, wie es in der Regel der Fall ſein wird, Kraft und Ausdauer dem Volksleben in höherem Maße beiwohnt, als den Beſchützern der alten Staatsform zu Gebote ſteht. Das Eine iſt ſo ſchlimm wie das Andere, aber eines von beidem ſtets die nothwendige Folge der unterlaſſenen zeitigen und zeitgemäßen Verbeſſerungen. Man ſteht freilich nur zu häufig in dem Wahne, als ſeien die Staatsumwälzungen (Revolutionen) willkürliche Erzeugniſſe einiger Uebelgeſinnten, die ſich zum Umſturze des Staates verſchworen hätten, da doch eine Staatsumwälzung ebenſowenig künſtlich hervorgebracht als künſtlich verhindert werden kann, wenn ſie einmal zum Ausbruche gekommen iſt. Als die eigentlichen Urheber von Revolutionen, dieſem größten der Uebel, womit Völker heimgeſucht werden können, ſind Diejenigen zu betrachten, welche, thöricht wähnend, man könne die wahren Anforderungen der Zeit mit Gewalt zum Schweigen bringen, ſich den unabweislichen Reformen hartnäckig entgegenſtellen und, obgleich ſelbſt nur Wellen des großen Zeitſtromes, deſſen Lauf zu hemmen wagen; denn das einzige Mittel, den Revolutionen ſicher und dauerhaft vorzubeugen, ſind zeitige und zeitgemäße Reformen. Die wahren Freunde der guten Ordnung müſſen und werden daher immer, wenn ihnen anders die nöthige Einſicht nicht abgeht und ſie den Gang der Menſchheit, ihrer Cultur und Geſchichte richtig erfaßt haben, zu Reformen rathen, weil ſie überzeugt ſind, daß nur auf dieſe Weiſe gewaltſame Zertrümmerungen der Staatsformen verhindert werden können. — Für die deutſchen Völker iſt nach ihrem jetzigen Culturſtande, nach ihren geſchichtlichen Verhältniſſen und den gemachten Erfahrungen

Digitized by Google

die erbliche Einherrſchaft mit repräſentativer Regierungsform (repräſentative, auch conſtitutionelle Erbmonarchie) die relativ beſte Staatsform."

Dieſem Syſteme der Reformen blieb Jordan, wie er ſelbſt am angeführten Orte weiter ſagt, und wie ſeine Schriften beſtätigen, als Lehrer, Schriftſteller und Volksvertreter unwandelbar treu.

Eine Grubenfahrt.

Im Jahre 1839, noch als Student, beſuchte ich in den glücklichen Ferienmonaten einen alten lieben Freund und Studiengenoſſen in ſeiner ſtillen Heimath, dem kleinen böhmiſchen Dorfe Duſchnik. Es gefiel mir da und ich blieb Tage und Wochen, und je länger ich blieb, deſto mehr gewann die ganze, düſtere Welt, die das Dorf umgiebt, an romantiſchen Reizen. Duſchnik liegt in einem ſtillen, durch Wälder und Berge von aller Welt geſchiedenen Thale;

„Es iſt ein tiefes Thal — die Lüfte ſchweigen,
Des Baches Wellen liſpeln kaum im Flieh'n,
Kaum daß die Stürme, die darüber zieh'n,
Der Ulmen ruhevolle Wipfel neigen."

Der Bach Litawka, der unfern in den ſchwarzen Schluchten entſpringt, durchrieſelt oder durchtobt es, je nach der Jahreszeit und treibt ſtundenweit Rad an Rad bei Mühlen und Hämmern aller Art. Denn die ganze Gegend iſt von Metalladern durchzogen, die hier ausgebeutet und geſchmolzen und verarbeitet werden. Das giebt der Gegend dieſen finſtern Charakter. Wohin man ſieht: aufgeworfener Erdboden, ſchwarze Erde, Kohlen und aufſteigender Rauch. Aus der Schlucht, in welcher die Silberſchmelzhütte liegt, ringt es ſich ewig qualmend hervor, wie aus den Höllenſchlünden des Dante, und zieht einen ſchwarzen Vorhang vor das ſonſt ſchon mürriſche Geſicht des Berges Trzeboſchna. In der Nacht hört man von nah und fern die Schläge, das Pochen der Eiſenhämmer, wie die Pulsſchläge der ſchlafenden, von böſen Träumen geplagten Natur. Zu alle dem kommen noch die bleichen Geſichter der Bergleute, die in

ihren rothen und ſchwarzen Kitteln auf der Oberfläche der Erde umherſchleichen, bevor ſie wieder in den ſchwarzen Schlund niederſteigen, oder des Nachts mit ihren Tiegeln wie Irrlichter über die Wieſen ſtreifen; hierzu kommen noch die tauſend Mährchen und Sagen, an denen Bergleute ſtets einen großen Ueberfluß haben, und man kommt endlich auf den Wunſch, auch die innere Welt, die hier der äußern ihren Charakter giebt, kennen zu lernen. Man möchte die Zauber ſehen, die die eigentliche Heimath dieſer geſpenſtig im Tageslichte herumſchleichenden Leute ſind; man möchte die unterirdiſchen Winkel ſehen, wo ſolche fantaſtiſche, unheimliche Mährchen beim einſamen Scheine eines Tiegels ausgeſonnen werden. So wenigſtens ging es mir. Durch die Bekanntſchaft meines Freundes mit einem Beamten des Przibramer Bergwerkes hatte ich bald die Erlaubniß erhalten, die Grube der heiligen Anna, die älteſte des uralten Bergwerkes, zu befahren. Przibram *) an ſich iſt eine unbedeutende Stadt. Nur das auf einem ſehr nahen Berge, dem ſogen. heiligen Berge erbaute Kloſter mit acht im alten byzantiniſch-ſlaviſchen Style erbauten Kuppeln, von denen die eine vergoldet iſt, giebt der Stadt, mit welcher es durch eine ungeheure, gedeckte Treppe verbunden iſt, ein eigenthümliches Ausſehen. Nach alten Chroniken iſt Przibram ſchon unter den erſten Przemisliden erbaut, durch einen Herzog Przibslaw, von welchem es auch den Namen hat. Ebenſo ſoll es in der fabelhaften Geſchichte des Grubenverſchütters Honimir eine Rolle ſpielen. Es wäre alſo mit eine der älteſten Städte Böhmens. Sein Reichthum an Metallen war es, der ſchon ſeinen erſten Gründer bewog, ſich hier niederzulaſſen und ein feſtes Schloß zu bauen. Welch eine ungeheure Ausbeute gab alſo ſchon dieſes Przibram bis auf den heutigen Tag! Doch lag das ganze Bergwerk ſchon im

*) Przibram, eine Stadt von 5—6000 Einwohnern, liegt im Berauner Kreiſe des Königreichs Böhmen. — Das in ſeiner Nähe gelegene Bergwerk hat ſich ſeit Anfang dieſes Jahrhunderts, vorzüglich durch die Bemühungen einzelner Bergoffiziere zu einem der einträglichſten der an edlen Metallen ſo reichen Monarchie emporgeſchwungen. — Nachdem Kuttenberg, Eule, Joachimsthal ganz oder größten Theils erſchöpft ſind, liefert Przibram noch alljährlich eine wahrhaft grandioſe Ausbeute an Silber und weniger edlen Metallen und Mineralien. — Die ſchönen Bauten, die großartigen Maſchinenwerke, die in letzter Zeit angelegt wurden, machen es zu einem ſehr beachtenswerthen Punkte. — Die bedeutendſten dieſer Werke rühren von Herrn Hairowsky her.

vorigen Jahrhunderte darnieder, und nur dem Eifer einiger Bergräthe dankt es die österreichische Regierung, daß man an Przibram jetzt eine der ergiebigsten Schatzkammern der österreichischen Monarchie besitzt.

Zwölf weibliche Arme, nämlich die sämmtlichen Arme der sechs Schwestern meines Freundes, hielten mich zurück, als ich mich des Morgens um fünf Uhr aufmachen wollte, um der heiligen Anna zuzusteuern. Sie weinten und klagten und jede einzelne erzählte mir so schnell als möglich von hundert Unglücksfällen, die wirklich schon geschehen waren, oder alle Tage geschehen sollten oder wenigstens könnten. Eine alte Hausmagd, die danebenstand, sagte kaltblütig zu den Schwestern: Lassen Sie ihn nur gehen! Wen's einmal ergriffen hat da hinunterzusteigen, der geht doch und ist immer verloren. Ist's nicht heute, ist's doch morgen! Eine schöne Aufmunterung zu einer für den Laien wirklich halsbrecherischen Fahrt! Doch sollte es noch besser kommen. Ich war den Bergleuten im St. Annen-Schachte schon angekündigt, riß mich also muthig aus den zwölf Armen los und eilte über Wiesen und Felder nach dem Birkenberge, von dessen Höhe man in den Annenschacht steigt, um nicht die zur Einfahrt festgesetzte sechste Morgenstunde zu versäumen. Ich kam an. Eine große hölzerne Scheune erhebt sich über der Grube der heiligen Anna, in welcher es rasselte, schwirrte, rauschte, summte, brauste, alles wie in einem ängstlichen Traume wirr durch einander. Nur Einen, wahrhaftig nicht leichtsinnigen Blick warf ich der finsteren Heiligen zu und trat in die anstoßende Stube. Eine Schaar von Bergknappen war schon versammelt. Sie bereiteten ihr Grubenlicht und die zum Felsensprengen nöthigen Instrumente. Ein Bergknappe kam mir entgegen und bewillkommte mich. Ich zeigte ihm meine Karte und sogleich brachte er ein ganzes Bergmannscostüm: eine schwarze leinene Hose, einen hübschen faltenreichen Kittel mit gezackten Epaulets vom selben Stoffe und derselben Farbe, ein Fell, das einwärts angehängt und vorn mit einem kaiserlichen Adler angeschnallt wird, und eine grüne, dicke, niedere Filzkappe ohne Krempe. In zwei Minuten war ich in einen vollständigen Bergknappen verwandelt, daß es einem sehr geübten Auge schwer gefallen wäre, den candidatum philosophiae et liberarum artium von meinen jetzigen

Digitized by Google

Gefährten zu unterſcheiden. Die Bergleute waren mit ihren Vorbereitungen fertig. Da läutete ein Glöcklein, und auf dieſes Zeichen warfen ſich alle vor ein Crucifix auf die Knie, bekreuzten ſich und beteten. Es war eine feierliche Stille. Wie ſie leiſe an ihre Bruſt ſchlugen, wendete ich mich an den mir zum Begleiter beſtimmten Steiger mit fragender Miene. Er raunte mir leiſe und ernſt zu: Sie bereiten ſich zum Tode; denn wer von Allen, die hinunterſteigen, weiß, ob er jemals wieder zurückkommt? Und wie er es ſagte, wurde er ſelbſt ſtille und ernſt und begann leiſe mit zu beten. Nach vollendetem Gebete erhoben ſie ſich und ſchritten mit ernſten Mienen zur Stube hinaus. Ich folgte ihnen. Nicht die geringſte Angſt, aber eine feierliche Todtenweihe hatte ſich meiner bemächtigt. Am Rande der Grube gab mir mein Steiger noch einige Lehren, wie ich beim Steigen, oder, wie er es nannte, beim „Fahren", Arme und Beine nach dem Tacte zu bewegen hätte, um weder von ihm, noch einem Fahrenden auf die Hände getreten zu werden, noch meine Vorfahrer ſelbſt auf die Hände zu treten. Sie bekreuzten ſich noch einmal, nahmen mich in die Mitte und begannen die Fahrt. Die angezündeten Grubenlichte in den Tiegeln ſteckten ſie rückwärts über das Schurzfell, ſo daß jeder dem vor ihm Fahrenden leuchtete.

Die Leitern, die in die Tiefe führen, ſtehen in grader, perpendiculärer Richtung; ihre Sproſſen ſind kothig und naß. Neben den Leitern ſchwirrt das ungeheure Seil, das die Erze ununterbrochen Tag und Nacht aus den tiefſten Tiefen in großen Kübeln ans Tageslicht fördert. Manchmal fällt ein Steinchen heraus und das fällt und fällt, ſchlägt rechts und links an die Felſenwände und giebt ſo ſonderbaren Klang, immer leiſer und leiſer, bis es wie ein Ton im Schlaf gehört, zu verſchwinden ſcheint. Wehe dem Bergknappen, der eben in den Tiefen ſteht und davon getroffen wird. Das kleine Steinchen in ſeinem ungeheuren Falle aus der ſchwindelnden Höhe bekommt eine furchtbare Gewalt. Das Seil wird durch eine Rädermaſchine getrieben, die wieder durch die angeſammelten Waſſer der Grube in Bewegung geſetzt wird. Es iſt durch eine Bretterwand von den ſteigenden Bergknappen getrennt; eine Vorrichtung, die dadurch nöthig geworden ſein ſoll, daß das Seil in ſeiner ſchwirrenden Kraft früher manchen unvorſichtigen Bergmann mit ſich geriſſen, und ihn in die ungeheure Tiefe geſtürzt. Am

Ende einer jeden Leiter ist ein Brettchen angebracht, auf welchem sie steht. Doch darf man sich hier keine Ruhe gönnen. Durch ein Loch steigt man sogleich zur nächsten Leiter und so immer tiefer und tiefer und tiefer. In den untersten Tiefen hören selbst die Leitern auf und werden durch Balken ersetzt, an denen man mehr hinunterrutscht als klettert. Am Ende mancher Leitern öffnen sich die Gänge, die nach allen Seiten hin in den Berg auslaufen. Bei jedem dieser Gänge verließen uns einzelne Bergleute, die sich in ihren Tiefen verloren, um an den ihnen angewiesenen Punkten an die Arbeit zu gehen. Um sich von der Beschaffenheit der Annengrube einen Begriff zu machen, muß man sich einen ungeheuren, riesigen Baumstamm vorstellen, dessen monströse Zweige (die Berggänge) nach allen Seiten der Windrose auslaufen.

Bei einem solchen Gange machte mein Führer Halt. Bis hieher, sagte er, kam vor einigen Monaten eine Dame aus Prag. So kühn war noch keine, so weit ist noch keine Dame in unserem Schachte vorgedrungen; gewöhnlich ergreift sie schon bei der zweiten Leiter ein unbesiegbares Grauen und sie fliehen zurück ans Tageslicht. Wir gingen nun statt in die Tiefe auf ebenem Boden in die Breite. Von den schwarzen Wänden tropften unaufhörlich einzelne Tropfen, die mit dem dumpfen Klopfen, das man aus der Ferne hörte, mit dem leisen Echo, das hier und dort wiederhallte, eine sonderbare, einschläfernde Melodie bildeten, ohne doch die tiefe Ruhe zu unterbrechen. Nur manchmal wälzte sich aus der Tiefe herauf ein gedämpfter Donner, wenn eben vermittelst einer Explosion ein Felsen gesprengt wurde. Unsere Tritte gaben auf dem feuchten Boden keinen Schall, und mir war, als ob wir Beide wie zwei Todte hinwandelten, geräuschlos wie die Schatten der Nacht. Wir stiegen wieder in die Tiefe und besuchten noch andere Gänge. Oft kamen wir an Stellen, wo sich ein langer, hellglänzender Silberstreifen an der dunklen Wand durch die Dämmerung hinzog, bis er sich im Gesteine verlor. Hin und wieder leuchtete eine einzelne Metallstufe aus dem Gesteine hervor, wie magisch schimmernde Gnomenaugen.

An den Wänden hingen einzeln zerstreut die Bergknappen und hämmerten unverdrossen, ungestört, mit ernsten Gesichtern fort und rollten Stein auf Stein auf den Boden. Das Grubenlicht hing vor ihnen an der Felsenwand und machte ihr Gesicht, das fern von

Digitized by Google

heiliger Sonnenwärme verblaßte, noch bläſſer. Ich dachte an Novalis, den frommen, romantiſchen Bergmann, und an ſeine Verſe:

Der iſt der Herr der Erde,
Der ihre Tiefen mißt,
Und jegliche Beſchwerde
In ihrem Schoß vergißt.

Er führt des Goldes Ströme
In ſeines Königs Haus,
Und ſchmückt die Diademe
Mit edlen Steinen aus.

Wie viel Ironie liegt in dieſen romantiſchen, gewiß ernſt gemeinten Verſen, wenn man die verkümmerten, frühgealterten Geſichter der Bergknappen betrachtet!

Ich traf in den Gängen viele gute Bekannte aus den Dörfern, mit denen ich erſt Sonntags vorher in der Schenke auf die fröhlichſte Weiſe Brüderſchaft getrunken hatte, und wollte ſie als alte Freunde mit einem Scherze anſprechen, daß wir uns hier wiederfinden; aber ſie gingen mit ernſten Geſichtern an mir vorüber, indem ſie mir nur ein feierliches „Glück auf!“ zuriefen. Selbſt einen kleinen, leichtbeweglichen Steiger, der vor der Fahrt draußen allerlei Poſſen trieb, ſah ich hier mit feierlichen Schritten an mir vorübergehen. Die Bergleute ſprechen im Schachte faſt gar nicht mit einander, und es ſchien mir ſogar, daß es ſie genirte, wenn ich mit meinem Führer laut wurde. Ich glaube, es iſt ein Aberglaube, der ihnen das Sprechen verbietet. Sie fürchten damit die günſtigen Berggeiſter zu vertreiben und dann nichts als taubes Erz zu finden. Ein Aberglaube, der ſeine guten Früchte trägt, indem ſie dadurch deſto fleißiger arbeiten. Die Bergleute überhaupt gehören hier wie überall zu den abergläubiſchſten Volksklaſſen. Der Glaube an Berggeiſter und an die Mittel ſie zu beſchwören, iſt heute wie in den erſten Zeiten des Bergbaues lebendig. Erzählte mir doch ſelbſt mein Führer, der ein ſehr unterrichteter Steiger war, daß man erſt vor Kurzem den alten Berggeiſt habe arbeiten hören, und daß ſich jetzt eben der alte Bergrath Franz vernehmen laſſe. Der Bergrath Franz iſt nämlich ein vor ungefähr 15 Jahren verſtorbener Bergbeamte, der ſich um das Bergwerk von Przibram große Verdienſte erworben

und bei den Bergleuten sehr beliebt war. Nach seinem Tode ließen sie ihn zum Berggeiste avanciren und bilden sich von Zeit zu Zeit ein, ihn zu hören. Sie unterscheiden sehr genau das Pochen des alten Berggeistes vom Hämmern des Bergraths Franz, das ihnen stets eine gute Vorbedeutung ist. Ja noch mehr! Der Bergrath Franz war der gute Freund eines klugen, ehrlichen Juden, Namens Löbel, aus der Umgegend. Der Jude unterstützte ihn mit Rath und That bei seinen Unternehmungen und man sah sie häufig zusammen. Kaum war dieser einige Jahre nach dem Bergrathe gestorben, als die Bergleute auch schon ihn unter die Berggeister versetzten und dem Bergrathe Franz zugesellten. Selten erscheint jetzt Franz ohne den Juden Löbel. Auch eine gewisse Erdart haben sie nach dem Namen des Letzteren Löbels-Erz getauft.

Noch eine Sage, die ich in den Tiefen des Przibramer Bergwerkes selbst von meinem Führer gehört habe, will ich hier mittheilen: Ein armer Bergmann, der eine zahlreiche Familie zu ernähren hatte, konnte durch die angestrengteste Arbeit im Schoße der Erde seinen und seiner Kinder Lebensbedarf nicht erschwingen. Rathlos und fast verzweifelnd saß er einst allein unten im Schachte und hämmerte wild darauf los, als ob er sich durch den Lärm der Hammerschläge betäuben wollte. Da mit einem Male stand der Berggeist, ein kurzer, breitschulteriger, stämmiger Mann, mit struppigem Haar und grüner Kappe auf dem Kopfe, und mit großen weißen Augen, die sich fortwährend im Kreise drehten, vor ihm. Was hämmerst du so, sprach er zum Bergmanne, als ob du den ganzen alten Annenschacht in Einem Tage umgraben wolltest? Herr, sagte der Bergmann verdrießlich, es ist die Verzweiflung, die mich so plagt. Weib und Kinder wollen Brod und Kleider, und ich habe weder das eine, noch das andere. Gut, sagte der Berggeist, ich will dir einen großen Verdienst zuschanzen, wenn du mir versprichst, redlich mit mir zu theilen. Das will ich, antwortete der Bergmann. Da nahm ihn der Berggeist bei der Hand und führte ihn an eine tiefe Stelle des Schachtes und sagte: Da schlage an. Darauf verschwand er. Der Bergmann schlug an und nach einigen Schlägen rollte das Gestein aus einander und vor ihm lagen drei große, herrliche Barren gediegenen Silbers. Voll Freude, aber mit schwerer Mühe, denn so gewichtig waren sie, brachte er die Barren

Digitized by

aus dem Schachte und trug ſie zum Bergrath. Der gab ihm dafür eine große, große Summe Geldes. Sogleich ging er an die Theilung, um dem Berggeiſte ſeinen Antheil zu bringen; aber da blieb ein einziger Kreuzer mitten zwiſchen den beiden Haufen Geldes übrig. Wie ſollte er den Kreuzer theilen? Schnell entſchloſſen ergreift er eine Hacke und hackt den Kreuzer mitten aus einander, und legt die eine Hälfte zu ſeinem, die andere Hälfte zu dem Geldhaufen des Berggeiſtes. In der Grube ruft er ſeinen Berggeiſt und dieſer erſcheint. Hier, ſagte der Bergmann, bringe ich dir deinen Antheil. Haſt du auch ehrlich getheilt? fragt der Berggeiſt und beginnt das Geld zu zählen. Wie er aber den halben Kreuzer ſieht, nimmt er den ganzen Geldſack, wirft ihn dem erſtaunten Bergmann auf die Schulter und verſchwindet. So lohnte ihm der Berggeiſt ſeine Ehrlichkeit. Der Bergmann war nun mit der ganzen Summe für alle künftige Zeit ein reicher, gemachter Mann und gegen Noth und Sorgen geborgen.

Endlich nach vielen Irrfahrten rechtshin und linkshin gelangten wir, mit vielen Beſchwerlichkeiten auf perpendiculär ſtehenden Balken herunterrutſchend, auf den Grund der Grube, an den Fuß des Stammes, der mit ſeinen Auszweigungen den viele hundert Klafter hohen und breiten, unterirdiſchen Rieſenbaum bildet. Dieſen Boden der Grube nennen die Bergleute den „Stiefel" (botta), und die da unten arbeiten, ſollen die Beſtbezahlten ſein, da ſie die größte und beſchwerlichſte Fahrt machen müſſen, um täglich hinunter und zurück zu kommen. Sie haben die Grube nach der Tiefe zu auszudehnen. Doch waren ſie, während ich unten war, nur mit der Waſſerpumpe beſchäftigt, deren Rad nicht tief unter der Oberfläche arbeitet, ſeine Wirkung aber bis in dieſe Tiefe erſtreckt. Man nannte mir einen Herrn Hairowski als Erbauer dieſer bewundernswürdigen Maſchine. Die Bergleute am „Stiefel" empfingen mich ſehr freundlich, und machten mir viele Complimente über meinen Muth, ſo weit vorzudringen, was ſeit vielen Jahren kein Laie gewagt haben ſoll. Sie ſagten mir auch, daß ich mich nun tief, tief unter dem Przibramer Teiche befinde, der am Fuße des ziemlich hohen Birkenberges liegt. Doch gefiel es mir nicht lange in dem engen, naſſen Raume, wo die Quellen von allen Seiten hervorſickerten, und ich machte mich wieder auf die Rückkehr zum heitern Ta-

geslichte. Auf dem Rückwege zeigte mir mein Führer noch zwei große Teiche, die ihre Spiegel, welche nur die schwarze, kaum einige Fuß über ihnen schwebende Felsendecke zurückwerfen, weit in das Innere des Berges erstrecken sollen. Vor mehreren Jahren, bei der Anwesenheit einer allerhöchsten Herrschaft, sollen diese Teiche von der Decke aus mit vielen hundert Lampen beleuchtet gewesen sein, was einen wunderbaren, schauerlichen Effect gemacht haben soll. Ebenso zeigte er mir noch das große Rad, das von dem unterirdischen Wasser, das es selbst herauspumpt, getrieben wird, und zugleich die Seile mit den Erzkübeln in Bewegung setzt. Sein heftiger Umschwung verursacht einen solchen Luftzug, daß es gefährlich ist, sich ihm auf eine gewisse Entfernung zu nähern. Vor Kurzem erst hatte es einen Bergknappen, der sich zu nahe herangewagt, durch sein furchtbares Einathmen an sich gerissen, und niemals wieder fand man eine Spur von ihm. Diese Luftströmung, in Verbindung mit dem Geräusche des stürzenden Wassers, verursacht einen so gewaltigen, betäubenden Lärm, daß man entsetzt aus seinem Bereiche flieht.

Endlich sahen wir das Tageslicht wie einen in weiter Ferne schimmernden, silbernen Stern — noch einige Leitern höher, und immer größer und größer wurde der Stern — noch eine Leiter — noch einige Sprossen — noch einen kühnen Sprung, und ich stand in Gottes freiem, erwärmenden, heiligen Sonnenlichte. Es war hoher Mittag. Der Himmel schien mir heller, die Sonne strahlender, die Erde grüner als je zuvor, und ich mußte an alle die leuchtende Herrlichkeit erst Auge und Herz gewöhnen. Mir war, als wäre ich neu geboren. Sechs Stunden waren mir im unterirdischen Reiche verstrichen; sie schienen mir wie zu einem andern Leben gehörig, als wäre ich durch einen Zauber plötzlich dieser Welt entrückt und in eine andere, ferne, fremde versetzt gewesen. — Ein Jahr früher hatte ich die Adelsberger Höhle in Krain besucht. Damals war es mir, als wandelte ich in einem versunkenen gothischen Dome; im Annenschachte war mir zu Muthe, als schritte ich auf einem ausgebrannten, verkohlten, der Sonne fernen Sterne hin. — Mit einigem Vergnügen fühlte ich die Sonne auf mich niederwärmen, mit lauschendem Ohre horchte ich dem Gesange der Vögel, dem Commandoruf des ackernden Bauern auf dem Felde, und mit jubelndem Herzen eilte ich dem Hause meiner Freunde zu. Heinrich Dusch.

Digitized by

Tagebuch.

I.

Aus Gratz.

Graf Wickenburg und Gleichenberg. — Andere Gesundbrunnen im Lande. — Umschwung durch die Eisenbahn. — Eröffnung der Realschule. — Historischer Verein und schriftstellerische Thätigkeit.

Das Jahr geht (nach hier legaler Zeitrechnung) zu Ende, und ich will Ihnen einiges der Erwähnung Werthe mittheilen, da ich aus Ihren Correspondenz-Berichten ersehe, daß wir theilweise doch in den Kreis des großen deutschen Vaterlandes mit eingeschlossen und zeitweise beachtet werden. Mein Bericht soll mehr das geistige Leben berühren, da das übrige Treiben der Außenwelt wohl sehr gleichgültig sein mag — eine Ausnahme dürfte aber das am 29. Juni d. J. veranstaltete Volksfest in Gleichenberg machen, das zwar ob des ungünstigen Wetters theilweise unterbrochen ward, allein unserm verehrten Landesgouverneur die allseitige Liebe und Anhänglichkeit neuerlich zeigte.

Graf Wickenburg stiftete nämlich in gedachter Heilanstalt eine Kirche,*) deren Einweihung von seinem Schwager Grafen von Zichy, Bischofe von Weßprim, unter Assistenz mehrer hiesiger Prälaten am obigen Tage unter dem Andrange einer zahllosen Volksmenge aus nah' und fern vollzogen ward; womit gedachtes Fest verbunden war. Diese erwähnte Heilquelle, obwohl schon den Römern bekannt (wie es zufällige Auffindungen zeigten), aber erst seit einem Decennium wieder entdeckt und nun im Aufblühen begriffen, erfreut sich gegenwärtig eines ungemein zahlreichen Besuches, und Graf Wickenburg als Chef des Actienvereins ist werkthätig um Alles besorgt, was zu ihrem Nutz' und Frommen dienen kann; dazu gehörte nun auch ein eigenes Gotteshaus, ein Armenspital, ein eigener Badearzt, großartige

*) Das Altarbild, ein Meisterstück Tunners, ist bereits lithographirt im Buchhandel zu haben.

Verschönerung durch zweckmäßige Anlagen, u. s. w. Alles ist erfüllt, was man dießfalls nur wünschen kann. Die hohen Herrn Stände des Landes, als Eigenthümer des Sauerbrunnens bei Rohitsch, sind indeß auch hier thätig gewesen und haben diesen Gesundbrunnen, zugleich eine reiche Quelle ihres Einkommens, auf eine Weise verschönert, erweitert und dabei zweckmäßig für alle Bequemlichkeiten gesorgt, daß er bereits europäischen Ruf erlangt hat, trotzdem, daß in seiner nächsten Nähe mehre Sauerbrunnen entdeckt wurden und Heilanstalten entstanden sind. Thätig zeigt sich auch der Inhaber des Römerbades bei Tüffen durch zweckmäßige Bauten und Verschönerungen, was jedoch um so nothwendiger erscheint, als im Kurzen hart unter seinen Anlagen die rauchende Locomotive vorbei eilen und ihm Gäste vielleicht aus weiter Ferne bringen wird. Ebenso erfreuen sich die übrigen vielen Gesundbrunnen und Bäder unserer Steiermark zweckmäßiger (freilich hie und da oft nothwendiger) neuer Anlagen und Erweiterungen, nur Neuhaus nächst Zilli bleibt im alten Stande und gleicht mehr einer aus den ersten Zeiten übrig gebliebenen Ruine; die (Privat-) Inhabung thut gar Nichts, weil sie auch ohne Kosten den Nutzen hereinbringt, den das als trefflich erkannte Bad seit Jahren ihr abwirft.

Unser materielles Leben hat durch die Eisenbahn (vor der Hand nur von Wien her benützt) ziemlich schon eine andere Gestalt erhalten; wir erfreuen uns eines überaus bewegten Lebens in jeder Hinsicht, und die angenehme und wohlfeile Verbindung mit der Kaiserstadt, dem lebensfrohen Wien, gibt der ville des graces sur le bord de l'amour neuen Schwung. Bald dürfte die Eröffnung *) nach Zilli oder zur Steinbrücke (an der Gränze des Landes gegen Krain) stattfinden; dann sind die Folgen in materieller Hinsicht und in geistiger Beziehung unberechenbar! — Einen großen Einfluß auf das bürgerliche Leben, im engeren Sinne, auf die Bildung in dieser Classe der Gesellschaft und auf das geistige Fortschreiten überhaupt dürfte die neu errichtete und am 2. October d. J. eröffnete Realschule äußern, womit die hohen Herrn Stände dem Lande und der Hauptstadt eine große Wohlthat erwiesen. Viel — sehr viel wäre noch im Volksschulwesen zu thun; doch geschieht in der That bei uns dießfalls verhältnißmäßig mehr, als anderwärts, wo oft davon mehr gesprochen und geschrieben wird. In Bezug auf das Fehlende wollen wir das Beste hoffen, vor Allem die Milderung des leidigen Schulzwanges und starren Mechanism, der den Geist an die Form bindet und jeden Aufschwung vor oder außer der legal bemessenen Zeit zu-

*) Die Probefahrt bis gegen Marburg (vor Kurzem erst) ist zwar unglücklich ausgefallen, allein lediglich nur aus Schuld der Ingenieure, welche das Unternehmen zu viel mit Champagner leben ließen.

rückhält. Daß der hohe Protector des Landes, der aufgeklärte und ſelbſt hochgebildete Erzherzog Johann, an Allem was unſern geiſtigen oder materiellen Fortſchritt betrifft, regen Antheil nimmt, verſteht ſich von ſelbſt. — In der neueſten Zeit hat der Erzherzog bekanntlich für ſeinen Sohn das Schloß Meran in Tyrol und die Herrſchaft Nadworny in Gallizien käuflich an ſich gebracht, wir wollen hoffen, daß dieß ihn uns nicht ganz entziehen wird. — Das Joanneum, als ſeine Stiftung, iſt und bleibt der Mittelpunkt aller ſeiner zeitherigen Schöpfungen, ſo auch in neueſter Zeit des inneröſterr. hiſtoriſchen Vereins, der jedoch in Steiermark noch kein Lebenszeichen von ſich gegeben, während er in Kärnthen ein reges Leben, vielſeitige Theilnahme und ſchon ſichtbare Folgen zeigt.

Eine Zeitſchrift, oder, noch beſſer, ein Wochenblatt wäre ſehr erwünſcht, das die Fortſetzung unſerer ſteierm. Zeitſchrift bilden könnte. Zwar hat dieſe im letzten Hefte wieder einige intereſſante Aufſätze geliefert; allein das vorletzte Heft beinahe nichts Anderes, als Schreiner's Behauptung der Schreibweiſe „Grätz" enthaltend, hat die meiſten bisherigen Theilnehmer entfremdet, nicht nur ob des gänzlichen Mangels an Intereſſe in dieſem lächerlichen Streite, ſondern weil ſich eben die Mehrzahl bereits für „Gratz oder Graz" erklärt hat, die Sache alſo abgethan iſt. — Von Muchar's Geſchichte der Steiermark iſt der zweite Theil erſchienen; ſie enthält aber bisher ſo viele Citate und iſt theilweiſe ſo weitläufig und im gelehrten Style, daß ſich der Beſchluß nicht ſo bald abſehen läßt, was Laien und Geſchichtsfreunden eben nicht willkommen iſt. — Eben iſt die Herausgabe einer Sammlung ſteiriſcher Anſichten ſammt erklärendem Texte im Zuge, deren Widmung der Erzherzog Johann anzunehmen geruhte; das ähnliche Unternehmen in Kärnthen jedoch läßt die bereits erſchienenen Bilder aus Steiermark hinter ſich zurück. — Daß ſich in Gratz eine neue Zeitſchrift „Hans-Michel" (als Verwandte des bekannten „Hans-Jörgel" in Wien) gebildet, gehört jetzt nicht mehr zu den Neuigkeiten; ſie bringt Manches zur Sprache, was die öſterr. Cenſur im ernſten Kleide verbieten würde, und iſt ſehr beliebt und ſchon ziemlich verbreitet.

Vom ſonſtigen literariſchen Leben iſt wenig zu berichten. Da die Realſchule durchaus von Fremden (als Profeſſoren) beſetzt wurde, ſo iſt erſt nach Jahren an ein nach außen ſich kund gebendes Leben von dieſer Seite zu denken; gegenwärtig wirken Dr. Puff (Bacherer), Pelzledrer (J. C. Lothar), Oſtfellner, J. V. Sonntag und A. als Belletriſten; Maly, Muchar, Göth, Wartinger u. m. als Hiſtoriker und Topographen; Dr. Edlauer und Schreiner als Juriſten (Letzterer als vielfacher Correſpondent und Statiſtiker); Dr. Unger, Langer, Haltmayr, Hlubeck u. A. als Naturhiſtoriker u. ſ. w., jeder ziemlich geachtet in ſeiner Sphäre, mehre im Auslande bekannt. X.

II.

Aus Wien.

Hohe Heirathsangelegenheiten. — Palast des Fürsten Lichtenstein. — Anstalten für entlassene Sträflinge und für verwahrloste Kinder. — Graf Barth. — Eine Begnadigung. — David und Berlioz. — Musikfest in der Reitschule. — Antigone. — Dr. Schmidt. — Lebensmittelpreise. — Tumult. — Fremde.

Der Kaiser von Rußland wird am 20. December hier erwartet. Es geht das Gerücht, als sei hinter dieser italienischen Reise noch weit mehr verborgen, als man gleich Anfangs vermuthet hatte. Außer einer persönlichen Besprechung mit dem heiligen Vater zur Schlichtung der seit Jahren bestehenden Irrungen in Betreff der katholischen Kirche im russischen Reiche sollen auch die religiösen Verhältnisse geordnet werden zum Behufe einer Heirathsschließung der Großfürstin Olga mit dem Erzherzoge Stephan, ein Lieblingsproject des russischen Kaisers, das er noch keineswegs aufgegeben habe und dem er manche Härte des Regierungssystems aufzuopfern bereit wäre. — Eine andere Heirathsangelegenheit, welche dermalen die höhere Gesellschaft beschäftigt und welche am 10. November auf dem Schlosse Frohsdorf bei Wiener Neustadt geschlossen wurde, ist die Verbindung des Erbprinzen von Lucca mit Mademoiselle de Rosny, Tochter der Herzogin von Berry. Diese junge Dame wird als geistreich, aber auch als Freundin der alten Hofetikette geschildert; sie ist älter als ihr Bräutigam und in vielen Kreisen will man in dieser Vermählung weniger eine politische Bestrebung, als eine Rangirung des durch mancherlei Unfälle, namentlich durch die Veruntreuungen des Ritters von Ostini zerrütteten herzoglichen Hausvermögens erblicken. Die Mitgift der Braut, die das Gerücht hier auf 14 Millionen Franken angeschlagen, wird von einem legitimistischen Blatte Frankreichs auf 7 Millionen geschätzt. Uebrigens erscheint es als eine seltsame Begegnung des Zufalls, daß das Schloß Frohsdorf seit einer Reihe von Jahren in dem Besitze politischer Flüchtlinge ist, denn bald nach dem Zusammensturz des Napoleonischen Kaiserreiches wohnte in diesem Landschloß die Gemahlin des erschossenen Königs Murat, die Schwester Napoleons, und nach ihrem Tode ging die Besitzung mittelst Kauf in die Hände des aus Rußland verbannten Generals Yermoloff über, der es bis zu seinem Tode bewohnte, worauf es endlich von Herzog von Blacas im Auftrage der ältern Linie des Hauses Bourbon erworben wurde.

Bekanntlich läßt der Fürst Lichtenstein sein in der innern Stadt belegenes Palais seit einigen Jahren auf das prachtvollste herstellen und durch geschmackvolle Zubauten ansehnlich vergrößern, so daß dieser Palast nach seiner Vollendung leicht die glänzendste Behausung

Digitized by Google

der Hauptſtadt ſein dürfte. Ausländiſche Künſtler ſind mit dem ausdrücklichen Auftrag, keine Koſten zu ſparen, unabläſſig damit beſchäftigt, die weiten Hallen des Palaſtes mit allem Luxus der Malerei und Sculptur auszuſchmücken und die erſten Fabriken Frankreichs und Englands müſſen ihre ausgezeichnetſten Erzeugniſſe zum Ameublement der Gemächer liefern. Das Ganze ſoll ein und eine halbe Million Gulden koſten und noch nicht vollendet ſein. Wie man hört, ſo iſt Se. Durchlaucht geſonnen, die Gemächer ſeines Palaſtes im Laufe dieſes Winters gegen ein Entree von 2 fl. C. M. dem Publicum zu öffnen, damit es ſich an dem Anblick dieſer feenhaften Herrlichkeit weiden könne, deren Schilderung und Bewunderung ohne Zweifel unſern Zeitungen und Salons genug zu thun geben wird. Der Ertrag ſoll einer Wohlthätigkeitsanſtalt gewidmet werden. Dem Dombauverein in Cöln hat der Fürſt, der ein großer Freund und Kenner der Baukunſt iſt, ein Geſchenk von 300 Ducaten gemacht.

Der hier beſtehende und im rüſtigſten Gedeihen befindliche Verein für Beſſerung entlaſſener Sträflinge hat einen neuen Zuwachs erhalten, der von der ihm einwohnenden Lebenskraft ein ſehr rühmliches Zeugniß ablegt; wir meinen die Gründung eines Rettungshauſes, das lediglich für Aufnahme ſolcher entlaſſenen Sträflinge dient, deren große Jugend es nothwendig erſcheinen läßt, ſie vorerſt von den verderblichen Einflüſſen eines verbrecheriſchen Umgangs fern zu halten und in dieſer Abgeſchloſſenheit moraliſch heranzubilden. Große Verdienſte um dieſe wohlthätige Einrichtung hat ſich der Vorſtand des genannten Vereins Graf Barth Barthenheim erworben, deſſen Name durch ſeine gründlichen publiciſtiſchen Werke, namentlich über die bäuerlichen Zuſtände in Oeſterreich, in der geſammten juriſtiſchen Welt Deutſchlands einen guten Klang hat. Der Kaiſer hat den Grafen, der derzeit die Stelle eines Regierungsrathes beim Gubernium bekleidet, in Anerkennung ſeiner Wirkſamkeit zum Hofrath befördert und zur Dienſtleiſtung der vereinigten Hofkanzlei angewieſen, wo ſich ihm ein vergrößerter Wirkungskreis aufſchließt. — Unter den Schützlingen des Vereins für Beſſerung entlaſſener Sträflinge befindet ſich auch ein junger Mann, deſſen Geſchicklichkeit ſein Unglück ward. Rechtsbefliſſener an der hieſigen Univerſität, war er wegen ſeiner ausgezeichneten Handſchrift zum Schreiblehrer mehrerer Prinzen des Kaiſerhofes verwendet worden, als er ſich plötzlich beikommen ließ, ſeine Kunſt zur Verfertigung falſcher Banknoten zu benutzen. Auf dieſem Verbrechen ertappt, ward er ſofort eingezogen, und dem Buchſtaben des Geſetzes zufolge ihm auf einige Jahre Zuchthausſtrafe zuerkannt, die er auch wirklich antrat. Auf die Fürbitte einflußreicher Perſonen wurde er jedoch von Se. Maj. nach Verlauf eines halben Jahres begnadigt und dem bürgerlichen Leben wieder geſchenkt, indem ihm nicht blos die weitere Strafzeit nachgeſehen wurde, ſondern zugleich

befohlen ward, daß ihm bei der Fortsetzung seiner Studien und später bei etwaniger Erlangung eines Amtes aus der über ihn verhängten Criminalstrafe kein Hinderniß erwachsen solle. — Durch das Testament eines im Ausland verstorbenen Wieners, des spanischen Generalconsuls Viriot zu Hamburg, worin die Summe von **40,000** Gulden C. M. zur Gründung einer Kinderbewahranstalt in der Vorstadt Lichtenthal, ist unsere ohnehin mit Humanitätsinstituten reichlich gesegnete Stadt um eine auf das physische und sittliche Gedeihen der verwahrlosten Kinder armer Eltern berechnete Anstalt reicher geworden. Am 9. November fand die feierliche Grundsteinlegung des zu diesem Zwecke bestimmten Hauses statt, und die Kaiserin-Mutter, welche zugleich die Schutzfrau des Institutes ist, verrichtete selbst den solennen Act derselben.

Die beiden Franzosen Berlioz und David sind hier angekommen, um ihre Werke vorzuführen. David hat bereits weichen müssen und ist einstweilen nach Pesth abgereist, um dort die Wüstensymphonie zu produciren, indeß der Kunstcritiker des Journal des Debats freies Feld hat. Die Franzosen sind immer klug, auch wenn sie Künstler sind und machen es wie die Savoyarden in Paris, die in verschiedenen Stadtvierteln abgesondert wohnen, die sie nie überschreiten, um nicht in Collisionen zu gerathen und sich die Ernte zu verderben. Dem Componisten der Marche funèbre ist die Halle des großen Redoutensaales noch zu klein erschienen und er hat es darum vorgezogen, sein erstes Concert im Theater an der Wien, dem geräumigsten der Residenz, zu veranstalten, dessen Preise sehr bedeutend erhöht sind. Berlioz kann gar nicht Blechmusik genug auftreiben für seine klanggewaltigen Werke, und es hätte bald keine Kirchenparade stattfinden können an dem Sonntage, an welchem um die Mittagsstunde das Concert stattfinden soll, weil der Componist sämmtliche Regimentsbanden in Beschlag genommen hat. Höchst ergötzlich ist es mit anzusehen, wie manche musikalische Notabilitäten dem Feuilletonfürsten den Hof machen und sich in Gunst zu setzen suchen, da sie ganz gut wissen, daß Berlioz seinen Wiener Triumph im Journal des Debats mit blendenden Farben schildern wird, und sie doch gar zu gern auch eine Stelle möchten in dem Siegesbulletin. Berlioz wohnte der Aufführung des diesjährigen großen Musikfestes in der Reitschule bei, wo **1000** Sänger und Instrumentalisten mitwirkten und außer einigen Tonstücken von Haydn und Tomaschek, auch die Ouverture zum Egmont, und Christus am Oelberge, von Beethoven, executirt wurden; er war entzückt von dem mächtigen Eindruck, den diese herrlichen Tongewitter auf die Seele des lauschenden Hörers ausübten und konnte nicht Worte finden, die Instrumentalistik der Deutschen zu preisen und Staudigls seelenvolle Sologesänge zu bewundern. — Mit Nächstem beabsichtigt man auch die

Digitized by Google

Darſtellung der Antigone von Sophokles zum Vortheil einer milden Anſtalt, wobei Anſchütz den Sprecher geben ſoll und die mit Muſik von Mendelsſohn-Bartholdy ausgeſtatteten Chöre von dem hieſigen Männergeſangsvereine geſungen werden. — Der Begründer der Liedertafel, Dr. Schmidt, Redacteur der Muſikzeitung, hat ſeine Stelle als Secretär des Vereins niedergelegt und an ſeiner Statt wurde Dr. Egger, ein hieſiger Advocat, gewählt. Als Zeichen der Anerkennung wurde dem abtretenden Dr. Schmidt von Seiten der Mitglieder ein ſchöner ſilberner Ehrenbecher übergeben.

An den nöthigſten Nahrungsmitteln, nämlich an Mehl und Kartoffeln, iſt kein eigentlicher Mangel zu empfinden, doch ſchlagen die Preiſe dergeſtalt auf, daß eine zahlreiche Menſchenclaſſe bei ſchwierigem Erwerb kaum in der Lage ſein wird, dieſe nothwendigen Dinge zu kaufen. Die Staatsverwaltung kann nur im äußerſten Falle in eine Ermäßigung des Einfuhrzolles und der Acciſe willigen und geht lieber auf Geldvorſchüſſe ein, als ſich einen Hauptquell der Einkünfte zu verſtopfen.

Auf der Taborbrücke, welche auf die Straße nach Mähren führt, und auf der bedeutende Zufuhren für die Reſidenz anlangen, entſtand jüngſt ein Tumult, der glücklicher Weiſe nicht weiter griff, und durch die Klugheit der Behörden ſogleich unterdrückt wurde. Die Bauerwagen, die zum Markte fuhren, hatten ſich gehäuft und die Langſamkeit der Acciſeverwaltung am Thore nöthigte den langen Zug zu mehrſtündigem Warten. Als der Aufſeher endlich mit einem Weinbauer wegen eines unviſirten Faſſes in Wortwechſel gerieth und im Streite den Säbel zog, entſtand eine gräßliche Verwirrung an der Brücke und die Landleute rotteten ſich drohend zuſammen, ſo daß die Wache herbeigeholt werden mußte und um militäriſche Verſtärkung in die Stadt geſchickt ward. Doch erſchien alsbald ein Ordonnanzoffizier zu Pferde und befahl, daß alle harrenden Wagen unverzüglich und ohne Aufenthalt am Thore hereinfahren ſollten, was denn auch geſchah, ohne daß die Bauern diesmal die geſetzliche Verzehrungsſteuer bezahlen durften. Auf dieſe Weiſe war die Paſſage in wenig Minuten frei und die Ordnung wieder hergeſtellt.

Unter den vielen Fremden, welche gegenwärtig hier verweilen, bemerkt man auch den jüngſten Sohn des iriſchen Agitators O'Connell und den Redacteur des wiſſenſchaftlichen Theiles in dem Rieſenblatte L'Epoque Abbé Mocigno, der als Chemiker eines ausgezeichneten Rufes genießt. Er iſt auf einer Reiſe durch Deutſchland begriffen und wird auch den Norden beſuchen, um literariſche Anknüpfungen einzuleiten und Correſpondenten für dieſe Zeitung großartigen Styles anzuwerben. Hofrath Moſen in Oldenburg und der dramatiſche Schriftſteller Benedix wollen gleichfalls hierher kommen, beide in Angelegenheiten ihrer Stücke. Jedenfalls muß man ſich wundern,

warum noch kein Werk Moſens auf dem Burgtheater zur Darſtellung gelangte. Von Benedix weiß man, daß der jetzige Chef des Hofburgtheaters, Graf Dietrichſtein, dem etwas derben Ton in ſeinen Luſtſpielen abhold iſt und denſelben unter der Würde dieſer Kunſtanſtalt hält. Wahrſcheinlich will Benedix perſönlich Vorſtellungen machen, da es ihm bei dem Beifall, den ſeine Stücke hierwärts finden, nicht gleichgiltig ſein kann, ſich die erſte Bühne Deutſchlands verſchloſſen zu ſehen. Von Lewald wird in der Wallishäuſer'ſchen Buchhandlung eine „Geſchichte des deutſchen Theaters" erſcheinen und es iſt wahrſcheinlich dieſe literariſche Angelegenheit, welche den Redacteur der Europa in nicht gar langer Friſt nach Wien führen wird.

III.

Aus Leipzig.

Des Cenſors Tod. — Wahlbewegungen. — Felix Dobrczyński. — Leipziger Selbſtgefühl und Leipziger Gaſtlichkeit. — Höchſte Cultur. — Kunſtkennerei und Kennermyſtification. — Quartett-Soireen. — Jüdiſches in der Muſik. — Das „Steiniget" der Anbeter. — Coloſſaler Patriotismus. — Das Concert der Euterpe. — Muſikaliſches Staatsverbrechen. — Dobrczyński's Compoſitionen.

Unſer Cenſor iſt geſtorben. Die Cenſur lebt noch. Le roi est mort — vive le roi! Welch ein Ereigniß für die Preſſe, wenn ein Cenſor ſtirbt! Der Mann, von dem das Wohl und Weh unſerer lebensluſtigen Gedanken abhängt. Uncenſirte Völker, Franzoſen, Engländer — ſie ſind bedauernswerth; ſie haben keine Vorſtellung von dieſem wehmüthigen Gefühle des Scheidens nach ſo innigen Geiſtesbezügen, ſo hingegebenem Lauſchen auf die geheimſten Meinungen, Abſichten, Stimmungen beiderſeits, ſo gleichſam einer Ehe mit ihrem Sonnenſchein und Regen — und ſodann von dieſem bangen Blick in die ungewiſſe Zukunft, dieſen ſchaurigen Ahnungen ſchwererer Schickung und noch ungeborner Schmerzen; ſie ſind um einen Genuß, den Genuß einer in das tiefſte Leben greifenden Pein ärmer. Das iſt nichts — ſchreiben können, was mir in den Sinn kommt, auf dem glatten Meere der Preßfreiheit hinſteuern, luſtfahren rechts und links, mit jedem Winde, — aber ſo, zwiſchen Scylla und Charybdis, zwiſchen dem Cenſor und etwa ſeinem Stellvertreter hindurch das Schifflein zu retten — nun ja, mit Verluſt von ſechs kampfrüſtigen Achäern, ſechs unſterblichen Gedanken! —

Unſer Leipzig iſt in großer Bewegung. Die Stadtverordnetenwahl iſt dieſesmal ein Ereigniß. Im Tageblatte haben ungenannte Patrioten Stimmzettel, in den Nummern der Wahlliſte abgefaßt, drucken laſſen, um auf dieſe Weiſe den guten Bürgern Vorſchläge zu liberalen Wahlen zu machen. Gegen dieſes, man ſollte denken, ſehr nahe liegende und äußerſt unverfängliche Manöver haben ſich im

Digitized by Google

Tageblatte einzelne Stimmen erhoben — oder vielleicht war es auch nur eine Stimme — und über Wahlumtriebe und Raub an der Wahlfreiheit der loyalen Bürger geſchrien. Allerdings iſt nicht zu läugnen, daß jene wohlbekannte Methode, welche der Leithammel einzuhalten pflegt, nichts geringeres in ſich ſchließt, als eine Freiheitsbeſchränkung — für die Schöpſe. — Die Wahlmännerwahl iſt übrigens, in Verachtung der lammhaften Warnungen im Tageblatte, nicht für die Schafe, ſondern für die Böcke ausgefallen, für Rob. Blum mit mehr als tauſend, Dr. Heyner mit mehr als neunhundert Stimmen, Otto Wigand, Kramermeiſter Poppe, Advocat Bertling, Advocat Römiſch, Biedermann u. ſ. f. Ein anderer politiſcher Act, der die Gemüther in Spannung verſetzt, ſteht in der Wahl des neuen Commandanten der Communalgarde bevor.

Doch nichts mehr von Politik! ich will ein wenig von Muſik erzählen. Zwar bin ich dieſe Saiſon ein Ungetreuer der Polymnia — vergraben wie ich bin in Arbeiten —, ein Paar Concerte habe ich aber doch zufällig mitgemacht, in denen Sachen von Herrn Felix Dobrzyński aufgeführt wurden. Herr Dobrzyński brachte mir nämlich aus Berlin einen Brief von einem ſehr lieben Freunde mit, dem Violoncelliſten Hanemann, einem prächtigen Menſchen und trefflichen Muſikanten, der nebenbei auch ein College iſt, denn er ſchriftſtellert aus Liebhaberei. Da ich nun an Herrn Dobrzyński einen Mann fand, der mir bald große Theilnahme abgewann, ſo ward ich auch auf ſeine Compoſitionen begierig, und ging in die Matinée musicale, die er am 9. im kleinen Saale der Buchhändlerbörſe gab, und nachher in das erſte Concert der Euterpe am 18., in welchem ſeine Sinfonie caractéristique gegeben wurde, eine Arbeit, mit welcher er, ich weiß nicht in welchem Jahre, bei der Wiener Symphonieconcurrenz zwar nicht den Preis, den Lachner erhielt, aber doch ein ſehr rühmliches Acceſſit davongetragen hat. Die zu ſeiner Oper „Mambar oder die Flibuſtier" (der Text nach van der Velde von Paprocki) gehörige Ouvertüre, welche am 8. im Gewandhauſe gemacht worden war, habe ich nicht gehört. In der Matinée musicale führte Dobrzyński nur Stücke ſeiner eigenen Compoſition auf, ein Quintett (A-moll) und ein Sextett (Es-dur), beide für Streichinſtrumente, einige Clavierſachen, die er ſelbſt ſpielte, und ein Paar Geſangſtücke, nämlich eine Balade für Baryton aus der erwähnten Oper und eine Cavatine für Sopran.

Ich bin ſchon lange genug in Leipzig, um mich als Leipziger zu fühlen, und ſomit für die gute Reputation der Stadt, „als wär's ein Stück von mir", empfindlich zu ſein. Da hat mich's denn verdroſſen, daß Herr Dobrzyński über Leipzig gegen mich ſehr — einſilbig, ſehr — verſchwiegen war. Er rühmte Berlin ganz ausnehmend; wenn man von Leipzig ſprach, ſprach er von der freundlichen Begeg-

nung, die ihm in Berlin geworden: — Berlin iſt meine Vaterſtadt; ich war alſo darob vergnügt in dem berliniſchen Winkel meiner Seele — aber daß es auf Koſten meines guten Leipzig geſchah, das verſalzte mir das Vergnügen. Ich hätte gewünſcht, er hätte beide Städte gleich liebenswürdig gefunden: — ächte Leipziger werden dieſes Gefühl nicht verſtehen und ſogar für ſehr bemitleidenswerth halten, denn ächte Leipziger können es ſich gar nicht möglich denken, daß man Leipzig anders als auf anderer Städte Koſten hochſtellen könne; ächte Leipziger finden Alles durchaus jämmerlich, kleinſtädtiſch, bornirt, geſchmacklos, dumm, gemein — was nicht leipzigeriſch oder leipzigiſch iſt; genug, ich bin nun einmal in dieſem Punkte noch kein ächter Leipziger. Leipzig hat gewiſſe Eigenheiten, die — vielleicht Blüten der höchſten Civiliſation ſind, ich weiß nicht — aber andere gewöhnliche Menſchenkinder, und auch ſolche halbe Leipziger wie ich, pflegen dieſe Blüten — gewiß mit großem Unrecht und aus purer kleinſtädtiſchen, dresdenſiſcher oder berliniſcher oder ſonſt dergleichen Bornirtheit — Unarten zu nennen. Z. B. daß Leipzig eine ganz beſondere Art hat, die in der übrigen Welt nicht Art iſt, den liebenswürdigen Wirth gegen Fremde zu machen; es kommen da jezuweilen Fleuretten vor, die in der Sprache der Götter (Leipzigs, verſteht ſich!) vielleicht zarte Aufmerkſamkeiten heißen: die gemeinen Sterblichen aber nennen ſie — ſchreckliches Wort, ſchrecklicherer Gedanke, doch das ſchrecklichſte die That! — Ohrfeigen. Exempla sunt odiosa. Nun, das ſind Höhen der Cultur, die allerdings ſelten erſtiegen werden; aber Klagen über eine Begegnung, die dem Fremden nicht gefiel — ſicher nur weil er zu niedrig in der Bildung ſtand, um die leipziger Höhe zu ermeſſen — ſolche Klagen habe ich von Fremden öfters gehört. Sehr gewöhnlich iſt es z. B., daß der Leipziger dem Fremden ins Geſicht nicht nur ſein Leipzig und was darum und daran hängt, bis in den Himmel hebt, ſondern auch, um demſelben den Preis Leipzigs deſto einleuchtender zu machen, des Fremden Wohnort oder Geburtsort und was darum und daran hängt, immer noch dem Fremden ins Geſicht, bis in die Hölle hinunter ſetzt. Sodann eine gewiſſe eiſige Kälte, ein gewiſſes ſchroffes Abſtoßen, ein gewiſſer Mangel an Dienſtwilligkeit — der ſonſt doch keineswegs im ſächſiſchen Character liegt — alles dieſes immer dann, wenn gewiſſe literariſche, muſikaliſche, theatraliſche oder ſonſtige Charactere in gewiſſen Kreiſen (Coterien, Cliquen ſchilt's der Leumund, der — Verleumder, will ich hoffen) zufällig nicht gewiſſe hohe Geneigtheiten für ſich, oder wenn ſie gar auf denſelben Gipfeln Ungeneigtheiten wider ſich hätten: nun, wie geſagt, ich weiß das alles nicht, verſtehe auch alle dieſe Dinge nicht, kümmere mich nicht darum, urtheile nicht, — relata refero.

Es iſt doch ſeltſam, daß ein Muſiker, der mit einem nicht geringen muſikaliſchen Rufe nach Leipzig, dieſer Stadt der Muſik par

excellence kommt, dort nicht sollte mit offnen Armen aufgenommen werden. Oder wäre es mit dem hohen musikalischen Standpunkt Leipzigs nicht so — ei, was wäre mir da beinah entfahren! Man hat sich zwar von einem sonderbaren Falle viel erzählt, in welchem das Musik-Athen Deutschlands, das urtheilbefähigte, kunstkennerisch hochgebildete und tieferständige, contrapunctkundige, musikgeschichtgelehrte, Johann-Sebastian-Bach-Denkmal-setzende Leipzig eine Symphonie von diesem Johann Sebastian Bach, in der Meinung, daß es etwa eine Jahrmarktsdudelei sein möchte, ausgezischt hat. Indessen so etwas kann überall begegnen. Ein Bekannter von mir sagte einmal einem berühmten Concertmeister in einer berühmten Residenz, nachdem man eben den ersten Satz einer elenden Symphonie von irgend einem Stümper heruntergespielt hatte, und da der Concertmeister fragte, was das wäre: ei, das hören Sie nicht gleich? es ist ja eine der spätesten Arbeiten von Beethoven, aus seiner Verlassenschaft; und dann schnitt er während des zweiten Satzes, dem Concertmeister zuwinkend, verzückte Gesichter, und hatte den Spaß, daß dieser ihm alle Grimassen doppelt verzückt zurückgab. — Nun habe ich in Leipzig denn auch wohl bemerkt, daß die schönen Quartett-Soireen immer nur gar dürftig besucht sind — ein Phänomen, das ich mir bei der großen Musikliebe und dem großen Musikverständniß Leipzigs nicht zu erklären vermag. Ich habe auch noch sonst allerlei bemerkt — doch genug! Leipzig brüstet sich mit seiner Musik; es sollte doch also, um des Anspruchs willen, den es macht, eine Ehre darein setzen, musikalischen Gästen aufs Beste entgegenzukommen, ihnen den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen, ihnen die Aufführung ihrer Werke zu erleichtern, nicht zu erschweren. Und kurz, Herr Dobrczyński sollte sich in Leipzig nicht zu beklagen gehabt haben. Der Künstler, der fremde Gast, und — was noch mehr ist für theilnehmende Menschen, der Pole! der Mann, der unter dem Druck der Heimat aller Aufmunterung, aller Förderung, aller Pflege entbehrt, deren das Talent von außen bedarf, und in die Fremde reist, um einige Entschädigung, einigen Trost und empfängliche, nicht von einer eisernen Hand zusammengepreßte Herzen zu suchen! Nicht zu beklagen gehabt haben, sage ich; denn beklagt hat sich Herr Dobrczyński nicht; aber es ist mir nicht entgangen, daß er Ursache dazu gehabt hätte, viel Ursache. Es ist wahr, in der erwähnten Matinée musicale haben die Herren David, Gade, Grabau, Grensfer, Demler mitgewirkt; man hat eine Ouvertüre von Herrn Dobrczyński im Gewandhausconcerte und eine Symphonie von ihm in der Euterpe aufgeführt; alles schön! Indessen wie es von dem kunstfreundlichen, ja, kunststolzen Leipzig zu erwarten wäre, daß es mit fremden Künstlern verfahren sollte, so verfuhr es entschieden nicht: ich weiß nicht, ob das immer so ist, ich habe früher nicht Gelegenheit gehabt, darauf

Digitized by Google

zu achten; dieſesmal achtete ich darauf, weil ich an Herrn Dobrcyński perſönlichen Antheil nahm. Und die Erfahrung, die ich dieſesmal machte, ich bin gewiß, daß ich mich nicht getäuſcht habe, ſpreche ich dieſesmal aus.

Ich weiß nicht, ob es immer ſo iſt; aber ich habe häufig ſagen hören, es ſei ſo in Leipzig immer. Leipzig errichte ſich ſeine Altäre, und an denen opfere es, an keinen andern. Das wäre denn allerdings ganz in jenem Geſchmacke, von dem ich zuvor ſchon ſagte, ſich nur ſelbſt zu räuchern und alles was nicht leipzigiſch geſtempelt iſt, mitleidig von oben herab anzuſehen. Da fällt mir ein, ich fand heute auf dem Muſeum — beiläufig geſagt, einer Anſtalt, auf die Leipzig wirklich Urſache hat, ſich etwas zu Gute zu thun — beim Durchblättern eines Heftes der Cölniſchen Zeitung einen kleinen Aufſatz, deſſen Verfaſſer ſich über Herrn Felix Mendelsſohn-Bartholdy etwas hämiſch ausläßt und dabei mit einem Seitenblick anf unſer Leipzig die ſpitzige Bemerkung macht, er fürchte ſich nicht vor dem Steinigen, obwohl er ſich auch davor am Rhein nicht ſo ſehr zu fürchten habe, denn dort am Rhein ſei es mit einem gewiſſen Fieber des Enthuſiasmus nicht wie in — Leipzig, wo man ſich eines „Steiniget ihn" allerdings zu verſehen hätte, wenn man den Abgott frevelnd antaſtete. — Der Verfaſſer dieſes Aufſatzes bringt unter Anderem den Einfall zu Markte, daß die Compoſitionen des Meiſters, den er beſpricht, nach dem — Judenthume ihres Urhebers ſchmeckten. Ein Einfall, der ſehr wohlfeil iſt! Und ſo mag er denn ſchon Manchem gekommen ſein. Ich habe Aehnliches auch ſchon in Betreff Meierbeers behaupten hören. Aber ein Schleppträger des Herrn Mendelsſohn hat ſich in der Cölniſchen Zeitung gewaltig darüber erhitzt; ich begreife nicht, weshalb. Der Einfall iſt vielleicht ſehr läppiſch, vielleicht liegt auch etwas Wahres darin; jedenfalls doch nichts was dazu angethan wäre, ſich zu ereifern. Oder wäre der jüdiſche Charakter ſchlecht empfohlen, wenn das als Wirkung ſeiner eigenſten Eigenheit anerkannt wird, was wie Meierbeers und Mendelsſohns Compoſitionen die — chriſtliche Welt zu electriſiren vermocht hat? Herr Mendelsſohn ſelbſt, denke ich mir, wird ſich vor ſolchen Freunden und Verehrern ſegnen, welche eine Hindeutung auf das Charakteriſtiſche ſeiner Abſtammung wie — man möchte ſagen, etwas Ehrenrühriges mit Ereifrung abzuweiſen ſuchen.

Da fällt mir, indem ich von Herrn Mendelsſohn rede, ſchon wieder etwas ein, und etwas das mich glücklich auf Herrn Dobrcyński zurückbringt. Herr Dobrcyński ſpricht ſehr ſchlecht, ſehr gebrochen deutſch. Herr Mendelsſohn ſpricht ſehr gut, ſehr geläufig franzöſiſch. Als Herr Dobrcyńsky Herrn Mendelsſohn Beſuch machte, redete Herr Dobrcyński Herrn Mendelſohn franzöſiſch an. Sprechen Sie nicht deutſch? fragte Herr Mendelsſohn. Und Herr Mendelsſohn

Digitized by

zwang Herrn Dobrczyńsky deutſch zu radebrechen. Herr Mendelsſohn iſt ſchon kein halber Leipziger mehr, Herr Mendelsſohn iſt ein ganzer Leipziger. Auf dem hieſigen Muſeum ſchrieb Jemand in das Wunſchbuch etwas in Betreff des Morning Chronicle und bediente ſich dazu der engliſchen Sprache. Der Vorſtand ſchrieb daneben: in einer deutſchen Stadt ſpreche man deutſch. Bald darauf ſchrieb ein Franzoſe eine Bemerkung in franzöſiſcher Sprache in das Wunſchbuch, und flugs verwies ihn ein Abonnent des Muſeums auf jene Weiſung des Vorſtands bei Nr. ſo und ſo: in einer deutſchen Stadt ſpreche man deutſch. O leipziger Patriotismus! O patriotiſches Leipzig! — Wir ſollten doch wahrlich unſern Deutſchheitsſtolz lieber im Auslande anbringen, wo wir uns gemeinlich wie die Ohrwürmer ſchmiegen, und bei uns zu Hauſe den Fremden, weil wir ihre Wirthe und ſie unſere Gäſte ſind, es ſo bequem als möglich machen. Im Gallarock draußen können wir den Katzenbuckel nicht krumm genug machen, und daheim im Schlafrock ſind wir — biderbe Deutſche, d. h. ſackrob. Ach Michel! Michel! wie feſt und dick iſt dir der Zopf gewachſen! der gemüthliche deutſche Zopf.

Nun habe ich über Kunſtkennerei und Leipziger Culturblüten und Judenthum und deutſchen Zopf noch immer nichts von Herrn Dobrczyński's Muſik geſagt. Mir hat von neuen muſikaliſchen Erzeugniſſen lange nichts eine ſo vollſtändige Befriedigung, einen ſo durchaus ungeſtörten Genuß verſchafft, als Herrn Dobrczyński's Compoſitionen faſt durchgängig. Doch — daß ich gewiſſenhaft berichte — bei der Sinfonie caractériſtique war er nicht ſo durchaus ungeſtört, wiewohl ohne Schuld der Compoſition. Ein unglücklicheres Zuſammentreffen von Schickſalsbosheiten, die einen Künſtler wohl mögen zur Verzweiflung treiben können, iſt kaum zu erſinnen. Das Concert der Euterpe beſtand aus zwei Theilen; im zweiten Theile wurde Dobrczyński's Symphonie gegeben. Der erſte Theil war ſehr — gelind geſagt — ermüdend: zwei lange Violinſoli von einem und demſelben Violiniſten vorgetragen, das letztere Ernſt's Carneval de Venise — eine Seiltänzerproduction, kein Muſikſtück — drei oder vier Lieder, oder, was weiß ich, Arien von einer und derſelben dilettantiſchen Sopranſtimme vorgetragen; im Saale eine Höllenhitze, mit obligaten Luftſtößen aus dem kalten Corridore bei jeder Oeffnung der Eingangsthüre; endlich, zum Schluſſe des erſten Theiles, die Ouverture aus dem Freiſchütz. Die Ouverture aus dem Freiſchützen iſt eine ſchlimme Folie für ein anderes Stück, auf das man ſich geſpitzt hat; überhaupt, wenn man ein Muſikſtück kennen lernen will, muß man es allein hören. Dann, als die Sinfonie caractériſtique begonnen hatte, gleich im erſten Satze ſuchte ſich die Clarinette ihre eigenen Wege, und iſt auch ſpäterhin vom Abentheuern nicht ganz wieder zurückgekommen. Und zu allem Ueberfluſſe gingen während der

Symphonie die Lampen im Saale zum großen Theile aus; und unter den Zuhörern ereigneten ſich allerlei Sonderbarkeiten. Kurz, der Dämon der Mißſtimmung ſpannte alle Saiten auf, um ſich ganz unwiderſtehlich zu machen. — An dergleichen kleinen Leiden iſt das Künſtlerleben reich. Nicht ſelten auch an großen. Herr Dobrczyński, der aus der Gegend von Warſchau gebürtig iſt — er iſt ſeiner ganzen, auch muſikaliſchen Bildung nach, Pole, Schüler des greiſen Elsner, deſſen Unterricht er mit Chopin zugleich genoß — iſt in Bezug auf ſeine Lebensausſichten, die man doch wol immer gern aufs Vaterland ſtellt, gewiſſermaßen heimatlos gemacht: er hat ſich in Warſchau keiner Laufbahn zu verſehen, man giebt nicht einmal ſeine Oper in ſeiner Vaterſtadt. Warum? Weil Herr Dobrczyński in ſeinem Es-dur-Sextett ein Paar patriotiſche Anſpielungen gemacht hat — der dritte Satz iſt z. B. genannt Hommage à Kosciuszko und auf ein Lieblingsthema des edeln Polen baſirt. — Ein muſikaliſches Staatsverbrechen!

Doch endlich noch einige Worte über die Compoſitionsart des Herrn Dobrczyński. Was ich von ihm gehört habe, hat mich, wie ich ſchon ſagte, ſo befriedigt und erfreut, daß ich über die Urſachen des wohlthuenden Eindrucks, den es auf mich machte, wohl kaum reflectirt haben würde, wenn mich nicht Urtheile Anderer dazu getrieben hätten. Die Themata des Herrn Dobrczyński, hörte ich ſagen, ſind anſprechend, geſangreich, aber — nicht neu. Sonderbar! Sind es denn Reminiſcenzen? Nein. Was heißt das alſo: nicht neu? Es heißt: nicht erſchreckend, nicht aus der ſtillen Hingabe des Genuſſes aufſchüttelnd, nicht wunderlich, nicht grillenhaft. Das iſt es aber gerade, was mir Dobrczyński's Compoſitionen lieb macht; ſeine Muſik iſt Muſik. Nichts fordert die Empfindung zum Widerſtand heraus, nichts ſtachelt das Urtheil auf, den Gang der Empfindung zu unterbrechen; Alles iſt klar, zuſammenhängend, entwickelt ſich wie von ſelbſt. Klarheit der Expoſition, wie ich es nennen möchte, um den lebendigen Zuſammenhang des Ganzen zu bezeichnen, Klarheit in der Geſtaltung jedes Motivs, Klarheit in der Durchführung der Themata, Klarheit, ganz ungewöhnliche Klarheit in der Inſtrumentation, die Dobrczyński mit ſolcher Meiſterſchaft beherrſcht, daß man jedes Inſtrument in ſeiner eigenſten Weiſe und aufs allervernehmlichſte glaubt ſprechen zu hören. Gerade in unſeren Tagen der maßloſen Ueberreizung, des verzweiflungsvollen Jagens nach Originalität, nach gewaltſamen Capricen, nach tollem Spuk in der Muſik, ſind das ſo ſeltene Vorzüge, daß man ſie mit beſonderem Nachdruck hervorheben muß, ſo ſehr ſie ſich in der Kunſt von ſelbſt verſtehen ſollten. — So wie Herr Dobrczyński den Inſtrumenten immer nichts Anderes zumuthet, als was ſie ihrem Character nach wirklich zu leiſten vermögen, ſo ſetzt er, wie mir ſcheint, auch für die menſchliche Stimme

Digitized by Google

höchſt naturgemäß. Seine Oper liegt der Direction unſers Theaters zur Annahme vor: hoffentlich wird ſie hier zur Aufführung kommen; wir werden dann ſehen, wie es ihm in der dramatiſchen Compoſition gelingt. — Jedenfalls iſt dieſem Muſiker mehr Beachtung von Seiten des muſikliebenden Publicums zu wünſchen, als ihm, wenigſtens hier, wie mir ſcheint, bisher zu Theil geworden iſt.

G. Julius.

IV.

Aus Cöln am Rhein.

Materieller Sinn und practiſcher Sinn. — Der Borromeusverein. — Politiſcher Tact des Bürgers. — Bildungsfortſchritte. — Vorleſungen. — Dr. Thesmar und Prof. Bauerband. — Der Verlagsverein. — Das „Rheiniſche Jahrbuch". — Turnangelegenheiten.

In manchen Charakterbeziehungen hat der Cölner Aehnlichkeit mit dem Wiener. Lebensfroh, über dem Heute nicht ſelten, wie dieſer, Geſtern und Morgen vergeſſend, iſt der Cölner auch im Allgemeinen dem materiellen Genuſſe, der heitern Geſelligkeit ſehr ergeben. Das Wirthshausleben blüht im geſammten preußiſchen Staate nirgend ſo herrlich, ſo reizend, ſo lockend, wie eben in Cöln, wenn auch leider! auf Koſten des eigentlichen Familienlebens. Dieſe Liebe zu materiellem Genuſſe, dieſe practiſche Philoſophie, welche jedem Verhältniſſe des Lebens eine heitere Seite abzugewinnen weiß, mit einem leichten Scherz, mit einem draſtiſchen Witzworte alle Schroffheiten des Daſeins überhüpft, hat aber in den verſchiedenen Ständen der Bürgerſchaft der wahren, höhern Bildung bisher Abbruch gethan, und trägt auch jetzt noch die Schuld, daß bei uns im Allgemeinen nicht ſo viel Gewicht auf geiſtige Veredlung gelegt wird, als zu wünſchen wäre. Nur in den letzten Jahren, muß man einräumen, iſt der Sinn für Höheres, für Literatur und Kunſt reger, und des Vaterlandes Gegenwart und Zukunft bei Vielen Gegenſtand des Nachdenkens geworden: man hat der Tagespolitik Geſchmack und zugleich die practiſche Seite abgewonnen; wenn auch vielleicht mancher Norddeutſche nach „Geiſt", ſeinen Begriffen gemäß, vergebens bei uns ſuchen wird. Bei dem geraden, offenen Verſtande des Cölners, ſeinem einfachen Geſchmacke und ſcharfen Urtheile, das jedem Dinge die komiſche Seite abzugewinnen verſteht, iſt ihm alle ſchöngeiſtige Zerrbildung ein wahrer Gräuel; aber in ſeiner Scheu vor dieſer geht er denn auch wohl ſo weit, ſich um das nicht zu bemühen, was wirkliches Erforderniß einer ſoliden Bildung iſt, und auch von den wichtigen Erſcheinungen der Literatur keine Notiz zu nehmen. Leſevereine, wiſſenſchaftliche Clubs, äſthetiſche Kränzchen — muſikaliſche ausgenommen — ſind bei uns nicht nur nicht heimiſch, ſondern Gegenſtände der Verhöhnung. Wüßte man an dieſen Dingen irgend ei-

nen Haken zu entdecken, mit dem sie sich an das practische Leben nesteln ließen, so würden sie bald Wurzel bei uns fassen. — Weil ihm das practische Element fehlt, er nur eine einseitige Richtung verfolgt, erfreut sich auch der hier entstandene katholische Leseverein keines sonderlichen Fortganges, wie viel man auch über den hier schaltenden und waltenden Ultramontanismus faselt. Wundern soll uns doch, mit was für Schriften der Borromeus-Verein dem verderbten Geschmacke eine andere Richtung geben, durch was für Mittel er die Menschen aus dem Sumpfe der Sinnlichkeit ziehen will. Wie fein unsere Leute aber auch zu calculiren verstehen, bei diesem Vereine dürften sie sich doch verrechnet haben: es lassen sich die Cölner und Rheinländer so kein X mehr für ein U machen. — Einen großen Fortschritt in der Bildung der Cölner haben wir in dem lebendigen Antheile begrüßt, den hier alle Anregungen finden, die politischen oder socialen Fragen gelten, und staunen muß man bei solchen Gelegenheiten zuweilen über die gesunden Ansichten, welche schlichte Bürger entwickeln, über den Scharfsinn, mit welchem sie zu erwägen wissen, was uns Noth thut, über den Tact, mit dem sie die Gebrechen und Mängel der Zeit aufzufassen und zu beleuchten verstehen. Daß die Intelligenz hier auch zu ihrem vollsten Rechte kommen wird, geht auch noch daraus hervor, daß mehre unserer Kaufherren ihre Söhne, welche einem commerciellen oder industriellen Berufe bestimmt sind, ehe sie in's Geschäft treten, Universitäten besuchen lassen, um sich mit Geschichte, Politik, einigen practischen juristischen Zweigen zu beschäftigen. Diese Saaten werden ihre Früchte bringen, sie sind durch die Nothwendigkeit der Zeit bedingt. Wer hätte vor Jahren hier daran gedacht, wenn die Comtoirstunden geschlossen, noch irgend eine Vorlesung zu hören? Jetzt ist auch das anders. Ein hiesiger Advocat, Dr. Thesmar, hielt und hält sehr besuchte Vorlesungen über das französische Handelsgesetzbuch, und es sind uns ebenfalls Vorlesungen über den code de commerce und einzelne Materien unserer Rechts-Institutionen von Prof. Bauerband in Aussicht gestellt. Herr Bauerband, früher einer der geachtetsten Advocaten unseres Apellhofes, wurde im vorigen Jahre als Professor nach Bonn berufen, da bis dahin an dieser Universität kein eigentlicher Lehrstuhl für französisches Recht bestand. Seine Vorlesungen, in welchen er, reich an Erfahrungen, auf die gediegenste Weise Theorie und Praxis zu vereinigen weiß, sind dort außerordentlich besucht, und so darf er sich auch bei uns ein sehr zahlreiches Auditorium versprechen, wenn er dem allgemeinen Wunsche unserer jüngern Advocaten und der Kaufmannschaft nachkommt. Außerdem sind auch noch Vorlesungen über Physiologie angekündigt, welche aber keinen besondern Anklang zu finden scheinen. Was sonst in rein wissenschaftlicher Beziehung geschieht, ist nicht weit her. Der von der Mehrzahl unserer Buchhändler gebildete Ver-

Digitized by Google

lagsverein hat bis dahin noch nichts von ſich hören laſſen, und wenn er in der bisher befolgten Weiſe zu wirken fortfährt, ſo wird Cöln wahrlich durch ihn keine größere Bedeutung als Verlagsort erhalten.

Als neue zu erwartende belletriſtiſche Erſcheinung führen wir das von dem Buchhändler L. Kohnen angekündigte „Rheiniſche Jahrbuch" an, welches früher bei Dumont-Schauberg erſchien, und jetzt von dem als Redacteur des Feuilletons der Cölniſchen Zeitung hier lebenden Levin Schücking herausgegeben werden ſoll; die Ausſtattung ſoll der Ankündigung nach ſehr prachtvoll werden, und iſt auch der Preis auf 4 und 5 Thaler geſtellt. Aber der Speculationsgeiſt des Herrn Kohnen macht es ſich mit der Ausſtattung leicht; er gibt als Beiſchau zwölf Holzſchnitte, welche als Illuſtration eines Romans des Antwerpener Schriftſtellers Felix Bogaerts „Lord Stratford" im Jahre 1842 von N. de Keyſer gezeichnet und von Brown in Antwerpen geſchnitten wurden. Der Roman erſchien 1843 bei Alex. Jamar & Ch. Hen in Brüſſel, gedruckt bei Buſchmann in Antwerpen. Der Verleger oder Drucker hat ein gutes, unerwartetes Geſchäft gemacht, und De Keyſer gewiß nie im Schlafe daran gedacht, daß ſeine Zeichnungen noch einmal zur Ausſtattung eines Rheiniſchen Jahrbuches dienen würden.

Profeſſor Maßmann war verwichenen Sommer längere Zeit hier, um in Verbindung mit den betreffenden Behörden die nöthigen Vorbereitungen zur Einführung des Turnens an den hieſigen höhern Lehr-Anſtalten zu treffen. Bis jetzt iſt aber noch kein paſſender Turnplatz ermittelt und auch kein durchgebildeter practiſcher Turnlehrer angeſtellt. Was bisher an den Gymnaſien geſchah — an der Realſchule iſt noch nichts dafür gethan — konnte der ſo wichtigen Sache des Turnens nicht zweckförderlich ſein, war nur halbes Werk. Wir wollen aber hoffen, daß die Sache bald mit größerm Ernſte betrieben wird — es thut unſerer Jugend wirklich Noth. — Alle Anerkennung verdienen die Bemühungen des beſtehenden Turnvereins für Erwachſene, der über hundert Mitglieder zählt, und zwar Mediciner, Juriſten und angehende Kaufleute, welche ſich an drei Abenden der Woche verſammeln und es in ihren ganz ſyſtematiſch geleiteten Uebungen ſchon weit gebracht haben. Um den Sinn für das Turnen im Allgemeinen zu wecken, veranſtaltet der Verein zuweilen öffentliches Schau-Turnen, welches ſtets viele Zuſchauer anzieht und dem Vereine immer mehr Freunde gewinnt. Man ſieht daraus, daß recht lebendiger Sinn für die Sache vorhanden; möchte ſich nun auch die Behörde, in Bezug auf die Schulanſtalten, derſelben nur mit mehr Nachdruck annehmen und die bei den erſten Anlagen und Einrichtungen durchaus unvermeidlichen Koſten nicht ſcheuen. Bei unſerem Militair iſt das Turnen ſchon eingeführt. Daß aber die dabei befolgte Weiſe die rechte, dem eigentlichen Zwecke der Leibesübungen

entsprechende, will uns nicht einleuchten. Da geht Alles, wie in andern militairischen Dingen, nach dem Commando; ohne daß auf den Körperbau, die Anlagen der Einzelnen auch nur die geringste Rücksicht genommen würde, müssen die Militair-Turner nach einigen vorbereitenden Uebungen ohne Unterschied an die Barren, ans Reck, zu den Springübungen, wobei nicht selten von dem Einzelnen das Unmögliche verlangt wird. Man hat in der That auch schon mehre Unglücksfälle, besonders bei den Springübungen zu beklagen. Mag Dressur beim Militair Hauptsache sein, man soll aber wenigstens so dressiren, daß es ohne Leibschäden abgeht.

Nachschrift. Herr Professor Bauerband wird keine Vorlesungen in Cöln halten. Die Weserzeitung hatte behauptet, er sei mit seinen Vorlesungen vom Borromeusvereine dem Dr. Thesmar, dem protestantischen Eiferer, und dessen Vorlesungen entgegengestellt worden. Nun persiflirte Herr Bauerband diese Behauptung in einem der Cölnischen Zeitung eingesendeten Aufsatz (über den sich sogleich in derselben Zeitung ein Streit zwischen ihm und Herrn Thesmar entspann), erklärte aber, daß die Vorlesungen nicht Statt finden würden.

V.

Gustav Freitag.

Die schlesischen Poeten sind ein originelles Völklein; fleißig wie die schlesischen Weber, aber auch lustig und launig wie die Kinder Rübezahls im Riesengebirge. Sie mehren sich und sind fruchtbar, wie die Pilze im Moos, gesund, wie die Fischlein im Wasser, und geschwätzig, wie die Vögel im Walde. Man kann ihnen niemals gram sein und wenn sie noch so viel luftige Waare spinnen; denn es hat Alles, was sie machen, ein blankes, frisches Ansehen. Ihre Talente sind leicht, aber liebenswürdig, sie treiben glänzende Blüthe und gewöhnliche, aber erquickliche Frucht. In fröhlichen Zeiten wird Schlesien ganz Deutschland mit Spielleuten versorgen; es wird euch die jubelndsten Toaste, die artigsten Festlieder und die rauschendsten Triumphgesänge liefern. Auch in unsern Zeiten des Kampfs und der Noth schlagen sie fröhlich mit; sie sind feurig und liberal, kosmopolitisch und rational, wie es eben der Tag bringt; sie treiben Tendenz und Weltschmerz, obwohl es ihnen nicht tief zu Herzen geht; Gewandtheit und Schwung wird ihnen Niemand abstreiten, aber eben so wenig eine gewisse naive Harmlosigkeit, die zur anakreontischen Tändelei besser ist, als zur ausdauernden Gedankenarbeit. Offenbar steckt viel südländisches Blut in den Schlesiern, und sie bilden einen auffallenden Gegensatz zu ihren dialectischen Nachbarn in der Mark. — Gustav Freitag nun ist ein richtiger Schlesier und wir möchten seine Poesie mit einem lustigen, runden, jungen Weibchen vergleichen,

Digitized by Google

an dem mehr Fleiſch und Blut, als Knochen ſind; mit einer jener neckiſch lächelnden Figuren in Ramberg's Kupfern zu den Taſchenbüchern der Zwanziger Jahre, die ſo regelmäßig ihr Grübchen im Kinn und in der Wange haben; oder mit einem unſerer vielen flotten Muſenſöhne, deren Begeiſterung oft nur die Wallung des jungen Blutes iſt und ſehr weſentlich mit ihrem romantiſchen äußern Aufputz zuſammenhängt, denn was wird oft aus demſelben Brauſekopf, wenn ihm das Leben die zierliche Kappe vom blonden Scheitel, die ſtolzen Sporen vom Stiefel und den Schnurrbart von der Lippe nimmt! Freilich, der Poet, wenn er ein rechter iſt, bleibt immer jung, und wir wollen hoffen, daß Freitags Poeſie ſich ihre anmuthige Jugend bewahren wird. Aber um nachhaltiger zu wirken und über die Sphäre eines geſelligen Talents ſich zu erheben, müßte Freitag etwas tiefer in ſeine Bruſt greifen, und wir wünſchten, daß ihm die Verſe nicht gar ſo leicht würden, als es den Anſchein hat, oder vielmehr, daß er nicht Alles, was leicht in klingenden Reim geht, für ein poetiſches Thema hielte. Seine Phantaſie iſt lebhaft und reich in der kleinen gefälligen Detailmalerei; dieſes Detail wird ihm aber oft zur Hauptſache im Gedichte, während die Pointe ſchwach, der Grundgedanke unbedeutend iſt. Er weiß ſehr geſchickt mit dem Zauberapparat der alten Romantik umzuſpringen, aber er ſpielt damit zu viel. So kehren die Schilderungen der Elfenwirthſchaft, — im Grunde nur Variationen der engliſchen Fee-Mab-Poeſie — jeden Augenblick wieder; jene romantiſchen Metamorphoſen, wo der Schmetterling ein Roß, der Halm eine Lanze, der Blumenkelch ein Schloß, der Leuchtwurm eine Laterne wird u. ſ. w. Die Gedichtſammlung, die wir im Auge haben (In Breslau. Bei Urban Kern in Breslau, 1845), zerfällt in drei Abtheilungen. In der erſten: „Bilder aus dem Volke", ſind einige ſehr hübſche Gedichte, meiſt beſchreibender Art. Darunter wäre „der polniſche Bettler" ein vortreffliches Lied, wenn Form und Ausdehnung nicht zu breit wären. „Ein Kindertraum" iſt manchmal voll Sinnigkeit. Auch „Albrecht Dürer" und „der Glaube des Armen" zeichnen ſich durch ſchöne Anſchauungen aus; dagegen iſt „des Burſchen Ende" die kindiſchſte Verherrlichung eines Studentenduells mit zufällig traurigem Ausgang. Ein Todſchlag, deſſen Motive wir nicht kennen, iſt eben nur ein Unglücksfall und weiter Nichts; dazu iſt der ſterbende Pudel am Grabe des Burſchen eine abgedroſchene Sentimentalität. Die zweite Abtheilung: „Ein Trinkgelage", bringt mehr lyriſche Bewegung, als die beſchreibenden Volksbilder. Aber auch hier finden wir oft neben heiterem Humor bloße Spielerei. „Die Schöpfung der Künſtler" iſt eben kein ſchmeichelhafter Scherz und beruht noch auf der altmodiſchen Anſchauung von dem abſonderlichen Weſen der (privilegirten Wein- und Liebes-) Poeten. Die Dichter von heute wollen

mehr ſein, als eine Blüthenpuppe, von einem ſcherzenden Engel zuſammengeſtellt, der Gott nachahmen und auch „Hanswürſtchen" machen will; ſie wollen vielmehr volle, echte Menſchen ſein. Die dritte Abtheilung: „Feſte in Breslau", enthält eigentlich nur Gelegenheitsgedichte, die aber ſehr artig, voll Esprit und launiger Einfälle ſind. In dem letzten: „Schleſiſche Kunſt", finden wir ein Urtheil über ſchleſiſche Poeſie, das unſern Anſichten nicht zu widerſprechen ſcheint:

— und was machen die Poeten?
Laufen ſie noch immer umher zu Hochzeit und Kindesnöthen?
Ja, Euer Majeſtät, ſie ſind noch unermüdlich
Und thun ſich gern bei Zweckeſſen gütlich.
In Schauſpielen und Epoſſen ſind ſie nicht grade glücklich,
Aber ihre Lyrik iſt faſt immer wohlmeinend und ſchicklich ꝛc. ꝛc.

Wir haben abſichtlich einen ſtrengern Maßſtab an dieſe Poeſien gelegt, weil wir überzeugt ſind, daß Freitag ihn vertragen kann und Beruf hätte, mehr zu werden, als ein Sonntagsdichter.

VI.

Notiz.

An die geehrten Mitarbeiter der Grenzboten! Meinen Freunden und den geſchätzten Mitarbeitern dieſer Zeitſchrift diene zur Nachricht, daß meine Wohnung in Leipzig bis Neujahr geſchloſſen bleibt. Briefe und Beiträge beliebe man daher an die Verlagshandlung F. L. Herbig in Leipzig zu adreſſiren, von wo aus dieſelben — wie bereits öfters bei frühern Gelegenheiten — mit umgehender Poſt mir nachgeſendet werden und in kürzeſter Zeit ihre Erledigung finden.

Brüſſel im November. J. Kuranda.

— Berichtigung. — Unſere Setzer machen der Geſchichte Oeſterreichs einen wahren Guerillaskrieg. Kaum haben ſie den Grenzboten (in No. 42) eine „Königin" von Oeſterreich eingeſchmuggelt, ſo laſſen ſie jetzt gar (in No. 45) den treuen Miniſter Maria Thereſias, den Fürſten Kauniz, auf dem Schaffot ſterben! Mittelſt eines einzigen kleinen r, das der Aufmerkſamkeit des Correctors entſchlüpfte, haben ſie über den großen Staatsmann das Beil decretirt. In der wiener Correſpondenz jenes Heftes iſt nämlich die Rede von der Verbindung Marie Louiſens mit Napoleon, die das Werk einer einflußreichen Hofdame in Wien war, wie die Verbindung Ludwigs XVI. mit Maria Antoinette eine Schöpfung des Fürſten Kauniz war. Allein — heißt es weiter — während dieſer auf dem Schaffot verblutete ꝛc. Der geneigte Leſer wird das dieſer von ſelbſt in eine dieſe verwandelt haben — allein da es in der Welt gar viele ungeneigte Leſer gibt, ſo berichtigen wir dieß. —

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google

Flüchtige Reisebriefe.

I.

Ostende.

Deutsche Flotte. — Ein französisch-deutscher Kellner und eine Hutschachtel. — Zum ersten Mal am Meere. — Meerweibchen und Meermännlein. — Das flandrische Volk und die deutschen Badegäste.

Es ist der heiterste Morgen von der Welt, lieber Ignaz, und ich benütze das Stündchen Frist, welches mir Princeß Mary läßt, um dir einen flüchtigen Gruß zu senden. Princeß Mary nämlich ist eine Engländerin von etwa zweihundert Pferdekraft, mit der ich über die grüne Nordsee nach England reisen will. Laß dir erzählen. — Du kennst Freund W. und seine gemüthvolle kleine Frau, die mir nur aus ihren Briefen bekannt sind und die ich schon einmal auf ihrer Pilgerfahrt zu den Ruinen Roms und den Wundern Neapels — in Gedanken — begleitete. Diese liebenswürdigen Landsleute, mit denen ich in der Heimath nie zusammenkam, wollen mir ein Rendezvous in Brüssel geben. Ich eile dahin und komme 48 Stunden zu spät. Sie seien nach Ostende, sagt man mir. Ich fahre nach auf Flügeln des Dampfes und komme gestern Abend hier an mit einem gräßlichen Kopfschmerz.

Wäre ich wie einer von unsern nationalen Meerbetrunkenen, der „an den Brüsten der Nordsee säugt", während er in Berlin sitzt und vielleicht philosophischen Thee trinkt, so würde ich dir mit pathetischen Worten erzählen, daß ich direct vom Bahnhof an das Gestade lief, anbetend auf meine Kniee fiel und im Anblick der heiligen Salzfluth Kopfschmerz, Zahnschmerz, Weltschmerz und alle möglichen

andern Schmerzen verlor, bis auf den um die fehlende deutſche Flotte. Leider iſt mir ein ſolches Wunder nicht begegnet, und doch wäre es nicht mehr als billig geweſen, da ich bisher die See nur aus Gedichten und Romanen kannte. Aber ich bin auch proſaiſch genug, dir zu geſtehen, daß ich zwei volle Stunden in Oſtende herumlief, ohne das Meer zu begrüßen; öfters war ich, am obern Ende der rue Chapelle, kaum hundert Schritte davon entfernt und hörte ſein Brauſen hinter dem Damme, der es meinen Blicken verbarg; ich hatte ſo viel Beſonnenheit, mich auf den Genuß, den ich mir verſprach, methodiſch vorzubereiten, und wollte erſt meine Freunde aufſuchen. Welch ein Feierabend, wenn ich ſie finde!

Oſtende iſt in der Saiſon eine deutſche Stadt und die Sprache Teut's iſt mächtig daſelbſt. Aber dies erhöhete nur mein Herzpochen. Wie leicht konnte ich an den Erſehnten vorübergehen, ohne daß ſie oder ich eine Ahnung davon hatten. Während ich daher ungeduldig aus einem Hotel ins andere eilte und mir überall wie ein Polizeicommiſſär die Fremdenbücher vorlegen ließ, konnte ich mich auch auf der Gaſſe nicht enthalten, jedem ſpazierenden Paar nachzugehen und wo ich eine kleine hübſche Dame ſah, ihr neugierig unter den Hut zu gucken, als müßte ich ſie, nach deiner Beſchreibung, erkennen. Vergebens. Zuletzt entdeckte ich ihre Spur mit Hilfe eines deutſchen Kellners, den ich aber lange nicht verſtand, weil er ſein bischen flandriſches Franzöſiſch durchaus an mir üben wollte. Er führte mich bereitwillig eine ſchöne Treppe hinauf, öffnete die Thüre eines kleinen Salons und indem er, um mich anzumelden, auf die Schwelle trat, ſagte er, hineinzeigend: „Ganz recht, hier ſteht noch eine Hutſchachtel, die ſie vergeſſen haben.“ — Sie hatten einen Tag gewartet und waren dann kurz vor meiner Ankunft abgereiſt, nach England. Wenn ich raſch auf den Damm liefe, ſo könnte ich vielleicht noch den Rauch des Dampfbootes erſpähen, welches ſie davontrug, — meinte er. —

Ich habe mir ſagen laſſen, das Meer ſei wie ein großer Mann, deſſen Größe man erſt bei näherer Bekanntſchaft ahnen lerne. Deshalb erwartete ich nichts Ungeheueres vom allererſten Eindruck. Aber wie ich die kleine Höhe des Dammes hinaufgeſtiegen war, entfuhr mir doch ein leiſes Ah! und ich ſtand, aufathmend und erſchrocken, wie vor einer nackten Götterſchönheit. Dies alſo iſt das Meer

In weiter, weiter Ferne unter mir ſah ich einen unendlich breiten Spiegel hingegoſſen, aufblitzend im letzten Licht des Tages, und vor meinen geblendeten Sinnen nahm es noch andere Geſtalten an; ein ſilbergrauer rieſiger Wellenvorhang, hinaufgeſpannt bis an die Wolken; eine diamantene Scheidewand, aufſteigend zwiſchen Dies- und Jenſeits, Myſterien einer andern Welt verhüllend. Man ſieht im Grunde nicht ſehr weit mit bloßen Augen und nur die lange Küſte, die man auf einmal überſchaut vom Damme, der gleichſam die Oſtende'ſche Feſtungsmauer nach der Seeſeite zu iſt, gibt dem Anblick etwas Großartiges. Aber mir kamen auch Wetter und Tageszeit zu Gute. Die Sonne war bereits untergegangen, und der äußerſte Horizont von ſchwachen Nebeln umſchleiert, welche eine optiſche Täuſchung bewirkten und die Ausſicht künſtlich erweiterten, denn die Grenzlinie zwiſchen Meer und Gewölk war nicht mehr zu unterſcheiden, und ein einſames Fiſcherboot, welches, die weißen Segel ausgeſpannt, in die Ferne hinflog, ſchien hoch über mir durch den Himmel zu fahren. Dagegen lag das Meer in nächſter Nähe unter mir, tief, wie ein gähnender Abgrund. Erſt ſpäter, als ich an den Strand hinabſtieg, bemerkte ich, daß es der von der Ebbe bloßgelegte Meerboden war, der von Weitem einer glatten Fläche mit ſanften kleinen Wellen gleicht, in ſo ſchöner Symmetrie prägt ſich ihm die Spur der Wogen ein; ich lief mit kindiſcher Freude darauf herum, er war feſt und rein wie eine Tonne, ein Tanzboden für die zierlichen Füßchen der Niren und Seejungfrauen.

Mehr noch als der Anblick des Meeres überraſcht ſeine Stimme. Wie du auf die Höhe des Dammes trittſt: ein fernes Brauſen, als ob dir zu Füßen tauſend Urwälder im Herbſtwind lauter und lauter ihr Lied erhöben, dann ein tiefes, ſeufzendes Athemholen der Fluth, ein Schluchzen, ein Schmettern und Klatſchen mit langgezogenem Wiederhall, dann aber plötzlich ein Brüllen und Heulen, das gradezu an dich gerichtet ſcheint und gradezu dir in die Seele donnert, — als wüßte das Meer, daß du ſein neueſter Bekannter biſt —; das dich anſchreit, wie eine melancholiſch zornige Frage, die aber, ehe ſie endet, immer in eine neue und immer wildere Frage übergeht, — du trittſt erſchrocken zurück, du meinſt, das Meer werde im nächſten Augenblick etwas Entſetzliches verkünden, es wolle über die Erde herfallen und ſpiele die Ouvertüre zum Weltgericht.

Digitized by Google

Aber halt! Du beſinnſt dich endlich: dieſe tobende Stimme, die dir neu iſt, hat ja, ſeit die Welt ſteht, noch niemals aufgehört zu ſchreien, und dieſe drohenden Donner rollen ſchon ſeit Jahrtauſenden, ohne zu dem Schlußpunkt zu kommen, den ſie zu ſuchen ſcheinen. Und es durchrieſelt dich, wie eine Ahnung der Ewigkeit.

Bis ſpät in die Nacht bin ich auf dem Damm geblieben, aber ich könnte dir unmöglich Rechenſchaft geben von Dem, was mir durch den Kopf ging und was mir das Herz bewegte. Nur ſo viel weiß ich noch, ich hörte einige Leute ſprechen von einer Gelegenheit nach London und dazu lärmte die ferne Fluth wie eine höhniſche Antwort; in dieſem Augenblick, ich geſtehe es, frappirte mich die Kühnheit des Menſchen im Seefahren wie etwas Neues. Ich habe die ganze Zeit keine Beobachtungen angeſtellt, ich ſah nicht einmal hinaus auf die Wogen, ſondern horchte, ganz Ohr, ihrer Beethovenſchen Nachtmuſik. Man befreundet ſich ſehr bald mit der Stimme des Meeres; du brauchſt nur eine Viertelſtunde zu lauſchen und ſie ſcheint dir, ſtatt zürnend und drohend, voll von klagendem Geſang. Du unterſcheideſt bald auch die leiſern Töne in dem Rieſenorcheſter, das Flüſtern und Klingen des Windes auf geſchwungener Wogenſaite; tauſend neue Stimmen ſteigen in deinem eigenen Innern auf und du meinſt die Bäche und Bächlein deiner Heimath wiederzuhören, die im Ocean nach langer Wanderung ein Ziel gefunden haben. Es liegt ein feſſelnder, melancholiſcher Reiz im Gebrauſe dieſes Elements und du fühlſt bald eine tiefe Sympathie dafür, wie für ein großes menſchliches Weſen. Selbſt ſeine grauſamen Stürme wirſt du ihm nicht übel nehmen. Wo es ſich an den felſigen Knochen des Landes bricht, da heult und klagt es wie ein Gefangener. Aber draußen in ſeinen einſamen Wüſten, da iſt es ruhig und groß und ſpricht, leiſe murmelnd, mit ſich ſelbſt, bis die Stunde des Sturmes kommt, wo es ſich der alten Freiheit erinnert und weinend in bewußtloſer Raſerei ſich hin und herwirft. Warum ſtört ihr es auch in ſolcher heiligen Stunde mit euren kleinen Geſchäften, mit euren Waarenballen und dem andern Spielkram auf prahleriſchen Schifflein? Seht, das gewaltige Meer iſt auch gut und geduldig. Kleine Kinder dürfen mit dem Saume ſeines wallenden Kleides ſpielen, bleiche Paſtoren, furchtſame Stubengelehrte und hyſteriſche Weiber dürfen es zur Badewanne machen, in

der ſie ihre Gebrechlichkeit waſchen und ihre ſündhaft zerrütteten Nerven ſtählen.

Neben mir ſaßen vor dem Caffeehaus an der Dammſpitze ein paar flandriſche Mädchen in ſauberer Tracht, ein ſchwarzes Tuch, wie eine Kapuze, über den Kopf geſchlagen; ſie hatten noch in ſpäter Nacht ein Seebad genommen, — gewiß nur zur Luſt; die rothen Wangen und feurigen Augen ſprühten von Geſundheit, die feuchten Locken athmeten friſchen Seeduft aus, und wenn man ſie unter einander unſchuldig kichern und wiſpern hörte, konnte man ſie ohne große Leichtgläubigkeit für Meermädchen halten. Das flandriſche Küſtenvolk contraſtirt überhaupt gewaltig gegen die ſtammverwandten deutſchen Binnenländer, die hierher kommen und nichts weniger als deutſche Flotte ſpielen. Im Wirthshauſe kam ich in eine Geſellſchaft deutſcher Badegäſte, die Politik ſprachen, aber gerade ſo engbrüſtig und krähwinkleriſch, wie zu Hauſe in Celle oder in Jüterbok. Wer ſollte es glauben, daß dieſe Menſchen ſchon wochenlang in der Meerluft leben! Hie und da ein kühnes Bonmot auf Hengſtenberg oder Ronge, oder eine verſteckte Anſpielung auf den Fürſten von Reut-Kreuz. Die deutſche Geſchichte, aufgelöſt in hämiſche Notizen und großmütterliche Berichtigungen. Und wie das die Worte wägt, als hätte Jeder einen Cenſor hinter ſich ſtehen, oder einen Polizeiſpion. Das macht, ſie haben die Cenſur und den Polizeikrampf in allen Gliedern.

Adieu! Weiteres aus England.

London. Drei Tage ſpäter.

Londoner Morgen. — Paradoxer Patriotismus. — Meeresſtille. — Ein exotiſcher Engländer. — Seekrankheit. — Ankunft in Dover.

London iſt kein Frühaufſteher. Selbſt die „kleinen Leute" frühſtücken erſt gegen acht Uhr. Mein Thee kommt nach ſieben auf den Tiſch, was bei meinen Wirthsleuten für eine gewaltige Neuerung angeſehen wird und am erſten Tage einen Kampf koſtete, wie um die Reformbill. Dies hält mich aber nicht ab, vor ſechs aufzuſtehen, denn die Morgenſtunde hat hier doppelt Gold im Munde. Wenn ich früh das Fenſter öffne, iſt die Luft ſo rein und der Himmel ſo blau gewaſchen, daß ich die engliſche Nebelatmoſphäre für einen Mythus halte. Dieſer ländliche Himmel dauert etwa eine

Stunde, dann umwölkt er ſich plötzlich, weil die zahlloſen Eſſen der Rieſenſtadt zu rauchen beginnen. Eben ſo iſt London am frühen Morgen ſtiller als um Mitternacht. Die erſten Töne, die ich höre, ſind die Ausrufer mit ihren eigenthümlichen und mannigfaltigen Cadenzen, die alle wie ein klägliches Gejodel klingen. Am liebſten darunter iſt mir das new milk from the cow! (friſche Milch von der Kuh). Dieſe melkende Kuh iſt keine bloße Phraſe, ſondern eine ſolide Wahrheit, und ſie macht mir die ganze Straße idylliſch, wenn ſie am Strick des Ausrufers von einer Hausthür zur andern wandelt und überall die großen ſaubern Zinnkannen füllt. Vor zehn Uhr, ſagte man mir, geht kein Gentleman aus. Auch eine Regel, an die ich mich nur heute binde, weil ich dir erzählen will, wie es mir auf der Ueberfahrt gegangen iſt.

Alſo zehn Minuten, nachdem ich mein voriges Briefchen beſchloſſen hatte, ſtand ich auf engliſchem Boden, nämlich auf dem Verdeck der Princeß Mary; wirklich trug hier alles ſchon ein fremdes Gepräge; Geſichter, Geſtalten, Kleidung, Sprache und Benehmen. Der maſſive Capitän, mit ſeinem ſouveränen Phlegma, der wettergebräunte Mate und ein alter Matroſe ſtanden gerade beiſammen, als ich von dem ſchaukelnden Kahn, der uns aus der ſeichten Rhede ins Meer hinausfuhr, an Bord kletterte, und ſchienen ſogleich die paar Ausländer unter den Paſſagieren zu unterſcheiden und mit ſtolzer Herablaſſung zu muſtern. Die britiſchen Paſſagiere dagegen ſchienen ſich ſchon wie zu Hauſe zu fühlen und allmählig aufzuthauen. Beſonders lebhaft war ein Gentleman in hechtgrauem Rock, der bei jedem Wort, das er ſprach, die Lippen ſo weit zurückzog, daß man ſein ganzes blankes Gebiß ſah, bis zu den hinterſten Backzähnen; und dies gab ſeinen Reden einen eigenthümlichen Nachdruck. Er führte nämlich Jeden einzeln bei Seite, als hätte er weiß Gott welche diplomatiſche Geheimniſſe zu verhandeln, und fing an, ihn auszufragen und dabei mit den Fingern der rechten Hand auf denen der linken zu rechnen. „Wo haben Sie in Oſtende übernachtet? Was haben Sie zahlen müſſen? Nicht wahr, ſchrecklich? Und in Cöln? — In Mainz? — In Mannheim ꝛc.?“ So verfolgte er die Wirthshausrechnungen ſeines Landsmannes, bis dieſer bemerkte, er ſei auf derſelben Route nicht ſo weit als jener gekommen. Dann ließ ihn der Hechtgraue ſtehen und wandte ſich ſogleich zu

Digitized by

einem Andern, um mit ihm daſſelbe Verhör von Neuem anzufangen. „Ich erkläre," rief er mit gedämpfter Stimme und in energiſchem Tone, „es iſt nirgendswo billiger als in England. Sie zahlen für ein Eſſen fünf Schilling oder zehn Schilling, aber es iſt engliſches Eſſen. Sie geben für ein Paar Schuhe zwanzig Schilling oder fünfundzwanzig, aber Sie haben dann engliſches Leder, und wenn Sie für ein Nachtlager drei Schilling geben, ſo haben Sie wenigſtens in einem engliſchen Bett geſchlafen." — „Und die kleinen Thierchen," ſagte ein Anderer, die ich einmal ſelbſt im Victoriahotel zum Nachtbeſuch hatte, ſind wenigſtens engliſche ...; ich kann Sie verſichern, es waren Kerlchen darunter, wie die Aldermänner." Die Umſtehenden lachten und der Hechtgraue trat mit einem leiſen: Nonsense! ab. So parador äußert ſich bei manchen Leuten der Patriotismus.

Jetzt aber brauſten die Räder, wir flogen dahin und Oſtende entſchwand allmählig unſern Blicken. Von acht Uhr bis gegen Mittag hatten wir blauen Himmel und grüne See. Ich konnte mich nicht ſatt ſehen an dem herrlichen Schauſpiel, aber das Meer war heute ein ſo ganz anderes, daß mir die Eindrücke vom vorigen Abend wie ein Traum vorkamen; das Meer iſt wie jene ſeelenvollen beweglichen Phyſiognomien, die jeden Augenblick ihren Ausdruck verwandeln. Heute war Nichts von ſeiner gewaltigen Stimme zu hören, keine Wogen ſtiegen zum Himmel; faſt unſcheinbar, wie ein glatter Binnenſee, umſpielte es den Kiel der Prinzeß Mary, die luſtig auf- und niedertanzte Später, als wir, an Dünkirchen vorbei, uns mehr von der Küſte ab und in die offene See hinauswandten, glich das Meer einem Rieſenſtrom mit ſtiller, aber reißender Fluth; die fernen Linien der Küſte auf der einen und des Seehorizonts auf der andern Seite und die Sommerwölkchen gegen Abend, Alles ſchien zu fliegen und zu zittern, wie bebende Saiten oder wie die Luftwellen vor einem Hochofen. Nur die hohe Sonne ſtand ruhig über dieſer fliehenden Welt und warf einen blendenden Lichtfleck auf die ſchattenloſe, ſmaragdgrüne Fläche, die ſich vor mir ins Unermeßliche dehnte, von aufſtäubenden Wogenſpitzen, wie von zahlloſen Diamanten, beſäet; dazwiſchen blitzten auch dann und wann kleine weiße Segel, wie ſchnelle Mövenfittige. In ſolchen Augenblicken iſt es ein Hochgenuß, über Bord gelehnt, vom friſchen Wind

umrauſcht, in die Tiefe zu ſchauen, aus der ſich die ſchaumweißen Arme heben, — geheimnißvolle Seegöttinnen, die den Wanderer freundlich wiegen — oder in die Weite ſpähend, und in feenhafte Träume verloren, Alles, was hinter einem iſt, zu vergeſſen. Aber wenn man Alles vergißt, Ein Gedanke wird den Neuling auf der See nicht verlaſſen; es iſt die bange Frage: wirſt du ſeekrank werden, oder nicht? Jeder Rauſch auf Erden hat ſeinen Katzenjammer, die Luſt der Seefahrt aber wird mit dem ſchrecklichſten Jammer von der Welt gebüßt. So hab ich mir ſagen laſſen. Es ſoll ein gelindes Sterben und von der gütigen Vorſehung nur erfunden ſein für ängſtliche Seelen, als homöopathiſches Mittel gegen die Schrecken des Sturmes, denn wer im Ocean die Krankheit hat, der wünſche ſich auf den Grund des Meeres und höre das Krachen des Fahrzeugs wie ein Zeichen baldiger Erlöſung. Solche Erklärungen dienen eben nicht dazu, dem Anfänger Muth oder Luſt zur Bekanntſchaft mit dieſem höchſt intereſſanten und eigenthümlichen Zuſtande zu machen. Wie der Recrut vor dem erſten Treffen, ſo fühlt er ſich halb zum Prahlen, halb zum Zittern aufgelegt. Was mich betrifft, ſo that ich weder Eins noch das Andere, aber ich glaube, daß ſich mein Geſicht doch ein wenig verlängerte, als ich die Entdeckung machte, daß die ſtolzen Inſulaner ſelbſt ſich vor der Macht Neptuns beugen und ihre Abgabe ihm entrichten mußten, und dies beim allerſchönſten Wetter. Eine alte Engländerin ſeufzte vom erſten Augenblick an fortwährend: God! und God Almighty! Ihr Sohn, ein langer, blaſſer und ſchweigſamer Mann, der wie ein deutſcher Theologe ausſah, tröſtete ſie ſo lange, bis er ſelbſt unterlag; der Sohn ſeiner Mutter ließ das Haupt ohnmächtig auf ihre Bruſt ſinken und ſie hatte nicht die Kraft, ihn zu ſegnen. Endlich kam der Steward ihnen mit zwei Waſchbecken zu Hilfe. „Gucken Sie ſie nur nicht an, es iſt anſteckend," ſagte er mit boshaftem Lächeln zu mir, als er das traurige Paar in die Kajüte hinab geleitete.

Nein, ſie ſoll mich doch nicht haben, die tolle Seekrankheit! dachte ich bei mir und brannte eine friſche Cigarre an. Ein neues, ein recht erquickendes Bild belebte meinen Muth. Am Vorderdeck mit den gekreuzten Armen auf den Bugſpriet hinausgeſtreckt, lag ein junger Menſch von fünfzehn bis ſechszehn Jahren. Ich hatte ihn ſchon früher bemerkt, aber wegen des rothen Fes, das er trug,

Digitized by Google

nicht für ein Kind Albions gehalten. Es war ein flotter Burſche, auf deſſen Geſicht die ſcharfen engliſchen Züge und die leuchtenden Augen des Nordens ſehr hübſch zuſammenpaßten. Nun, dieſer junge Menſch — ſo wurde mir erzählt — war ein Engländer und hatte England nie geſehen. Solche Fälle mögen nicht ſelten ſein. Er war in Corfu, wo ſein Vater als Offizier ſtarb, geboren und erzogen. Jetzt rief ihn die Familie ſeiner Mutter in ſein eigentliches Vaterland zurück. Was mußte in der Bruſt des Glücklichen vorgehen! Von Kindheit auf hatte er England preiſen gehört, wie ein gelobtes Land, dem er entgegenreifte unter dem ſchönen Südhimmel. Er kannte es durch und durch aus den verſchönernden Erinnerungen ſeiner Eltern, aus den heimathgetränkten Liedern der engliſchen Amme, aus ſeinen Dichtern und Geſchichtſchreibern und vor Allem aus ſeinen mächtigen Flaggen, in deren ſchirmenden Schatten er aufgewachſen, und vor denen er alle fremden Segel ſtreichen ſah. Er war vermuthlich über Trieſt und Deutſchland gewandert, und auch hier ſah er überall, ſei es in Haß oder Liebe, das freie Albion obenangeſtellt. Jetzt aber ſollte er es mit leiblichen Augen ſehen, das große gewaltige Stammhaus, dem er längſt im Geiſte angehörte, von deſſen Wundern und Heimlichkeiten er Nächte lang geträumt. Darum ſpäht er ſo gierig hinaus, als wollte er jetzt ſchon die Kreidenküſte grüßen, darum hält er die freie Bruſt dem aufſpritzenden Giſcht entgegen, und gewiß liebt er heute die kühle, ſtolzbäumende Nordſee mehr als die blauen, ſanft lullenden Meere des Südens mit ihren Blütheninſeln und Korallenklippen. Vielleicht vergißt er auch bald das ſchöne Eiland des Odyſſeus, ſein Geburtsland, wie man die treue Amme vergißt, in den Armen der Mutter. — Jetzt ſtand er auf mit feuchten Blicken, wie ich zu bemerken glaubte, und auf ihn zu ſprangen einige Kinder, ein Junge und zwei Mädchen, von ſieben oder acht Jahren, in zierlichen Strohhüten mit flatternden Bändern. Seine Verwandte waren ihm nämlich entgegengefahren. Die Kleinen hüpften an ſeiner Hand ſo munter und keck auf der Bordbank und bis an den Bugſpriet hinauf, wie Kanarienvögel auf den Sproſſen ihres Käfigs. Während aus der Kajüte ſich ein klägliches Gewimmer erhob, küßten und lachten und kicherten die Glücklichen oben im goldenen Sonnenſchein. Children are the best sailors, ſagte ein alter Matroſe, der ſich die

Scene mit Wohlgefallen ansah. Ja, ihrer ist das Himmelreich, denn sie bekommen keine Seekrankheit. Wär' ich doch ein Kind gewesen!

Seit einiger Zeit schon war der Horizont von einem schwarzen Rand eingefaßt, der immer breiter und breiter wurde, bis die Wogen zuletzt ganz ihr grünes Festtagskleid ablegten und schwarz, wie Trauerschleppen, emporwallten. Es sollte also einen kleinen Sturm geben und ich dachte an jenen Maler, der sich an den Mast binden ließ, um das Schauspiel des Orkans zu genießen. Großer Muth würde auf einem Dampfpaketboot nicht dazu gehören, wohl aber ein guter Magen. Und der war's bei mir, der in diesem Augenblick anfing, an Geburtswehen zu leiden. Noch ein Blick auf das schwindelnde Meer und die Cigarre entfiel meinen Fingern, ich schwankte auf die Bank und, das Gesicht in die Hand gedrückt, suchte ich meine Ohnmacht zu bekämpfen. Wirklich that mir der kühle Schaum, der mich bespritzte, so wohl, daß ich nach einer Weile gesiegt zu haben glaubte und mit triumphirender Miene wieder aufstand, um mich meinen Reisegefährten als Mann zu zeigen. Aber wehe mir, ich hatte zu früh triumphirt. Ich that einen Schritt oder zwei, und erhielt die spöttische Weisung, hinabzugehen zu den Andern. Hier sollte ein Schleier fallen über die Schrecken der Unterwelt, aber sie waren, offen gestanden, nicht groß; denn ich fiel bald in einen süßen Schlummer, aus dem mich erst der Ruf: Dover! weckte. Ich eilte auf das Verdeck und sah endlich die grauen Felsen der englischen Küste durch den strömenden Regen leuchten. Ein bischen Seekrankheit erfrischt übrigens wunderbar und ich begreife nicht, warum man die Badegäste an Seeorten nicht manchmal auf die Schaukel der Wogen hinausschickt. — Guten Morgen!

Digitized by

Sylveſter Jordan.

II.

Als der Churfürſt Wilhelm I. am 21. November 1813 in ſeine Reſidenz zurückgekehrt war, ließ er es ſich fürs Erſte angelegen ſein, die in ſeinem Lande während der Fremdherrſchaft getroffenen Einrichtungen wieder aufzuheben, nämlich in ſo weit, als durch dieſelben der Allerhöchſten Machtvollkommenheit Eintrag geſchah. Standesvorrechte mancher Art, Alterthümer, deren Abſchaffung freilich auch das Werk der Napoleoniſchen Zeit geweſen, durch deren Wiederherſtellung aber nur Beſchränkungen der oberſten Gewalt wieder hergeſtellt worden wären, ſolche ließ man abgeſchafft. Dies machte böſes Blut, die Abſchaffung der liberalen Inſtitutionen bei den Mittel-Klaſſen des Volks und die Nichtwiederherſtellung der Standesvorrechte bei den Ariſtocraten.

Auf den erſten März 1815 berief der Churfürſt in altherkömmlicher Weiſe die Stände des Landes ein. Er verſprach ihnen am 10. Juni eine „der Vernunft und den Erfahrungen der Zeit entſprechende Landesverfaſſung", ja er verſprach ihnen, daß für Heſſen die liberalſte Conſtitution feſtgeſetzt werden ſollte. Indeſſen da die Stände nicht nur auf Wiederherſtellung der alten Standesrechte, ſondern auch noch auf Trennung des churfürſtlichen Hausſchatzes und der Chatulle von dem Staatsgute beſtanden, ſo konnte ſich die Regierung mit ihnen nicht vereinigen und vertagte ſie am 2. Juli, in der Hoffnung, ſie ſpäter gefügiger zu finden. Dieſe Hoffnung wurde getäuſcht. Die Stände, die am 15. Februar 1816 wieder zuſammentraten, beharrten auf ihren Anſprüchen und da ſie außerdem mit

einem in demſelben Monate ihnen vertraulich mitgetheilten Verfaſſungsentwurf ſich unzufrieden bezeigten, indem ſie ihn den am 10. Juni vorigen Jahres erregten Hoffnungen nicht entſprechend fanden, ſo wurden ſie am 10. März ohne Landtagsabſchied entlaſſen.

Es ſchien auf dieſe Weiſe aus der Einigung über eine dem Lande zu ertheilende Conſtitution nichts werden zu wollen, und der neue Churfürſt, der den 27. Februar 1821 zur Regierung gelangt war und dem die hoffnungsreichſten Herzen aller Stände und Parteien, wie es unter ſolchen Umſtänden zu geſchehen pflegt, entgegenſchlugen, Wilhelm II. erließ am 29. Juni 1821 ein Organiſationsedict, durch welches manche Mißſtände allerdings beſeitigt wurden, denn es trennte die Rechtspflege von der Verwaltung und enthielt Beſtimmungen, welche dazu dienen ſollten, die Unabhängigkeit jener ſicher zu ſtellen; aber zugleich erweiterte es beträchtlich den Umfang der adminiſtrativen Gewalt und ging über die Angelegenheit der landſtändiſchen Verfaſſung mit einer bloßen Andeutung leicht hin. Wiederholt trug die Ritterſchaft auf Zuſammenberufung der Landſtände an. Vergeblich. Mißmuth und Unzufriedenheit waren allgemein; die Ritterſchaft, der es um ihre Privilegien zu thun war, ſympathiſirte diesmal mit der ſogenannten Volkspartei, deren Sinn nach liberalen Inſtitutionen ſtand. Der Groll durfte aber nicht laut werden.

Es kam noch ein beſonderer Umſtand hinzu, die Gemüther aufs Heftigſte zu reizen. Wie voll von Immoralität das Volk auch innerlich ſtecke, öffentlich nimmt es die Moralität immer in Schutz und empört ſich vorzüglich gegen diejenigen Verletzungen derſelben, die in einer den Aeußerungen ſeines Unwillens unerreichbaren Region gewagt werden. Das churheſſiſche Volk haßte die Frau Ortlopp, die der Churfürſt zur Gräfin Reichenbach gemacht hatte. Je mehr die Favoritin verhaßt war, deſto mehr wurde die Churfürſtin (Friedrich Wilhelm III. Schweſter), deren Zurückſetzung die allgemeine Theilnahme erregte, bemitleidet und geliebt, und je mehr ſich dieſe Theilnahme zum Enthuſiasmus ſteigerte, deſto bitterer wurde wiederum der Haß gegen die Nebenbuhlerin der angebeteten Fürſtin. Man nahm lebhaft Partei für dieſe; bei Hofe und im Adel hatte ſie einen ſtarken Anhang und im Volke flogen ihr alle Herzen zu. Das patriarchaliſche Regiment rechtfertigt ſolche Einmiſchung des Volkes

Digitized by Google

in das Privatleben des Herrschers; seine Familienverhältnisse sind eine Staatsangelegenheit; das Volk fühlt, daß des Landes Wohl und Wehe von den Einflüssen abhängt, unter welchen der Monarch steht. Die Gräfin, hieß es, übe die verderblichste Einwirkung auf die Regierungshandlungen und beute dieselben für sich und ihre Creaturen aus. Alle drückenden und willkürlichen Maßregeln der Regierung wurden vorzüglich auf ihre Rechnung geschrieben. Ein Drohbrief, der, an den Churfürsten gerichtet, am 20. Juni 1823 zu Cassel auf die Post gegeben wurde, machte das Uebel nur ärger. Der Churfürst wurde in diesem Briefe aufgefordert, die Gräfin Reichenbach zu entfernen, dem Lande binnen Jahresfrist eine dem Art. 13 der Bundesacte entsprechende Verfassung zu geben und (hier verräth sich die Sphäre, aus welcher dieser kalte Schlag herkommen mochte) sein Benehmen gegen seine nächste Umgebung zu ändern; widrigenfalls eine Anzahl junger Leute, die zu diesem Ende verschworen wären, ihm und der Gräfin nach dem Leben trachten würden. Die einer Specialcommission übertragene Untersuchung über dieses Attentat verbreitete, sagt Jordan, gleich einem drohenden Gewitter, Furcht und Schrecken über den ganzen Staat; die polizeilichen Maßregeln wurden in einer bis dahin unbekannten Weise vermehrt und geschärft, der Absolutismus griff polypenartig immer mehr um sich und lastete schwer auf dem Volke, das zwar mit stummer Duldsamkeit das Unabwendbare äußerlich zu ertragen schien, desto mehr aber sich im Stillen nach einer Verbesserung seiner Lage sehnte.

So war der Zustand Churhessens, als im Jahre 1830 die französische Julirevolution einen Funken in diesen aufgehäuften Zunder warf. Der Churfürst war mit der Gräfin Reichenbach nach Carlsbad gereist; er war krank, unzugänglich, der ihm nachgesendete Leibarzt wurde nicht vorgelassen; schreckliche Gerüchte liefen im Volk um. Da lud in Cassel ein Mann, der durch die Zerstörung der Habichschen Fabrik seinen wichtigsten Nahrungszweig eingebüßt hatte, Herbold, Gildemeister der Küferzunft, am 2. September die Zünfte zu einer Versammlung ein, ursprünglich nur in der Absicht, daß man sich über die Beschwerden der Gewerke und über Mittel, diesen abzuhelfen, berathe; bald aber nahm die Berathung eine allgemeinere Richtung. Auf den Vorschlag des Obergerichtsanwalts Hahn, der als Advocat zugezogen worden, faßte die Versammlung den Be-

Digitized by Google

schluß, auf Einberufung der Landstände hinzuwirken. Am 6. September brach ein Volkstumult aus, der wegen unerwarteter Erhöhung der Brotpreise gegen die Bäckerläden gerichtet war; die Zerstörungswuth der Masse, einmal geweckt, bedrohte nun auch die Fleischbänke und andere Verkaufsstätten. Am 7. versammelte sich deshalb der Stadtrath und verfügte eine allgemeine Bewaffnung der Bürger. In Folge dieser Maßregel wurde die Ruhe nothdürftig erhalten. Auf Versammlungen der Bürger, welche inzwischen Statt fanden, wurde der Plan, den Churfürsten um Einberufung der Stände zu bitten, weiter verfolgt, und nachdem der Churfürst am 12. zurückgekehrt war, am 14. eine von Hahn ausgearbeitete Bittschrift, Seitens der Bürgerschaft dem Stadtrath zugestellt, welcher dieselbe am 15. dem Churfürsten überreichte. Der Churfürst sah die Nothwendigkeit ein, dem Volke Bewilligungen zu machen. Eine Verordnung vom 1. September berief die Landstände auf den 16. October ein.

Jordan hatte sich, wie wir schon in der ersten Abtheilung gesehen, durch seine academische und literarische Thätigkeit, so wie durch sein persönliches Verhalten so sehr die allgemeine Achtung erworben, daß ihn die öffentliche Meinung laut als denjenigen bezeichnete, der von Seiten der Landesuniversität für den Landtag zu wählen sei, und seine Collegen waren derselben Ansicht. Er wurde gewählt, und traf in der Mitte Octobers in Cassel ein.

Die Regierung legte den Ständen einen Entwurf zu einer Verfassungsurkunde vor, welcher in allen wesentlichen Stücken mit jenem oben erwähnten Entwurfe von 1816 übereinkam und daher den Erwartungen, die allgemein gehegt wurden, nicht entsprach, am wenigsten aber den Ansichten, die sich Jordan über eine zeitgemäße Verfassung gebildet hatte. Nachdem Jordan in Cassel eingetroffen war, suchte man ihn durch die glänzendsten Versprechungen für die Annahme der Proposition zu gewinneu. Der zur Prüfung der Proposition erwählte, aus sieben Mitgliedern unter Jordans Vorsitz bestehende landständische Ausschuß meinte Anfangs, daß die unbedingte Annahme derselben das Gerathenste sei, um nicht, durch weitere Vorschläge, gleichwie dies im Jahre 1816 der Fall gewesen war, das ganze Verfassungswerk zu vereiteln. Allein Jordan ließ sich durch nichts von seiner Ueberzeugung abbringen, daß die Proposition durchaus ungenügend sei und daß es gelingen werde, dem Lande eine

Digitized by Google

zeitgemäße Verfaſſung zu erwerben. Er entwickelte ſeine Anſichten in den erſten Sitzungen des Ausſchuſſes mit der größten Klarheit und Gründlichkeit, und es glückte ihm, zunächſt den Ausſchuß und mittelſt dieſes ſodann auch die Ständeverſammlung für ſeine Ueberzeugung zu gewinnen.

Jordan rühmt von den Ständen dieſes conſtituirenden Landtags, daß eine Eintracht, eine Biederkeit der Geſinnung und eine Thätigkeit durchweg geherrſcht habe, welche nichts zu wünſchen übrig ließ. Er ſelbſt trug aber nicht wenig dazu bei, die Eintracht zu erhalten und die Thätigkeit zu beleben. Selbſt weder der Ritterſchaft noch dem Bürger- oder Bauerſtande ſeiner äußeren Stellung nach angehörig, war er am beſten dazu geeignet, die zwiſchen dieſen Standesklaſſen entſtehenden Reibungen und Conflicte unparteiiſch auszugleichen, und dies gelang ihm jedesmal, da ihm wegen ſeiner redlichen Geſinnung und ſeiner ſtrengen Rechtlichkeit in der Behandlung der Rechte und Rechtsverhältniſſe der verſchiedenen Standesklaſſen, ſo wie wegen ſeiner publiciſtiſchen Kenntniſſe das Vertrauen der ganzen Verſammlung entgegenkam. Nur unter ſo günſtigen Verhältniſſen, ſagt er, konnte in ſo kurzer Zeit ein Verfaſſungswerk zu Stande kommen, welches die Vergleichung mit andern Conſtitutionen Deutſchlands nicht zu ſcheuen hatte.

Die Landſtände blieben nach dem 9. Januar noch bis zum 9. März 1831 verſammelt und erledigten in dieſer kurzen Zeit mehre wichtige mit der Verfaſſung zuſammenhängende Geſetze, namentlich das Wahlgeſetz, die Geſetze über die landſtändiſche Geſchäftsordnung, über den Haus- und den Staatsſchatz, ſo wie über mehre indirecte Abgaben, über die Stellung der Staatsdiener und den Landtagsabſchied.

Die Aufregung außerhalb der Kammer war während dieſer Zeit ſehr groß. Im October war die Unruhe beſonders dadurch geſteigert worden, daß Maßregeln, wie die Beſetzung der Commandantur von Caſſel mit einem Manne, der für einen großen Feind aller Neuerungen galt, einem Herrn von Loſſberg, die Zuſammenziehung der Militärmacht in der Nähe der Hauptſtadt und die Verzögerung der Bürgerbewaffnung Argwohn erregten. Als am 17. October das Militär auf wehrloſe Volkshaufen einhieb, verwandelte ſich das Mißtrauen gegen die Regierung in Erbitterung, und dieſe Erbitte-

rung erreichte den höchſten Grad, als am 10. Januar, am Tage nach der Einführung der neuen Verfaſſung, die Gräfin Reichenbach, die ſich bisher noch nicht wieder ins Land gewagt hatte, auf dem Schloſſe Wilhelmshöhe anlangte. Die Gräfin ſah ſich genöthigt, dem Sturme zu weichen und verließ Caſſel auf immer. Der Churfürſt wartete nur noch den Schluß des Landtags ab, um ſich ſodann zu ihr nach Hanau zu begeben, wo er allen Bitten der Caſſeler Bürgerſchaft, daß er in ihre Mitte zurückkehren möchte, widerſtand.

Jordan benutzte ſeinen bald entſcheidend gewordenen Einfluß auf das Volk, zur Beruhigung der Gemüther, zur Verhinderung roher Ausbrüche, überhaupt zur Handhabung der Ruhe und Ordnung. Zur Beſchwichtigung des aufgeregten Volksgeiſtes, der Ungeduld und der mißtrauiſchen Beſorgniſſe wählte er, wie er ſelbſt erzählt, vorzugsweiſe ſeine Erholungsſtunden, die er an öffentlichen Orten unter verſchiedenen Standesklaſſen zuzubringen pflegte. Bei ſolchen Gelegenheiten wirkte er durch allgemein verſtändliche Geſpräche mehr für öffentliche Ruhe und Ordnung, als er es in ſeiner Eigenſchaft als Deputirter thun konnte, indem die Verhandlungen des conſtituirenden Landtags geheim waren und daher kein Mittel darboten, auf das Volk einzuwirken.

Jordans Kampf für die Einführung der conſtitutionellen Grundſätze in die Verfaſſungsurkunde, ſeine Unbeugſamkeit, die Volksgunſt, die er ſich erworben hatte, alles dies war nicht geeignet, ihm das Wohlgefallen der Regierung zu erwerben. Die reactionäre Partei bezeichnete ihn ſchon um dieſer ſeiner Wirkſamkeit und Stellung willen als einen Revolutionär, während die revolutionäre Partei ihn in der That als ein Werkzeug für ihre Zwecke betrachtete.

Die nach dem Urtheile der Höfe und beſonders der abſoluten oder, wie man jetzt zu ſagen pflegt, conſervativen Partei, und natürlich auch der deutſchen Bundesverſammlung zu freiſinnigen conſtitutionellen Grundſätze des neuen churheſſiſchen Verfaſſungswerkes ſchrieb man vorzugsweiſe auf ſeine Rechnung, und ſeine moraliſche Macht über das Volk, obwohl ſie weder durch Ränke oder Umtriebe erſchlichen, noch anders als zur Aufrechthaltung der Ruhe, Ordnung und Geſetzlichkeit gebraucht wurde, ſah man mit bedenklichen Augen an, um ſo mehr, als man ſie auch bei den Regierungshandlungen, nament-

lich bei der Beſetzung einzelner Staatsämter, zumal der höchſten, nicht ganz ignoriren zu dürfen glaubte.

Der conſtituirende Landtag war am 9. März beendet, und ſchon vier Wochen darauf am 11. April wurde der erſte conſtitutionelle Landtag eröffnet. Der Churfürſt ſchien einen Augenblick geneigt, den Vorſtellungen, daß ſeine Abweſenheit von Caſſel die Erledigung der Landtagsgeſchäfte außerordentlich erſchweren würde, und den vereinigten Bitten der Ständeverſammlung und der Caſſeler Bürgerſchaft nachzugeben und in ſeine Reſidenz zurückzukehren, ließ ſich aber durch die inzwiſchen nicht raſtenden Demonſtrationen der Volkserbitterung gegen die Gräfin Reichenbach wieder davon abbringen und legte die Regierung für die Zeit ſeiner Abweſenheit ganz in die Hände des Churprinzen, indem er ſich ſelbſt nur einige Schlöſſer, wie Hanau, Philippsruhe und die Einkünfte des Hausſchatzes vorbehielt. Am 30. Sept. trat der Churprinz, auf den man jetzt die herrlichſten Hoffnungen baute, die Regentſchaft an. Jedoch die Familienverhältniſſe des regierenden Hauſes hörten auch jetzt nicht auf, den treuen Heſſen Sorge und Noth zu bereiten. Die morganatiſche Ehe des Churprinzen ward Schuld an einem Zerwürfniß mit ſeiner Mutter und die Spannung am Hofe verurſachte kleinliche Neckereien, die ſich ſogar die Hofhaltung des Regenten gegen die Churfürſtin herausnahm. Die Churfürſtin fand am 3. December, als ſie das Theater beſuchen wollte, ihre Loge verſchloſſen, und mußte unverrichteter Sache nach Hauſe zurückkehren. Die Stadt war in Aufruhr, als dieſer Vorfall ruchbar wurde und man mußte Seitens des Hofes den Mißgriff wieder gut zu machen ſuchen. Am 7. erſchien die Churfürſtin in dem vollgedrängten Theater und wurde mit ſtürmiſchem Jubel empfangen. Nach der Vorſtellung aber entſtand Gedränge und das zur Aufrechterhaltung der Ruhe beorderte Militär machte von den Waffen Gebrauch, nicht ohne Vorſicht, wie es heißt, aber doch ſo, daß eine Anzahl von Perſonen verwundet und ſelbſt Jemand getödtet wurde. Der Polizeidirector, der die Anordnungen für die Handhabung der Ordnung an dieſem Abend getroffen hatte, wurde ſeiner Stelle entſetzt und in Unterſuchung gezogen, zugleich aber mit einem Orden belohnt. Die Stimmung des Volkes blieb daher fortwährend gereizt und der Argwohn der Maſſe beſtändig wach. Jordan, der auch bei dieſem Landtag die Landesuniverſität

vertrat, that wieder bei jeder Gelegenheit, was in ſeinen Kräften ſtand, um die Gemüther zu beſchwichtigen.

Der Landtag hatte eine ungewöhnlich lange Dauer, vom 11. April 1831 bis in den Juli 1832 hinein und würde noch länger gewährt haben, wenn er nicht am 26. des zuletzt genannten Monats von der Regierung aufgelöſt worden wäre. An allen Verhandlungen, welche Lebensfragen der Verfaſſung betrafen, nahm Jordan den thätigſten Antheil, aber nicht immer gelang es ihm, den Widerſtand der Gegenpartei und mehr noch die Aengſtlichkeit und Trägheit ſeiner Mitkämpfer zu überwinden. So war z. B. am 17. April der Antrag auf „Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens über Preßvergehen" nicht durchzuſetzen. Ein wahrer Sturm brach bei dieſer Verhandlung über Jordan los. Am folgenden Tage wurde ihm von Caſſeler Bürgern eine Adreſſe überreicht, worin ſie ſagten, ſie ſeien mit Schmerz dem Gange der ſtändiſchen Verhandlungen über die freie Preſſe gefolgt und das Ergebniß derſelben hielten ſie für etwas, das allerdings eine Unmöglichkeit geweſen wäre, wenn nicht — „Warſchau gefallen, die deutſche Bundesverſammlung mit einem Quaſipreßgeſetz beſchäftigt und die Reaction auch in Heſſen von kühnen Hoffnungen berauſcht und hingeriſſen wäre." Am meiſten habe ſie geſchmerzt „der faſt allgemeine Sturm gegen eine königliche Eiche, welche von den Gebirgen Tyrols in das geliebte Heſſen verpflanzt, in ſo kurzer Zeit ihre Wurzeln in dem neuen Boden verbreitete, daß es ſchiene, ſie ſei eben hier entſproſſen und aufgewachſen."

Im Mai hatte Herr von Haſſenpflug das Miniſterium des Innern übernommen, welches ſeit dem Februar vacant geweſen war. Die gewaltſame Unterdrückung der liberalen Preſſe war die erſte That dieſes energiſchen Mannes, der mit eiſerner Willenskraft und mit großer Rückſichtsloſigkeit hinſichts der Wahl ſeiner Mittel für den Sieg der unbedingten Herrſchergewalt kämpfte. Die Cenſur wurde aufs äußerſte geſchärft, Redactoren wurden verdrängt, Mitarbeiter verfolgt, beſonders wenn ſie Staatsdiener waren. Auch eine neue Beſetzung des Oberappellationsgerichts ließ ſich Haſſenpflug angelegen ſein. Zwei neue Oberappellationsräthe wurden ſogleich ernannt, ohne daß man, wie es bis dahin üblich geweſen das Oberappellationsgericht ſelbſt dabei zu Rathe gezogen hätte.

Auch in Bezug auf die übrigen Gerichtshöfe wurde durch Bedrohung, Verſetzung der Richter und dergleichen ein förmliches Einſchüchterungsſyſtem in Anwendung gebracht.

Inzwiſchen wuchs natürlich auch die Aufregung des Volks von Tage zu Tage. Am 27. Mai wurde das bekannte Hambacher Feſt gefeiert, dem andere Volksfeſte in verſchiedenen Gegenden Deutſchlands, auch in Churheſſen folgten. Es beſtanden um das Jahr 1832 bereits verſchiedene geheime Verbindungen, obwohl ziemlich vereinzelt, in Deutſchland, und mancherlei Pläne wurden im Verborgenen geſchmiedet. Jordan ſelbſt ſpricht ſich über dieſe Geſellſchaften ſo aus: „Es beſtand ſeit dem Befreiungskriege eine überſpannte Partei, welche in dem Wahne befangen war, daß nur eine republicaniſche Verfaſſung, wie ſie ſich ſolche vorſtellte, Deutſchland beglücken könne, und welche, nachdem die deutſche Bundesverfaſſung die Souverainität der einzelnen deutſchen Staaten garantirt und Deutſchland blos zu einer politiſchen Einheit erhoben hatte, ſich berufen glaubte, Deutſchlands politiſches Heil nach erträumten Idealen ſelbſt durch gewaltſame Einreißung des neuen poſitiven Staatengebäudes herbeizuführen. Zu dieſem Zwecke bildeten ſich politiſche Verbindungen unter Gleichgeſinnten, welche im Verborgenen die beſtehenden Zuſtände zu untergraben und die Völker zu ihrem neuen Baue des Heils zu bearbeiten ſtrebten, die Wetterauiſche Geſellſchaft (1814), u. ſ. w. die Revolutionspartei fand in der fortgeſetzten allgemeinen Burſchenſchaft und in dem „deutſchen Vaterlandsvereine zur Unterſtützung der freien Preſſe“ (1832), der ſich immer mehr ausbreitete und zuletzt als „Preßverein“ ſein Centralcomité nach Frankfurt a. M. verlegte, ihre Organiſation und Werkſtätte, zumal ſeitdem beide Vereine, zu dem Zwecke: „die Einheit und Freiheit Deutſchlands auf dem Wege der Revolution zu erſtreben“ in eine innigere Verbindung mit einander traten.“ Der erwähnte deutſche Vaterlandsveeein zur Unterſtützung der freien Preſſe hatte ſich in Rheinbaiern, unter Leitung der dortigen Advocaten Schüler, Savoye, Geib und unter Mitwirkung des Dr. Wirth gebildet. Abgeſondert von dieſem Vereine hatte im Königreich Würtemberg der Oberſtlieutenant Koſeritz im Winter 1831, 32 nicht nur unter der Garniſon von Ludwigsburg eine Anzahl von Unteroffizieren, auch ſelbſt einige Offiziere von dort und von der Heilbronner Garniſon für ein revolutionäres Unternehmen gewon-

nen, deſſen Plan er entworfen hatte, und ſo eine Militäremeute vorbereitet, ſondern zugleich auch in Gemeinſchaft mit dem Gürtlermeiſter Dorn zu Ludwigsburg eine aus dortigen Offizieren und Bürgern zuſammengeſetzte Geſellſchaft gegründet, die ſich die Aufgabe ſtellte, Militär- und Bürgerſtand einander anzunähern, die aber ſchon einige Wochen nach ihrem Entſtehen durch polizeiliches Einſchreiten aufgelöſt wurde. Ferner war in Gießen von dem dortigen Privatdocenten Dr. Hundeshagen und dem Candidaten Ernſt Schüler aus Darmſtadt im Frühling des Jahres 1832 ein politiſcher Verein, meiſt aus Studenten beſtehend, geſtiftet worden, der angeblich auch von älteren Männern (wie Advocat Follenius, Profeſſor Vogt) indirecter Weiſe mit Beifall und Rathſchlägen unterſtützt wurde. Dieſer Verein ſoll erwartet haben, daß die churheſſiſchen Stände nach dem Erſcheinen der Bundesbeſchlüſſe, durch ein energiſches Auftreten gegen die Regierung eine Auflöſung des Landtags herbeiführen, dann aber ſich für permanent erklären könnten, und durch die Täuſchung der letzteren Erwartung, nachdem die erſtere in Erfüllnng gegangen war, entmuthigt, ſeine Thätigkeit einſtweilen eingeſtellt haben. Mit dieſen Vereinen ſoll die republicaniſche Partei Frankreichs, durch Emiſſäre, z. B. einen gewiſſen Mareſquelle, der ſich auch unter dem Namen Strauß und Salis einführte, und einen gewiſſen Wolfrum, der als Weinreiſender für ein franzöſiſches Haus umherzog, Verbindungen unterhalten haben. Den angeblichen Emiſſären ſcheint es wenigſtens damals nicht gelungen zu ſein, den zerſtreuten revolutionären Beſtrebungen jener Vereine und einzelner Aufwiegler, die nicht einmal wußten, was eigentlich zu Deutſchlands Wohl unternommen werden müßte oder könnte, eine beſtimmtere Richtung oder gar einen Zuſammenhang zu verſchaffen.

Die berühmten Bundesbeſchlüſſe vom 28. Juni und 5. Juli riefen — wie z. B. der Marburger Criminalſenat in ſeinem ſpäter zu erwähnenden „Urtheil" gegen Jordan u. A. einräumt — nur größere Gährung hervor; „ſie wurden," erklärt dieſes Urtheil, „als Eingriffe in die Volksrechte, als Verletzungen der beſtehenden Verfaſſungen dargeſtellt und alle Mittel des Widerſtandes gegen ſie aufgeboten. Die Aufregung nahm von nun an eine mehr practiſch-revolutionäre Richtung." Dieſe Richtung verrieth ſich indeſſen zunächſt nicht in geheimen Umtrieben. Vielmehr wurden vielfache

Digitized by Google

Proteſtationen gegen die Beſchlüſſe in Tauſenden von Exemplaren zur Unterſchrift in Umlauf geſetzt, namentlich in Baiern, in Baden, in beiden Heſſen und in Würtemberg. Es fehlte aber auch nicht ganz an heimlichen Umtrieben, und zum erſten Male dachten die Leiter derſelben an Vereinigung der vereinzelten Gruppen zu gemeinſchaftlichem Wirken. Am 22. Juli 1832 wurde in der Wohnung des Kaufmanns Hinkel zu Frankfurt a. M. eine Verſammlung gehalten, bei welcher ſich ungefähr 40 Perſonen aus der Stadt ſelbſt, aus Baden, Rheinbaiern, Sachſen, Naſſau und dem Großherzogthum Heſſen einfanden; aus Churheſſen war, wie es ſomit ſcheint, Niemand zugegen. Die Verſammlung kam überein, dahin zu wirken, daß die Ständeverſammlungen Proteſtationen und Remonſtrationen gegen die Bundesbeſchlüſſe einlegten, und das Volk darüber zu belehren, welche Rechte es habe, wenn die Steuern von den Landſtänden nicht bewilligt würden. Außerdem wurde von der Verſammlung beſchloſſen, den Preßverein, trotz der Bundesbeſchlüſſe fortbeſtehen zu laſſen und ſogar das Centralcomité deſſelben nach Frankfurt zu verlegen.

Kehren wir zu dem churheſſiſchen Landtage zurück. Während deſſelben hatte Jordans Popularität nicht nur im Lande, ſondern auch außerhalb Churheſſens, bedeutend zugenommen; im Lande war man ſo begeiſtert für ihn, daß z. B. im März 1832 durch einen Ausſchuß von Marburger Bürgern eine Sammlung von Beiträgen veranſtaltet wurde, um Jordan, zur Anerkennung ſeiner Verdienſte um die Begründung der churheſſiſchen Verfaſſungsurkunde u. ſ. w., ein Denkmal der Dankbarkeit zu ſetzen; von auswärts wurden Adreſſen voll Lobes und Dankes an ihn gerichtet. Aber deſto bedenklicher war, wie er ſelbſt nur zu gut fühlte, ſeine Stellung nach oben geworden. Die reactionäre Partei machte mancherlei Demonſtrationen gegen ihn. Sie ließ ihm im Juli 1832 einen dem Poſtzeichen nach aus Hanau abgeſandten Drohbrief zugehen, welcher mit den Worten begann: „An den niederträchtigen Demagogen Jordan," ihn dann weiter in den roheſten Ausdrücken als einen „verruchten Jacobiner" ſchmähte und die Bemerkung hinzufügte, daß die Regierungen ſolche Volksverführer und Demagogen, wie er, v. Rotteck und Welcker ſeien, nicht länger auf dem Katheder dulden, ſondern nächſtens vom Lehrſtuhl entfernen und gebührend beſtrafen wür-

den. Was die Prophezeihung einer baldigen Entfernung vom Lehrstuhl betrifft, so ist diese in der That an Welcker und Rotteck kurze Zeit darauf in Erfüllung gegangen, und die „gebührende Bestrafung" hat, nach dem Sprichwort: „Eile mit Weile" zwar lange gezögert, endlich aber doch unsern Jordan ereilt. In den Zeitungen las man unter den Besuchern des Hambacher Festes auch ihn mit aufgeführt, obgleich er während desselben Cassel nicht verlassen hatte, und als er von dort nach der Auflösung des Landtags abreiste, wurde ebenfalls durch die öffentlichen Blätter ausgesprengt, er habe eine demagogische Reise nach dem nördlichen Deutschland, sogar bis Dänemark angetreten.

Während der Anstrengungen und Sorgen, welche der Landtag unserem Jordan verursachte, hatte er auch noch häusliches Unglück zu erdulden. Seine Frau war beständig leidend und im Mai 1832 starb sie und hinterließ ihm vier Kinder, von denen auch bald das eine bald das andere kränkelte. Der Tod seiner Frau rief Jordan auf kurze Zeit nach Marburg und während des Aufenthalts daselbst war er Tischgenosse des Apothekers Döring, mit dem er von Alters her befreundet war und in dessen Hause er schon seit 1827 zur Miethe gewohnt hatte. Döring galt für einen Patrioten. Er nahm an allen politischen Demonstrationen lebhaften Antheil.

Inzwischen konnte Jordan einer Mutter für seine verwaisten und der Pflege bedürftigen Kinder nicht lange entbehren, zumal bei den langen Abwesenheiten von seinem Hause, welche seine begonnene landständische Thätigkeit, deren Fortdauer auch für die Folge zu erwarten war, unvermeidlich machte. Der preußische Regierungsrath Dr. Paul Wigand aus Hörter hatte bei einem Besuche, den er 1832 in Cassel machte, seine älteste Tochter Pauline bei den dortigen Verwandten zurückgelassen. Jordan sah sie in deren Hause, gewann sie lieb und hielt um sie an. Er konnte mit um so froherem Muthe das Schicksal einer ihm theueren Person an das seinige knüpfen, da er einer für seine Lage beträchtlichen Verbesserung seines Einkommens gewiß zu sein glaubte. Daß ihn dieser Glaube trog, gehört zu den Merkwürdigkeiten, welche die Kampfart des damaligen Ministeriums characterisiren. Es wurde nämlich im Jahre 1832, nachdem die damalige Ständeversammlung eine Summe von 12000 Thaler hauptsächlich zu Gehaltsverbesserungen verdienter Uni-

Digitized by

verſitätslehrer verwilligt hatte, von der Staatsregierung auch für Jordan eine Zulage von jährlich 200 Thlr. vom 1. Oct. 1831 an beſtimmt, das darüber vollſtändig ausgefertigte Reſcript jedoch ihm nicht eingehändigt, indem dieſe Einhändigung, nach der Verſicherung des damaligen Vorſtandes des Miniſteriums des Innern, Eggena, welcher das Reſcript contraſignirt hatte, erſt nach der Beendigung des Landtags erfolgen ſollte. Die Vorenthaltung des Reſcripts ſollte, wie Eggena gar nicht verhehlte, ein Mittel ſein, um Jordan nachgiebiger zu machen. Haſſenpflug, der, wie ſchon erwähnt, im Mai das Miniſterium übernommen hatte, war noch weniger der Mann, ein ſolches Mittel aus den Händen zu geben und Jordan erhielt auch nach der Auflöſung des Landtages das Reſcript nicht. Auch in Betreff ſeiner Diäten für den Landtag von 1831—32, deren Auszahlung mit 236 Thlr. die Ständeverſammlung beſchloſſen hatte, verſagte die Staatsregierung dieſem Beſchluſſe ihre Genehmigung, indem ſie dieſelbe an die Bedingung knüpfte, daß Jordan auf eine neue Wahl verzichte, worauf dann die Genehmigung nachträglich erfolgen und die Auszahlung verfügt werden ſollte. Jordan verſchob einſtweilen die Verfolgung dieſer Geldangelegenheiten, deren Ausgang zu ſeinen Gunſten er auf alle Fälle für unzweifelhaft hielt, und ſchickte ſich an, ſchon am nächſten Tage nach der Auflöſung des Landtags nach Hörter zu reiſen, um ſeinen verwaiſten Kindern eine zweite Mutter heimzuführen. Als Jordan nach Heſſen zurückkehrte, wurde er überall wie im Triumphe empfangen. In Caſſel lehnte er alle Feierlichkeiten ab; jedoch einem glänzenden Empfange in Marburg konnte er nicht entgehen. Es wiederfuhren ihm dort ſolche Ehren, wie ſie bei uns in der Regel nur allerhöchſten Herrſchaften zu Theil werden. Die eifrigſten Patrioten zogen Jordan, der inzwiſchen am 11. von der Univerſität abermals zu ihrem Landtagsabgeordneten erwählt worden war, zu Wagen und zu Pferde bis zur nächſten Poſtſtation entgegen; der Magiſtrat von Marburg in feſtlichem Aufzuge empfing ihn mit der Fahne der Stadt vor den Thoren, wo Ehrenpforten aus Laubgewinden gebildet waren und eine zahlloſe Volksmenge der Ankommenden harrte; von einer Schaar weißgekleideter Jungfrauen wurde ein Lorbeerkranz und ein Gedicht dem Gefeierten überreicht, der unter dem Jubel des Volkes in die Stadt einzog. Abends waren die Straßen

glänzend erleuchtet; ein Festball und um Mitternacht der Gesang eines Männerchors vor der Wohnung des Zurückgekehrten beschloß die Feier des Tages.

Es war der Staatsregierung daran gelegen, die Opposition ihrer gewandtesten und im Recht und den Staatsangelegenheiten erfahrensten Vorkämpfer so viel als möglich zu berauben. Der Staatsregierung kam hierbei eine Bestimmung der Verfassungsurkunde (§. 71.) zu Statten, welche ihr Gelegenheit gab, Staatsdienern, deren Wahl zum Landtage ihr mißfällig war, den Eintritt in die Ständeversammlung zu verwehren. Was ihr am meisten am Herzen lag, war natürlich die Ausschließung Jordans von der Ständeversammlung, und hierzu schien ihr der §. 71 der Verfassungsurkunde ein vollkommen genügendes Mittel darzubieten. Schon als Jordan zu dem ersten constitutionellen Landtage im Jahre 1831 gewählt worden war, hatte ihm die Staatsregierung die Genehmigung nicht ertheilen wollen, sich aber bei einem von Jordan hiegegen eingelegten Protest beruhigt. In der Sitzung der Ständeversammlung am 22. März 1832 erklärte der Landtagscommissair noch einmal, „die Staatsregierung habe für gut befunden, von ihrem Rechte, die Wahl der Universitätsabgeordneten zu genehmigen, diesmal keinen Gebrauch zu machen, und Jordan protestirte abermals. Als nun endlich auch unterm 18. Oct. 1832 Jordan vom Ministerium des Innern aufgefordert wurde, zu erläutern, warum er bei der vorgesetzten Behörde (womit natürlich das Ministerium sich selbst meint) die Genehmigung seiner Wahl noch nicht nachgesucht habe, und als der Verzicht auf die Wahl, den er aus Liebe zur Ruhe und Sehnsucht nach wissenschaftlicher und lehrender Thätigkeit, sagt er, am 19. in einer Sitzung des academischen Senates leisten wollte, von diesem nicht angenommen worden, Jordan nun auch nachgegeben und auf Entbindung von der Wahl nicht weiter bestanden hatte, gab er die vom Ministerium verlangte Erläuterung, indem er die Gründe anführte, wegen deren der §. 71. auf den Abgeordneten der Universität nicht anwendbar sei. Er reiste nach Cassel zu dem Landtage, und der permanente landständische Ausschuß, in welchem namhafte Juristen saßen erklärte Jordan für legitimirt, mit dem ausdrücklichen Zusatz, daß Jordan „zu den ersten Verhandlungen der jetzt zusammenberufenen Stände zuzuziehen sei, ohne daß er als Abgeordneter

Digitized by

der Landesuniverſität eine Genehmigung vom churfürſtlichen Miniſterium des Innern bedürfe. Der ſtändiſche Legitimationsausſchuß war, wie zuvor der permanente Ausſchuß, einſtimmig der Ueberzeugung, daß der §. 71. der Verfaſſungsurkunde auf den Abgeordneten der Landesuniverſität keine Anwendung erleide. Im gleichen Sinne ſprach ſich das Obergericht zu Caſſel, auch nach erfolgter Remonſtration des Staatsanwalts, durch eine unterm 19. Februar erfolgte Beſtätigung ſeines erſten Urtheils aus, und nicht minder ſpäterhin die Ständeverſammlung ſelbſt. Als nun aber der Abgeordnete Schomburg in geheimer Sitzung am 18. März den Antrag ſtellte, den Miniſter wegen verfaſſungswidriger Verhinderung des Univerſitätsdeputirten an der Mitwirkung bei den Landtagsverhandlungen in Anklageſtand zu verſetzen, unterbrach ihn der Landtagscommiſſär und verlas eine Höchſte Verordnung, durch welche die Ständeverſammlung aufgelöſt wurde.

Nach der Auflöſung des Landtags ließ der Miniſter Haſſenpflug Jordan um eine Unterredung bitten. Dieſe Unterredung fand am 19. März ſtatt. Der Miniſter erklärte Jordans landſtändiſche Wirkſamkeit für verderblich und namentlich für ein Hinderniß des guten Einverſtändniſſes zwiſchen der Staatsregierung und den Landſtänden; die Staatsregierung, bemerkte er, würde es als eine patriotiſche Handlung von Seiten Jordans anerkennen, wenn derſelbe auf den ferneren Eintritt in die Ständeverſammlung verzichten wollte. Jordan entgegnete, daß er um alles in der Welt kein Friedensſtörer ſein möchte, und er ſei bereit, dem Wunſche der Staatsregierung nachzukommen. Hierauf gab ihm der Miniſter die Verſicherung, daß ihm in dieſem Falle ſowohl die Gehaltszulage als die Diäten vom vorigen Landtage nicht länger vorenthalten werden ſollten.

Er entſchloß ſich, dem Verſprechen, welches er dem Miniſter bei der Unterredung am 19. März gegeben hatte, dadurch nachzukommen, daß er auf die abermalige Wahl zum Deputirten der Univerſität zuvorkommend verzichtete. In dieſem Entſchluſſe beſtärkte ihn die noch vor ſeiner Abreiſe nach Hörter aus zuverläſſiger Quelle ihm zugekommene Nachricht, daß ſich der Miniſter des Aeußern, Freiherr v. Trott und der Bundestagsgeſandte, Geh. Rath v. Rieß, in Kürze nach Marburg verfügen würden, um dem academiſchen Senate Vergleichsvorſchläge über die beſtrittene Genehmigungsfrage zu machen. Da nun Jor-

dan nicht unbekannt war, daß zwiſchen der Bundesverſammlung und der Churfürſtl. Staatsregierung bereits im Jahre 1812 auf ihn bezügliche Verhandlungen gepflogen worden waren, ſo hatte er gute Gründe, zu beſorgen, daß die genannten beiden Bevollmächtigten der Staatsregierung das Ergebniß jener Verhandlungen dem damaligen Prorector Löbell und Vicekanzler Robert confidenciell mittheilen und dadurch den academiſchen Senat beſtimmen möchten, bei der bevorſtehenden Deputirtenwahl von Jordan ganz zu abſtrahiren. Dadurch wäre ihm aber die Möglichkeit, den verſprochenen Verzicht zu leiſten, für immer entzogen worden, und mit dieſem ſein Anſpruch auf die Erfüllung der für den Fall der Verzichtleiſtung ihm gemachten Zuſicherungen verloren gegangen. Jordans Vorſatz war es daher, in Marburg noch vor der Wahl eines Univerſitätsdeputirten zu erſcheinen und förmlich darauf anzutragen, daß man ihn nicht wieder wählen möge, indem er die Wahl, wenn ſie auf ihn fiele, jedenfalls ablehnen würde.

Er machte zuerſt eine Reiſe nach Hörter, die er nicht verſchieben konnte, traf aber noch zur Zeit in Marburg ein und leiſtete den Verzicht. Er fühlte ſich glücklich, daß er wieder ſeinem academiſchen Berufe, den wiſſenſchaftlichen Studien und dem ruhigen Familienleben ſich hingeben, und zugleich auf die Verbeſſerung ſeiner finanziellen Verhältniſſe ſicher hoffen konnte, da er nicht im Geringſten zweifelte, daß die Staatsregierung nun auch ihrerſeits das ihm gethane Verſprechen erfüllen werde. Noch einmal wurde von Seiten des Volks ein Verſuch gemacht, Jordan wieder auf den Landtag zu bringen. Die Bauern des Marburger Wahldiſtrictes wählten ihn zu ihrem Deputirten. „Ich nahm die Wahl an," ſchreibt er an Wigand den 15. Oct., „um den Leuten zu zeigen, daß ich ſtets bereit bin, für das Vaterland zu wirken, inſoweit es von mir abhängt, machte jedoch die Bedingung, daß, wenn ich die Genehmigung des Miniſteriums, die ich in dieſem Falle nöthig habe, nicht erhalten ſollte, die Annahme als nicht geſchehen anzuſehen ſei, indem ich über die Gründe der verweigerten Genehmigung die Entſcheidung der Ständeverſammlung nicht abwarten wolle. Dadurch verhindere ich den Groll der Regierung, welche ſieht, daß ich mich ſchon bei ihrer Verweigerung der Genehmigung beruhigen werde. Die Genehmigung der Wahl für den Marburger Landdiſtrict wurde natür-

Digitized by Google

lich nicht ertheilt; die Bauern wählten Jordan zum zweiten Male, er ſchlug aber, wie er es ihnen vorhergeſagt hatte, die Wahl nunmehr aus.

Er befeſtigte ſich immer mehr in dem Entſchluſſe, in ſtiller Zurückgezogenheit ſeiner Familie, ſeinem Lehramte und den Wiſſenſchaften zu leben. Zu ſeiner Erholung und Zerſtreuung beſchäftigte er ſich beſonders mit engliſcher Sprache und Literatur. Auch ſchrieb er, ſeitdem er ſich ſo gänzlich von den öffentlichen Angelegenheiten zurückgezogen hatte, nichts mehr über churheſſiſche Angelegenheiten.

So lebte nun Jordan ſtill in Marburg, und glaubte ſich in Churheſſen ſo ſicher, daß er in der genannten Stadt im Jahre 1836 ein Haus kaufte. Und noch 1838 überſandte er dem Miniſter v. Hanſtein (ſeit September 1837 Miniſter des Innern) ein Promemoria über die ihm bis dahin von Seiten der Staatsregierung widerfahrene Behandlung, ſtellte in einem Briefe, welchem das Promemoria angefügt war, ſeine financielle Lage dar, und bat um Realiſirung der alten Zuſicherungen, jedoch mit dem Bemerken, daß er deshalb nie ein Geſuch einreichen würde. Der Miniſter antwortete raſch und verſprach, wenn das Budget von den Ständen angenommen ſein würde, auf Jordans Gehaltserhöhung Bedacht zu nehmen.

Da auf einmal am 18. Juni 1839, Morgens 7 Uhr, wird Jordans Haus mit Gendarmen und Polizeiſergeanten umſtellt, und der Landgerichtsrath Wangemann mit einem Actuar, begleitet von einem Polizeiinſpector und einem Polizeicommiſſär, tritt in ſein Arbeitszimmer ein. Der Polizeiinſpector überreicht ihm im Namen der Polizeidirection ein Miniſterialreſcript, welches ſeine Suspenſion vom Amte „wegen der gegen ihn eingeleiteten gerichtlichen Unterſuchung, die Betheiligung an revolutionären Umtrieben betreffend," bis auf weitere Verfügung verordnete, worauf ihm Wangemann eröffnet, daß das Churfürſtliche Landgericht dieſe Unterſuchung beſchloſſen und ihn mit der Führung derſelben beauftragt habe.

Tagebuch.

I.

Aus Pesth.

Advocat Búky. — Urkundenwuth. — Adelsschmiede. — Eisenbahn. — Der Erzherzog Palatin. — Die veränderte Politik in Bezug auf Croatien. — Agramer Landtag. — Dampfschifffahrt auf dem Plattensee. — Project eines Donau-Theiß-Canals. — Statistik der ungarischen Presse.

Unserem Landsmann, dem Advocaten Búky von Felsőbük, ist in der jüngsten Zeit so vielfältige und vielseitige Auszeichnung zu Theil geworden, daß man nicht mehr erstaunt, wenn von neuen Ehren die Rede ist, die auf seinem Haupte gesammelt werden. Nachdem derselbe schon früher das Kreuz der Ehrenlegion erhalten, wurde ihm von dem Herzoge von Nemours mit einem auszeichnenden Handschreiben eine kostbare Busennadel übersendet und jetzt befördert ihn die österreichische Regierung selbst zum Kämmerer und Legationsrath mit der Bestimmung zur Gesandtschaft in Paris. Wie man hört, hat die Thätigkeit und der Scharfsinn dieses ungarischen Advocaten in Auffindung und juristischer Ausbeutung alter Rechtsurkunden dem Hause Orleans wesentliche Dienste geleistet, und das mit dem französischen Königsgeschlecht verschwägerte Fürstenhaus Coburg-Cohary soll in Folge der von Búky betriebenen Documentenforschungen, welche mancherlei vortheilhafte Rechtsansprüche dieser Familie begründeten, großen Nutzen geschöpft haben. Ueberhaupt bildet die Auffindung alter Documente, durch welche eingeschlafene Rechte geltend gemacht werden können hier in Ungarn einen sehr lucrativen Zweig der juristischen Praxis. Der Adelsbrief zumal ist ein Gegenstand heißer Sehnsucht für Alle, die außer dem Segen irdischer Habe auch noch auf Rang und Ansehen in der Gesellschaft einen Werth legen. Zudem gewährt das Adelsprivilegium in Ungarn entscheidende, selbst pecuniäre Vortheile. Die adelige Steuerfreiheit, das Monopol des Grundbesitzers, die politische Stimmfähigkeit sind allein schon so wichtige Vorzüge, daß man nicht einmal die damit verknüpften Ehrenrechte in Anschlag zu bringen braucht, um die allgemeine Sehnsucht des ungarischen Publicums nach diesem irdischen Manna zu begreifen. Auf diese bekannte Schwäche des ungarischen Plebejers hat eine Ge-

Digitized by Google

ſellſchaft abgefeimter Rabuliſten einen ganz eigenthümlichen Erwerbsplan gegründet, indem dieſe nämlich bald dem bald jenem reichen Bürger die ſchriftliche Nachricht zukommen ließen, daß es ihnen zufälliger Weiſe gelungen ſei, ein Document in dem Comitatsarchiv aufzufinden, deſſen Wortlaut es außer allen Zweifel ſtelle, daß einer ſeiner Vorfahren vom König Bela oder Ludwig dem Großen mit dem Adel beſchenkt worden ſei und dieſes Adelsrecht nur in Folge der Zeitſtürme und des Verluſtes des Adelsbriefes für die Nachkommen verloren gegangen wäre. Eine freudige Beſtürzung ergreift das ganze Haus bei dieſer Nachricht, der ehrliche Bürgersmann ſieht einen langgehegten geheimen Wunſch ſeiner Seele mit einem Schlage wie durch eine milde Fügung der Vorſehung erfüllt und iſt, in dem ſeligen Bewußtſein, daß adeliges Geblüt in ſeinen Adern rolle, nicht knickerhaft in der den redlichen Findern des koſtbaren Pergaments gebührenden Belohnung. Der Unfug dieſer Geſellſchaft blieb nicht lange unentdeckt und die Unechtheit der producirten Adelsbriefe, auf dem die Namen aller Könige der ungariſchen Vorzeit zu leſen waren, wurde von den Heraldikern erkannt und nachgewieſen. Man kann nicht in Abrede ſtellen, daß durch die Betriebſamkeit dieſes Juratenclubbs in wenig Jahren die Emancipation des reichen Bürgerſtandes durchgeſetzt worden wäre, mit deren Durchführung ſich wohl noch mancher Reichstag abplagen wird, ohne ans Ziel zu gelangen.

Am **10.** Nov. fand die feierliche Eröffnung der bereits vollendeten Strecke der nach Wien im Bau begriffenen Eiſenſtraße ſtatt, wobei der Erzherzog Palatin und die oberſten Behörden des Landes erſchienen, um den für die Zukunft Ungarns ſo wichtigen Moment durch ihre Gegenwart zu verherrlichen. Die Fahrt nach Palota ging raſch und ohne Unfall vorüber und Alles giebt ſich der ſüßen Hoffnung hin, daß die Bahn noch in dieſem Jahre bis Waitzen eröffnet werden könne, da die verſpäteten Schienen bereits eingetroffen, und die Direction ſich mit dem Magiſtrat wegen des ſtrittigen Grundes durch eine Zahlung von **12,000** Gulden abgefunden hat. — Es geht das Gerücht, der Palatinus wolle im Mai künftigen Jahres nach der Feier ſeines 50jährigen Amtsjubiläums aus ſeiner bisherigen Stellung ſcheiden und ſeine letzten Tage der erſehnten Ruhe widmen, ein Entſchluß, der, wenn er, wie es den Anſchein hat, zur Ausführung kommt, den Nerv unſeres politiſchen Entwicklungsganges berühren wird. — Die Wendung, welche die Angelegenheiten des Landtages in Agram genommen haben, iſt ein Schlag für die Partei der Magyaromanen, auf den ſie nicht gefaßt waren, da noch kürzlich durch die ungariſche Hofkanzlei in Wien die Sache der Turopolyer Edelleute in einem ihr günſtigen Sinne entſchieden worden war. Die blutigen Vorfälle in den Straßen Agrams ſcheinen die Regierung bewogen zu haben, den bisher befolgten Weg zu verlaſſen und in der Ueberzeugung, daß an

eine Verschmelzung der slavischen Kronländer mit Ungarn selbst in keiner Art zu denken sei, ihnen alle unter den bevorstehenden Verhältnissen mögliche Selbständigkeit zu gewähren. Die Entlassung des Grafen Haller, der eine Reise nach Deutschland antreten wird, war der erste Schritt der Regierung auf der neuen Bahn. Der dadurch erledigte Posten eines Banus von Croatien dürfte nicht sobald wieder besetzt werden, weil, wie ich schon schrieb, es an tüchtigen Persönlichkeiten für diese heikle Stellung fehlt; man hat es daher für besser befunden, die Machtfülle dieser Würde zu theilen und dem Bischof von Agram, Haulik, die Civiladministration, dem Generalmajor Graf Giulay aber das Militaircommando zu übertragen. Der Erstere ist mit Leib und Seele der nationalen Partei ergeben und wird wo nur immer möglich, die Entwicklung der von dieser Partei angestrebten slavischen Volksthümlichkeit zu fördern suchen, indeß Graf Giulay, seiner Abstammung gemäß, mit den Magyaren sympathisirt, doch in einem Sinn, welcher der lediglich dem militairischen Gehorsam zufallenden Stellung des Generals, dessen Cardinaltugend Leidenschaftslosigkeit sein muß, keinen Abbruch thun wird. — Die durch die veränderte Richtung der Regierungspolitik und die Ausscheidung der Turopolyer Edelleute, welche bislang den Ton angegeben, ermuthigte Nationalitätspartei hat die ihr vorschwebende Aufgabe sogleich begriffen und eine Reihe von Beschlüssen gefaßt, die, wenn sie die königliche Sanction erhalten, was noch zweifelhaft ist, die ganze Lage Ungarns zu seinen Kronländern verändern und die Basis einer slavischen Entwicklung unmittelbar an den Thoren des morschgewordenen Osmanenreiches werden muß. Der in Agram versammelte croatische Landtag hat unter dem Vorsitz des Bischofs Haulik beschlossen, daß die Landtage künftighin jährlich abgehalten und der Versammlungort zwischen Croatien und Slavonien wechseln solle, das sich in der bedrängten Lage und gegen die gemeinschaftliche Gefahr fest an Croatien anschließen müsse, um den Zumuthungen der Magyaren mit Erfolg die Stirne bieten zu können. Auch wurde die Heranziehung Dalmatiens und der Militairgrenze, welche zusammen gleichfalls eine Bevölkerung von $1\frac{1}{2}$ Million Menschen besitzen, die vorzugsweise slavischer Abstammung ist, in Anregung gebracht, um sich numerisch zu verstärken, und zugleich die Bitte um eine besondere Statthalterschaft gestellt, wie sie das Land schon früher besessen, und die bis zum Jahre 1779 in Agram ihren Sitz hatte. Man sieht aus diesen parlamentarischen Resultaten des croatischen Landtages, daß der von Ludwig Gaj gestreute Same bereits ins Grüne aufschießt und die Doctrin der Nationalzeitung in Karlstadt vom illyrischen Reiche ihre practischen Fühlhörner emporzurecken beginnt. Wenn man bis jetzt noch nicht von Krain, Istrien und Südsteiermark spricht und diese Gebiete nicht gleichfalls als uraltes Slavenland für das moderne Illyrien in Be-

Digitized by Google

ſchlag nimmt, ſo liegt dies nicht etwa in der Beſcheidenheit der zur Majorität gelangten Partei des croatiſchen Landtages, ſondern lediglich in der Klugheit der Führer, die es nicht mit der Regierung verderben wollen durch Reclamationen deutſcher Bundesländer und ſich deshalb vorerſt mit den außerdeutſchen Bruderländern begnügen.

Der Plattenſee, größer als alle Seen Deutſchlands und der Schweiz, iſt bisher nur ein eine traurige Waſſerwüſte geweſen, und dieſer Einſamkeit des weiten Seeſpiegels iſt ganz vorzugsweiſe die Unerquicklichkeit des an ſeinen Ufern liegenden Badeortes Färed zuzuſchreiben, indem der Mangel ſchneller Transportmittel die Badegeſellſchaft in ihren Ausflügen ſehr beſchränkte und ſie faſt immer auf denſelben Fleck feſtbannte, was natürlich Ueberdruß und Langeweile erzeugen mußte. Nun hat ſich eine Geſellſchaft gebildet, welche eine regelmäßige Dampfſchiffahrt auf dieſem bislang ſo öden Binnenſee organiſiren will und zu dieſem Endzweck eine beſtimmte Anzahl Actien im Betrage zu 150 Gulden auszugeben gedenkt. — Eine andere wichtige Unternehmung, von der ſchon lange die Rede iſt und welche ungleich folgenreicher ſein dürfte, iſt die Ausgrabung eines Canals, der die Donau mit der Theiß, alſo die beiden Hauptſtröme des Landes verbinden ſoll. Das Project iſt nicht neu, aber ſchwierig zu realiſiren. Der Architect Beszedes hat vor einigen Jahren den Plan dazu entworfen, der ſich durch ſeine Einfachheit auszeichnet, aber von vielen Stimmen als unſinnig getadelt wurde. Beszedes will keine vollſtändige Erdaushebung zur Herſtellung der Canallinie, weil dies zu koſtſpielig wäre, ſondern beabſichtigt blos ein Rinnſal von einigen Fuß Tiefe und Breite zu graben und in daſſelbe ſodann das Waſſer aus dem Bett der Donau einfließen zu laſſen. Da aus dem Nivellement hervorgeht, daß das Flußbett der Donau um 12 Klaftern höher liegt, als jenes der Theiß und keine Höhenzüge zwiſchen den beiden Strömen ſind, ſo glaubt Beszedes, daß die Gewalt des ſtrömenden Waſſers die Erweiterung und Austiefung ſelbſt übernehmen werde und es blos eines Zeitraums von 6—7 Jahren und geringer Nachhilfe durch Menſchenkraft bedürfen würde, um aus dem wildem Graben einen recht hübſchen Naviglio zu machen. Das Ganze würde nur 3½ Mill. Gulden koſten, obſchon die Länge des Canals 22 Meilen beträgt. Die Techniker haben in den Tagesblättern dieſes Canalproject ohne Erbarmen heruntergemacht und namentlich darauf hingewieſen, daß die Speiſung eines etliche Schuhe breiten Grabens nicht hinreichend ſein könne, um 22,000,000 Cubikklafter Erde fortzuräumen. Zudem entſteht die Frage, was mit dieſer Erdmaſſe geſchehen ſolle? Wird ſie, wie es in der Idee des Architecten zu liegen ſcheint, in das Flußbett des niedern Stromes hineingeſchwemmt, ſo müßte das Bett deſſelben in Kürze ausgefüllt ſein, und dazu iſt der Stromſtrich der Theiß ohnehin ſehr matt, ſo daß dieſer Fluß durch eine ſolche enorme Erdzufuhr

leicht in ein stehendes Sumpfwasser verwandelt werden könnte. Man hat sich darum entschlossen, die Erfahrungen ausländischer Hydrotechniker zu Rathe zu ziehen, und nachdem die Canallinie bereits von dem berühmten Ritter von Klenze uud dem Erbauer der Kettenbrücke in Pesth, dem Engländer Clark, bereist worden, ist nun auch der hierher berufene Baumeister Fenye aus Holland eingetroffen, um gleichfalls sein Votum abzugeben, wornach sodann der Bau beginnen soll.

Die Buchhändler Hekenast und Landerer, die beiden thätigsten Verleger Ungarns, die eben so gerne deutsche als magyarische Schriften drucken, sind von ihrer Reise durch Deutschland, Frankreich und England wieder zurückgekehrt und werden das Resultat ihrer Beobachtungen bald in sehr wesentlichen Verbesserungen in ihrer Officin ans Licht treten lassen.

Die Literaturbewegung hat in den letzten Jahren bedeutend zugenommen und um ein getreues Bild der geistigen Strömungen auf dem Gebiet des Schriftwesens zu bieten, will ich die nach den verschiedenen Zweigen eingetheilte Liste aller im Jahre **1844** im Lande gedruckten Werke beifügen, wobei zugleich auch die Sprachverschiedenheit berücksichtigt wird.

Religiöses:	Ungarisch	**40**,	deutsch	**4**,	lateinisch	—,	slavisch	**2**
Philos. u. Politik:	do.	**48**,	do.	**7**,	do.	—,	do.	—
Linguistik:	do.	**22**,	do.	**5**,	do.	**3**,	do.	—
Geopraphie: . . .	do.	**19**,	do.	**4**,	do.	—,	do.	—
Historie:	do.	**24**,	do.	**6**,	do.	**4**,	do.	—
Oeconomie: . . .	do.	**9**,	do.	**7**,	do.	—,	do.	—
Arzneikunde: . . .	do.	**17**,	do.	—,	do.	—,	do.	—
Pädagogik: . . .	do.	**44**,	do.	**2**,	do.	**1**,	do.	—
Belletristik: . . .	do.	**56**,	do.	**12**,	do.	—,	do.	—
Verm. Schriften:	do.	**13**,	do.	**12**,	do.	—,	do.	—

Zusammen: Magyarisch. **292**. Dtsch. **59**. Latein. **8**. Slav. **2**.
Im Ganzen **361** Werke in vier Sprachen.

Daraus läßt sich entnehmen, wie überwiegend sich die magyarische Literatur dermalen entwickelt und wie gering im Gegensatz der Aufschwung des slavischen Schriftwesens zur Stunde noch ist. Am meisten aber fällt die Vernachlässigung auf, welche die lateinische Sprache, welche noch vor ein paar Jahren die originale Landessprache war und noch jetzt von vielen tausend Ungarn gesprochen wird, seit der kurzen Zeit betroffen hat, in der das magyarische Idiom zur Herrschaft gelangte. Belletristik und Staatswissenschaft sind am stärksten angebaut, dann kommen die kirchlichen Angelegenheiten und die Pädagogik, welche üppig wuchert, indem es in vielen Fächern noch an guten Lehrbüchern mangelt und gleichwol alle Lehrgegenstände in magyarischer Sprache vorgetragen werden sollen.

Digitized by Google

II.

Aus Wien.

Bessere Aussichten. — Maßregeln in Bezug auf den Kornmarkt. — Ueberwucht des Handels. — Das Palais Coburg-Cohari. — Rothschild ein Miethsmann. — Fürst Milosch. — Die Vermählung des Erbprinzen von Lucca. — Vorbereitungen für den Besuch des Czaren. — Dr. Böhmer. — Archivar v. Chmel. — Dr. Hurter. — Dr. Ennemoser.

Die übergroßen Besorgnisse, welche man hier, wie anderswo, in Bezug auf eine in Aussicht stehende Theuerung hegte, fangen an zu verschwinden, indem es sich immer mehr herausstellt, daß die momentane Steigung der Lebensmittelpreise lediglich in den Umtrieben der Wucherer ihren Grund habe und keineswegs die naturgemäße Frucht eines Mißjahres sei. Vor ein paar Tagen ist denn auch die Behörde bereits auf dankenswerthe Weise dem Unfug der Aufkäufer entgegengetreten. Es war nämlich aus dem Banat, dieser Kornkammer Ungarns, eine Sendung Brodfrüchte von 8000 Metzen auf der Donau angelangt, und die Speculanten hatten kaum die Ankunft dieser Zufuhr ausgewittert, als sie sich eiligst auf den Weg machten, um das Korn schnell aufzukaufen und dem Markte zu entziehen, dessen Preise ihnen noch immer zu niedrig dünkten und welche sie durch Abhaltung dieses Zuflusses hinaufzutreiben hofften. Die Regierung versäumte indeß nicht, auf erfolgte Anzeige von Seiten der Bäckerzunft einzuschreiten, und es wurde das aus dem Banat zugeführte Korn dadurch dem Markte gerettet, daß der Ankauf der Speculanten mittelst Angelds für nichtig erklärt ward und die 8000 Metzen am hiesigen Platz um den bestehenden Marktpreis losgeschlagen werden mußten; letzteres noch aus großer Schonung, indem der Umfang der Zufuhr im gewöhnlichen Laufe der Dinge unfehlbar ein Herabgehen der eben jetzt geltenden Satzung nach sich gezogen haben würde. Zudem besitzt die Regierung in den Militärmagazinen einen Schatz für die Noth, welcher nicht so bald zu erschöpfen sein würde und der die Machinationen der Wucherer bald aus dem Felde schlagen müßte, abgesehen von den gesetzlichen Zwangsmaßregeln, welche dem Staate in der Stunde der Gefahr zu Gebote stehen. Aus diesem Grunde hat sich der Hofkammerpräsident Baron Kübeck auch nicht bewogen gefunden, dem gestellten Antrage auf Herabsetzung oder augenblickliche Aufhebung der ungarischen Zölle und der Stadtaccise zu entsprechen, denn die Aufhebung der Zölle würde doch zuletzt nur den Ausführenden zu Statten gekommen sein, und selbst im Falle, das der an der ungarischen Grenze bezahlte Getreide- und Viehzoll zu größerer Sorgfalt an die Käufer rückvergütet worden wäre, würden sich doch hauptsächlich die großen Speculanten diesen Zoll als Prämie haben auszahlen lassen, ohne daß dem Publicum ein bedeutender Vortheil zugeflossen wäre. Dasselbe gilt von der Verzehrungssteuer, die ohnedem nicht hoch ist und

nur 35 Kr. C.-M. vom Centner beträgt; der Erlaß dieses Betrages würde gleichfalls blos den Säckel der Reichen füllen, welche en gros kaufen, indeß den Armen bei dem Aufschlag der zahllosen Unterhändler kein Vortheil erwachsen könnte. Ueberhaupt bildet das handelnde Element der modernen Gesellschaft bei seiner überwiegenden Ausbildung den Krebsschaden der Staaten, indem Alles sich auf den Verkehr und den Umsatz wirft, der reichlicher und müheloser lohnt, als die Production, welche, sowie die Consumenten, dabei gleichmäßig zu Schaden kommt, während das commerzielle Parasitenthum die besten Lebenssäfte an sich zieht. Niemand wird das belebende Princip des Handels und die Vortheile des Verkehrs in Abrede stellen wollen, aber Alles soll sein Ziel haben. Bei solchen Gegenständen zumal, die zur Lebensbedürftigkeit gehören, braucht es des endlosen Zwischenhandels nicht, der besonders in großen Städten gefährlich ist, weil sich da eine Menge arbeitscheuer Leute finden, die nur handeln wollen, und die enormen Detailpreise endlich doch nur von der untersten Volksclasse getragen werden, welche von der Hand in den Mund lebt.

Das von dem Herzog Coburg-Cohary erbaute Palais auf der Wasserkunstbastei, welches nachdem der Bau vollendet war, plötzlich geschlossen ward, hat nun doch einen Käufer gefunden, in der Person des Baron Rothschild, der es zu seinem Wohnsitz umgestalten will. Die gewöhnliche Annahme, daß der zu große Kostenaufwand dieses Bauwerks die innere Einrichtung verhindert und den Entschluß der Familie hervorgerufen habe, ist gänzlich irrig, indem vielmehr die Verweigerung des Hoheitstitels für den mit der Prinzessin Clementine von Frankreich vermählten Prinzen August, welcher den Palast bewohnen sollte und wegen dieser Verweigerung sein Domicil nicht hierher verlegte, die Veranlassung dazu gegeben hat. — Baron Rothschild hat bisher immer nur zur Miethe gewohnt, und es ist allseitig aufgefallen, daß während Jener in Paris ein großes Haus führt, der hier lebende Repräsentant des Rothschild'schen Hauses sehr zurückgezogen lebt und nicht einmal ein seinem Reichthum entsprechendes Wohnhaus besitzt. Erst im vorigen Jahre hat Rothschild den auf der Freiung belegenen Gasthof zum römischen Kaiser um 300,000 fl. an sich gebracht, um ihn durch einen großartigen Umbau zu ersetzen und in einen wohnlichen Palast zu verwandeln. Nunmehr scheint jedoch dieser Plan aufgegeben und die von dem Hause Coburg zur Entfaltung seines jungen Glanzes errichteten Hallen werden den Crösus von Europa aufnehmen.

Trotz der wiederholten Einsprache der Pforte und der neuen serbischen Regierung wird Fürst Milosch hier seinen bleibenden Wohnsitz aufschlagen, wie dies der Umstand zu beweisen scheint, daß derselbe sich in einer stillen Straße der innern Stadt um 120,000 fl. C.-M. ein Haus angekauft hat, das er für sich und seinen Sohn, den gleich-

Digitized by Google

falls vertriebenen Fürsten Michael, einrichten läßt. Das öffentliche Erscheinen des Exfürsten von Serbien im Theater und an anderen Orten erregt immer Aufsehen, indem er sich noch nicht von den osteuropäischen Sitten seines Landes entfernt hat und von seiner Umgebung stets die tiefste Unterwürfigkeit auch bei solchen Gelegenheiten verlangt, wo sonst jedes auffallende Ceremoniell vermieden zu werden pflegt. —

Die Vermählung des Erbprinzen von Lucca, mit Mademoiselle von Rosey hat am 10. Nov. auf dem Schlosse Frohsdorf Statt gefunden; wozu sich mit Ausnahme Sr. Majestät des Kaisers, alle hier anwesenden Mitglieder des Hofes auf der Eisenbahn eingefunden haben. Die Erbprinzessin hat dem Präfecten der Stadt Paris für jedes Arrondissement die Summe von 1000 Franken zustellen lassen zur Vertheilung unter die Armen. Nun die Schwester des Herzogs von Bordeaux verheirathet ist, wirft sich die müßig gewordene Conjecturalpolitik mit ausschließlicher Vorliebe auf die Person des Herzogs selbst, dessen Chancen aber im Laufe der Zeit keineswegs gewonnen zu haben scheinen, indem selbst Rußland anfängt gegen die Opfer der faits accomplis kühl zu werden, wie aus dem Benehmen des Kaisers gegen Don Carlos und Don Miguel hervorgeht.

Für den in der Mitte Decembers erwarteten Besuch des Czaren werden hier bereits großartige Vorbereitungen getroffen, und da man die Vorliebe des russischen Monarchen für militairisches Schaugepränge kennt, so sollen zu mehr glänzender Entfaltung der hier garnisonirenden Truppen auch noch fünf in der Nähe stationirende Bataillons herbeigezogen werden, und es geht die Rede, als werde an den Revuetagen der Wachdienst in der Stadt vom Bürgermilitair versehen werden. Der Aufenthalt des Selbstherrschers aller Reussen soll indeß nur kurz ausfallen. Alle Erwartungen sind auf den Ausgang des Heirathsprojectes zwischen dem Erzherzog Stephan und der Großfürstin Olga gerichtet, auf welches man am russischen Hofe ein ganz besonderes Gewicht legen muß, da man, ein unerhörtes Beispiel, sogar bereit ist, ein Gesetz des Reiches zu umgehen und in einem religiösen Conflikte nachzugeben.

Dr. Böhmer aus Frankfurt der die Geschichtsquellen der Deutschen herausgibt, und hier einige Zeit verweilte, hat sich nach Crain und Cärnthen gewendet. wo er nach dem hier erhaltenen Wirken, ein reichhaltiges Feld für seine Forschungen zu finden hofft. Die Archive, Bibliotheken und Klöster in Oesterreich beherbergen in der That einen solchen Schatz von alten Handschriften, daß der gelehrte Forscher da noch eine sehr ergiebige Ernte halten kann. — Aus dem reichen Schacht dieser Fundgruben beabsichtigt der Staatsarchivar von Chmel, in einzelnen Heften die interessantesten Fundstücke herauszugeben, und es wird lediglich von dem Grad der Theilnahme abhängen, welche

Digitized by Google

die Lesewelt diesem patriotischen Gedanken schenkt, ob die Ausbeute mehr oder weniger Umfang erhalten soll. So eben ist das erste Heft ausgegeben worden, es enthält die Gesandtschaftsreise des Grafen von Herbenstein nach Spanien im Jahre 1519 und ist ebenso wichtig für die Kenntniß der spanischen Zustände, als für die Auffassung der obwaltenden diplomischen Beziehungen zwischen den beiden mächtigsten Staaten der damaligen Periode. — Seit Hormayrs Abtritt ist jeder Versuch den historischen Sinn in Oesterreich zu wecken und zu nähren, mißlungen, und wir brauchen nicht das Journal des Geschichtsforschers Kaltenbük zu erwähnen, der als Bibliothekar beim Fürsten Schwarzenberg angestellt ist; auch einzelne Geschichtswerke wenn sie nicht ganz für den Lesepöbel berechnet waren, wie die von Schimmer, Meynert u. s. w. fanden keinen Anklang im Vaterlande und die Literaturblätter von Dr. Schmidl können sich nur durch historische Enthaltsamkeit und den Reichthum statistischer und literargeschichtlicher Mittheilungen fortfristen.

Man ist begierig, wie der aus Rom hier eingtroffene Dr. Hurter, welcher durch Vermittelung des Fürst Staatskanzler, die Anstellung als Hofrath und Historiograph des Reiches erhalten hat, seinen neuen Wirkungskreis eröffnen wird. Wie man hört, soll es besonders seine Aufgabe sein, die von dem Protestantismus geschmälerte historische Wahrheit wiederherzustellen und eine katholische Geschichtsansicht durchzuführen, wie solche bereits von Stollberg und Friedrich Schlegel versucht worden ist. Hormayr, welcher einst seine Stelle einnahm, hat in dieser Hinsicht am wenigsten geleistet, auch war damals der Zeitpunkt für confessionelle Geschichtschreibung nicht günstig; im Sturme der politischen Zertrümmerung, der in der Blütezeit Hormayrs über die Welt fuhr, galt es, dem wurzellosen Demagogismus, der ungläubigen Democratie das verbriefte Recht und die Ahnenhalle der Legitimität zu zeigen. Jetzt ist es die religiös-hierarchische Schule in der Geschichtschreibung, die nicht Gefährdetes erretten, sondern die Geister erziehen und lenken will. Schon Buchholz und Lichnowsky wandelten diesen Pfad; was sie begonnen, soll nun fortgesetzt und wo möglich vollendet werden; aus diesem Gesichtspunkte dürfte Hurters Berufung zu betrachten sein.

Dr. Ennemoser aus München, der schon im verflossenen Jahr einige Zeit hier verweilte und dem Magnetismus ein öffentliches Gebiet eroberte, ist abermals eingetroffen und gedenkt den ganzen Winter hier zuzubringen, was ohne Zweifel auf das wissenschaftliche Leben der Universität von Einfluß sein wird.

Digitized by Google

III.

Aus Berlin.

Die überlieferten Lehren und das Reſultat der freien Forſchung. — Der Schleiermacherſche Standpunkt. — Die Principien der Reformation. — Der eigentliche Hergang. — Herr Hengſtenberg zieht alle Regiſter.

Um was iſt der Streit? — Die Beſonnenſten und Gewandteſten der Kämpfer gegen den Proteſt vom 12. Auguſt ſuchen den Gegenſtand des Streites nicht auf der Oberfläche, ſondern in der Tiefe. Sie fragen nicht, um was ſtreiten wir, die Gegner des Proteſtes, mit deſſen Unterzeichnern? ſondern ſie fragen: um was wird bei uns auf dem kirchlichen Felde überhaupt geſtritten? und ſodann: welche Stellung zu dieſem Streite nehmen wir und nehmen Jene ein?

Es geht um die überlieferte Lehre, antworten ſie, nicht um irgend eine Richtung, irgend eines Blattes, irgend einer Partei, es geht um die Lehre, welche in den ſymboliſchen Büchern der Reformationszeit ausgedrückt iſt, und nicht nur dies, um die Lehre, welche ſchon in den alten Symbolen, ſchon in dem ſogenannten apoſtoliſchen Glaubensbekenntniſſe enthalten iſt, ja, es geht um die H. Schrift ſelbſt und um das ganze Chriſtenthum. „Das Reſultat der freien Forſchung," ſagt Thilo der Landpaſtor — in den „Unmündigen Fragen" —, „nämlich daß die Glaubensbekenntniſſe und die Bibel voller Lügen ſtecken, die der freigewordene Menſchengeiſt ausſcheiden müſſe, wird in Volksverſammlungen und vor vielen Tauſenden und in Zeitungen verbreitet, und die Prediger dieſer neuen Lehre dringen auf Presbyterialverfaſſung, damit der von ihnen im Volke verbreitete Unglaube zur Herrſchaft gelange." „Mich dünkt," ſagt er weiter, „daß das die allerverfinſtertſte Vernunft, wenn auch nur ein Fünklein von natürlichem Lichte übrig geblieben iſt, begreifen kann, daß, wenn der Eine ſagt: ich glaube das, und der Andere: ich glaube das nicht — beide nicht Eines Glaubens ſind, und daher nicht in derſelben Kirche lehren können, die nur durch die Einheit des Glaubens an daſſelbe Bekenntniß gebildet wird." — Es iſt allerdings ſehr leicht einzuſehen, daß, weun Zwei nicht denſelben Glauben haben, ſie nicht Eines Glaubens ſind; aber um nun die weitere Folgerung, welche Herr Thilo in Bezug auf das Lehren in derſelben Kirche macht, einzuräumen, muß erſt zugegeben ſein, daß das Bekenntniß eines gewiſſen feſtſtehenden Glaubensinhaltes die Kirche, und zwar die proteſtantiſche insbeſondere, zu dem mache, was ſie iſt, oder auch nur was ſie ſein ſoll; und das iſt nun ein Punct, den nicht nur die Gegner des Herrn Thilo nicht ſo unbedingt zugeben, ſondern den auch Herr Thilo ſelbſt nicht unbedingt fordern kann, weil er zu der preußiſchen evangeliſchen Landeskirche gehört, in welcher das „lutheriſche" Glaubensbekenntniß ſagt: ich glaube das und das, wovon das „re-

formirte" erklärt: ich glaube es nicht, und umgekehrt, und weil deſſenungeachtet und unbeſchadet deſſen die evangeliſche Landeskirche als eine Kirche beſteht und von Herrn Thilo ſelbſt durch ſeine Anweſenheit als Geiſtlicher in ihr für eine ſolche erklärt wird. — Da tritt denn nun auch Herr Elteſter her, und verſichert: Der kirchlichen Gemeinſchaft liege keineswegs ein Statut, ein gemeinſam Angenommenes zu Grunde, (was auch Herr Striez, gegen den er ſchreibt, behauptet hatte) ſondern — „eine Idee." „Das," ſagt er, „worin die Stellung zu Gott des Einzelnen ſowohl als der Gemeine ſich ausſpricht, das iſt darum noch nicht der Grund, worauf ſie beruht, ſondern der iſt weit hinaus über all unſer Fühlen, Denken und Wollen." Die evangeliſche Kirche, fährt er fort, iſt nicht auf „ein Bekenntniß," auf „Lehre und Meinung" gegründet, ſondern iſt „Stiftung Gottes in Chriſto," und ſoll und muß bekennen „den Herrn und den Glauben an *ihn*," nicht aber „irgend ein *menſchliches* Bekenntniß *von* dem Herrn und den Glauben an dieſes Bekenntniß."

Hiermit meint Herr Elteſter recht auf dem Boden der evangeliſchen Kirche zu ſtehen und an dem eigentlichen Princip der Reformation feſtzuhalten. So auch die übrigen Unterzeichner des Proteſtes. Sie gehen, wie es in dem Proteſte ſelbſt heißt „aus von der der Reformation zu Grunde liegenden Ueberzeuguug." Auch der Magiſtrat von Berlin verſicherte Sr. Majeſtät dem Könige, man halte feſt „an der Errungenſchaft der Reformation." Dies hat der Herr Regierungsrath Schede aufgegriffen und hat es als den Cardinalpunkt der Frage ſchon im Titel ſeiner Schrift bezeichnet; denn dieſer lautet: „Das Grundprincip der Reformation." Auch die angegriffene Partei, die der evangeliſchen Kirchenzeitung, ſagt Herr Schede, beſtehe grundſätzlich gar nicht auf eine beſondere „Faſſung" des Chriſtenthums, wie ſolche etwa in der Reformationszeit beliebt worden ſei, vielmehr ebensfalls lediglich „auf die Grundprincipien der Reformation." Es werden „bekanntlich" *zwei* Grundprincipien der Reformation unterſchieden, ein materiales und ein formales Princip; das erſtere die „Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben," das andere die „normale Autorität der H. Schrift." Beide Principien ſchienen ihm von den Unterzeichnern des Proteſtes nicht verworfen zu werden: er fände es eben deshalb Unrecht, daß ſie ſich von Solchen, welche dieſe Principien mit ihnen anerkennen, losſagten und zu Solchen hinüberträten, welche ſich in offenem Widerſpruch gegen dieſelben befinden.

Das iſt der Punct. Die Unterzeichner des Proteſtes bekennen ſich insgeſammt und einzeln allerdings zu dieſen Principien, zu denen ſich auch ihre Gegner bekennen, und dennoch haben ſie auf dem offenen Kampfplatz ſich lieber vor die von jenen Principien Abtrün-

Digitized by Google

nigen geſtellt und Front gegen Die welche für dieſelben Principien eifern, gemacht, als ſich zu dieſen letztern zu halten und mit ihnen gegen jene Abtrünnigen Front zu machen: das iſt ein fait accompli. Und auch jetzt noch, trotz allen ſchönen Zuredens von der Seite der durch den Proteſt Angegriffenen, bleiben ſie in der einmal eingenommenen Stellung. Iſt das jetzt ein bloßer Eigenſinn der Uebereilung? eine Folge blos der Scham und Furcht, ſich durch Umkehr einen üblen Namen zu machen? Oder wie iſt es ſonſt zu erklären?

Die plumpſten ihrer Gegner, wie wir ſchon geſehen, ſchreien: Heuchelei! Dieſen wird der Vorwurf der Heuchelei reichlich, und denn doch auch nicht ohne Schein von Berechtigung zurückgegeben. Dem Prediger Kuntze wird von Piſchon geſagt: Die Gewiſſensnoth, durch welche ſich Kunze ſeinem Vorgeben nach gezwungen gefühlt habe, gegen die Unterzeichner des Proteſtes von der Kanzel Sturm zu läuten, ſei ein eitler Vorwand: durch Kuntzes ganze Predigt leuchtet unverkennbar die Freude, etwas gefunden zu haben, um ſich an den Andern zu reiben. Auch wird den Kirchlichen öfter geſagt, daß ihr vorgeblicher Glaube ihnen nur ein Deckmantel für ihre Herrſchſucht ſei. — Dieſe Plänkeleien treffen natürlich nicht das Weſen der Sache. — Schede hilft ſich damit, daß er meint, die Unterzeichner des Proteſtes täuſchten ſich ſelbſt über die Stellung, welche ſie einnähmen, ſie täuſchten ſich über die Differenz mit Denen, die ſie in ihrem Proteſte angriffen und über die Gefahr, welche ihnen von daher der Kirche zu drohen ſchiene, während ſie doch einzig und allein von der Seite der Lichtfreunde drohe. — Auf dieſen Standpunct gehen die Andern inſofern ein, als ſie eine Selbſttäuſchung zwar nicht zugeben, aber ihre Stellung doch als eine in der That ſeltſame, wo nicht falſche, anerkennen, die ſie aber einzunehmen gezwungen werden durch das anmaßliche, gewiſſermaßen Bannſtrahlen ſchleudernde Auftreten der evangeliſchen Kirchenzeitung.

Ueber die ſchönſte Saat, die ſeit längerer Zeit in der Kirche aufgegangen, erzählt Herr Elteſter, ſei mit einem Male ein Sturm hereingebrochen. Nach jener Rede Wislicens über die Frage: „Ob Schrift, ob Geiſt?“ ſeien zuerſt in der Paſtoralverſammlung zu Berlin, ſodann in der Evangeliſchen Kirchenzeitung Ausbrüche des heftigſten Eifers, der leidenſchaftlichſten Hitze kund gegeben, Alles ſei darauf angelegt worden, Aufregung in der Kirche hervorzubringen. Auf eine förmliche Excommunication — (von der übrigens Hengſtenberg ſagt, ſie ſei in ſeiner Abweſenheit und gegen ſeinen Willen in die Zeitung gerathen) — ſeien nach einander Erklärungen gefolgt, die theilweiſe jedes Maß der Billigkeit überſchritten hätten, theilweiſe, wenn er mit ihrer Haltung auch einverſtanden ſein konnte, doch an dem Orte, wo ſie erſchienen und in der Hand Derer, die nach Parteizwecken die Sache leiteten, nur verderblich hätten wirken können.

Perſönlichkeiten jeder Art — Perſönlichkeiten, ſo gehäſſig und widerwärtig, daß man ſie Niemanden ungerügt nachſehen könne, ſeien hinzugekommen und hätten den Streit vollends vergiftet. Vergeblich hätten dazumal die Synoden verſucht, dazwiſchen zu treten. Ihre vermittelnde Stimme wäre theils überhört, theils weggeſpottet oder weggeketzert, der Streit immer lärmender weiter geführt, und endlich ſelbſt der Behörden nicht geſchont, ſondern gegen dieſelben mit Zumuthungen verfahren worden, welche nicht nur bewieſen, wie weit die Zuverſicht bereits geſtiegen war, ſondern auch was Kirche und Vaterland zu erwarten hätten, wenn es je den Leitern jener Partei gelingen ſollte, das Regiment in der Kirche nach ihrem Sinne zu geſtalten. Viele ängſtliche Gemüther hätten deswegen längſt der Beſorgniß Raum gegeben, daß bei dem höchſten Kirchenregimente dieſes ſchrankenloſe, mit ſtets geſteigertem Herrſcherton auftretende Treiben eine wenigſtens theilweiſe Billigung gefunden haben müſſe. Und endlich hätte ſich der lang verhaltene Unwille Luft gemacht. So ſeien die berufenen Verſammlungen der proteſtantiſchen Freunde zu erklären. Die Evangeliſche Kirchenzeitung habe zuerſt Erklärungen gebracht — gegen die Lichtfreunde; dieſe ſeien dann dem Beiſpiele der Kirchenzeitung gefolgt und hätten in die Zeitungen Erklärungen gegen die Kirchenzeitung rücken laſſen. Und ſo ſei denn zuletzt die Maſſe mit in den Strudel der Aufregung hineingeriſſen worden. „In dieſes Treiben der Parteien, in dieſen immer ärgern Tumult hinein erhoben endlich ernſte, über alle Parteien ſtehende Männer" — es ſind das Herr Elteſters Worte, bitte ich zu bemerken — „ihre Stimme."

Nichts da! ruft Herr Hengſtenberg. Wollt ihr die rechte Urſache des Proteſtes wiſſen? Die Schleiermacherianer — die Urheber der „Erklärung" vom 15. Auguſt — haben „in den Kirchlichgeſinnten die Repräſentanten ihres eigenen Gewiſſens erblickt, welches ihnen im Fortſchritte der Zeit immer lauter zurief, vollen Ernſt mit ihrem Bekenntniß zu Chriſto zu machen." Der Schleiermacherianer kirchliches Princip, ſagt er, ſei eine Vermiſchung des an ſich Unverträglichen, der kirchlichen Wahrheit und des Rationalismus. Die Schleiermacherſche Schule, ſagt er, habe zu ihrem Boden „das unbeſtimmte Gefühl"; ſeltſam ſei es, wenn Die, welche auf dieſem Standpunct ſtehen, welche die Arbeit der achtzehn Jahrhunderte in der Hauptſache für eine mißlungene erklärten, noch beſtändig den Fortſchritt im Munde führen, und ihm und den Seinigen vorwürfen, daß ſie dem Fortſchritte feindlich ſeien. „Wir," ſetzt er hinzu, „wir gerade wollen den Fortſchritt mit vollem Ernſte; denn wir erkennen klar, wie viel noch daran fehlt, daß die Kirche zum Mannesalter Chriſti gelangt ſei, wie reich die noch nicht gehobenen Schätze der H. Schrift ſind."

Elteſter zeigt uns in der That, daß es ſich für ihn und ſeine Geiſtesverwandten nicht um einen beſtimmten Inhalt des Be-

Digitized by Google

kenntniſſes handelt, daß es, ſeiner Meinung nach, der Kirche nicht um einen ſagbaren, ausgeſprochenen, ſo und ſo formulirten Glauben, ſondern nur um eine allgemeine, „über unſer Fühlen, Denken und Wollen weit hinausliegende innere Beziehung der Einzelnen und der Geſammtheit zu dem in der Menſchheit offenbar gewordenen Gott" — wie man ſich auch immer die Details dieſer Offenbarung denke und deute — zu Chriſto, zu thun ſei. Mit einer ſolchen innern Beziehung zu dem perſönlich gedachten Chriſtus zeigt ſich nun Herr Hengſtenberg inſoweit zufrieden, daß er diejenigen, welche noch wenigſtens an dem Bedürfniß einer ſolchen Beziehung feſthalten, nicht aus der ſichtbaren Kirche zu verſtoßen gemeint iſt, wiewohl er ſie zu den wirklichen Mitgliedern der unſichtbaren und wahren Kirche nicht rechnen kann. Er iſt mit ihnen um den Glaubensinhalt zerfallen, weil er findet, daß Jene mit dem formalen Princip der evangeliſchen Kirche, dem unbedingten Glauben an die H. Schrift in hohem Grade zerfallen ſind, da ſie z. B. „die Lehre vom Satan läugnen," und alſo ihnen, „wenn ſie in Stunden der Anfechtung ſich an die Schrift anklammern wollen, gleich beifallen müßte: aber wie konnteſt du dich auf eine Lehrmeiſterin verlaſſen, die in einem ſo wichtigen Puncte unläugbar dem Wahnglauben dient?" und weil er ferner findet, daß Jene ebenſowenig im materiellen Prinzip, in der Glaubensſubſtanz, mit der evangeliſchen Kirche übereinſtimmen, da ſie z. B. den Unterſchied der drei Perſonen in der Gottheit leugnen, von einem Empfangen, Geboren von der Jungfrau, Niedergefahren zur Hölle u. ſ. w. nichts wiſſen wollen, und den Glauben an den ewigen Schöpfer durch den Glauben an die Ewigkeit der Welt alteriren. Er iſt mit ihnen ſo — ſtreng genommen — um nicht weniger als Alles auseinander.

Aber an dem Haare jener innern Beziehung zu „dem Herrn" und der Nothwendigkeit des „Glaubens an Ihn" glaubt er ſie noch halten und, will's Gott, in die wahre Glaubenskirche hineinziehen zu können. Wenigſtens gehören ſie doch nicht zu Denen, die mit der H. Schrift erklärtermaßen gebrochen und an die Stelle des Lichtes der Offenbarung das Licht der Vernunft, an die Stelle des heiligen Geiſtes den „zu immer höherer Veredlung fortſchreitenden Menſchengeiſt" geſetzt haben. Das Mittel, deſſen ſich Herr Hengſtenberg bedient, um ſie zu gewinnen, iſt nun nicht, daß er ihnen ſchmeichelt und ihnen ſagt: ihr gehört eigentlich uns an, erkennt es nur. Nein er macht ſie gewaltig ſchlecht: ihr ſeid im Grunde Heiden, ſagt er ihnen, aber nicht von jener Art, die von Zeus und Apollo und allen Göttern Griechenlands angelächelt, ihr geniales glänzendes Laſterleben der Welt zu noch immer leider nicht ertödteter Bewunderung führten, ſondern recht erbärmliche Geſellen: keine bedeutende Perſönlichkeit habt ihr unter euch aufzuweiſen, und wenn ja einmal Einer unter euch war, der noch bis Fünfe zählen konnte, ſo iſt er alsbald

ins kirchliche Lager übergegangen. Der blasse Neid und die gelbe Schelsucht plagen euch. Er sagt: „der Stecken der kirchlichen Gesinnung grünet, während der eurige dürr ist.“ Ihr schreit über Spaltung in der Kirche; Spaltung ist, nach eurer Meinung, der Uebel größtes — : ei, mit gutem Grunde! denn wenn es zu allgemeinem Bruche in der Kirche käme, würdet ihr, die ihr gering an Zahl und schwach an Kraft seid, um allein zu stehen, nicht wissen wohin euch halten. „Die Scheu vor dieser mit der äußern, verbundenen innern Krisis, die durch die Zeit immer gebieterischer verlangt wird, ist es, was euch erheben macht.“ — Das ist die Art, auf welche Herr Hengstenberg die Gegner zu erobern sucht. Geht's nicht im Guten, geht's vielleicht im Bösen; was Schmeichelei nicht thut, thut Spott vielleicht. — Und wenn auch nicht — Herr Hengstenberg hat schon Recht. Was wollen, was können die Schleiermacherianer machen? Friß, Vogel, oder stirb. Es ist vergebene Mühe, jene, die sich Herr Schede giebt, den Schleiermacherianern weiß machen zu wollen, sie zögen mit den Hengstenbergianern an Einem Strange. Doch was verlöre die Partei Herrn Hengstenbergs an ihnen? Wollen und müssen sie aber in der Kirche bleiben, warum ihnen Concessionen machen? „Unser Stecken grünt und eurer ist dürr.“ —

Um was ist der Streit? — Um die Lehre? — Um die Schrift? — Um die Symbole? — Um eine Idee? — Um das Princip der Reformation? — Um den Glauben? — Um die christliche Freiheit? — Um den und jenen Standpunkt? — —

Ei nicht doch — um einen grünen Stecken oder einen dürren!!!

IV.

Aus Hamburg.

Beruhigung der Elbe und des Geldmarktes. — Dreistes Bankerottiren. — Eine Gasfinsterniß. — Theatralisches. — Bevorstehende Gemäldeausstellung.

Die Elbe ist längst wieder von ihrer Ueberschwemmungslaune zurückgekommen und hat sich zu Bett begeben, wie der loyalste Staatsbürger, nach gesetzlicher Aufforderung. Unser Geldmarkt gewann bald nach Abgang meines letzten Schreibens bedeutende Erleichterung, namentlich veranlaßt durch große Silbersendungen aus England und Frankreich, von denen sogar ein Theil weiter nach Rußland wandern konnte. Ist nun auch sonder Zweifel eine neue Geldcrisis noch für dieses Jahr, spätestens für den Anfang des künftigen zu erwarten, so wird deßhalb der von sehr competenter Seite erfolgte Vorschlag zur Gründung einer Discontobank doch nicht mehr berücksichtigt, sondern scheint mit Ende der Verlegenheit in die große Rumpelkammer geworfen, wo so Vieles liegt, Vorschläge zu Staatsreformen und zur Judenemancipation, Propositionen zu gemeinnützigen Zwecken, zu Er-

Digitized by Google

ſparniſſen und Verbeſſerungen des Staatshaushaltes, kurz ein bunter Haufe von Wünſchen, Hoffnungen, Entwürfen, Ausſichten und Verſicherungen, welches Alles wir ſeit Jahren, namentlich aber ſeit der Brandkataſtrophe angehäuft haben. — Mit der Geldkriſis waren auch häufige Angriffe wider unſere Bank verbunden, welcher ein thätiges Eingreifen zur Beförderung der Geldcirculation, bei Verlegenheiten wie die jetzt überſtandenen, auch wirklich nicht nachgerühmt werden kann. Die einzige ungewöhnliche Hülfe, die jüngſt von der Bank geleiſtet wurde, beſtand darin, daß ſie auf Münzſorten Vorſchuß leiſtete, welche ſonſt von ihr nicht acceptirt wurden, z. B. auf Species, preußiſche Thaler, Fünffrankenſtücke u. ſ. w. — In unſerer mercantiliſchen Welt ſind jetzt die Falliſſements ſo recht an der Tagesordnung. Das Bankerottiren ſcheint hier kaum noch mit dem Begriffe der Unehre verbunden zu ſein. Leute, die heute „eingekommen" ſind — wie ein hier beſonders im Volksmunde gebräuchlicher Ausdruck lautet — laſſen ſich morgen ſchon wieder wohlgemuth an der Börſe und in der Geſellſchaft ſehen. Ein unbeſcholtener Name wird ſo etwas Gleichgültiges. Mit dem Verluſt deſſelben wird oft der Grund zu einem glänzenderen Leben gelegt, als man bis dahin geführt. Unſer Troſt iſt jedoch, daß der Großhandel ſich ſehr ehrenfeſt und wacker hält. Er iſt die Säule von Hamburgs mercantiliſcher Wichtigkeit und Bedeutung.

Eine Calamität anderer als financieller Art war das jähe Aufhören unſerer Gasbeleuchtung, verſchuldet durch die unpaſſende Wahl eines moorigen Terrains zur Anlegung der Gasreſervoirs, welche allmälig ſämmtlich geſunken ſind. Während man an dem früheren Orte die Gaſometer wieder zu heben ſucht, ſind an einem anderen Punkte zahlreiche Arbeiter beſchäftigt, neue Gasreſervoirs zu ſchaffen, doch macht man ſich auf Rückkehr der Beleuchtung für das laufende Jahr kaum noch Hoffnung. Die Unternehmer, eine engliſche Compagnie, erhielten durch dieſes malitiöſe Ereigniß eine Schickſalsohrfeige, welche dafür, daß ſie ſich das Rammen erſpart hatten, um Geld zu ſparen, ihren Geldbeutel um, ſagt man, mehr als 100,000 Mark leichter macht.

Das Tagesgeſpräch hat ſich in dieſer Zeit ſehr lebhaft mit der von Seiten der jetzigen Direction des Stadttheaters erfolgten Kündigung ihres Contractes beſchäftigt. Die Leitung dieſer Bühne iſt mit dem 31. März 1847 erledigt. Das Comité der Actionaire hat vor einigen Tagen die erwartete Aufforderung zur Directionsübernahme erlaſſen. Anmeldungen hiezu ſind gültig bis zum 18. Jan. k. J. Man will mit einer Geſellſchaft, wie mit Einzelnen abſchließen. Echt kaufmänniſch lautet die Bemerkung, daß es zur Uebernahme der Direction nicht für nöthig erachtet werde, vom Fache zu ſein, ſo daß alſo der erſte beſte Geldmenſch, wenn er dem lieben Comité nur ſonſt

Digitized by Google

zusagt, sich die Leitung eines der ersten und ältesten deutschen Kunstinstitute anvertraut sehen kann. Uebrigens glaubt man noch immer, daß gar kein Wechsel eintreten, sondern daß noch Verständigung zwischen den Actionairen und der bisherigen Direction erfolgen werde. Letztere behauptet, unter den jetzigen Bedingungen, namentlich wegen der schweren Concurrenz mit dem Thaliatheater, die Bühne nicht weiter fortführen zu können. Die Stellung des Stadttheaters mit dem enormen Kostenetat und dem merklich verringerten Besuche — wenn nicht gerade etwas Außerordentliches seine Zugkraft entwickelt — ist allerdings schwieriger als früher; doch das Bühnenglück zieht abwechselnd von dem einen Alsterufer zum andern hinüber. Augenblicklich hatte das Thaliatheater das Uebergewicht und eine erstaunliche Reihefolge gefüllter Häuser, namentlich veranlaßt durch die Gesangsvorträge der italienischen Altistin Mariette Albani, durch die Vorführung der kläglichen Pièce „der ewige Jude" und durch die in ihrer Art vorzüglichen Leistungen der Lehmann'schen Gesellschaft von Pantomimikern und Gymnastikern. — Im Stadttheater wurde mit ungewöhnlich gutem Erfolg gegeben „Graf Waltron oder Subordination", eine Novantike, die ursprünglich den längstverstorbenen Schauspieler Heinr. Möller zum Verfasser hat. Dieser war früher zwei Jahre Offizier gewesen, ließ jenes Drama im Jahre 1776 zu Prag aufführen und soll dort selbst die Rolle des Auditeurs darin gegeben haben. Mad. Birch-Pfeiffer hat sich über das alte Stück — welches überhaupt mehrfach zu Opern und zu Schauspielen benutzt worden — hergemacht, hat es gekürzt, zurechtgestutzt, den Dialog gefeilt und so das Ganze, mit einigen wenigen eigenen Zuthaten, der jetzigen Generation wieder aufgetischt.

Im nächsten Jahre werden wir hier, nach langer Pause, wieder eine große Gemäldeausstellung haben, wozu schon Vorbereitungen getroffen werden.

V.

Notizen.

Schauspieler und Literaten. — Die Mysterien der Sahara. — Rom und Petersburg. — Ein Vorschlag in Güte. — Glückliches Deutschland.

— Ueber die neuen Berliner Theatergesetze hat man von mehren Seiten ein furchtbares Wehgeschrei erhoben, so daß ein Correspondent aus Berlin für nöthig fand, sie in der Augsburger Allgemeinen zu vertheidigen. In der That haben ähnliche Ordonnanzen schon früher bestanden und bestehen noch in Wien, Dresden und andern Hoftheatern; nur ist man selten hart genug, sie buchstäblich in Anwendung zu bringen. Berlin wird, wie es scheint, die Sache ernst nehmen, was aber nur consequent und dem streng gesetzlichen Geist der preußischen Verwaltung ganz angemessen ist. Freilich werden die zarten Seelen und die schönen Geister lamentiren; es empört sie der Gedanke, daß ein erster Liebhaber soll in den Fall kommen

Digitized by Google

können, wegen eines kecken Wortes in die Hausvoigtei zu wandern; oder daß eine flötende erste Heldin in Gefahr sein soll, vierzehn Tage brummen zu müssen. Ha! rufen die Theaterenthusiasten, die Residenzlöwen und die Ritter des Operngluckers; das beleidigt den Künstlerstolz, es verletzt die Künstlerehre! Ganz recht; aber während ihr es in der Ordnung findet, daß auf einen Dichter gefahndet, oder daß ein philosophischer Schriftsteller in der ehrenvollen Gesellschaft von ein paar Vagabunden nach der Festung geschubt werden kann — und nicht um ein gemeines Verbrechen — seid ihr noch immer gewöhnt, Schauspieler und Virtuosen als sacrosancte Personen zu betrachten. Künstlerstolz! Als ob der Poet, der schöpferische Geist, nicht mehr Künstler wäre, als der Mime, der seine Schöpfung blos reproducirt! Und doch, wer sieht eine Verletzung der Künstlerehre darin, wenn ein Poet sich erst von der Censur schulmeistern und dann noch von der Polizeiwillkür wie ein Vogelfreier behandeln lassen muß? Der Stolz des Dichters, des Philosophen, des Schriftstellers aus Ueberzeugung soll ein dickeres Fell haben? Uebrigens repräsentiren die heutigen Schauspieler nicht mehr den freien Künstlerstand, sondern ihr Stolz ist es, eine solide, bürgerliche Zunft zu bilden; die Genialität der fahrenden Tragöden von einst ist auf die armen Literaten übergegangen, und mancher Charakterspieler pflegt sich dem Schriftsteller gegenüber in die Brust zu werfen, als förmlich angestellter, avancements- und pensionsfähiger „Hofbeamter", — ergo. Es soll uns recht freuen, wenn wir nächstens hören, daß die Berliner Haus- oder Stadtvoigtei mit Komikern, Liebhabern, und Primadonnen bevölkert wird; vielleicht kommt die joviale Gesellschaft dort einmal mit einem verlassenen Literaten zusammen und tröstet ihn.

— Ein französischer Obrist Daumas hat über den algierschen Theil der Sahara eine Schrift herausgegeben, die sich sehr angenehm lesen läßt. Das „Ausland" sucht zwar zu beweisen, daß der Franzose kein glaubwürdiger Touriſt sei; es weist ihm offenbare Widersprüche und Unwahrscheinlichkeiten nach: aber was liegt daran? Wir brauchen keine Wahrheit über die Sahara, wir werden dort keine deutschen Colonien gründen, wie auf der Mosquitoküste; wir freuen uns vielmehr, daß trotz der prosaischen Forscher und Statistiker, die heutzutage von allem Fernen und Romantischen den Schleier lüften und die den Erdball mit Eisenbahnreifen umschnüren möchten, bis er uns zu enge wird, — daß trotz dem Allen noch so unermeßlich viel terra incognita übrig bleibt, noch so viel unnahbare heimliche Winkel, wo die europamüde Phantasie sich neue Welten träumen kann. Japan und China sind schon angebissen, und werden bald der sogenannten objectiven Forschung verfallen, aber noch bleiben uns Gottlob die Pole, die unentdeckten Inseln im Süden des stillen Oceans, die waldigen Berge und Thäler auf dem Boden des Meeres und die Sahara. Man hat diese Wüste immer für leer und unfruchtbar

Digitized by Google

gehalten, aber Daumas — als Touriſt ein noch größerer Erfinder als Dumas — zeigt uns, daß ſie von ungeahnten Wundern erfüllt iſt. Man glaubt „tauſend und Eine Nacht" zu leſen, ſo phantaſtiſch ſind dieſe Myſterien der Sahara, die der Franzoſe großentheils den beredten Lippen arabiſcher Erzähler abgelauſcht hat. Das Herrlichſte iſt, daß Europa nie im Stande ſein wird, das zerſtörende Gift ſeiner Civiliſation dahin zu tragen; kein puritaniſcher Pelzhändler, kein engliſcher Miſſionair in Frack und Makintoſh, kein Actionair oder Diplomat wird hoffentlich ſeinen Einfluß jemals unter dem Aequator in Afrika geltend machen. Es gibt zwar dort, nach Daumas, Oaſen, die der ſeligen Atlantis und den Gärten der Semiramis an Pracht der Vegetation und Thierwelt gleichen, aber ſie liegen Tauſende von Meilen weit von einander zerſtreut, und wo iſt der Ingenieur, der es unternähme, ſie durch Eiſenbahnen mit dem bewohnbaren Feſtland zu verbinden? Königreiche und Republiken liegen dort zwiſchen Sandbergen, von denen jeder einzelne hinreichen würde, um die ganze preußiſche Mark zu begraben. Manche Erſcheinungen dagegen ſind wohl nur eine humoriſtiſche Fata-Morgana, eine karrikirende Luftſpiegelung europäiſcher Zuſtände. So erzählt Daumas von einer Stadt in der Sahara, die für Dunkelmänner gebaut ſcheint. Die ganze Stadt — und ſie zählt über 1000 Häuſer — hat ein einziges Dach; nur ſparſam ſind da und dort kleine Luftlöcher oben angebracht, welche die Finſterniß in den Straßen mildern. Ein Sonnenſtrahl dringt nie hinein. Von jeher waren die Bewohner dieſer Stadt in zwei Parteien getheilt, die ſich blutig bekämpften; wie es ſcheint, aus Religionshaß, obwohl beide gleich ſehr den Schatten lieben. Auf das Urtheil eines arabiſchen Salomo wurde daher die Stadt durch eine hohe und dicke Mauer, die mittendurch von einem Punkte des Ringwalles zum entgegengeſetzten führt, in zwei Theile geſchieden, und die beiden Confeſſionen leben nun zwar unter einem Dach, müſſen ſich aber vertragen. — In einer andern Oaſe herrſcht eine zwölfjährige Königin, welche 10 Männer, 100 Kebsmänner und 1000 Liebhaber beſitzt, und der zugleich göttliche Ehren erwieſen werden. Mit den Liebhabern, die den Ehrentitel: Sclaven führen, werden alle öffentlichen Stellen beſetzt, aus ihnen werden die Kebsmänner und aus dieſen wieder die Männer erwählt, und zwar geſchieht das Avancement nach dem Anciennetätsprincip. In dieſem Reiche der Liebe ſollen jedoch manche Mißbräuche vorkommen.

— Rom hat einen Gegner, furchtbarer als Ronge und Czerski, als Abbé Chatel und Hermes, als Bruno Bauer und Feuerbach: den Kaiſer Nikolaus. Die Geſchichte war immer eine Homöopathie, die Gleiches mit Gleichem behandelt, ſie heilt nicht, aber ſie rächt. Die Nemeſis der Alten herrſcht auch in unſern chriſtlichen Zeiten und ſtraft ein Unrecht durch ein anderes. Jetzt wird der Katholicismus in Rußland eben ſo bitter verfolgt, wie er einſt ſelber in Frankreich,

Digitized by Google

Spanien, Italien und Deutſchland, theils aus aufrichtigem Fanatismus, theils aus politiſchem Ehrgeiz, verfolgt hat. Petersburg iſt ſeelenloſer und unfruchtbarer, als Rom, aber eben ſo ſeelengierig und rückſichtslos conſequent, und deshalb iſt zu fürchten, daß es ſeinen Willen durchſetzen wird in Polen, in Litthauen und in den Oſtſeeprovinzen. Rom ließ die Proteſtanten mit Hunden in die Meſſe hetzen, Rußland läßt katholiſchen Nonnen Augen und Zähne ausreißen; jenes ſtürzte die ketzeriſchen Paſtoren in die Flammen des Scheiterhaufens, dieſes ſchickt die katholiſchen Pfarrer in die kalte Hölle Sibiriens. Der Unterſchied iſt nicht groß. Merkwürdig aber iſt die indolente Zuſchauerrolle Europas bei dieſen Epiſoden des 19. Jahrhunderts. Wer hat nicht die monſtröſe Bekehrungsgeſchichte jener armen Nonnen gehört, die von ruſſiſchen Popen zu Märtyrern gemacht wurden? Sie geht ja durch alle europäiſchen Journale. Wenn man auch einzelne Züge darin für hochrothe Uebertreibung hält, bleibt noch genug ſchreiende Farbe übrig, und man ſollte glauben, die katholiſche Chriſtenheit werde zum Kreuzzuge rufen gegen die Moskowiter. Nun, während der heilige Vater mit zerriſſenem Herzen ſeine Hirtenbriefe ſchreibt über die Noth der Kirche, amuſirt ſich ihr Erbfeind, das Haupt der ruſſiſch-griechiſchen Kirche, eine Tagereiſe davon am neapolitaniſchen Hofe; und wenn Seine griechiſche Majeſtät ausfährt, ſpringt die katholiſche Majeſtät beider Sicilien gefälligſt auf den Bock. (Siehe Augsb. Allg. Ztg. Correſp. aus Palermo.) In Rom betet man dieſen Augenblick in den Kirchen: A furore Nicolai libera nos, domine! (ſ. Journal des Débats, 23. November), aber doch iſt ſchon beſchloſſen, falls der Czar die ewige Stadt mit ſeinem Beſuche erfreuen ſollte, ihm zu Ehren wenigſtens die Kuppel von St. Peter zu illuminiren. O wie mächtig iſt doch der Rubel auf Reiſen, und wie viel ſchwerer wiegt Brennus' Schwert in der Waagſchale, als der bannſtrahlende Krummſtab!

— Ein gewiegter Diplomat hat eine reizende Naivetät begangen. Das Journal des Débats fordert nämlich in loyalſter Weiſe den Kaiſer von Rußland auf, ſich über die famoſe Nonnenmärtyrergeſchichte öffentlich zu erklären; gewiß ſei die gehäſſige Mähre zum Theil erfunden oder übertrieben, und es werde ja nur eines offenen officiellen Wortes bedürfen, um die Welt zu beruhigen und die Bosheit der ſchlechten Preſſe — d. h. der ganzen europäiſchen Preſſe — Lügen zu ſtrafen. Frankreich und England ſeien gewohnt, nicht nur über ihre Handlungen, ſondern ſogar über ihre „intentions“ Rechenſchaft abzulegen, aber auch ſtreng monarchiſche Regierungen, wie die von Oeſterreich und Preußen, hätten das Tribunal der öffentlichen Meinung anerkannt und hielten es nicht unter ihrer Würde, ſich vor demſelben, wo es nöthig, zu vertheidigen. Da nun aber Rußland ſich ſeit Peter dem Großen zu den europäiſchen Staaten zähle, ergo u. ſ. w. — Das Journal des Débats ſagt dies Alles in einem Pa-

Digitized by Google

thos und Wohlwollen, der eines deutschen Regierungsblattes würdig wäre, sonst müßte man diesen Vorschlag in Güte für die feinste Ironie nehmen. Ja, wenn sich Rußland so weit herablassen wollte, seine Humanität nach unserem Maßstabe beurtheilen zu lassen und auch in Sachen der Moral sich zu den europäischen Staaten zu zählen, dann — dann wäre es nicht, was es ist. Und wann würde es mit seinen Erklärungen fertig werden? Es müßte eben die letzten Bände der Weltgeschichte umarbeiten lassen.

— Wie viel besser sind doch die deutschen Zeitungen daran als die französischen und englischen. Wenn in London und Paris, die Kammern geschlossen sind und die Saison für die buchstabenfressenden Columnen eintritt, wie müssen sich die armen Zeitungsschreiber da mit Erfindungen abplagen. Da muß die große Seeschlange auftauchen, da hört man plötzlich aus jedem Dorfe von einem dort existirenden hundertzwanzigjährigen Greise, da regnet es dort und da plötzlich Eidechsen, Kälber mit zwei Köpfen werden geboren, die Felder platzen vor lauter eingegrabenen römischen Medaillen; jeder Jäger, der einen Schuß abfeuert, hat einen Adler geschossen, der einen Halsring trägt, auf dem der Name Carls XII. oder Peter des Großen eingegraben ist. Es giebt in der französischen Journalistik Epochen, wo in jedem alten Schranke, den ein todter Lumpensammler hinterläßt, 80,000 Franken sich vorfinden, wo in jedem alten Lehnstuhl die Goldbarren hinter den Roßhaaren schlafen. Arme schwindsüchtige Phatasien — wie steht ihr mit euern zappelnden Erfindungen hinter dem Adlerschwunge deutscher Journalistik zurück. Wenn wir in Nöthen sind, dem Lesepublicum etwas aufzubinden, so haben wir eine unerschöpfliche Quelle: Preußen giebt eine Constitution. Und welche unendliche Verschlingungen rieseln in unzählichen Bächlein aus dieser einzigen Quelle! Die preußische Constitution wird zwei Kammern haben, eine Kammer, einen Keller, einen Boden, einen Holzgarten u. s. m. Und dann die widersprechenden Nachrichten: die preußische Constitution ist fertig, sie ist noch nicht fertig, sie ist schon beim Buchbinder, und es fehlt noch eine Anmerkung, sie wird am 18. Oktober kommen, nein, am 1. Januar, nein, am 1. April u. s. w., bis endlich in Frankreich und England wirklich irgend etwas geschieht und die Journale die preußische Constitution wieder nicht mehr brauchen.

Dringende Bitte des Correctors.

Der Corrector bittet die geehrten Herren Correspondenten der Grenzboten, die vorkommenden Namen, zu deren Entzifferung manchmal mehr Localkenntniß gehört, als er besitzt, in ihren Correspondenzen recht deutlich zu schreiben.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google

Aus der Wiener Geſellſchaft.

I.

Heimkehr. — Alt- und Neu-Wien.

Nun ſind ſie Alle zurück! Die Einen aus den böhmiſchen Wäldern, wo ſie auf Hirſche und Rebhühner gejagt, die Andern von den ſteyeriſchen Hochalpen, wo ſie Tage lang auf die vereinſamten Gemſen gelauert, die letzten Abkömmlinge jener luſtigen Heerden, die vor Jahrhunderten in Schaaren auf dieſen Gebirgen gehauſt, und die der utilitariſche Sinn der Civiliſation decimirt hat. O Gemſe, vergieb ihnen, denn ſie wiſſen nicht was ſie thun. Sie bedenken nicht, daß du ſelbſt ein Bild jenes alten Ritteradels biſt, der früher auf ſeinen felſigen Horſten ſo ſelbſtzufrieden gelebt, müſſig über Berge jagte, unbekümmert um das fleißige Hausthier, das in den Ebenen unten die Ackerfurche zog und auf der ſtaubigen Landſtraße die Waarenballen ſchleppte! Nun hat der Schuß aus der Tiefe dich wie ſie aufgeſchreckt; Viele, Viele, die ihr Horn ſtolz den Wolken zeigten, ſind herabgeſtürzt von der Höhe und die Uebriggebliebenen ziehen ſich noch ſcheuer von den Thälern und Tiefen zurück, wo die gemeinen, fleißigen Menſchen hauſen.

Auch die Frauen ſind heimgekehrt — ſchöne Sünderinnen, die in den Bädern von Gaſtein, Iſchl und Töplitz die ſchwachen Nerven in Schwefel- und Salzquellen geſtärkt, luſtige Büßerinnen, die im ernſten Schooße der Natur zwei, drei Monate lang den Sünden der Geſellſchaft abſchwuren, um bald darauf Schwur und Vorſatz leichtſinnig wieder zu vergeſſen. Der katholiſche Glaube hat unter den Frauen ſtets die eifrigſten Anhänger. In dem großen Dome der Natur gehen ſie des Sommers gern zur Beichte, holen ſich Ab-

ſolution für die Sünden des Winters, um dann mit leichteren Herzen in die frühere Weltluſt von neuem ſich zu ſtürzen. Prießnitz iſt nur ein moderner Tezzel und jeder Badearzt ein mehr oder minder großer Ablaßkrämer.

Auch der Banquier iſt wieder zurück, ſteht vor ſeinem ſchwarzgeſprenkelten und geſtempelten Contobuche mit leuchtenderen Augen als vor dem grünen Lebensbuche der Natur, und glückt es ihm, zu ſeiner Vermögensſumme neue Nullen hinzu zu malen, was iſt ihm dann Wald und Berg und Strom und Haide, jedes dieſer kleinen ovalen Zeichen iſt ihm ein Weltglobus, der ihn mit Schöpferſtolz erfüllt, den Künſtler in Zahlen, den Gott im Einmaleins. — Auch der Beamte, das arme Müllerpferd, hat wieder ſeinen Sack aufgeladen und geht den ſchweren, trägen Schritt gedankenlos dahin. Der Muſiklehrer, der beſcheidene Schulmann, der geſchäftige Kleinhändler und wie ſie alle heißen die fleißigen Familienväter, die für die kleinen Erſparniſſe ihrer ſchweißbedeckten Arbeit Weib und Kind vor die Linie hinaus — aufs Land geſchickt haben, und dann ſpät Abends die Wanderung hinaus antraten, um frühzeitig wieder nach der Stadt an ihr Tagewerk zurückzukehren, und die ſtillvergnüglich ſich einbilden, ſie haben den Sommer auf dem Lande verbracht, ſie ſind alle mit Säcklein nnd Päcklein längſt zu ihrem vierten Stock wieder heimgezogen. Die Stadt iſt complett, das Schiff iſt gefüllt, die Segel werden ausgeſpannt zur ſechsmonatlichen Winterreiſe, und Jeder ſucht auf dem Verdecke, in der Kajüte, in dem obern oder untern Schiffsraume, wo er ſeinen Platz hat, ſo bequem als möglich ſichs einzurichten.

Aber was treibt nun dieſes vollgedrängte Schiff, abgeſchnitten von Land und freier Natur, abgeſchnitten von dem Wechſelleben mit andern Nationen, während eines ganzen Winters? Wien hat den Ruf für eine der vergnügungsſüchtigſten, luſtgeſegenſten Städte der Welt, und doch iſt ſie im Grunde eine der beſcheidenſten, ja eine der monotonſten. Familienleben und Sinnenleben ſind ihre beiden Hauptfaktoren; aber wo findet man dieſe nicht? Das Familienleben iſt in kleinen Städten noch inniger und das Sinnenleben in vielen andern viel ausgedehnter. In letzterer Beziehung ſteht ſogar Hamburg über Wien, und um nur einen Beweis hervorzuheben, wie ſehr Wien unter ſeinem Rufe iſt, ſo vergleiche man nur die viel-

Digitized by Google

citirte Wiener Gaumenlüsternheit mit der von Hamburg, Bremen u. ſ. w. Der „Speiſezettel“ eines Wiener Gaſthauſes iſt monoton, wie der Lectionscatalog einer öſterreichiſchen Univerſität. Roſtbratl, Mehlſpeiſen und Backhändel gerade ſo viel als man braucht, um ſeinen Magen zu füllen! Aber die außerordentlichen Fächer, die Anforderungen des leckern Geiſtes, des philoſophiſchen und wiſſenſchaftlichen Gaumens gehen leer aus. Nirgends ein öffentlicher Lehrſtuhl für Auſtern, Hummern und für alle die tiefſinnigen Speculationen der culinariſchen Erkenntniß! Welch ein Unterſchied dagegen in den freien Städten des Nordens, ſelbſt in dem unfreien ſanddürren Berlin. Was bei uns nur in den vorſichtigen Läden „italieniſcher Früchtehändler“ geſucht werden muß, was nur ausnahmsweiſe einigen eifrigen Forſchern gleichſam nur erga schedam zugänglich iſt, das bietet man anderswo auf Lehrkanzeln und Speiszetteln Jedermann an.

Ueberhaupt hat das alte Lied: „Es giebt nur a Kaiſerſtadt,“ die Friedens- und Schlaftrunksmarſeillaiſe der Wiener, ſeine Bedeutung verloren, und nur weil man mit ihm nicht weiter kann, fängt man es wieder von vorne an. In dem Character der Wiener iſt eine Veränderung vorgegangen, über die man ſich nicht täuſchen darf. Das moderne Wien iſt nicht mehr wie das alte die Stadt des „G'ſpaß,“ ſie iſt kopfhängeriſch geworden wie der Stephansthurm, und ein vorherrſchender Ernſt hat ſich namentlich im Mittelſtande feſtgeſetzt: Frau Eva hat von dem Baume der Erkenntniß gegeſſen und ſieht, daß ſie nackt iſt. Von den allgemeinen Wehen und Leiden der Zeit haben viele auch ſie ergriffen, während ihre Freuden die alten ſtereotypen geblieben ſind und manche Runzel im Antlitze tragen. Zu einer Zeit, wo in Deutſchland alles noch Teichwaſſer und abgeſtandenes Leben war, da glänzte Wien wenigſtens durch ſeine großartige Harmloſigkeit und Volksfreuden, durch ausgebildetere Genußſtätten, durch überwiegende Menſchenzahl und legitimere Luſtbarkeit. Seitdem aber die andern Deutſchen deutſche neue Vergnügungsquellen gefunden haben, iſt die Capitale Oeſterreichs ſelbſt in Vielem, was früher ihren Ruhm ausmachte, überboten und paralyſirt worden. Die Kaiſerſtadt zehrt, wie der Frankfurter Kaiſerſaal, nur noch von dem alten Rufe, jüngere Geſchlechter haben ſich vorgedrängt, neue Städte haben ſich faſt zu gleicher Volkszahl empor-

geſchwungen und die modernen Köck und Guſtes haben faſt die alten ehrſamen Staberl und Mariandls vom Schauplatz verdrängt.

II.

Der Hochadel.

Faſt bereue ich die Hauptüberſchrift dieſer Skizzen, und wer ſie als ſchlecht gewählt tadelt, der thut es mit Recht. Wiener Geſellſchaft? Es giebt in Wien Geſellſchaftskreiſe, aber es giebt keine Geſellſchaft. Jener Begriff, den man in Paris mit dem Worte la société verbindet, iſt ein ganz anderer als hier. In Frankreich iſt jeder Mann von Erziehung, von unabhängiger Stellung und feiner Sitte ein Mann der Geſellſchaft. Selbſt die ſpröde, zurückgezogene legitimiſtiſche Ariſtokratie des Foubourg St. Germain öffnet ihre Salons den hervorragenden Namen Frankreichs, die nicht gerade im politiſchen Widerſpruche zu ihr ſtehen. Künſtler, Dichter und Gelehrte werden auch in dieſen excluſiven Kreiſen als eine Zierde und Würze der Geſellſchaft betrachtet, und mit jener Auszeichnung empfangen, die dem Geiſte und dem Talente gebührt. Was jedoch in Wien eigenmächtig den Titel der Societät uſurpiren will, das iſt nur eine Coterie, wo die Todten mehr zählen als die Lebendigen, der Stammbaum mehr als die Früchte, und wo die Doppelzahl der seize quartiers de rigeur auch die Roheit und Ignoranz zur Aufnahme patentiren. Zwar werden auch hier die Künſtler als Würze angeſehen, aber ungefähr wie man die Lorbeerblätter bei der Sauce gebraucht; nachdem ſie ihren Dienſt gethan, werden ſie weggeworfen. Man erröthet im heiligen Namen der Kunſt, die ſich zu ſo niedrigem Dienſte hingeben muß, vor Scham und Zorn, wenn man erfährt, daß die ausgezeichneteſten Künſtler, nachdem ſie die Ohren und Nerven einer hohen ariſtokratiſchen Soiree, zu der ſie geladen wurden, magnetiſirt, begeiſtert haben, dann an einem extra Tiſche abgeſpeiſt, und nachdem das improviſirte Concert zu Ende iſt, mit einem Geſchenke nach Hauſe geſchickt werden, ohne an dem Reſt der Geſellſchaft Theil zu nehmen. Dies iſt keine Uebertreibung, ſondern eine in unſerem high life ganz gewöhnliche Sitte! Ich kenne einen jungen Künſtler, in dem der friſche Jugendmuth und die Begeiſterung für die Würde ſeines Berufes noch zu heftig lebt, um ihn in den Moraſt der Wohldienerei vieler ſeiner

handwerksmäßigen Collegen untergehen zu laſſen. Dieſer junge Mann war zum erſten Male zu einer ſolchen Soiree in einem der Palais der k. k. Hochtories geladen. Nachdem das Concert zu Ende war und die hohen Herrſchaften zur Contredanſe ſich anſchickten, wurden die anweſenden Künſtler von dem Kammerdiener eingeladen, ſich in einen andern Saal zu begeben, wo ein Abendeſſen für ſie bereitet ſei. Der erwähnte junge Mann, über eine ſolche Herabſetzung empört, beſtand jedoch darauf, daß ihm ein Fiacker geholt werde, und als dieſer ankam, rief er — von der breiten Treppe herab dem Kutſcher zu: Fahr mich zum Rebhünl!*)

Doch vielleicht liegt die meiſte Schuld ſolcher Scenen an dem niedrigen Geiſt vieler unſerer Künſtler, die bei mehr Achtung vor ſich ſelbſt, auch mehr Achtung von Andern erhalten würden; vielleicht auch ſtellt unſere Ariſtokratie die fahrende Zunft der Muſiker und Schauſpieler deshalb weniger hoch, als ſie in ihrer eigenen Mitte Künſtler aufzuweiſen hat, die den gefeiertſten Meiſtern nichts nachgeben. Dieſe Gerechtigkeit muß man unſerem Hochadel laſſen. Muſik und Zeichenkunſt wird namentlich von dem weiblichen Theile mit einem Eifer, mit einem Ernſt, und zum Theil mit einer Vollendung getrieben, als ſollte dadurch der Mangel an ernſter wiſſenſchaftlicher Bildung bei der männlichen Hälfte aufgewogen werden. Giebt nun das Kunſtgenie wegen ſeiner geringen Seltenheit keine ſociale Ebenbürtigkeit — ſo ſollte dieſe um ſo ſicherer dem Genie in andern Gebieten zuerkannt werden. Die öſterreichiſche Ariſtokratie hört ſich lieber mit der engliſchen als mit der franzöſiſchen vergleichen, und ihr jüngſter Tribun, der Verfaſſer der Schrift: „Oeſterreich und ſeine Zukunft" hat dieſen Vergleich offen ausgeſprochen. Wenn er nur nicht ſo ſehr hinken würde! In dem high life Londons ſpielt das Talent eine der wichtigſten Rollen, es iſt die ununterbrochene Quelle, aus welcher die Ariſtokratie ihre Reihen verjüngt. Der Sohn des Fabrikanten Peel iſt einer der vornehmſten und gefeierteſten Männer der hochtoryſtiſchen Geſellſchaft. Kein Menſch denkt an die bürgerliche Abſtammung Sir Roberts. Und noch viele, viele andere Männer, die nicht auf ſo hohem Poſten ſtehen, nehmen in der Geſellſchaft vermöge ihres Talentes den Rang ein, den

*) Eine bekannte Kneipe.

selben nur noch drei Thore offen. Die Nacht wurde so finster, daß man nicht einmal die Hand vor den Augen sehen konnte. Zwischen den folgenden Thor sind wir gegangen, wo der Kalif noch in der Frühe ritt, und sahen wir dann die Ebene, wo Hannibal sein Lager aufgeschlagen hatte. Es ist eine weite und fruchtbare, mit Bäumen wie der Hain von Daphne bepflanzte Ebene, wo die Lustgebäude, die verschönern und die Gärten sind.

In Englands Gewässer. Am 22. Juni war Admiral Napier, der Befehlshaber der englischen Flotte vom Mittelmeer, in Plymouth, wo er seine Flagge an der Bord streichen, und sich, in Begleitung seiner Gemahlin, nach London begeben hat. Er soll, wie es heißt, seinen Abschied nehmen. Die Zeit, wann, Warum ist unbekannt. Einige sagen, er habe sich mit Lord Ponsonby, dem Gesandten in Konstantinopel, überworfen, und dieser habe ihn deshalb verklagt; andere, er habe sich mit Lord Stuart, dem Gesandten in Frankreich, überworfen, und dieser habe ihn deshalb verklagt; andere, er habe sich mit Lord Palmerston überworfen, und dieser habe ihn deshalb verklagt; andere, er habe sich mit allen diesen Herren überworfen, und diese haben ihn deshalb verklagt; andere, er habe sich mit allen diesen Herren überworfen, und diese haben ihn deshalb verklagt, weil er sich mit der Königin Victoria überworfen hat. Wie dem sey, Napier ist in England, und Admiral Stopford ist an seiner Stelle. Ein Admiral kommt, der andere geht, und Niemand weiß, warum. Das ist eben das Geheimniß der englischen Regierung, daß sie Niemand Rechenschaft über ihre Handlungen giebt, und Niemand sie darüber fragt

gerstöchter nicht mehr als unebenbürtig zu betrachten, (aber Geld muß ſie haben! — heißt die lachende Bedingung). Darum iſt auch die Inquiſition Spaniens, das heimliche Gericht des Mittelalters und die Cenſur Oeſterreichs noch mild zu nennen im Vergleiche zu der Cenſur, zu der Inquiſition und dem Gerichte, welche unſere zartgliedrige weibliche Hocharistokratie gegen die Eindringlinge der Bürgerklaſſen ausübt. Die Frauen ſind es, welche den Löwenbund und die Ordensabſtufungen der vielbeſprochenen Crème und Crème de la crème eingeführt haben, die Frauen ſind es, welche den „Mesalliancen" oft zu einem wahrhaft tragiſchen Ende verhelfen. Das zeitungsleſende Publicum wird ſich noch der Kataſtrophe erinnern, daß vor zwei Jahren ein junger Mann aus den erſten Familien des Landes, Graf U....., der mit einer jungen Dame aus einem achtbaren bürgerlichen Hauſe ſich verlobte, kurz vor der Trauung ſich erſchoß, weil ihm eine Verwandte die Hölle ſo heiß gemacht, daß er den Schritt weder vor noch rückwärts zu ſetzen ſich entſchließen konnte. Der männliche Theil unſeres höhern Adels iſt im Grunde weit weniger hochmüthig, als mancher ukermärkiſche Krautjunker und weſtphäliſche Rohſchinkenritter. Der Oeſterreicher iſt ein bon enfant (wenn mir's der Cenſor paſſiren ließe, würde ich ſagen: ein guter Kerl), auch wenn er eine Grafenkrone im Wappen hat. Nimmt man einige Gecken aus, ſo iſt der wiener „Cavlier" leicht zu behandeln. Er trägt auch lieber einen Caputrock als einen Frack, macht alle Volksſchwänke gern mit, iſt immer im dichteſten Haufen, geſprächig, luſtig und einfach. Populäre Figuren, wie der Graf Ferdinand Palfy, wie der Graf S....., wie der Fürſt Fr— Sch....., ſind vielleicht in keiner andern Stadt zu finden. Sei es Klugheit, ſei es Geſelligkeitsluſt — man findet in unſern Beamten- und Banquiersſalons häufig Perſonen aus den erſten Adelskreiſen. Perſonen d. h. Männer! Die Damen der hohen Ariſtokratie würden ſich lieber die kleinen Füßchen — oder auch die großen — abhauen laſſen, ehe ſie ſie über die Schwelle eines bürgerlichen Salons ſetzen würden. Wenn Convenienz oder Artigkeit gebieten, einen Banquier, einen Beamten, einen Advocaten, Arzt oder Gelehrten ausnahmsweiſe zu Tiſche oder zur Abendgeſellſchaft zu laden, dann ergeht die Einladung ſtets nur an den Mann; die Frau mitzuladen, iſt ein unerhörter Fall! Welch' ironiſche Höllenflämmchen kann man oft über

das feine Geſicht einer ſchönen Turnierfähigen hinziehen ſehen, wenn im Theater oder im Concerte eine in ihrer Nähe ſitzende Bürgerliche, die nur Tournure, aber keine Turnierberechtigung hat, nach Wiener Art mit „Gnädige Frau" angeredet wird. Ging es nach ihrem Willen, ſo würde man ſie noch heute im alten franzöſiſchen Chronikſtyl nur eine Adelige Demoiselle, oder wie in ſpätern ſchon etwas verfallenen Zeiten Desmoiselle nennen; und wie ehrwürdig waren nicht die Zeiten, wo noch der Titel Junker oder das altfranzöſiſche Damoiseau nichts Lächerliches hatte. Aber nun die unehrerbietige, pietätloſe Demokratie auch dieſe heiligen Namen in den Staub gezogen, muß man retten, was man kann! Wie weit dieſe Rettungsanſtalten gehen, dafür möge folgende Thatſache ſprechen. Im vorigen Winter wurden einige hieſige Zeitſchriften plötzlich von dem Geiſte Hermann des Cheruskers beſeelt, und beſchloſſen, die Schauſpielerinnen nicht mehr Madame X und Demoiſelle Y zu nennen, ſondern die guten deutſchen Bezeichnungen Frau X und Fräulein Y dafür zu ſetzen. Ein paar Tage wurde dem hohen deutſchen Volksgefühl unſerer Theaterrecenſenten keine Schwierigkeit in den Weg gelegt. Plötzlich an einem ſchönen Morgen fanden die deutſchen Waffen einen Widerſtand: der Cenſor hatte die Frau X zwar paſſiren laſſen, aber das Fräulein Y war wieder in eine Demoiſelle umgewandelt, und auf mündliches Befragen wurde der Beſcheid ertheilt: der Titel Fräulein käme nur einer Adeligen zu!

Jungfer! — hätte man einer Bürgerlichen erlaubt.

Es iſt vielleicht unritterlich, dem ſchwachen Geſchlechte ſeine Schwachheiten vorzuwerfen. So ſchreibt nur ein Roturier, wird vielleicht manche Getroffene ſagen, wenn dieſe plebejiſchen Blätter das Unglück haben ſollten, in ihre an den Vicomte d'Arlincourt und Charles de Bernard gewöhnten Hände zu fallen. Aber wir müſſen ſelbſt auf die Gefahr qu'on nous faſſe la moue unſere Critik weiter führen. Mögen die Damen aus der Herrengaſſe, dem Minoritenplatze nnd wie das ganze wiener Quartier St. Germain heißt, das ſich um die Hofburg und den Ballplatz reiht, ſich ja recht hüten, uns an franzöſiſche Zuſtände und Sitten zu erinnern. Die legitimiſtiſchen Kreiſe in Paris ſuchen ihre Ueberlegenheit über die anderen Fractionen der Pariſer Société nicht durch handgreiflichen Stolz und beleidigende Einſchüchterung zu bethätigen, ſondern durch

Digitized by Google

zum gemeinen Besten, durch zum Segen, der Kirche, der Gemeinde und der gesammten Kirche, und so eine Gemeinschaft der Heiligen und mit den Heiligen und mit Christo, und eine Vereinigung Aller mit Allen durch Christum und Ihn mit Gott. Und wenn wir nun Alles dieß, was wir haben, was wir vermögen und was Gottes Treue Mir mit Euch, Euch mit Mir in Christo, durch gnädige Verheißungen in wechselseitigen Segensbänden zu verbinden, Der Treue, die mir schenken in mich, und in der Gemeinde wirkt und in derselben Werke zur Seligkeit, Gnade und Ehre Gottes, durch Christum, Ihn zu preisen, Alles dieß um alles zu besitzen vereinigt ist — Ihr und unser Heil liegt einer Gnade Treue. Und diesen Bund, und so diese Gemeinschaft, diese Vereinigung, diese Gnade und Treue, Gottes Wohlthat und höhere Glückseligkeit, sie absolvirt uns Niemand. Nehme Sie sie hier Jesu, der aufgerichtet, vollendet und Alles mit Gnade und Treue unter Seinem Segensbunde, Seinem Gnadenbunde für uns Alle gegründet, Seine Gnade und Treue, Seine Wohlthat und höhere Glückseligkeit, sie absolvirt Niemand, und Niemand kann sie Ihr nehmen, und wer sie Ihr nehmen will, wer sie Ihr stören will, wer sie Ihr hindern will, wer sie Ihr rauben will, der raubt sich selbst, der hindert sich selbst, der stört sich selbst, der nimmt sich selbst Gnade und Treue, Wohlthat und höhere Glückseligkeit, Gnade und Treue Gottes, Gnade und Treue Jesu, Gnade und Treue der Gemeinde, Gnade und Treue der Kirche, und mit der Gnade und Treue der Kirche, der Gemeinde und Jesu, Gnade und Treue Gottes

Rechtlich allgemeine Staatsgrundsätze gestalten in allen Völkern, wenn auch in verschiedenen Maßen, gültig sind, weil er Recht, was Gesetz einen einzelnen Staat, auch auf einander verwandten. Wenn im Mittelalter die — von keinem Gesetzbuche ausgesprochene — Regel, daß Niemand Richter in seiner eigenen Sache sein darf, als selbstverständlich galt, so ist sie heute, wo jene Ansicht nicht mehr herrscht, in Folge der Gesetze, in vielen Fällen nicht mehr anwendbar. Ebenso in Ehesachen, wo früher, wo der Geistliche sich nicht entschieden hat, nicht an die Gerichte gewendet werden konnte, wo jetzt die Gerichte competent sind. In früherer Zeit, wo es ausgemachte Sache war, daß in jeder Ehe Schwangerschaft eintreten müsse, wo Niemand daran dachte, daß Ehen ohne Kinder vorkommen, wo jeder es für seine Pflicht hielt, Kinder zu haben, wo Kinderlosigkeit ein Unglück war, wurde Frage und Antwort, Regierung und Volk bei Ehescheidungen nicht gehört, weil Kinderlosigkeit Scheidungsgrund war. Jetzt Kinderlosigkeit, Unverträglichkeit, Ungeschicklichkeit, eigenthümliche Verhältnisse, Bedürfniß der Nationalregierungen haufig Scheidungsgrund, Mitwirkung der Staat in jeder Ehe, wo Kinder sind, wo auch nur irgend Gegenstände in der Ehe vorhanden sind, wo Ehen ohne Kinder vorkommen, wo Ehen ohne Kinder gewünscht werden, wo Kinderlosigkeit — kein Unglück mehr.

Abendländiſche Blicke auf den Orient.

Die Türkei und Polen. — Der Türke des neunzehnten Jahrhunderts. — Der lange Vorabend großer Ereigniſſe. — Noch iſt die Türkei nicht verloren. — Chriſtlich-griechiſche Moralien. — Die Büreaukratie in Konſtantinopel. — Der Türke als Privatmann und als öffentlicher Charakter. — Sultan Mahmud als Reformator. — Anekdote. — Der hinkende Teufel, oder Talleyrand im Serail. — Neue lettres persanes in Ausſicht. — Ein türkiſcher Schlagfluß und kaiſerliche Thränen. — Reſchid-Paſcha, der konſtantinopolitaniſche Hartenberg. — Delirium tremens. — Das Decret des Roſenpavillons, oder die türkiſche Conſtitution. — Kritik des Decrets von Gul-Hané. — Der beſonnene Fortſchritt in der Türkei und . . . anderswo, — Orden und Pelze. — Die neue Wendung. —

Es ſind kaum über hundert und funfzig Jahre, da ſtand die Fahne Mahomeds unter den Mauern von Wien und bedrohte die Chriſtenheit, der türkiſche Halbmond wollte die Sonne des Occidents verfinſtern. Und wenn einſt Polen aus der Geſchichte ganz verſchwinden ſollte, doch wird das undankbare Europa nicht vergeſſen, wer in der damaligen Noth ſein feurigſter und muthigſter Helfer war. Das ritterliche Polen ſchlug den letzten Sturm des barbariſchen Orients auf die Civiliſation zurück. Aber wie haben ſich ſeitdem die Weltverhältniſſe geändert! Der Kampf zwiſchen dem Dränger und dem Retter Europa's iſt für beide verhängnißvoll geweſen. Die Türkei ſank, als ſie aufhörte, ein Schrecken der Welt zu ſein, zum Gegenſtande des Mitleids herab, und Polen ließ man fallen, da man es nicht mehr als Bollwerk gegen den barbariſchen Orient brauchte. Denn man ſcheint im vorigen Jahrhundert nicht geahnt zu haben, welch ein ſeltſamer Rollenwechſel bevorſtand und daß Polen ſehr gut ein Schild ſein konnte gegen eine neue barbariſche Uebermacht. Rußland, welches zur Zeit der letzten Türkenbelagerung Wiens noch in den Windeln lag, iſt, obgleich chriſtlich, der Türke des 19. Jahrhunderts geworden; Polen und die Pforte ſind heutzutage die Handhaben, mit denen es die Thore Europas zu er-

Digitized by Google

ſchüttern ſucht; aber während man ihm die Türkei noch zu entwinden ſtrebt, ſcheint man ihm Polen ohne Widerſtand zu überlaſſen.

So verſchieden durch Religion, Bildung und Race Polen und die Türkei ſind, doch iſt die Parallele zwiſchen dem Schickſal beider Staaten nicht zu gewagt; beide mußten ſinken von dem Tage an, wo ſie aufhörten zu kämpfen. Ohne anderes Lebens- und Einheitselement, als den Krieg, blieben ſie, außerhalb der Sphäre moderner Staatenorganiſation, eine iſolirte Individualität, und als ſie aufhörten, die eine ein Schrecken, das andere ein Paladin Europas zu ſein, wurden ſie ein Anachronismus und ein Stein im Wege, den man bei Seite wirft. Polen aber, welches dem Werke der europäiſchen Staatenverſchmelzung näher ſtand, wurde zuerſt von dem umſchwingenden Rade der politiſchen Maſchine ergriffen und hinabgeriſſen.

Wir haben geſehen, welches Bild der Todeskampf des polniſchen Reiches am Ende des vorigen Jahrhunderts bot: Anarchie, Bürgerkrieg, Kampf zwiſchen den Einflüſſen der Nachbarn, deren Eiferſucht allein ihm eine Gnadenfriſt verſchaffte. Und mitten in dieſer Verwirrung erhoben ſich zu ſpät gekommene Reformatoren und bemühten ſich, ihr Vaterland vor der Raubſucht des Fremdlings zu bewahren, unter deſſen zweideutigem Schutz ſie an der nationalen Wiedergeburt arbeiten. Dieſes ſelbe Schauſpiel bietet, ſeit einer Reihe von Jahren, das ottomanniſche Reich: Bürgerkrieg, anarchiſche Verwaltung, theilweiſe Zerſtücklung, liſtige Einmiſchung der Fremden, ſchwache Reformverſuche, Nichts fehlt zur Aehnlichkeit des Bildes; — wird aber auch die Kataſtrophe dieſelbe ſein, oder wird die Türkei am Leben bleiben, weil vielleicht die Nägel zu ſeinem Sarge das penelopäiſche Gewebe des europäiſchen Friedens zerreißen könnten? Wir wagen es nicht, dieſe Frage zu löſen: obſchon uns die Pforte dem Grabe näher ſcheint, als der Auferſtehung, ſo mögen wir doch nicht ſo fix und fertig ſein, wie unſere politiſchen Kartenſchläger, die eben ſo ſchnell die Türkei in drei Portionen theilen, wie ſie das getheilte Deutſchland zu einer feſten Einheit zuſammenſchweißen.

Gewiß trägt das ottomanniſche Reich in ſeinen Herzen mehr Todeskeime und zerſetzende Elemente, als das gebildete, ſchwungvolle und chriſtliche Polen; die herrſchende Race, die, ein Zweig der ta-

Digitized by Google

tariſchen Stämme am caspiſchen Meere, von Hauſe aus ein Nomadenvolk, von den Arabern mit dem Koran nur den Geiſt der Eroberung, nicht der arabiſchen Bildung annahm und in Europa nur zerſtört, nicht gebaut hat, — dieſe Race zählt heutzutage nicht mehr als drei oder vier Millionen Seelen, Weiber und Kinder mitgerechnet; und dieſe vier Millionen ſind in Aſien und Europa auf einen Flächenraum zerſtreut, der zweimal ſo groß iſt als Deutſchland. Das Eroberungsvolk hat ſich mit den übrigen Einwohnerſtämmen nicht vermiſcht, ſondern ſteht gleichſam als — ohnmächtiger — Herr über ihnen. Die zurückgeſetzten Stämme ſind theils durch Abſtammung und Sprache, theils auch durch Religion und Sitte von ihnen geſchieden, ſind aber viel zahlreicher als ihre Herren; in ſeinem blinden Stolze hat es der Türke verſchmäht, ſie in ſich aufzunehmen, und, als er mächtig war, hat er ſie nur zu unterdrücken verſtanden, ſtatt ſie an ſeiner Größe theilnehmen zu laſſen und dadurch zu entwaffnen. Heutzutage daher, wo ſie die Hinfälligkeit ihres alten Despoten ſahen, zeigten ſie ſich für ſeine ſpäten und unfreiwilligen Zugeſtändniſſe nichts weniger als erkenntlich, ſondern nur um ſo mehr geneigt, ſein Joch völlig abzuſchütteln. Eben ſo haben die ſeit dreißig Jahren unternommenen Reformverſuche bisher nur dazu gedient, das erobernde Volk zu ſchwächen und ſein einziges Lebensprincip, den Fanatismus, abzutödten, während ſie das Volk der Rajahs nicht befriedigt und nicht gewonnen, ſondern mit Gedanken der Unabhängigkeit erfüllt haben. So iſt die Pforte ein baufälliges Haus; status quo oder Reform, beides droht ihm gleiche Gefahr und hängt außerdem von dem Gutdünken einer Schutzmacht ab, in deren Interreſſe es liegt, daß das alte Haus baldmöglichſt eingeriſſen oder im baufälligen Zuſtande ſo lange erhalten wird, bis es von ſelber zuſammenſtürzt. Bedenkt man dies Alles, ſo möchte man allerdings glauben, daß der „Vorabend großer Ereigniſſe," von der unſere conſtantinopolitaniſchen Zeitungscorreſpondenten ſeit Jahren reden, doch mehr als eine Phraſe iſt.

Allein das Bild hat auch eine andere Seite. Derſelbe Grund, der eine Verſchmelzung der Ottomanen mit den unterworfenen Völkern zu einem nationalen Ganzen verhinderte, ließ auch die letzteren zu keiner Vereinigung kommen. Die Araber, Kopten, Türken, Maroniten, Druſen, Kurden, u. ſ. w. in Aſien, die Armenier, Alba-

neſen, Bosnier, Bulgaren und Serben in Europa, alle dieſe Völkerſchaften ſind theils durch Glauben und Sprache, theils durch Sitten und Intereſſen mit einander faſt eben ſo im Widerſtreit, wie mit ihrem gemeinſamen Herrn, dem die Tradition, und die Gewohnheit zu befehlen, immer noch ein größeres Uebergewicht gegen jeden einzelnen von ihnen verleiht, als man im Abendlande anzunehmen pflegt. Ferner wäre ſelbſt auf den Fall, daß Europa die Ruſſen gewähren ließe, die Frage damit noch nicht gelöſt; denn Conſtantinopel zu bombardiren und zu beſetzen, iſt zwar ein Leichtes, aber nicht ſo leicht wäre ſeine Behauptung; eine noch gefährlichere Aufgabe wäre die Bändigung einer aus ſieben bis acht verſchiedenen Nationalitäten beſtehenden Nation, die, nicht an perſönliche Sicherheit, aber an tauſendmal größere perſönliche Freiheit gewöhnt ſind, als die Muſchicks und die Leibeigenen in hyperboräiſchen Norden; beſonders wenn man dabei noch die Verwaltung eines Rieſenlandes, des ſiebenten Theils unſerer Erdoberfläche, auf den Schultern und die Beherrſchung von funfzig Millionen Menſchen auf dem Herzen hat, die trotz aller Ukaſe und Knuten noch lange nicht gleichmäßig in die griechiſch ruſſiſche Form gegoſſen ſind. Bedenkt man daher, daß eine ruſſiſch-türkiſche Kataſtrophe nicht ſo ſehr das Ende der orientaliſchen Frage als der Anfang einer neuen wäre, ſo begreift man die zurückhaltende, aber unruhige Aufmerkſamkeit, mit der unſere Staatsmänner nach dem Oſten blicken; und eben ſo wird man es begreiflich finden, daß es unter den Türken Männer gibt, die noch nicht verzweifeln wollen am Schickſal ihres Reiches, ſondern auf dem Reformwege, den Sultan Mahmud mit mehr Energie als Klugheit betreten hat, muthig weiter wandeln.

Zu dieſer kleinen Anzahl Reformatoren gehört Reſchid Paſcha, ein Mann, der durch Geiſt, Geſinnungen und diplomatiſches Talent auch in civiliſirten Ländern hervorragen würde. Reſchid Paſcha hat ſeit zehn Jahren den wichtigſten Antheil an der Regierung der Pforte genommen. Seinem Einfluß hat man das berühmte Decret zu verdanken, welches unter dem Namen des Hattiſcherif von Gul-Hané bekannt iſt und gleichſam den poſitiven, organiſchen und adminiſtrativen Theil jenes Werkes bildet, welches Mahmud nur zu ſehr in negativem und zerſtörendem Sinne begonnen hatte. Als die ſogenannte türkiſche Conſtitution kaum ihre Früchte zu tragen anfing,

Digitized by Google

wurde Reſchid plötzlich vom Ruder des Staates entfernt, aber nicht wie man allgemein glaubte, durch eine Reaction des muſelmänntſchen Fanatismus, ſondern durch die Umtriebe eines diplomatiſchen Jeſuitismus, durch jene nordiſchen Intriguen, welche in Conſtantinopel die alte byzantiniſche Zeit und ihre griechiſch-chriſtliche Moral zu erneuen ſtreben. Jetzt, wo Reſchid Paſcha von ſeinem pariſer Geſandſchaftspoſten nach Stambul zurückberufen iſt, um wieder an das Steuerruder des Staats zu treten, wenden ſich mit Recht alle Blicke auf ihn und erwarten eine neue Wendung der Dinge. Im Orient iſt es nichts weniger als lächerlich, wenn man Alles von einer Perſönlichkeit erwartet; dort, wo keine fertige Staatsmaſchine in einem hergebrachten Syſteme fortarbeitet, kann eine ſtarke Individualität, im Guten wie im Böſen, despotiſch eingreifen, dort ſind noch immer die Saladine und die Harun-al-Raſchid's möglich. Reſchid aber iſt, abgeſehen von ſeinem angeborenen Talent, ein Mann von Erziehung, was unter den hohen türkiſchen Staatsdienern ſich nicht von ſelbſt verſteht und daher beſonders erwähnt werden muß. Im Lande der Günſtlinge und Tyrannen ſieht man die radicalſte Gleichheit mit dem abſoluteſten Despotismus verbunden. Noch jetzt herrſcht die Tradition, daß, wer immer den Blick des Padiſchah auf ſich gezogen, dadurch allein ſchon zu Allem befähigt ſei; Sachkenntniß und das Bewußtſein ſeiner Pflichten ſind die letzten Eigenſchaften, die man von dem Bewerber um ein Amt fordert. Der Sclave oder Laſtträger, der Gondolier oder Marqueur im Kaffeehaus kann durch eine Sultans- oder Günſtlingslaune mit melodramatiſcher Plötzlichkeit in einen General oder Miniſter, in einen Admiral oder Statthalter verwandelt werden, und Niemand wird ſich darüber wundern; freilich kann er eben ſo ſchnell wieder abgeſetzt und ins Elend zurückgeſtürzt werden, wenn nicht gar die ſeidene Schnur dem Roman ein Ende macht. Es iſt wahr, jeder Türke fühlt ſich, als Glied des erobernden Stammes und des rechtgläubigen Volkes, gleichſam von Natur geadelt, und dies giebt ihm die Fähigkeit, im Nu die äußere Würde anzunehmen, die zu den höchſten Stellen und Aemtern gehört; aber darin beſteht auch ſein ganzes Talent und die Folge jener plötzlichen und zufälligen Erhebungen iſt daher, daß bei den erſten Würdeträgern mit der abſoluteſten Kopfloſigkeit ſich eine gehörige Doſis von verſtockter Ruchloſigkeit

Digitized by Google

und Gemeinheit zu verbinden pflegt. Der Türke ist, als Privatmann, stolz und unwissend, aber redlich und offenherzig, gerecht und großmüthig; wie er aber eine öffentliche Rolle spielen soll, wird die Gewalt, die eben so principlos als ephemer ist, zur vergifteten Waffe in seinen Händen. Anderswo veredelt eine höhere Stellung oft den Charakter Dessen, der sie allmälig erklommen; hier erniedrigt und verdirbt sie ihn fast immer. Der Türke verliert in Amt und Würde nicht seine crasse Unwissenheit und seinen beschränkten Gesichtskreis, aber dafür entwickelt er bald einen Geist der Doppelzüngigkeit und Feilheit, der Raubsucht und der hochmüthigen Gewaltthätigkeit, dem nichts gleichkommt, als seine Kriecherei gegen den Obern, von dem er abhängig ist. Darum glänzt Reschid-Pascha doppelt unter seinen barbarischen Collegen hervor; er ist sowohl durch sittliche Tugenden als durch geistige Begabung ein lebendiges Bild der Reform, die er seinem Vaterlande zu geben suchte.

Reschid's Vater, Mustapha Effendi, war Oberadministrator auf den Gütern der Moschee des Bajazet, seine Mutter zählte mehrere Veziere unter ihren Vorfahren. Sie ward frühzeitig Wittwe und bildete das Herz des jungen Reschid*), ihres Aeltesten, der den Titel Bey führte, zu einem Spiegel orientalischer Frömmigkeit und Großmuth; sie ahnte, daß ihm ein hoher Beruf bestimmt war, und wollte ihn desselben würdig machen. Eine ihrer Töchter hatte sie an Ali Pascha, den Gouverneur von Morea, vermählt, der denn auch den jungen Reschid als Kiatib oder Privatsecretär zu sich nahm. Ali-Pascha, der bald zum Großvezier ernannt, dann in Ungnade entlassen und endlich wieder Oberbefehlshaber der Armee gegen das insurgirte Griechenland wurde, erfuhr zuletzt, in Folge seiner unglücklichen Feldzüge, einen definitiven Sturz, den er nicht lange überlebte. In allen diesen Glückswechseln hatte der junge Secretär die Gefahren und Mühen seines Herrn getheilt; nach Ali-Paschas Tode aber trat er in eines der Regierungsbüreaux ein, wo er sich bald dem Vezier Izzet-Pascha und später dem Pertew-Pascha durch seinen eleganten Styl und seine klare Beredtsamkeit bemerkbar machte.

Damals begann Sultan Mahmud, nachdem er an dem berüchtigten Bluttage (16. Juni 1826) die rebellischen Janitscharen ver-

*) Geboren zu Constantinopel im Jahre 1802.

tilgt hatte, zwiſchen zwei Feuern, ſein Werk der Neuerung. Während er mit einer Hand ohnmächtig ſich gegen die Griechen, dann gegen die Mächte, dann gegen Rußland und Mohamed-Ali wehrte, arbeitete er mit der andern Hand eifrig an der Umgeſtaltung des Reiches. Er hatte weniger Einſicht in die Natur der europäiſchen Inſtitutionen, als eine Paſſion für die Trachten und Moden, für die Amuſements und den Wein des Occidents, da er dem Allen zuſammen die Ueberlegenheit zuſchrieb, welche ihn die vermaledeiten Giaurs mit ſtarker Fauſt hatten ſpüren laſſen. Wenn er ihnen nachäffte, glaubte er eben ſo mächtig zu werden wie ſie. Als er ſeine Armeen verloren, trieb er eine Miliz zuſammen und prügelte ihnen geſchwind das europäiſche Exercitium ein, wobei er allerdings nur dem Beiſpiele benachbarter Staaten buchſtäblich folgte. Er ächtete den Turban und den langen Kaftan, wie Peter der Große den Bart, und kleidete ſeine Osmanlis in Fes, Oberrock und Pantalons. Dies Alles trieb er mit der Naivetät eines Wilden, die ſich noch komiſcher ausnahm, wo es höhere Dinge betraf. So ließ er einmal aus Wien für ſeine neue Artillerieſchule und für das chirurgiſche Lehrinſtitut die nothwendigen Inſtrumente kommen. Da ihm dergleichen immer ſelbſt vorgelegt werden mußte, ſo brachte man ihm die angekauften Reformationsmaſchinen in Einem Kaſten. Sultan Mahmud theilte, mit orientaliſcher Gerechtigkeitsliebe, die Waare in zwei gleiche Theile für die beiden Inſtitute und ſo kam es, daß die chirurgiſchen Zöglinge mit geometriſchen Inſtrumenten, die Artilleriſten dagegen mit Lancetten, Scalpellen und Geburtshelferzangen beſchenkt wurden.

Man kann ſich denken, daß Mahmud kein leichtes Werk hatte, und daß die nationale Oppoſition, die ſich ihm entgegenſtemmte, oft eben ſo blind war, wie ſeine Reformſucht. Während Pertew-Paſcha, ein redlicher, aber ſtarr orthodoxer Türke, im Divan ſelbſt mit Kühnheit für das ancien règime kämpfte, gefiel ſich der alte Chosrew-Paſcha, der hinkende Teufel von Stambul, ein türkiſcher Nachdruck von Talleyrand, darin, der Laune ſeines Despoten zu fröhnen, und ihn mit innerer Schadenfreude zu den gefährlichſten Uebertreibungen zu reizen. Der alte Schelm ſpielte ſeine Comödie ſo gut, daß er, um ſich bei Mahmud einzuſchmeicheln, ſogar ſeinen

ehrwürdigen Silberbart den griechiſchen Hetären opferte, welche die Orgien des kaiſerlichen Reformators würzten.

Mitten unter dieſen Reibungen machte der junge Reſchid ſeine Carriere. Seit dem Vertrage von Adrianopel, bei deſſen Abſchluſſe er als Secretär mit thätig geweſen, diente er im Miniſterium des Auswärtigen, unter Pertew-Paſcha, an welchem er einen warmen Freund und Beſchützer fand. Wenn ſein reifer Verſtand ſich auch ſpäter weit über den Ideenkreis ſeines Gönners erhob, ſo behielt ſein Herz doch immer eine tiefe Verehrung für den edeln und großmüthigen Charakter Pertew's.

Im Jahre 1833 wurde Reſchid, nach der Niederlage von Konieh, abgeſandt, um mit dem Sieger über die Bedingungen des Vertrags von Kutahieh zu unterhandeln. Ein Jahr darauf war er der erſte ordentliche Geſandte, den die Pforte bei den europäiſchen Höfen förmlich anſtellte. Zwei Jahre lang verſah er dieſen Poſten, bald in Paris und bald in London. Welch eine Schule und welche Ueberraſchungen für einen intelligenten Türken! Wir haben leider nicht Gelegenheit gehabt, einen Blick in Reſchid's Reiſenotizen zu werfen, aber wir ſind überzeugt, daß ſie jedenfalls origineller ausgefallen ſind, als die geiſtreichen Expectorationen unſerer zahlloſen Touriſten, und daß ſie für Europa vielleicht eben ſo lehrreich wären, als die Briefe des Herrn von Raumer. Schade, daß ſolche veritable lettres persanes oder turques ungedruckt bleiben.

Mitten in ſeinen modernen Studien wurde Reſchid durch ein echt orientaliſches Intermezzo geſtört. Pertew-Paſcha war es gelungen, den alten Chosrew zu ſtürzen, und er rief den jungen Geſandten zurück, um ihn zum Miniſter des Auswärtigen im neugebildeten Cabinet zu machen. Aber Pertew's Triumph dauerte nicht lange. Noch war Reſchid nicht aus Paris zurück, als Pertew ſchon wieder den Intriguen ſeines Gegners erlag und nach Adrianopel verwieſen wurde. Mahmud dachte aber ſchon daran ihn zurückzurufen, als die Intriguanten in einer bacchanaliſchen Nacht dem berauſchten Sultan einen Todesferman für ihren Gegner entlockten. Den andern Morgen hatte Mahmud vergeſſen, was in der Nacht vorgegangen, während ein Courier mit dem verhängnißvollen Ferman nach Adrianopel eilte, und Pertew ſein Haupt mit muſelmänniſcher Ergebung in die ſeidene Schlinge ſteckte. Man ſagt ſogar, daß der

Digitized by Google

Geſtürzte, der ein Poet war, noch Zeit und Faſſung gehabt habe, ſeinen Abſchied vom Leben in harmoniſche Verſe zu bringen und ſchriftlich zu hinterlaſſen.

Einige Tage darauf kam Reſchid, auf der Heimreiſe, nach Adrianopel, und fand das Grab ſeines Gönners, den er auf dem Gipfel der Macht geglaubt hatte. Dieſer tragiſche Vorfall wurde ein Wendepunkt in Reſchid's Leben und ſcheint von entſcheidendem Einfluſſe auf ſeine politiſche Richtung geweſen zu ſein. Ungewiß über ſeine eigene Zukunft, kam er nach Stambul. Der Sultan wußte Nichts von den Folgen ſeines unſeligen Rauſches und betrauerte aufrichtig den Tod des edlen Pertew, der, wie man ihm geſagt hatte, an einem Schlagfluſſe dahingegangen war. Reſchid aber ſagte ihm die Wahrheit und recitirte ihm ſogar die letzten rhythmiſchen Worte des hingerichteten Miniſters. Darauf ſoll Mahmud, der längſt den guten Vorſatz gefaßt hatte, ſich nicht mehr mit dem Blute ſeiner Diener zu beflecken, in Thränen zerfloſſen ſein, und dieſer ſpäten Reue hatte es Reſchid zu verdanken, daß plötzlich die Gewalt in ſeine Hände überging. Aber nicht ſo rachſüchtig wie ſeine Gegner, begnügte er ſich damit, Halil-Paſcha, der ſich vom Sclaven zum Schwiegerſohne des Sultans aufgeſchwungen hatte, und Akif, alſo die beiden Haupturheber von Pertew's Ermordung, zu verbannen.

Reſchid-Paſcha begann nun eifrig den Samen der Civiliſation, den er im Weſten geſammelt hatte, auszuſäen. Er ſchuf zuerſt die zwei Staatsdivans, welche die Arbeit der Regierung regeln ſollen, und den Divan für die Wohlfahrt des Gemeinweſens, der die adminiſtrativen Vorſchläge auszuarbeiten hat. In dieſen ehrenwerthen Beſtrebungen fand er aber nur eine ſchwache Stütze an den europäiſchen Legationen gegen die Einflüſterungen Rußlands und den fanatiſchen Argwohn des Volkes. Seine Feinde Chosrew, Achmet *) und Halil, eiferſüchtig auf ein Verdienſt, das nicht, gleich dem ihren, aus Blutvergießen und Schande entſproſſen war, untergruben ihm den Boden unter den Füßen, und um einem eclatanten Sturz zuvorzukommen, verbannte er ſich freiwillig und ging wieder als au-

*) Achmet, ſeines Zeichens ein Schuſter, wurde ſpäter Schiffsknecht, wo er ſich vermuthlich ſo viel nautiſche Kenntniſſe erwarb, daß ihn Mahmud zum Admiral erhob. Als ſolcher hatte er in der That den Heldenmuth, die kaiſerliche Flotte, nach der Schlacht bei Nezib, an Mehemed-Ali zu übergeben.

Digitized by Google

ßerordentlicher Gesandter nach London, wo er ein Schutz- und Trutzbündniß zwischen England und der Pforte gegen Rußland zu erwirken hoffte. Auf der Reise berührte er Paris, Brüssel, Berlin, Wien und Rom. Dort hatte der Gesandte des „Feindes der Christenheit" eine Audienz beim heiligen Vater. Gewiß ein merkwürdiges Ereigniß in der Geschichte des ottomanischen Reiches.

In Paris erhielt Reschid, gegen Ende des Jahres 1839, die Nachricht von der Niederlage der Türken bei Nezib und vom Hintritte des Sultans Mahmud, den ein Uebermaß von Aufklärung getödtet hatte. Der Padischah hatte sich nämlich durch ein zu fortwährendes Uebertreten des Verbotes gegen geistige Getränke das delirium tremens zugezogen, eine Krankheit, die in der Geschichte der Abkömmlinge des Propheten wohl unerhört war, und die der ottomanische Haushistoriograph wohl eben so ruhig verschweigen wird, wie die russischen Schulbücher die Todesart von Peter und Paul verschweigen.

Um den Manoeuvern Chosrew's zuvorzukommen, eilte Reschid heim und langte am 4. September in Stambul an; aber schon hatte der graue Schlaukopf sich des Ruders bemächtigt und sich eine so feste Stellung geschaffen, daß Reschid es nicht offen mit ihm aufzunehmen wagte. Er griff also zu den alten Hausmitteln orientalischer (und auch occidentalischer) Politik, machte sich klein und bescheiden, schürte dabei den auffeimenden Haß Chosrew's gegen Halil und Achmet, und wußte, nachdem er diese Spaltung zwischen seinen Todfeinden unversöhnlich gemacht, bald mit geschickter Hand alle seine Widersacher aus der Nähe des Thrones zu entfernen. Allmälig wuchs sein Einfluß auf den Divan, dessen Macht sich durch die Jugend des Sultans bis zur Unabhängigkeit steigerte, und er benützte die critische Lage des Reiches, das einerseits von Mehemed-Ali und den Mächten, andererseits von inneren Gährungen bedroht war, als den rechten Moment für eine große und wesentliche Reform. Wir meinen das Decret von Gul-Hané. Der gewandte Reschid hatte es selbst redigirt, seine Collegen im Divan, der junge Sultan und der Scheik-ul-Islam, der türkische Pontifex, hatten es sanctionirt, und die Verkündung des wichtigen Actenstückes geschah mit allem Pomp und aller erdenklichen Feierlichkeit des Orients.

Es war der dritte November 1839, ein Sonntag. Ein weiter

Digitized by Google

Raum im Innern des Serails, der an den Kiosk von Gul-Hane (Pavillon der Roſen) ſtößt, empfing die Repräſentanten aller europäiſchen Mächte, den Prinzen von Joinville, die Miniſter des Reiches, die Paſcha-Gouverneurs der Provinzen, die erſten Generale und die höchſten Beamten, das Corps der Ulemas, die Patriarchen aller nichtmohamedaniſchen Confeſſionen, eine Deputation der Sarrafs (der armeniſchen Bankiers), und endlich eine zahlreiche Volksmenge, aus Türken ſowohl wie aus Rahjahs beſtehend. Der junge Sultan thronte im offenen Pavillon, vor welchem eine Tribune errichtet war, die Reſchid-Paſcha beſtieg, um mit tönender Stimme nichts geringeres als die Wiedergeburt des Reiches zu verkünden.

Wir wiſſen ſehr wohl, daß der Hattiſcherif von Gul-Hané, den Europa Anfangs mit Enthuſiasmus aufnahm, ſpäter ſehr viel Anlaß gab zu Spöttereien über türkiſchen Liberalismus und beſonnenen Fortſchritt auf geſetzlich mohamedaniſchen Wegen. Indeſſen möge der Leſer ſelbſt urtheilen. Wir werden die Hauptzüge und die ſchlagenden Stellen des merkwürdigen Documentes gewiſſenhaft anführen.

„Man weiß," ſagte der Sultan durch den Mund ſeines Miniſters, „daß in den erſten Zeiten des ottomaniſchen Reiches die „glorreichen Gebote des Korans und die Geſetze des Staates ſtets „beobachtet wurden. In Folge davon wurde das Reich groß und „mächtig, und alle Unterthanen, ohne Ausnahme (?), lebten in „Glück und Wohlſein. Seit hundert und funfzig Jahren aber hat „eine Reihe von unglücklichen Ereigniſſen dieſen Gehorſam gegen „die heiligen Geſetze geſchwächt, der frühere Flor des Reiches iſt „geſchwunden und hat der Erſchlaffung und Verarmung Platz ge„macht. Denn ein Staat muß erſchüttert werden, wenn er auf„hört, nach ſeinen Geſetzen zu leben.

„Dieſe Betrachtungen haben fortwährend unſern Geiſt be„ſchäftigt ꝛc. ꝛc. Indem wir alſo die Hilfe des Allerhöchſten und „die Verwendung unſeres Propheten anrufen, erachten wir es für „gut, durch neue (!) Inſtitutionen den Provinzen unſeres Reiches „die Wohlthat einer guten Verwaltung zu verſchaffen."

Es gehört allerdings nicht erſt die Gründlichkeit unſerer hiſtoriſchen Schule dazu, um die kleinen Sophismen nachzuweiſen, auf welche der Eingang dieſer türkiſchen Charte gebaut iſt. Die Beru-

ſung auf den Koran, deſſen Beobachtung früher das Heil des Staates geſichert habe, und dann die geſchwinde Unterſchiebung neuer Inſtitutionen, von denen der Koran Nichts gewußt hat, das iſt eine ſehr diplomatiſche Logik, und das allerliebſte jeſuitiſche Talent, das daraus hervorlächelt, könnte Einen bewegen, auszurufen: Noch iſt die Türkei nicht verloren! ſie iſt würdig, in die Reihe der europäiſchen Staaten aufgenommen zu werden. Doch kann man die kleine Escamotage entſchuldigen. Erſtens galt es, die Reform, die unter den brutalen Händen Mahmud's den Charakter einer unnützen Frivolität angenommen hatte, pietätsvoll unter den Schutz des Korans zu ſtellen, zweitens endlich iſt der Koran beſſer als ſein Ruf. Ohne grade ein Lehrbuch der Toleranz zu ſein, trägt er doch lange nicht die Verantwortlichkeit für alle Gräuel, die man in ſeinem Namen begangen hat; und mit einigermaßen rationaliſtiſcher Auslegung könnte er in der That dem Decret des Roſenpavillons als Grundlage dienen.

Der Hattiſcherif zählt dann die „neuen Inſtitutionen" auf. Drei Punkte werden beſonders hervorgehoben: 1) Sicherheit des Lebens, Eigenthums und der Ehre der Individuen, 2) eine regelmäßige Steuererhebung und 3) eine gehörig geordnete Conſcription.

„Deshalb ſoll künftig der Proceß jedes Angeklagten öffentlich, „dem göttlichen Geſetze gemäß, und nach vorhergegangener Unter„ſuchung entſchieden werden, und ohne ein ſolches Urtheil ſoll „Niemand einen Andern, weder heimlich noch öffentlich, durch Gift „oder auf andere Weiſe hinrichten laſſen."

Dieſer kleine Paragraph, der eine pragmatiſche Geſchichte der türkiſchen Juſtiz aufwiegt, ſpricht jedenfalls für die Nothwendigkeit neuer Inſtitutionen d. h. von Inſtitutionen überhaupt im Reiche des Padiſchah.

„Die unſchuldigen Erben eines Verbrechers ſollen ihrer legi„timen Rechte nicht beraubt und die Güter des Schuldigen nicht „confiscirt werden. Dieſe Rechte erſtrecken ſich auf alle unſere „Unterthanen, welcher Religion oder Secte ſie angehören mögen, „auf daß Jeder ſeines Lebens, ſeiner Ehre und ſeines Vermögens „ſicher ſei, wie es der heilige Wortlaut unſeres Geſetzes verlangt."

Indem Reſchid-Paſcha dieſen „heiligen Wortlaut des Geſetzes" ein wenig auf die Folter ſpannte, traf er mit einem einzigen Schlage

Digitized by Google

das excluſive Syſtem der muſelmänniſchen Lebensordnung auf's Haupt. Ferner kündigt der Hattiſcherif ein ſtrenges Geſetz gegen den Aemter- und Stellenhandel an, den ebenfalls „die heilige Schrift verbiete" und der vorzugsweiſe Schuld ſei am Verfalle des Reiches; und nachdem er zur Berathſchlagung und Feſtſtellung der übrigen Punkte eine Art geſetzgebender Verſammlung angekündigt, die aus den Miniſtern und Notabeln des Reiches beſtehen, an gewiſſen Tagen zuſammenkommen, und wo Jeder frei ſeine Meinung äußern ſoll, ſchließt er mit der folgenden originellen Strafbeſtimmung: „Diejenigen aber, welche dieſen Inſtitutionen entgegenhandeln werden, ſoll der Fluch Gottes treffen, und mögen ſie unglücklich ſein ihr Leben lang"

Das iſt der Hattiſcherif von Gul-Hané, und das hat man bei uns einen ohnmächtigen Nachdruck der franzöſiſchen Charte nennen wollen, vermuthlich nur, um der letzteren ein Compliment zu machen. Nein, der Hattiſcherif iſt keine Charte und will keine ſein; in dieſen einfachen Verordnungen, die ſich auf die natürlichſten Forderungen des gemeinen Verſtandes ſtützen, iſt Nichts von dem künſtlichen Bau einer conſtitutionellen Staatsmaſchine; es iſt Nichts als das ABC einer geſellſchaftlichen Ordnung, und nur die Form, in welcher der Sultan ſeinen Unterthanen Garantien gibt, die ſie bisher nicht beſeſſen, erinnert an unſere octroyirten Staatsgrundgeſetze. Das Octroyiren aber iſt echt orientaliſch, echt patriarchaliſch und eben darum in Conſtantinopel beſſer an ſeinem Platze, als in Hannover oder Baden, als in München oder Berlin. Die feierliche Proclamation des Hattiſcherifs aber, in der man die comödiantenhafte Declamationsſucht des franzöſirten Reſchid zu erkennen meinte, hatte ihren guten politiſchen Grund, und war nach gewiſſen Seiten hin eine Demonſtration, die bei der kritiſchen Lage der Pforte nothwendig und heilſam war.

Der einzige Vorwurf, den man dem Hattiſcherif von Gul-Hané machen kann, iſt der, daß es ſo ſchwer iſt, ihn zu verwirklichen; daran iſt aber nicht ſeine Tendenz Schuld, ſondern die Lage der Dinge. Dadurch wird der Hattiſcherif zu einem bloßen Programm, zu einer öffentlichen Beichte und einer Proclamation guter Vorſätze ... Mit guten Vorſätzen aber, ſagt das Sprichwort, iſt die Hölle gepflaſtert.

Reſchid ſelbſt jedoch muß man die Gerechtigkeit widerfahren

laſſen, daß er alle mögliche Thatkraft und Gewandtheit aufbot, um das Programm des Roſenpavillons zu verwirklichen; und man muß in Anſchlag bringen, daß nur eine ſehr kleine Minorität redlicher und einſichtsvoller Männer ihn dabei unterſtützte. Seine mächtige Beredſamkeit gewann ihm das Vertrauen des jungen Sultans, der von Hauſe aus gut iſt; und ſo behauptete er ſich, trotz der Schwierigkeiten der ägyptiſchen Frage, zwei Jahre lang gegen alle diplomatiſchen und Hausintriguen und wußte auf mehreren Punkten die gelobten Verbeſſerungen einzuführen. So ſchaffte er das Syſtem der Verpachtung der Staatseinkünfte (iltizam) ab, ein Syſtem, das auch im übrigen Europa nicht unerhört iſt, welches aber in der Türkei zu den gräßlichſten Schindereien führte. Der Staat verkaufte jährlich an den meiſtbietenden Paſcha den Ertrag der verſchiedenen Steuern; und da die Paſchas in der Regel kein Vermögen beſitzen, ſo wendeten ſie ſich ihrerſeits wieder an die armeniſchen Bankiers und erhoben bei ihnen Anlehen zu blutigen Intereſſen, um die Caution zu beſtreiten. Die Provinz hatte dann den Staat, den wuchernden Bankier und endlich die habgierigen Paſchas zu befriedigen; denn dieſe wollten ſo ſchnell als möglich ihre Beutel füllen, da ſie von einem Tag auf den andern abgeſetzt werden konnten. Statt deſſen wurden nun die Gemeinden ſelbſt mit der Vertheilung und Eintreibung der Steuern beauftragt; die Centralgewalt, die bisher der Paſcha in Händen führte, wurde getrennt; die militäriſche, Juſtiz- und Finanzverwaltung wurde nämlich drei verſchiedenen, von einander unabhängigen und unter dem unmittelbaren Befehl der Regierung ſtehenden Häuptern anvertraut. — Eben ſo ward der Karatſch oder die Kopfſteuer der Rajahs, deren Erhebung bisher zu den empörendſten Mißhandlungen der Nichtmohamedaner Anlaß gegeben, den Gemeinden ſelbſt zur gleichmäßigen und billigen Vertheilung überlaſſen. — Die Municipalbehörden wurden mit Bürgern aller Confeſſionen, ohne Unterſchied!, beſetzt und man ſah, was man auch im civiliſirtern Europa nicht überall ſieht, Muſelmänner, Juden und Chriſten der verſchiedenſten Secten friedlich zuſammenſitzen und nach Stimmenmehrheit über ihre inneren Angelegenheiten entſcheiden. — Endlich wurde auch ein Strafgeſetzbuch abgefaßt, aus welchem einige der altbarbariſchen, dem mohamedaniſch-türkiſchen Princip angemeſſenen Hinrichtungsmethoden, das Spießen, Rädern

Digitized by Google

u. ſ. w., verſchwunden ſind. Allerdings iſt Vieles von dieſen Verbeſſerungen mehr de jure als de facto eingeführt, der türkiſche Augiasſtall iſt, wie jeder andere, nicht mit einem Beſenſtrich zu ſäubern, aber dennoch ſind bereits viele Mißbräuche, die einſt an der Tagesordnung waren, eine Seltenheit geworden.

Dieſe Fortſchritte mögen eine Bagatelle ſein in den Augen des europäiſchen Leſers, bedenkt man aber den Standpunkt der Civiliſation im Orient, ſo ſind ſie es nicht; eben ſo wenig als die Aufhebung der Leibeigenſchaft in Rußland eine Bagatelle wäre, weil ſie ſich bei uns von ſelbſt verſteht. Die türkiſchen Fortſchritte ſind für die Türkei eben ſo viel und noch mehr, als für uns Preßfreiheit und Geſchwornengerichte, die ſich doch in England auch von ſelbſt verſtehen. Was Gerichtspflege und Verwaltung betrifft, dürfte der Türke übrigens weder den Ruſſen, noch den Bewohnern des Kirchenſtaates zu beneiden haben. Ein wohldenkender und kluger Miniſter hat dieſem barbariſchen Volke ſeine Bagatellen wenigſtens in dem Augenblicke verſchafft, wo das Bedürfniß darnach allgemein wurde, während hochgebildete Völker ihre Bagatellen mit allen längſtgefühlten Bedürfniſſen, mit allen politiſchen Gedichten, mit allen Agitationen und Zweckeſſen ſich nicht erringen können.

Kehren wir zu Reſchid-Paſcha zurück. Die türkiſch-ägyptiſche Frage war immer verwickelter geworden. Reſchid, der den Bürgerkrieg zwiſchen Muſelmännern und Muſelmännern, bei dem ſich nur der Erbfeind des Reiches ins Fäuſtchen lachte, tief beklagte, hätte ihn gern durch einen unmittelbaren Vergleich zwiſchen dem jungen Sultan und dem alten Pharao von Aegypten geſchlichtet; ein Vergleich, den der Tod Mahmud's, des halsſtarrigen und perſönlichen Feindes von Mehemed-Ali, erleichtert hätte. Allein ehe Reſchid in Stambul zurück war, hatte ſich Europa zum Schiedsrichter aufgeworfen. Das öſterreichiſche Cabinet ſah in der Frage eine Klappe, um zwei Fliegen auf einmal zu treffen; nämlich ein Mittel, das ausſchließliche Protectorat Rußlands, welches auf dem Tractate von Unkiar-Skeleſſi beruhte, zu brechen, und die engliſch-franzöſiſche Allianz zu ſprengen. Es beeilte ſich daher, den Mächten eine gemeinſame Intervention vorzuſchlagen; und Reſchid-Paſcha mußte ſich mit einer paſſiven Zuſchauerrolle begnügen, während das Abendland zu Gerichte ſaß über den Streit der beiden Osmanlis. Man weiß,

mit der Hinterbeinlinie schief steht; die Hinterbeine stehen viel weit gestellt, also viel zu breit vor dem Körper; besonders bedenklich ist die Stellung der Sprunggelenke, welche viel zu weit auswärts stehen. Die vorderen Gliedmaßen stehen viel zu weit unter der Schulter und allgemeine steinhafte Hühnerbrust haben, so daß sie dem Körper Raum geben, um die Hinterbeine in der richtigen Richtung stehend und Gange vorbringen zu können. Die Vorderbeine stehen viel zu weit auswärts, besonders die rechte, wo die Füße, Fuß- und Vorderfußwurzelgelenke, Röhre und Fessel viel zu weit auswärts stehen. Die Schulter und das Oberarmbein stehen viel zu weit vom Körper entfernt, so daß sie dem Körper keinen

ſtürzen von den miniſteriellen und ſtatthalterlichen Höhen, auf die ſie ſich während des Reformators Abweſenheit hinaufgezaubert, und dieſer hat nun das ſüße Geſchäft, gut zu machen, was jene verdorben haben, d. h. ſeine Arbeit von Neuem anzufangen. Wer weiß, ob Reſchid nicht müde wird, Waſſer in das Faß der Danaiden zu tragen, zwiſchen dem griechiſchen Feuer der nordiſchen Diplomatie und den arabiſchen Flammen des heimiſchen Fanatismus ewig durchzulaviren, und das ohnmächtige Scepter Abd-ul-Medſchids in der Hand die Erbſchleicher vom Todtenbette der Türkei zu ſcheuchen? Wer weiß, vielleicht beneidet er zuweilen das Loos des letzten Streiters in der Pariſer Preſſe, oder vielleicht zöge er es vor, ein Rival Hammer-Purgſtall's zu werden und mit orientaliſcher Ruhe ein Werk zu ſchreiben über die „Größe und den Verfall des ottomaniſchen Reiches". Der Gründer der türkiſchen Conſtitution wäre vielleicht der beſte Nekrologiſt der Türkei.

Ein Räthsel vom Zaaren.

Ein seltsam, unerschöpflich Schatzkästlein
Besitzt der Zaar, man nennt es sonst Ural;
Er faßt mit fester Hand und kluger Wahl
Was Jeden lockt aus dem granitnen Schrein:
Platin und Silber, edle Stein' und Gold,
Freigebig ehrend Dienste, die ihm hold.
Kranz kann ein Kettenring aus Blüthensprossen,
Die Kett' ein Kranzgewind sein, erzgegossen.
Der Zaar, indem er kränzt, weiß auch zu ketten.
Wo Münzen, Tuladosen, Kreuz unmächtig,
Muß wunderstark des Magus Ehre retten
Dein Zauber, Vasenbau aus Malachit!
Des Nordens Kunstwerk, kalt und glatt und prächtig,
Wie des Versuchers Worte gleißend, tritt
Zum vielversuchten Kanzlergreis in Wien,
In Ludwigs Bau, zum Schwager in Berlin,
Zur anmuthreichen Brittenmajestät.
Wer wüßte mit so feiner Art zu schenken?
Ein Spiegel blank, drin euer Bild ihr seht,
Prunkt dort das malachitne Angedenken,
Als ob Erinnrung selbst verkörpert steh',
Gleich ihr von Farbe grün, von Stoffe zäh,
Des Erzes Wucht in leichter Form beschwingt,
Wie schweres Leid als flücht'gen Hauch sie jüngt;
Der grüne Schmelz voll Adern, wie in hellen

Digitized by Google

Erinnrungsbildern dunkle Schattenſtellen. —
Daß von Bewunderung ihr ganz entflammt,
Werft eure Blicke nach den Arbeitſtätten,
In Ural's Schachte, draus das Kunſtwerk ſtammt.
Seht, — Künſtlerhände ſchufen's, die in Ketten!
Des Kaukaſus, der Stepp' und Polens Söhne
Begeiſtert Meiſter Zaar dort für das Schöne.

Es hat der Wind, der Lüfte freier Sohn,
Der ungehemmt in Gärten, Waldgehegen,
Sich Laub und Blumen pflückt zu Kranz und Kron'
Und kindiſch dann verſtreut auf ſeinen Wegen —
Es hat der Wind in noch nicht fernen Tagen
Ein Zeitungsblatt nach dem Ural verſchlagen,
Und der Gefangenen Einer hat's gefunden
Und lieſt's den Brüdern vor in Mußeſtunden:

„Vernehmt ein Beiſpiel von des Zaaren Güte!
Es lenkt ins Schloßportal am Newaſtrand
Ein Reiſewagen mit dem Sechsgeſpann:
Heimführt der Zaarewitſch — den Gott behüte —
Die Braut, ein Fürſtenkind aus deutſchem Land.
Nun ſie die Marmortreppe ſteigt hinan,
Beſchleicht ihr Herz Weh der Verlaſſenheit:
Fremd Alles hier, die Heimath weit, ſo weit!
Erinnerung hat das deutſche Blut beflogen
Der Lieben in der Heimath rückgelaſſen,
Nun durchs Spalier ſie goldbetreßter Maſſen,
Feinſchlitz'ger Augen, ſtumpfer Naſen zogen.
Beugt alle Rücken krumm die Laſt der Treſſen?
Treuherz'ger Mienen denkt ſie ihrer Heſſen,
Und Freund's, des Hündleins ſelbſt: hier wär's zur Stunde,
Der treuſte, doch nicht hündiſchſte der Hunde.
Da naht der Zaar; er führt, galant wie immer,
Die Schwiegertochter in ihr Wohngemach.
Wie ward ihr da! Das iſt daſſelbe Zimmer,
Das ſie im Elternhaus verlaſſen kaum!

Da fällt ihn Mitleidlich Alle Hin, Alle Her,
Sieht Dankesvoll Jammer an Aeuß'rer,
Und Jammer an Innerer, Jammer an Beyden,
Die Thränen hat mit Blumen Jene gekleidet,
Daß Jeder sich, gegen sein Leidgefährten,
Der Leidgefährte Mitleidsvoller, Mitleidsvoller Erscheint an Jenem, Jeder Jenen,
Und Jeder Jeden, Jeder Jeden,
Und Jeder Jeden, Jeder Jeden,
Und Jeder Jeden, Jeder Jeden

Bekannte Städte, Thäler, Ströme, Straßen,
Manch ſüßer Blick, manch theures Angeſicht,
Die Lieben all, die dort zurückgelaſſen! — —
Troſt der Gefangenen, milde Zaarenſpende! —
Ihr Antlitz ſenken All' in ihre Hände,
Es hat ein herbes Weh ihr Herz bezwungen —
Und Thränen ſprechen, wo gelähmt die Zungen.

Anaſtaſius Grün.

Tagebuch.

I.

Aus Paris.

Lacratelle und Thiers. — Der preußische Gesandte. — Reschid Pascha. — Eine Mordthat.

Thiers' Geschichte des Consulats und des Kaiserreiches hat einen Nebenbuhler erhalten an der Histoire du consulat et de l'empire par M. de Lacretelle, deren Erscheinen man noch im Laufe dieser Woche entgegen sieht. Zeigt sich Thiers fast überall als ein begeisterter Napoleonide, so kündigt sich Herr de Lacretelle im Gegentheil als ein scharfer Kritiker des Kaisers und als ein Enthusiast des Constitutionalismus an. Es ist also jedenfalls vorauszusehen, daß Letzterer mit seinem Buche weniger Glück machen wird als der schlaue kleine ehemalige Minister, der als Schriftsteller wie als Redner den Leidenschaften und Sympathien des Volkes zu schmeicheln versteht. De Lacretelle ist ein Louisphilippist, und wenn auch die Bourgoisie und die Actienmänner unbedingte Anhänger der charte vérité sind, so ist dafür fast die Gesammtheit der Literatur in der Lage der Opposition; selbst das Journal des Débats hat sich bisher blos begnügt, das Werk de Lacretelle's anzukündigen und einen kleinen Auszug davon zu geben, ohne ein Wort des Lobes hinzuzufügen.

Der bisherige preußische Gesandte Graf Arnim soll nun definitiv nach Wien an die Stelle des Herrn von Canitz kommen; in so weit hat die in deutschen Zeitungen umherlaufende Nachricht ihre Richtigkeit; dagegen ist es falsch, daß der Brüsseler Gesandte Baron Arnim den hiesigen Posten erhalten wird, da Letzterer keineswegs einem so wichtigen Posten gewachsen sein soll. Das Verdienst, das sich der Baron Arnim in Brüssel erworben, beschränkt sich blos auf den Handelstractat, den Belgien mit dem Zollvereine abgeschlossen hat. Hierbei soll ihm obendrein die Nähe Cölns zu Gute gekommen sein, da er von dort her sich zu jeder Stunde die nöthigen Hilfsmittel ver-

Digitized by Google

ſchaffen konnte. Zudem, heißt es, habe der elaſtiſche und ſchlaue Miniſter Rothomb, mit dem der Handelsvertrag geordnet werden mußte, dem deutſchen Diplomaten manchen Ausweg an die Hand gegeben, wenn die Schwierigkeiten dieſem zu groß wurden, wie denn auch richtig die Belgier in dem ganzen Tractate ſich ſchlauer als die Deutſchen gezeigt haben. Der Vertreter Preußens in der Hauptſtadt Frankreichs aber muß ganz andere Aufgaben löſen können, als die Abſchließung eines Handelstractates. Hier gilt es Kenntniſſe mit Geiſtesgegenwart, perſönliche Liebenswürdigkeit mit Würde zu paaren, und vor Allem nicht kleinlich, pietiſtiſch und rauh zu ſein. In dieſer Beziehung kann man — welcher politiſchen Meinung man auch angehöre — der Haltung und dem Geiſte des Grafen Arnim mit gutem Gewiſſen die vollſten Lobſprüche zollen, und es wäre zu wünſchen, daß ein ihm ähnlicher Nachfolger dieſen nicht nur für Preußen, ſondern für alle Deutſchen wichtigen Poſten erhielte.

Der türkiſche Geſandte, Reſchid-Paſcha, hat vorgeſtern Paris verlaſſen. Son Excellence Monsieur Reschid iſt ein türkiſcher Voltairianer, eine Bezeichung, die komiſch klingen mag, die aber richtig iſt. Reſchid kam im März 1841 hierher und hat ſomit faſt volle fünf Jahre in Paris gelebt; aber er hatte bereits früher eine vollkommen franzöſiſche Erziehung genoſſen, und ſein Lehrer, ein franzöſiſcher Geniecapitain in Conſtantinopel, hat ihn gut geſchult. Der neue türkiſche Großvezier iſt ein kleiner Mann mit einem geiſtreichen Geſichtsausdrucke, obgleich nichts weniger als hübſch, trotz ſeines ſchwarzen Schnurr- und Spitzbartes. Sein Benehmen iſt würdig, elegant, aber ſehr reſervirt. Er iſt Dichter, und ſeine orientaliſche Umgebung ſoll große Bewunderung für ſeine Dichtungen haben. Er war hier bei allen feierlichen Gelegenheiten und in vielen außerdiplomatiſchen Geſellſchaften zu finden. Ich ſah ihn ein Mal in einem Salon, wo Madame Rachel den Traum der Athalie von Racine declamirte. Da das Gedränge ſehr groß war, ſo fand der Geſandte des Schatten Gottes auf der Erde (wie der Sultan bekanntlich genannt wird) nicht ſogleich einen Stuhl und ſetzte ſich ohne Umſtände an den Rand der Eſtrade zu Füßen der jungen Schauſpielerin. Bei dem Allen iſt Reſchid ein Mann von ſtrengen Sitten. Er hat — eine merkwürdige Ausnahme unter ſeinen Landsleuten — nur eine einzige Frau, die er zwar in Conſtantinopel zurückgelaſſen hat, für die er aber ſeine vier Knaben mitgenommen, deren Erziehung er ſelbſt leitet.

Eine ſcheußliche Mordthat wurde vorige Woche von einem deutſchen Maurergeſellen, einem Preußen Namens Leuch, hier begangen. Der Schullehrer auf dem Montmartre, ein vierundſiebzigjähriger Greis, der ſeine Frau und drei kleine Kinder nur mühſelig ernähren konnte, kam des Abends in ein Wirthshaus und fragte, ob Niemand ihm ſeinen alten Ueberrock abkaufen möchte; der erwähnte Leuch wurde

mit ihm Handels einig und der Ueberrock für vier Franken von ihm erhandelt. Da er, wie er ſagte, das Geld zu Hauſe hatte, ſo folgte ihm der alte Mann, um es dort zu holen. Kaum aber waren ſie auf einer abgelegenen Stelle, als Leuch mit ſeinem Hammer den Greis niederſchlug, ihm den Rock auszog und dann noch ſo lange ihn auf den Kopf trat, bis er todt ſchien. Vorübergehende hoben ihn dann auf, und er kam noch ſo weit zu ſich, um den Hergang des Verbrechens zu erzählen, ſtarb aber eine Stunde darauf.

II.

Aus Wien.

Polniſche Unruhen. — Vorbereitungen auf den Beſuch des Kaiſers von Rußland. — Rectorwahl. — Hofrath Baumgartner. — Cigarrenfreiheit. — Berlioz. — Fremde Gäſte und Auszeichnungen. — Caſtelli. — Dr. Hyrtl.

Was Niemand vermuthete, iſt alſo doch eingetroffen. Die geheimen Verbindungen im Königreiche Polen und im Großherzogthume Poſen haben ſich nicht minder auf den öſterreichiſchen Antheil des unglücklichen Polenlandes erſtreckt, und es finden in allen Theilen Galiziens zahlreiche Verhaftungen Statt, welche wieder manches hoffnungsvolle Leben knicken, manches ſtille Glück zerſtören werden. Es wäre traurig, wenn die Regierung, von der Fruchtloſigkeit der im vergangenen Jahre geübten Milde überzeugt, diesmal die volle Strenge des Geſetzes walten ließe. Polen iſt krank, ſehr krank, man wird den Paroxismus ſeines patriotiſchen Nervenfiebers heilen wollen, aber die ruſſiſchen Eisumſchläge dürften die Geneſung kaum befördern können. — Die Ankunft des Kaiſers von Rußland beſchäftigt gegenwärtig alle Klaſſen der Geſellſchaft und die zungeneifrigen Politiker des Kaffeehauſes ſind am meiſten in Anſpruch genommen, um alle Möglichkeiten zu entſcheiden und der Zukunft auf Jahrhunderte hinaus ihr Prognoſtikon zu ſtellen. Ihre Schuld iſt es nicht, wenn nicht bereits Serbien und die Walachei mit Ungarn vereinigt unter der Verwaltung des mit dem ruſſiſchen Hofe verſchwägerten Erzherzogs Stephan die neue Geſtaltung der orientaliſchen Verhältniſſe beſchleunigt. Jedermann empfindet, daß Oeſterreich mit dieſer Heirath einen folgenſchweren, politiſchen Schritt thut, deſſen Conſequenzen unter gewiſſen Umſtänden gar nicht zu ermeſſen ſind. Sympathien findet dieſe Vermählung im Volke nicht, obwohl in vielen ariſtokratiſchen Kreiſen die Sache wie eine glänzende Beſcheerung, wie ein koſtbares Weihnachtsangebinde betrachtet wird. — Die Vorbereitungen zum Empfang und die Anſtrengungen, den Czaren auf eine würdige Weiſe zu gaſtiren, ſollen wahrhaft großartig ſein. Die Feſtlichkeiten indeſſen dürften durchweg, bei der bekannten Vorliebe des Selbſtherrſchers für kriegeriſches Schaugepränge, einen militäri-

Digitized by Google

ſchen Anſtrich tragen und der Erzherzog Albrecht hat bereits viele Vorkehrungen getroffen, um die in der Umgebung der Hauptſtadt ſtationirten Truppen bei der Ankunft des Kaiſers Nicolaus ſchnell hier zu verſammeln, um vor dem fremden Gaſte zu paradiren. Das hier garniſonirende Huſarenregiment, das den Namen des Kaiſers von Rußland führt, wird zur Feier ſeines Inhabers vor demſelben in einer neuen Uniformirung erſcheinen.

Die Wahl eines neuen Rector magnificus an der hieſigen Univerſität hat durch die Beſeitigung des verdienſtvollen Hofraths Baumgartner und die Erkieſung eines gänzlich obſcuren Regierungsſecretärs, Namens Heintl, der kein weiteres Anrecht auf dieſe Stelle beſaß, als ſein Doctordiplom und ſeine Bruderſchaft mit dem Decan der philoſophiſchen Facultät, in der gelehrten Welt einen argen Scandal veranlaßt, wobei ſich aber Niemand mehr in der öffentlichen Meinung geſchadet hat, als die Wahlherren ſelbſt, welche die Procuratoren der vier Landsmannſchaften ſind. Hofrath Baumgartner bekleidete lange Zeit hindurch die Profeſſur der Naturwiſſenſchaften und erwarb ſich ſowohl als Lehrer, als auch als Schriftſteller einen höchſt geachteten Namen, bis er ſpäter die academiſche Laufbahn verließ und zum Director der Porzellanfabrik mit dem Titel eines Regierungsrathes befördert wurde. Jetzt leitet Hofrath Baumgartner die Regie des im öſterreichiſchen Staatshaushalte ſo höchſt wichtigen Tabakmonopols, und auf ſeinen Vorſchlag iſt in der jüngſten Zeit die Einfuhr und der öffentliche Verkauf ausländiſcher Cigarren geſtattet worden, wobei die Staatsverwaltung nichts weniger als ſchlimme Geſchäfte macht und die Conſumenten überdies den Vortheil haben, beſſere Blätter zu rauchen, als ſie der inländiſche Tabaksbau zu bieten vermag.

Berlioz hat drei zahlreich beſuchte Concerte im großen Schauſpielhauſe an der Wien gegeben und jene Art von Erfolg errungen, den man succès d'estime nennt. Der bizarre Tonmeiſter ſtößt durch das ſcharfe individuelle Gepräge und die alles Hergebrachte im Reiche der Tonkunſt verletzende Originalität ſeiner Schöpfungen häufig an, doch fehlt es ihm dabei nicht an enthuſiaſtiſchen Anhängern. Berlioz iſt jedenfalls ein bedeutendes Talent, bei welchem indeß der Verſtand vorwaltet, und aus dieſem Grunde mangelt es ihm an Melodie und an Popularität. Berlioz verſteht mehr zu combiniren, als zu componiren und wird daher auch vorzüglich von den Muſikgelehrten begriffen und geſchätzt. Auch Roſſini hat bei ſeinem Auftreten einen mächtigen Sturm erweckt, allein mit dem ſehr weſentlichen Unterſchiede, daß bei Roſſini die Gelehrten auf Seite der Oppoſition ſtanden und nur langſam bekehrt werden konnten, das Publicum hingegen gleich Anfangs für den Melodiencröſus Partei nahm; bei Berlioz iſt es umgekehrt, und während manche Kenner ihn hoch-

ſtellen, wird er von der Menge mit Befremden und ſpöttelnder Duldung hingenommen. Von hier reiſt Berlioz nach Peſth und ſpäter nach Prag, um dort gleichfalls das Füllhorn ſeiner Muſe auszuſchütten.

Unter den jetzt anweſenden Fremden befindet ſich auch der geiſtvolle Dramatiker Hebbel aus Dänemark, der mit einem königlichen Stipendium reiſt, und von dem Glanze unſerer Hofbühne angezogen wird. Wir hoffen, daß ſich die Direction derſelben bewegen findet, eine ſeiner gelungenen dramatiſchen Dichtungen auf die Bretter zu bringen, ſtatt zu den ſchmählichen Productionen matter Geiſter zu greifen. — Der im Fach der Strafrechtskunde und des Gefängnißweſens rühmlichſt bekannte badiſche Hofrath Dr. Buß, welcher einige Zeit hier verweilte, iſt nach Freiburg zurückgekehrt, wo derſelbe als Profeſſor wirkt. — Eine werthe Erſcheinung war uns noch Egon Ebert aus Prag, der Sänger der Wlaſta. — Die von Caſtelli geſammelten Schriften haben ihm von verſchiedenen Seiten fürſtliche Auszeichnungen gebracht; während der König von Preußen und die Kaiſerin Maria Louiſe in Parma den Dichter durch goldene Ehrenmedaillen erfreuten, hat ihn der König von Hannover mie einer koſtbaren Tabatiere beſchenkt. — Eine weitere Auszeichnung iſt dem an des verſtorbeneu Dr. Berres Stelle aus Prag an die hierortige Hochſchule als Profeſſor der Anatomie verſetzten Dr. Hyrtl widerfahren, indem ihm vom Könige der Franzoſen das Kreuz der Ehrenlegion verliehen ward. Von Dr. Hyrtl hat ſoeben ein neues mediziniſches Buch über das Gehörorgan bei Menſchen und Säugethieren die Preſſe verlaſſen.

III.

Aus Rom.

Römiſche Herrlichkeit. — Das geheime Conſiſtorium. — Ein Monſignore. — Niente. — Das Mundöffnen. — Die deutſchen Angelegenheiten. — Sant' Onofrio. — Ein Stück Weltgeſchichte. — Der nordiſche Koloß. — Fünf Millionen Polen. — Die diplomatiſche Kirche. — Rimini. — Die Kornangelegenheit.

Als ich durch den Borgo Nuovo nach dem Platze von Sanct Peter zuging, raſſelten von dort her die alten Kutſchen der Cardinäle an mir vorüber, ſchwerfällig, goldbeleiſtet, reichlackirt, auf einer jeden hinten die Bedienten in ihren breittreſſigen Röcken, alles alterthümlich und verblichen, prachtvoll gemeint und verfallen von Anſehen, wie Roms ganze Herrlichkeit. Ich achtete erſt nicht ſonderlich darauf, man iſt ja der Geſchäftigkeit dieſer bepurpurten Kirchenfürſten im Hin- und Herfahren um ſo vieler päpſtlichen Capellen und ſonſtigen Officien, ſo vieler geheimen, halbgeheimen und öffentlichen Conſiſtorien

Digitized by Google

(letztere natürlich ohne Oeffentlichkeit) und um anderer ſolcher Wichtigkeiten willen hier ſo ſehr gewohnt. Nachher fiel mir ein, daß geheimes Conſiſtorium geweſen ſein mußte; eines, von welchem man ſich im Voraus eine donnernde Allocution gegen Deutſchland verſprochen hatte, wenigſtens in untergeordneten Kreiſen; indeſſen war mir die Sache gleich von Anfang nicht ſehr wahrſcheinlich vorgekommen. Ich war auf dem Wege zu einem gewiſſen Monſignore, der mir die Erlaubniß zum Eintritt in das Muſeo Gregoriano für eine deutſche Familie zu beſorgen verſprochen hatte. Ich war jetzt begierig, ob er etwas von dem Conſiſtorium wüßte und beeilte meinen Schritt. — Nun, ſagte ich nach der erſten Begrüßung, was hat's gegeben? — Niente! antwortete er mit einer gleichgültigen Kopfbewegung; der heilige Vater hat dem Altieri den Mund geöffnet und ein Dutzend Erzbiſchöfe und Biſchöfe ernannt, da in Liſſabon, Neapel, Ungarn, Frankreich, Böhmen, was weiß ich, Antiochien, auf dem grünen Vorgebirge... — Er wollte mich Roms Allgegenwart ſehen laſſen, und die Gleichgültigkeit, mit welcher er dieſes Liſſabon, Antiochien u. ſ. w. nannte, ſollte dem Glanze der Sache nur deſto mehr Relief geben. — Was das Oeffnen des Mundes betrifft, ſo iſt dies eine Ceremonie, welche bei der Einführung neuer Cardinäle in den Staatsrath des Papſtes ſtattfindet. Der Papſt veranſtaltet ein geheimes Conſiſtorio, bei welchem der neue Cardinal erſcheint. Der Papſt erhebt ſich und ſpricht die Worte (verſteht ſich, lateiniſch): „Wir ſchließen Dir den Mund, daß Du weder in Conſiſtorien, noch in Congregationen oder andern Cardinalsfunctionen Deine Meinung ſagen kannſt.“ Kaum ſind dieſe Worte geſprochen, ſo hat der neue Cardinal den Saal zu verlaſſen. Der Papſt wendet ſich an die übrigen Cardinäle und fragt, ob man dem Hinausgegangenen wohl den Mund öffnen ſolle. Natürlich ſagt Niemand Nein. Der Neue tritt wieder herein und Se. Heiligkeit ſpricht: „Wir öffnen Dir den Mund, daß Du in Conſiſtorien u. ſ. w. Deine Meinung ſagen kannſt. Im Namen des Vaters u. ſ. f.“ Hiermit hat der neue Cardinal nicht nur Sitz im Cardinalscollegio, ſondern auch Stimme. Er kniet nach dieſer Ceremonie vor dem heiligen Vater nieder, empfängt Ring und den ſogenannten Titel und was noch ſonſt bräuchlich. Es iſt wahr, daß dergleichen Ceremonien ſich im Jahrhundert der Eiſenbahnen ſeltſam ausnehmen; aber wir ſind hier in Rom; und in Berlin müſſen ja doch, wie ich im Caffé degli Scacchi neulich in der „Allgemeinen“ las, bei Feierlichkeiten die Herren Profeſſoren jetzt auch wieder Cappe und biretti anlegen, troß unſern Cardinälen. Da könnte man wohl auch leicht wieder es zu einem Concludimus tibi os bringen; — ja ſo! das „Wir verſchließen Dir den Mund“ braucht freilich bei mir daheim nicht erſt eingeführt zu werden.

Nun alſo, — niente! ſagte mein Monſignore, und prunkte mit

Hand Adalbert, ohne zu fühlen, daß auch sie in seinen Gedanken lese, in mein Herz. Adalbert, sagte sie weiter über, ich sehe Ihnen an, daß Sie mich verstehen. Ich bin Ihnen gut, ich bin Ihnen gut, wie ich es noch nie gewesen bin. — Fräulein! schrie er, und sie hielt ihm den Mund zu. Was gut zu sein meinen? — Was, außer Adalbert Steinau könnte ich Ihnen sein? Ich habe Ihnen nichts zu geben, als mich selbst, und das habe ich auch schon, und wenn Sie mir Adalbert Steinau die Hand nicht gereicht hätten, wäre Adalbert Steinau doch mein. Ich bin Ihnen gut, ich bin Ihnen gut, ich bin Ihnen gut, ich bin Ihnen gut, und wenn Sie Adalbert Steinau gehen, Fräulein Adalbert Steinau, so gehe ich mit. Ich bin Ihnen gut, ich bin Ihnen gut, ich bin Ihnen gut, ich bin Ihnen gut,

Abbé Arnaud, Académie, Mme Arnaud, Mme Arnaud fils, Mme Arnaud petite fille, Mme Arnaud arrière petite fille, Mme Arnaud arrière arrière petite fille, Mme Arnaud arrière arrière arrière petite fille, Mme Arnaud arrière arrière arrière arrière petite fille, Mme Arnaud arrière arrière arrière arrière arrière petite fille, Mme Arnaud arrière arrière arrière arrière arrière arrière petite fille, Mme Arnaud arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière petite fille, Mme Arnaud arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière petite fille, Mme Arnaud arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière petite fille, Mme Arnaud arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière petite fille, Mme Arnaud arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière petite fille, Mme Arnaud arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière petite fille, Mme Arnaud arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière petite fille, Mme Arnaud arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière petite fille, Mme Arnaud arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière petite fille, Mme Arnaud arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière petite fille, Mme Arnaud arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière petite fille, Mme Arnaud arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière petite fille, Mme Arnaud arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière arrière petite fille, Mme Arnaud arrière petite fille, Mme Arnaud arrière petite fille, Mme Arnaud arrière petite fille, Mme Arnaud arrière petite fille, Mme Arnaud arrière petite fille, Mme Arnaud arrière petite fille, Mme Arnaud arrière petite fille, Mme Arnaud arrière petite fille, Mme Arnaud arrière petite fille, Mme Arnaud arrière petite fille, Mme Arnaud arrière petite fille, Mme Arnaud arrière petite fille, Mme Arnaud arrière petite fille, Mme Arnaud arrière

ſollen gegen Preußen? Wie ſollte es dem finſtern Rieſen des Nordens andere als gute Worte geben? Laßt doch die Völker wühlen, arbeiten, gähren, abfallen — wenn man nur die Herrſcher hat, wie es nun ſei, mit Gewalt, mit Trotz, mit Liſt, mit Artigkeit: — doch Rom könnte ſich im 19. Jahrhundert irren. Uebrigens verſteht man es auch, die Völker in Anſpruch zu nehmen, aber um ſie zu gebrauchen, damit man ihrer Herren deſto beſſer habhaft werde, und dann durch dieſe wieder die Völker habe.

Von Rimini, Bologna und der ganzen Gegend wird geſchrieben, daß an die Noth, welche man gefürchtet, nicht zu denken ſei. In Rimini gab es, wie Sie aus den Zeitungen wiſſen werden, ſeitdem die politiſchen Regungen zur Ruhe gebracht ſind, einen Reichthum von ſocialen: erſt Schlägereien zwiſchen den Schweizern und den päpſtlichen Dragonern um liederliche Dirnen, dann Gewaltthat des Pöbels, um Kornausführungen zu verhindern. Der Legat von Forli hat nun eine Proclamation erlaſſen: alle Beſorgniß ſei ungegründet, die Regierung wache, man habe ſich überzeugt, daß Korn die Hülle und Fülle da ſei, die Ausfuhr ſei eine Wohlthat, die guten Unterthanen ſollten ſich nichts von „Böswilligen" einflüſtern laſſen, oder — quos ego! Inzwiſchen wagte man doch nicht, die Verſchiffungen augenſcheinlich fortgehen zu laſſen; nach und nach ſind ſie wieder in Zug gekommen. Es hat wirklich keine Noth; der Weizen iſt reichlich vorhanden, wohlfeil genug und kann ſehr füglich ausgeführt werden. Aber wer wollte es dem armen Volke verdenken, wenn es unruhig wird, ſobald es ſich um ſein kümmerliches Bißchen Brot handelt. Das iſt denn doch ein anderer Hebel, als die Verfaſſungswünſche der politiſch-liberalen Partei. — Sie ſehen, es geht auch hier bunt alles durch einander: Politik, Religion, Diplomatie und ſociale Fragen. Selbſt der Kirchenſtaat kann nicht der Zeit ſo ganz, wie er gerne möchte, widerſtehen.

IV.

Aus Berlin.

Geht ſonſt nichts vor? — Allgemeine Landesſynode. — Des Papſtes Bekehrung. — Der Petrikirchenbau. — Der Centralverein. — Ein bibliſches Stück. — Chriſtliche Kunſt und germaniſche Künſtlerbeſchwerde. — Wach. — Grollmanns Bildniß. — Die vierfältige Monatſchrift. — Alte und neue Projecte.

Ich habe mich mit dem Vorhaben niedergeſetzt, die kleine Reihe von Mittheilungen, in welchen ich Ihren Leſern die verworrene Proteſtangelegenheit ein wenig anſchaulicher zu machen ſuche, als ſie ihnen durch die Zeitungen geworden ſein kann, für heute durch einen Brief über andere als die religiöſen Intereſſen Berlins zu unterbrechen. Theils weil ich nicht gern ermüdend werden möchte, theils

Digitized by Google

weil ich meine, man wird mich fragen: aber wie? geht denn ſonſt nichts in Berlin vor? — Nun ſitze ich da, und bin in der ſeltſamſten Lage von der Welt. Wohin ich den Blick richte, ſpringen mir dieſe religiöſen Intereſſen entgegen; es iſt, als ob ſie in allen Winkeln kauerten und lauerten. Iſt das meine Schuld? die Schuld meines Auges, das aus Idioſynkraſie alles grün und gelb ſieht? Wahrhaftig nicht. Gehen Sie in Geſellſchaft! wovon ſpricht man? Von der neueſten Aeußerung des Schulraths Schultz in jener unglückſeligen Proteſtangelegenheit. Sie eilen fort, durch die Jägerſtraße, ins Schauſpielhaus, nehmen ohne zu fragen ein Billet, treten ins Parterre; das erſte Wort das Sie hören iſt: Conſiſtorialrath Schultz in Breslau. Der Vorhang geht auf. „Gottſelige Frauen —" hebt ein ſchwarzer Herr auf der Bühne im Kanzelton an. O Hölle! ein Tendenzſtück! man giebt: „Er muß aufs Land." Sie retten ſich auf die Straße hinaus, und an der Einfahrt des Hauſes lehnen zwei Eckenſteher, welche ſich darüber unterhalten, daß nächſtens die große Landesſynode ſtattfinden wird, in welcher alle Provinzialſynoden zuſammenſitzen weroen, und — „dann wert es erſcht Dag weren in de Königliche evangeliſche Kirche, und ſe weren die Lichtfreinde eene Laterne anſtechen." Sie flüchten in eine Conditorei, greifen nach einem Zeitungsblatte; das erſte was Ihnen in die Augen fällt, iſt: „Man erfahrt aus ſicherer Quelle, daß Herr Paſtor Wislicenus —"; Sie ſchlagen das Blatt um: „Heute Morgen iſt der gefeierte Reformator des 19. Jahrhunderts, Herr Johannes Ronge —". Erſchöpft ſuchen ſie ihr friedliches Stübchen auf; das Mädchen bringt Licht, Schlafrock und Pantoffeln. Wiſſen Sie ſchon die neuſte Neuigkeit, fängt ſie an, daß der Pabſt mit uns Friede machen will, und der Pabſt wird auch mit ſeiner Frau Gemahlin nach Berlin kommen und unſerem König eine Viſite machen! — Sollten Sie es glauben, daß es in Berlin Leute giebt und Leute die etwas vorſtellen, die aber alles Ernſtes daran glauben, daß der Pabſt im Begriff ſtehe, zum allerwenigſtens den Weſtphäliſchen Frieden nachträglich zu ſanctioniren? Gehen Sie wohin Sie wollen, fangen an wovon Sie wollen, es dauert nicht fünf Minuten, ſo hat man irgend etwas Religiöſes auf dem Tapete, und wär's auch nur der Aufbau der Petrikirche, über welchen jetzt hier ein hitziger Streit durchgefochten wird. Die einſt abgebrannte Kirche ſoll auf dem jetzt leeren, baumbepflanzten Platze, wo ſie ſtand, wieder erbaut werden. Da ſchreien nun die Gegner: die Kirche wird uns die Luft entziehen, die Ausſicht vermauern, die Miethen unſerer Häuſer verſchlechtern, den Topfmarkt der Jahrmarkts hier gehalten wird, und in gewöhnlichen Zeiten unſeren Kindern den Spielplatz rauben. Umſonſt, ihr guten Seelen! die Kirche wird gebaut werden; was wird man eine Kirche die gebaut werden kann, ungebaut laſſen in Berlin!

Alles bespricht man nur im Fluge, die Verhaftungen in Posen, die bevorstehende Auflösung des Centralvereins für das Wohl der arbeitenden Klassen, die Kammergerichtsangelegenheiten, den Proceß des Freiherrn von Loe — um immer wieder auf die berliner himmelblau gefärbten Angelegenheiten zurückzukommen; die übrigen werden dann auch noch nicht selten mit in diesen Duft hineingezogen. Der erste Präsident des Kammergerichts Herr von Bülow ist gestorben — aha! die Rechtssphäre wird nun auch bald, heißt es sogleich, einen gewissen bekannten Farbenton annehmen. Oder es sei von Kunst die Rede! Oho! Man hat in Charlottenburg ein „biblisches Stück" gespielt: Racine's Attalie, von Raupach übersetzt, mit neuen Chören von Mendelssohn. Die christliche Kunst fängt an die heidnische zu verdrängen. — Die Künstler von der bildenden Kunst beschweren sich übrigens, daß der Musik zu viel königliche Gunst und Vorschub zu Theil werde. Sie sollen bei dem Cultusminister eingekommen sein um — „Hebung der Kunst." Unter der gewünschten Kunst sollen sie gesagt haben, sei „nicht zu verstehen eine Kunst in einzelnen zerstreuten Werken" sondern eine Kunst, die — bemerken Sie wohl! — „aus dem innersten germanischen Wesen fließend, in großartiger Weise organisch sich gestaltend, Werke von monumentaler Bedeutung schaffe."

Eine unserer Malernotabilitäten ist den Weg alles Fleisches gegangen, Professor Wach. Professor Begas hat von den Mitgliedern des Kammergerichts Auftrag erhalten ein Bildniß ihres vormaligen Chefpräsidenten, des wackeren Grolmann zu malen, welches mit Erlaubniß des Königs im Saale des Kammergerichts aufgehängt werden soll.

Inzwischen rührt sich doch auch unsere lichtfreundliche Partei; ich fürchte nur, sie geht wieder einmal damit um, Windeier zu legen. Es soll eine viertheilige Monatschrift gegründet werden, die aber nur eine, also eigentlich eine Wochenschrift ist: ein vierfältiges Unternehmen, das aber im Grunde ein einfältiges ist. Zu einer Monatschrift ist keine Concession erforderlich, zu einer Wochenschrift wohl: nun hört man überall hier das öffentliche Geheimniß, daß diese gesetzliche Klippe in vier Böten umschifft werden soll; jede Woche wird eines fahren und dann erst in vier Wochen wieder, und jedes wird somit als Monatschrift aufgetakelt sein; jedes unter anderem Steuermann, d. h. Redacteur, und anderem Schiffspartner, will sagen: Verleger; das eine wird die Flagge: Communalangelegenheiten führen, das andere: Politik, das dritte: Rechtswesen, das vierte: Volksthum. So sagt die Fama. Nun, erwarten wir denn, ob sie nicht alle vier zu guterletzt doch noch an besagter Klippe scheitern!

Die Projectenwuth ist auch nicht müßig. Fast gemahnt's mich an die „Wasserblasen" der großen Stockjobber-Zeit im vorigen Jahr-

Digitized by Google

hundert. Immer eine Tollheit jagt die andere. Eiſenbahnen, wo möglich auf den Mond hinauf, Mosquitoküſtencoloniſationen, Nationalbanken, zwei, drei, vier und noch mehre, endlich eine Donauhandelsgeſellſchaft, die aber auch, und zwar nachdem ſchon 1 Million zuſammengeſchoſſen ſein ſoll, geſchwind noch erſt ihr Terrain verkundſchaften laſſen will, und zwar. ſagt man, durch den nämlichen Herr Fellechner der das Mosquitoland verkundſchaften half. — Wo will das alles hinaus? — Ob es nicht eine gute Speculation wäre, — an dem freudigen Daraufeingehen, Genehmigen und Beſtätigen ſämmtlicher deutſchen Regierungen iſt kein Zweifel, ja ich will's nur unter der Hand geſtehen, ich habe ſchon die Geſammtconceſſion in der Taſche; alſo hierher, ihr Capitaliſten, zeichnet, zeichnet Actien! — die geſammte deutſche Cenſur zu pachten. — O es iſt das Project aller Projecte! — aber ich werde mich hüten, zu ſagen warum und wieſo.

Schwindel, Schwindel, Schwindel! In allen Etagen.

V.

Aus München.

Die Feier des Kartoffelfeſtes.

Die Künſtlergeſellſchaft zum Stubenwollbräu genießt ſowohl in der Stadt ſelbſt, wie auch in weiteren Kreiſen, eines rühmlichen Rufes wegen der heiteren und von Witz und Laune zeugenden Ausſtattungen der von ihr veranſtalteten größeren Feſtlichkeiten. Außer denen die während der Zeit des Carnevals und ſonſt bisweilen zu Ehren eines durchreiſenden berühmten Malers ſtattfinden, wird regelmäßig das ſogenannte Kartoffel-Feſt gefeiert. Um noch die letzte Gunſt der ſchwindenden Jahreszeit ſo recht zu genießen, wird ein ſonniger heiterer October-Tag zu demſelben ausgeſucht und der Schauplatz aus der Stadt nach der $1^1/_2$ Stunden entfernten „Menterſchweige," einem beliebten Vergnügungsorte Münchens, verlegt. Man hätte keine beſſere Wahl hierzu treffen können. Klagt man auch mit Recht über die Sterilität und Oede der Umgebung Münchens, dieſes Sitzes ausſchließlich nur der Künſte, ſo muß man der Menterſchweige doch zugeſtehen, daß ſie hierin eine Ausnahme macht. Hoch auf den Hügeln welche das Flußbett der grünen ſchnell rauſchenden Iſar auf der einen Seite begrenzen, gelegen, öffnet ſich ihr die Ausſicht auf das lange Thal derſelben. Eine Menge freundlicher Gebäude verſchiedener Art, ſchlanker Kirchthürme, untermiſcht mit ſchönen Baumgruppen und grünen Auen zieht ſich auf beiden Seiten des vielgeſpaltenen Fluſſes entlang, und im Hintergrunde ragen die ſtolzen Kuppeln und Thürme der Reſidenz hoch über ihre gewaltige Häuſermaſſe hervor. Iſt aber das Wetter nur einigermaßen günſtig, ſo erblickt man von der anderen Seite das Gebirge

ist traurig Genug, daß wir uns oft unwiderstehlicher Macht und Gewalt beugen müssen, aber wir sind unwürdig, wenn wir uns nicht bis zum letzten Augenblicke dagegen sträuben. Wir müssen Widerstand leisten, wo wir können, und wenn wir nicht können, wo Niederlage und Verderben gewiß sind, wo Ehre und Ruhm nicht mehr zu erwerben sind, da müssen wir wenigstens Ehre und Ruhm nicht verlieren, da müssen wir wenigstens unsere Ehre und unsere

eingeführt werden, theilnahmen, zeigte recht, welche eigenthümliche Frische und Lebendigkeit den Jüngeren der Kunst inne wohnt und wie sie darin fast alle übrigen Stände übertreffen; sie verstehen es mit geringen pecuniairen Mitteln ihren Festen eine Origininalität und dadurch eine Anziehung zu geben wie man sie bei so vielen anderen oft sonst weit prächtigeren, schmerzlich vermißt.

VI.

Neue historische Taschenbücher.

Das „Historische Taschenbuch" von Friedrich von Raumer für 1846, der siebente Jahrgang seiner neuen Folge, bringt unter seinen Beiträgen eine Mehrzahl solcher Aufsätze, welche auch demjenigen, welcher nicht Historiker von Fach ist, das größte Interesse gewähren. Nur die beiden ersten Artikel, nämlich „Wilhelm von Grumbach und seine Händel" von J. Voigt und „Graf Karl Friedrich Reinhardt" von Guhrauer sind davon auszunehmen, weil rein historisch-biographisch gehalten. Dagegen ist Koloff's „Schloß und Schule von Fontainebleau" als Beitrag zur Geschichte der Renaissance in Frankreich für jeden Kunstgebildeten von Wichtigkeit. Denn strotzt auch unsere Literatur von Büchern und Artikeln über italienische, deutsche und niederländische Kunstgeschichte, so blieb doch die Geschichte der französischen Kunst immer nur höchst ungenügend bearbeitet, und vor die Zeit Franz' I. führt sie nirgends zurück. Die französische Literatur selbst hat jene früheren Entwickelungsepochen vernachlässigt, keine bedeutenden Namen tauchen daraus empor. Freilich stand auch alle Kunst vor Franz I. nur im Dienste einer dunkelbigotten Kirche und einer ungebildeten Clerisei und erst das 15. und 16. Jahrhundert gab ihr eine weltlichere Färbung, allseitigere Anwendung. Mit diesen Gedanken einleitend geht Koloff zu den Bauwerken Fontainebleau's über. Hauptaufgabe war ihm dabei die historische Feststellung aller jener Einzelbauten, aus denen sich die Gebäudemassen des Schlosses vom 13. bis zum 18. Jahrhundert nach und nach zusammensetzten. Eine gleichgestaltete historische Entwickelung wird auch den Sculpturen und Malereien zu Theil. Und das Resultat? „So bildet die französische Schule gleichsam einen bloßen Anhang zu der italienischen. Seit dreihundert Jahren kennt die Malerei in Frankreich keine andere Herrin und Leiterin, als die Mode, deren Despotismus in der französischen Schule arg gewüthet hat und darin noch jetzt großes Unheil anrichtet." — „Die Geschichte der Law'schen Finanzoperationen während der Minderjährigkeit Ludwig XV. in Frankreich" von A Kurtzel gibt das financielle System Law's Preis und sucht den persönlichen Charakter dieses Mannes zu retten. Die beigefügten Noti-

Digitized by Google

zen über die Geſchichte der damaligen Coloniſationen ſind treue Spiegelbilder mancher heutigen Anſiedelungsverhältniſſe. — Wem es mehr um die Lehre für unſere Gegenwart, als um eigentliche hiſtoriſche Belehrung zu thun iſt, dem wird wahrſcheinlich die letzte Abhandlung des Taſchenbuchs die wichtigſte ſein. Dr. Karl Hagen ſpricht darin „Ueber die öffentliche Meinung in Deutſchland von den Freiheitskriegen bis zu den Karlsbader Beſchlüſſen." Doch belehrt uns eine Einleitung, daß wir den Abſchluß dieſes Artikels erſt im künftigen Jahrgang zu erwarten haben; das Vorliegende umfaßt nur die Jahre 1813—15.

„Taſchenbuch für die vaterländiſche Geſchichte" herausgegeben von F. Freih. v. Hormayr (XXXV. Jahrg. der geſammten, XVII. Jahrg. der neuen Folge, 1846) enthält, wie gewöhnlich eine ungemein große Menge hiſtoriſchen Detailmaterials, welches unter vierundzwanzig Titeln zuſammengeſtellt auftritt. Der längſte Aufſatz des Buches iſt aber der erſte, worin „dieſer Taſchenbücher für die Vaterlandsgeſchichte Kern und Ueberſicht" ſeit ihrem Beginn auf 40 Seiten nicht ohne ſtarkes Selbſtbewußtſein dargelegt wird. Von den übrigen Rubriken läßt ſich kaum Einzelnes als beſonders nennenswerth hervorheben. Wer ſich durch die eigenthümliche Darſtellungsform des Verfaſſers hindurcharbeitet, wird manches Intereſſante auffinden. Für ein größeres Publicum mögen die Krain'ſchen Volkslieder, von Anaſtaſius Grün überſetzt, das meiſte Intereſſe haben.

Das „Literarhiſtoriſche Taſchenbuch" von Prutz bringt unter den Aufſätzen des Jahrgangs 1846: „Beaumarchais" von K. A. Mayer; „die letzte Revolution Polens und die ihr vorangehende politiſch-literariſche Bewegung" von Cybulsky; „die ſpaniſchen Romanzen" von Stahr, und durch innerliche Bezüge, ſo wie durch die hiſtoriſche Folge dazu gehörig „die Farças des Gil Vincente" von Rapp. „Thomas Abbt" von Prutz wird durch die beigefügten Abſchnitte aus Abbt's Literaturbriefen beſonders für die Geſchichte der äſthetiſchen Kritik bedeutend.

VII.

Was wir Deutſche alles unſer nennen.

O Deutſcher, unermüdlicher, fleißgeſegneter Deutſcher! Mit Recht bewundern die Völker deine Ausdauer. Mit dem Spaten wie mit der Feder, in den Urwäldern Amerikas wie in den heißen Lüften Italiens biſt du von gleicher Unermüdlichkeit. Da ackert ſeit drei Wochen ſo ein deutſcher Coloniſt in Palermo faſt jeden Tag eine Correſpondenz für die Allgemeine Zeitung; nichts ſchreckt ihn ab, nichts iſt

ihm zu groß, nichts iſt ihm zu klein. Kein Nießer, der dem Czaren entfährt, keine Migräne, die die Czarewna befällt, kein Frühſtück, kein Abendeſſen, keine Pomeranze, keine Macaroni-Nudel, welche die ruſſiſchen und ſicilianiſchen Majeſtäten einnehmen, über die er nicht ſorgſam wie ein Koch oder Krankenwärter Buch führt. Die kluge Augsburgerin lacht ins Fäuſtchen; für 15 oder 20 Franken per Brief liefert ihr dieſer deutſche Arbeiter Gerichte, die an den Tafeln der hohen und höchſten Herrſchaften mit Gierde verſchlungen werden, und überſetzt und unüberſetzt, die Wanderungen durch alle europäiſchen Zeitungen von der Times bis tief herab zum Rheiniſchen Beobachter machen. Für uns Deutſche aber iſt in dieſen Correſpondenzen eine Kleinigkeit, die andern Augen vielleicht entſchlüpft, beſonders wichtig; wir haben nämlich alle Urſache zu glauben, daß Sicilien heimlich zum deutſchen Bunde gehört. Auf eine feine Weiſe giebt unſer Landsmann in Palermo uns dies zu verſtehen; ſo oft er nämlich des Königs von Neapel erwähnt, ſchreibt er nicht ſchlechtweg der König, ſondern ſagt immer unſer König. Man wende nicht ein, daß wir das in deutſchen Blättern gewohnt ſind, daß auch viele Correſpondenten aus Frankreich, Holland, Belgien u. ſ. w. immer von „unſerer" Kammer, von „unſerer" Preſſe ſprechen. Jene Correſpondenten ſind wahrſcheinlich Elſaſſer, Lothringer, Luxemburger, Deutſche die dem franzöſiſchen Staatenverbande angehören und bei denen dies „unſer" motivirt iſt. Allerdings ſchleicht ſich oft auch in deutſchen Correſpondenzen aus England das Wörtchen unſer ein; aber dieſen Correſpondenten muß man die kleine Schwäche verzeihen. England iſt ein freies Land, und der Deutſche überläßt ſich vielleicht gern einen Augenblick der Illuſion, ein engliſcher Bürger zu ſein, oder glaubt ſich, indem er dieſen Charakter annimmt, ein Relief zu geben. Anders aber iſt es, wenn ein Deutſcher aus Sicilien das Wort „unſer König" hören läßt. Da es gerade kein beſonders ſüßes Glück iſt, Unterthan Sr. Majeſtät von Neapel zu ſein, und auch unſeres Wiſſens keine deutſchen Provinzen im Giron der beiden Sicilien liegen, was könnte dieſem guten deutſchen Correſpondenten den Ehrgeiz einflößen, ſich durchaus als Sicilier zu geriren, durchaus von unſerem König zu ſprechen, wenn er nicht die ſtille Abſicht hätte, uns unter dem Fuß zu verſtehen zu geben, daß einem geheimen Tractat zu Folge der deutſche Bund auch über den Golf von Neapel ſich ausdehnt? O Gott! wir wiſſen gar nicht, wie groß Deutſchland iſt! Alle unſere Karten und geographiſchen Handbücher lügen; ſogar Arndt's bekanntes Lied, das doch ſo viele Vaterlande aufzählt, verſchweigt die Hälfte der Wahrheit. Man leſe nur die Correſpondenzen deutſcher Zeitungen und man wird finden, daß des Deutſchen Vaterland auch in Madrid, in Liſſabon, in Stockholm, in Gallatz, in Bukareſt u. ſ. w. iſt. Wir haben überall unſere Könige, unſere Cortes, unſere Storthings, unſer

Bojaren. Wenn die deutschen Zeitungen erst Correspondenzen aus Peking und Nanking bringen werden, so werden wir auch unsere Mandarinen haben!

VIII.

Notizen.

Logik des Rheinischen Beobachters. — Baierische Duellantenbegräbnißordnung.

— Edgar Bauer ist bekanntlich wegen eines eingestampften und daher ziemlich unbekannt gebliebenen Buches zu sieben Jahren Magdeburg verurtheilt, und nun sollen daraus gar sieben magere Jahre werden, denn man hat dem armen auf seine Feder angewiesenen Schriftsteller jede literarische Beschäftigung verboten. So weit ist Alles gut. Nun aber kommt noch der „Rheinische Beobachter", einer von Denen, die stets königischer sind als der König, und will die Maßregel, die vielleicht nächstens wieder zurückgenommen wird, gegen die schüchternen Bemerkungen der schlechten Presse vertheidigen. Zu diesem Zwecke schreibt er sich eine lakonische Correspondenz aus Magdeburg selbst, des Inhalts: die „Parteigenossen" Bauer's fänden die Maßregel hart. — Wir glauben, um ein starkes Beispiel anzuführen, wenn in Preußen ein Verbrecher gerädert wird, so braucht man nicht erst „Parteigenosse" des Sünders zu sein, um die Hinrichtungsart nicht weich zu finden. Andere, fährt der Rheinische Beobachter fort, finden es nur natürlich, daß dem Verurtheilten die „Fortsetzung seiner gesetzwidrigen Thätigkeit" gewehrt wird. — Am Ende hat diese Correspondenz wirklich irgend ein Corporal von der Festung Magdeburg geschrieben, denn wir können nicht glauben, daß ein deutscher Professor, wie der Herr Bercht, eine so summarische Logik besitzt. Also, wenn ein Schriftsteller wegen eines Preßvergehens verurtheilt wird, so ist Alles was er später schreibt, an sich schon eine „gesetzwidrige Thätigkeit"?

— In Baiern haben die Militairs ein neues Privilegium vor den Bürgerlichen bekommen. Sie dürfen sich im Duell den Hals brechen lassen und werden dann doch mit allen üblichen Feierlichkeiten begraben. Nicht so die Civilisten. Diese sollen, nach einer neuen Verordnung, die sich zur Belebung mittelalterlicher Gemüthlichkeit auch auf die Selbstmörder erstreckt, still und ohne alles Gepränge eingescharrt werden. Hoffentlich werden sich die Herrn Officiere das nicht zweimal sagen lassen und künftig desto fleißiger ihren Sabul schwingen. Ein Zweikampf unter Bürgerlichen wird vermuthlich als Thierquälerei angesehen, und dieser wirkt man bekanntlich in Baiern auf die menschenfreundlichste Weise entgegen.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by

Mittermaier

über

die Mündlichkeit, das Anklageprincip, die Oeffentlichkeit und das Geſchwornengericht.

Von Dr. Carl Krauſe.

Der Name Mittermaier's hat ein ſolches Gewicht, daß er, in Verbindung mit einer Angelegenheit, wie das Geſchwornengericht und die mit ihm zuſammenhängenden Einrichtungen, von keiner Zeitſchrift Deutſchlands, die einigermaßen Bedeutung hat, unbeachtet gelaſſen werden kann. Dies allein würde hingereicht haben, uns zu beſtimmen, hier nochmals über einen Gegenſtand zu ſprechen, über welchen ſchon ſo viel geſagt worden iſt. Aber es iſt nicht der einzige Grund.

Denn es iſt dafür und dagegen Vieles bei uns geſprochen worden, aber ein großer Theil davon, ſowohl der einen als der andern Seite, ſind leider falſche Auffaſſungen, leicht nachzuſprechende Trugſätze, mundgerechte Irrthümer, und ſo wie es leichter iſt einzureißen, als aufzubauen, wie das Gift ſchneller im Körper ſich verbreitet, als geſunde Säfte, ſo iſt es auch ſchwieriger, Irrthümer auszurotten und der Wahrheit den Sieg zu erkämpfen, als Wahrheiten in Dunkel zu hüllen und Irrthümer in Umlauf zu ſetzen.

Es iſt ferner freilich viel geſprochen worden, aber dennoch immer noch nicht genug. Denn man gebe ſich keinen Täuſchungen hin. Die Menge, welche man das Volk zu nennen beliebt, weiß in Deutſchland auf der rechten Seite des Rheines von allen dieſen Dingen noch ſehr wenig oder eigentlich gar nichts. Woher in aller Welt ſollte es auch die Kenntniſſe haben? Schreibt immerhin Bücher

eine Gottesmenschheit in potentialer ist möglich für sich besonderen Zeit. — Im Übrigen wie Bruno, lasse gewähren, in Ruhe Ursprung und Ende suchen, wie er will, Natur, wie sie will sein, lassen wir Zweifeln und Thun Zweifeln, Sein wo kann, Nichtsein wo muß, Gott Gott sein.

Auf der Höhe haben in vor der Zeit, wo Gott vollendet sind Leben, auch wenn sie alle zum 3. Grade über die Endzeit stehen, vollendet sind Leben, über die Zeit, über die Zeit, über die Zeit haben in weder zu Gefühl Bedürfnis. Denn haben in die Gemeinschaft Gottes, Gott ist ihnen Alles, Alles ist ihnen Gott, Gott, welche Gedanke sind, Gott, Gott, Gott, Gott, Gott, Gott, Gott, Gott, und Gemeinschaft begründet ist. Der alten Zeiten und vor und Gründen und Gemeinschaften Gedanken, welche sind, welche gestern und Gedanke sind, gestern Gedanken waren, und Gemeinschaften Gedanken sind, gestern Gedanken waren, und Gemeinschaften Gedanken sind, gestern Gedanken waren, und Gemeinschaften Gedanken

um in einem Beamtenſtübchen oder in der Kanzlei eines Advocaten den Betrieb ſeiner Wiſſenſchaft kennen zu lernen. Mit Schrecken, wenn er die erſte Cenſur, mit Freude, wenn er die dritte im Examen erhalten, bemerkt er nun, daß er die Pandecten als Unterlage, wenn der Stuhl zu niedrig iſt, die Inſtitutionen getroſt zu Fidibus verwenden kann. Um ſo höher ſteigt ſeine Verehrung für Tinte, Papier und Feder. Umgeben von einer geweihten Stille, die nur durch Federgekritzel und die Handhabung des Sandfaſſes unterbrochen wird, ſchreibt er Klagen, ſchreibt er Vertheidigungen, ſchreibt er Appellationen, ſchreibt er Friſtengeſuche, ſchreibt er Liquidationen. Alle ſeine Handlungen beſtehen in der einzigen Handlung des Schreibens. Deshalb heißen auch alle ſeine Schriften Handlungen, acta! Iſt auf der Univerſität ſchon der Reſpect vor der Schriftlichkeit mit ihm verwachſen, ſo lernt er hier nun die trauliche Stille der Juſtiz ſchätzen, welche man Heimlichkeit zu nennen pflegt. Heimlich und heimelich — es liegt ja nur ein e zwiſchen beiden! Unſer Juriſt kann ſich nunmehr eine Juſtiz ohne jene heimelliche und heimliche Schriftlichkeit ebenſowenig denken, als den Menſchen ohne Luft, als den Fiſch ohne Waſſer.

Wenn die Römer nach Deutſchland kamen, ſo ſahen ſie in unſeren Knechten ihre Sclaven, in unſerem Odin ihren Jupiter, in unſerem Thor ihren Mars, in unſeren Vorſitzenden von öffentlichen Gerichten und Landtagen Könige nach Art ihrer Kaiſer. Wenn die Engländer jetzt nach Deutſchland kommen, ſo ſehen ſie in unſeren ſtändiſchen Verſammlungen ihr Parlament, in jedem Richtercollegium ihre Geſchwornen, in unſeren caſtrirten Journalen die Preßfreiheit. So geht es auch unſeren Juriſten. Hier nur zwei warnende Beiſpiele. Herr Geib in Zürich, ein Juriſt, ſchreibt eine Geſchichte des bei den alten Römern üblichen Proceſſes, ein Proceß, der mit dem engliſchen die größte Aehnlichkeit hat, das Anklageprincip vollſtändig durchführt, Geſchworne zuzieht und durchaus auf Oeffentlichkeit und Mündlichkeit gebaut iſt. Nichtsdeſtoweniger bemerkt Herr Geib durch ſeine juriſtiſche Brille des rechten Rheinufers eine Menge inquiſitoriſche Elemente im römiſchen Strafproceß, ein Fund, den Mittermaier (Archiv des Criminalrechtes, 1843, II. Stück) bereits richtig gewürdigt hat. — Herr Köſtlin in Tübingen, ebenfalls ein Juriſt, findet ſich bewogen, für Geſchwornengerichte ſeine Stimme abzuge-

Herr, der weiß!" Denn Englisch, und das sehr fein gesagt, ist Herr Disraeli. Er ist so sehr Gentlemanredner, wie Bright Volksredner, Gladstone Staatsredner ist und bleibt. In der Art, wie Disraeli, im Gegensatz zu Gladstone und Bright, seine Reden vorbereitet, wie er sie memorirt, wie er sie vorträgt, wie er sie, wenn nöthig, improvisirt, wie er sie, wenn nöthig, verbessert, und in der Art

ſtrafrechtlichen Fällen der in Unterſuchung Begriffene vom erſten Anfang an bis zuletzt nie anders als öffentlich vor ſeinem Richter ſteht, — ſei es nun während der Voruntersuchung, welche die Grundlagen für die eigentliche Unterſuchung liefern ſoll, vor dem Friedensrichter, oder bei der Hauptunterſuchung über Schuld und Strafe vor dem Oberrichter. Der Juriſt lacht euch mitleidig in's Geſicht und entgegnet, daß wohl allenfalls, wenn das Gericht über die Schuld gründlich im Reinen und der Braten fertig ſei, nicht wegen der Sache ſelbſt, ſondern um dem Geſchrei nach Oeffentlichkeit ein Ende zu machen, eine kleine öffentliche Schlußverhandlung ſtattfinden könne, etwa nach dem trefflichen, aber unübertrefflichen ſchwäbiſchen Muſter; — aber die Unterſuchung ſelber, ja, die müſſe ſchriftlich und geheim bleiben. Um das zu begreifen, müſſe man Juriſt ſein, und zwar praktiſcher. Eine öffentliche Voruntersuchung, das ſei ein Unding, eine reine Unmöglichkeit! Und damit kehrt euch der Juriſt den Rücken und hält euch für den größten Ignoranten, den die Sonne je beſchienen.

Denn um das Weſen der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit im Leben niemals begreifen zu können, um ſie für unpraktiſch, für unausführbar zu halten, um, wenn ſie ſich nicht mehr abweiſen läßt, ſie wenigſtens zu verſchneiden und zu verunſtalten, daß wenig oder nichts übrig bleibt, oder daß doch wenigſtens, wie ſelbſt in Frankreich, die geheime Schriftlichkeit noch neben ihr fortwuchert, — dazu gehört ein Juriſt, und zwar ein praktiſcher. Je mehr Praxis, deſto weniger Begriff.

Sucht dem Juriſten einen Begriff von der Wirkſamkeit der Geſchwornen beizubringen; es iſt unmöglich, ihn von dem Gedanken loszureißen, daß der Geſchworne eine richterliche Perſon ſei, welche den eigentlichen Richter in den Hintergrund ſchiebe und ihn eigentlich ganz unnöthig mache. Sagt ihm, daß der Geſchworne nichts iſt als ein Organ, deſſen ſich der Richter bedient, wie es Recht und Geſetz vorſchreiben, — daß überall, namentlich in England und Nordamerika, die Geſchwornen eine Hauptſtütze der Achtung ſind, womit die öffentliche Meinung die richterlichen Perſonen umgiebt, — ſagt einem deutſchen Juriſten des rechten Rheinufers dieſes und ähnliches, — ein mitleidiges Lächeln iſt die einzige Antwort.

Warum endlich öffentlich? Um dem Volke die Geheimnisse der Justiz zu zeigen, die sie doch nicht verstehen? Müßten wir aber nicht, um den Zweck der Oeffentlichkeit zu erreichen, eine ganz neue Zusammensetzung der Gerichte, in bürgerlichen und Strafsachen, ein ganz neues Verfahren, ein neues Recht gründen, und unsere Juristen ihr mühsam errungenes geistiges Eigenthum über Bord werfen?

In welchem Kreise sollen wir also in Deutschland das Verständniß eines dem unsrigen polartig gegenüberstehenden Rechtslebens suchen? Wo seine Anhänger, Freunde und Vorkämpfer?

Vor allen Dingen erkennen wir als solche die ganze deutsche Bevölkerung des linken Rheinufers und unter ihnen vor Allen die Richter, die übrigen gerichtlichen Beamten und die Rechtsanwälte. Denn während auf unserer Seite die Bevölkerungen im Allgemeinen weder das eine noch das andere Gebiet kennen und zu kennen vermögen, wenn sie auch wollen, durchdringt auf der andern Seite die Kenntniß ihres Rechtes mehr oder minder alle Klassen der Bevölkerung, — und die Männer von Fach hängen auf jener Seite an dem auf Oeffentlichkeit und Mündlichkeit gebauten Rechtszustand und vertheidigen ihn mit wenigstens derselben Geschicklichkeit aus denselben Gründen, aus welchen unsere Juristen für ihre Heimlichkeit und Schriftlichkeit zu Felde ziehen. Daher kommt es denn auch, daß, während auf der einen Seite nur die Juristen, auf der andern Seite die Männer des Rechtes mit der ganzen Bevölkerung hinter sich stehen; die Zahl derjenigen, die mit Sachkenntniß und Bewußtsein für Oeffentlichkeit und Mündlichkeit und Schwurgerichte kämpfen, immer noch bei weitem größer ist, als die Zahl derjenigen, welche das Gleiche für Heimlichkeit, Schriftlichkeit und Inquisition thun, obwohl das Ländergebiet der Ersteren mit demjenigen der Letzteren in Deutschland sich nicht messen kann.

Zu diesen Vorkämpfern des linken Rheinufers kommen auch noch auf dem rechten einige, die aber, wegen der angedeuteten Hindernisse, so viel sie auch schon gesagt haben, dennoch zum Siege des guten öffentlichen Rechtes immer noch lange nicht genug gesagt haben. Sie lassen sich in drei Klassen bringen; denn es gehören zu ihnen erstlich solche aus den gebildeten Ständen, die aus Ueberzeugung dem constitutionellen Staatsrechte anhängen und in Folge dessen entweder aus Büchern oder auf Reisen die Einrichtungen constitutioneller

Digitized by Google

Gaben treten zu jenen gelehrt haben; — jener Lehr, beim Gebrauche der Gaben, Gott zu loben, und seine Gnade zu preisen, die Verschiedenheit auf eine Zeit zu ehren, und jene Verschiedenheiten durch Liebe, und Eintracht, und nur zur Ehre und Verherrlichung Gottes zu verwenden, jenem den, und jenem jenen Unterricht und Rath zu ertheilen, wenn sich einer irrend einer Sünde schuldig machte, und jenen Trost und Ermunterung, jenen Ermahnung und Warnung, und jenen Trost, Ermunterung und Aufrichtung. Dieß Alles, und noch mehr, was ihr Amt mit sich brachte, hat sie in Ausübung ihres Amtes gethan und vollbracht, und sie hat dieß Alles vollbracht, so wie es ihr Amt mit sich brachte, und so wie es ihr Herr befahl.

Lehre und sei heiter Einige gewesen, so wie es ihr Amt mit sich brachte, und wie es ihr Herr befahl.

1. Die sich selbst als Engel Gottes, so wie auch die Gemeinden, in ihren Versammlungen, als Engel Gottes betrachteten, ist Eine und die Nämliche.

2. Und sie sah mit Liebe, und mit Sanftmuth auf den Irrenden und Sündigenden, und sie hatte Mitleid mit ihm, und sie gab ihm einen Wunsch und Rath, der Zeit und Umstände, und Alles, was sie angieng, zum Besten über Jenen, und Diesen, und Niemand ausgenommen. Aber diese weiblichen Tugenden sind nicht die Tugenden, die ihr Amt mit sich brachte, und die ihr von ihrem Herr befohlen sind. Sie sah ihre Pflicht darin, und sah diese Tugenden eine Nothwendigkeit. Diese aber als Tugenden und Pflichten, und als Nothwendigkeiten, **so wie sie ihr Amt mit sich brachte, so wie sie ihr Herr befahl**, und eher sie sich verlassen, als sie vergessen, und sich selbst, und ihr Amt, und ihren Herrn, die Verherrlichung und Verbreitung Seines Namens und Seiner Ehre, und Seiner Gnade.

Dieß ist jetzt kürzlich gesagt hier, und dort, und in Versammlungen und Kirchen über, so viele Stellen der Schrift, und so deutlich, daß es Niemand, — es sind Viele, — und ihre Lehrerschaften entehren werden kann, bei meinen so Manchen

von Kindesmörderinnen allen Ein Kindesmörderinnenprozeß und ich hatte gelegentlich irgendeinen Indizien ab. In dem Akte seine Kollegen das Urteil. Indizien mit wahrscheinlich Urteil lesen.

Im Prozeß und vor Akt und Akte ist zu schauen, daß man Urteil Akte Prozeß Akte Urteil Prozeß Akte Urteil Prozeß Akte Urteil

Gelehrtenrepublik zu Verwahrung zuzeigt wird. Was will man nun mehr? Ist es nicht genug, daß man sich in Ansehung der guten Absicht, die es gilt, auf Versprechungen und Verwahrungen, — es mögen Verbindungen, Gesetze oder was man da will, seyn, nicht verlassen darf, sondern daß man sie lieber selbst für einen Betrug, durch welchen die Gesetzgeber sich nur Zeit zu gewinnen suchen, halten muß? Ist es nicht genug, daß man sie für Erfindungen der Staats-Klugheit ansehen darf, welche sich nur der Schwachheit des Volks bedienen, um es in Ruhe zum Gehorsam zu bringen, in Ansehung der Verbesserungen hat, diese Redensart augenblicks alle Kraft und allen Sinn verlohren, und es ist nicht mehr nöthig, sich darüber zu erklären, was man unter dem Worte: Verwahrung gegen Verbesserungen, eigentlich verstehe, und wie weit sich diese Verwahrung gegen Verbesserungen in gewissen Fällen, und mit seinen Ideen und Absichten vereinigen lasse? Hier, wo jeder sie verwerfen und wo jeder Verbesserungen, so wie sie nur vorgeschlagen werden, annehmen muß, ist es nicht mehr nöthig, sich darüber zu erklären, was man unter Verbesserungen verstehe, wie weit man es damit gehen will, und wie weit man sich darüber in Ruhe, Ja und Nein, mit der Gesetzmäßigen Mehrheit einlassen will.

Man sieht nun leicht von den Fehlern weiter gehenden Geistes, daß sie, wenn sie auch nicht in Absicht auf die Absicht, die sie haben, Verbesserungen sind, doch, wo Menschen und Zeiten sind und seyn werden, so seyn, und daß es nicht Menschen-Kenntniß, sondern Mangel an Menschen-Kenntniß ist, sie zu verwerfen. Die Fortsetzung der gegebenen so wie der angenommenen Gesetzformen und unbedingten Fortsetzung oder Gehorsam, Regierungs- und Gesetzesverwaltungen an sich selbst betrachtet sind die ersten Gebote. Es giebt aber unter diesen Gebote Verbesserungen, die, wenn sie auch nicht in Absicht auf die Absicht, die sie haben, Verbesserungen sind, doch, wo Menschen und Zeitumstände und Menschheit gewisse Veränderungen fodern, da in so fern Gebote sind, so wie es in Absicht auf die Zeit Gebote sind, Verbesserungen nicht zu machen, wo Menschen

zu nennen, denn Molitor gehört eigentlich zu den Rechtskundigen des linken Rheinufers, nicht zu den Juriſten. Die Stimme ſolcher Männer hat allerdings großes Gewicht, weil ſich trotz der auf unſeren Univerſitäten gegen die Schwurgerichte eingeſogenen Vorurtheile die Macht der Wahrheit an ihnen kundgegeben hat. Ich möchte in dieſer Claſſe Feuerbach voranſtellen, weil die engliſchen und nordamerikaniſchen Rechtsgelehrten mit ſeinen Anſichten am meiſten übereinſtimmen und alſo ſeine Auffaſſung die richtigſte ſein möchte. Bei den übrigen bemerkt man, daß ſie noch mehr oder minder in den Vorurtheilen des gegenüberſtehenden feindlichen Rechtsſyſtems befangen ſind und daraus Begriffe auf die öffentlich-mündliche Rechtspflege übertragen, die ihr fremd ſind.

Diejenigen, welche am meiſten befähigt ſind, ſowohl über Rechtsgeſetzgebung überhaupt als namentlich über ſtrafrechtliche Fragen ein gewichtiges Wort zu ſprechen, ſind jedenfalls unſere Staatsmänner, wenn ſie mit einer gründlichen wiſſenſchaftlichen Bildung einen feinen praktiſchen Verſtand verbinden. Während der Juriſt die Juſtiz nur als Juſtiz an und für ſich auffaßt, iſt der Staatsmann genöthigt, ſie als integrirenden Theil der Politik, der Staatswiſſenſchaft ins Auge zu faſſen; dem Staatsmanne fallen die allgemeinen Principien, die Grundlagen zu, — dem Juriſten die Einzelheiten, das Detail der Ausführung, — der Staatsmann iſt der Baumeiſter, der das Gebäude aufführt, der Juriſt der Tiſchler, Schloſſer, Maler, der es wohnlich macht. Der Juriſt weiß wohl, wie die einzelnen Theile der Juſtiz unter einander zuſammenhängen, aber nur der Staatsmann überſieht und begreift den Zuſammenhang mit den übrigen Zweigen des Staatslebens. Daher iſt auch das Beſte, was über unſeren Gegenſtand in Deutſchland geſagt worden iſt, von Staatsmännern, namentlich auch bei landſtändiſchen Verſammlungen, ausgegangen und geſprochen worden. Wir erinnern an den Staatsrath Maurer, v. Stürmer, den jetzigen Miniſter v. Abel, vor allem an v. Rudhart und von der Gegenſeite an den Juſtizminiſter v. Könneritz. Mit Recht bemerkt Mittermaier über Rudhart: „Ihm verdankt man eine Arbeit, wie ſie vielleicht in keiner Ständeverſammlung noch in Bezug auf die Strafproceßordnung geliefert wurde.“ Ueberhaupt iſt Bayern wohl dasjenige deutſche Land, wo die Frage über die Einführung von Geſchwornengerichten am längſten und auch am

Digitized by Google

ernſthafteſten in Berathung gezogen worden iſt. Die Verhandlungen der bayriſchen Stände ſind in dieſer Beziehung eine wahre Fundgrube und es wäre nur zu wünſchen, daß das Bayern, wie es ſeit Anfang dieſes Jahrhunderts unter Max Joſeph und unter dem jetzigen Könige bis 1832 war, um einen bezeichnenden Ausdruck zu brauchen, ſich wiederfinden möchte. Der Neubau des Rechtsweſens, wozu Bayern die am weiteſten gediehenen Vorarbeiten hat, würde ein Denkmal König Ludwigs ſein ſo glorreich und ſo unvergänglich als alle Werke der bildenden Künſte, die ſeinen Namen der Nachwelt überliefern.

Dies dürfte hinreichen, um den Satz zu beweiſen, daß in Deutſchland zwar ſchon viel über unſeren Gegenſtand geſagt worden iſt, aber noch lange, lange nicht genug. Und dieſer Anſicht iſt auch Mittermaier ſelbſt, denn er ſagt in der Vorrede, ſeine Schrift habe ihren Zweck erreicht, wenn ſie dazu diene, neue Forſchungen über die einzelnen Fragen anzuregen. Ich glaube aber, daß, wenn die Wiſſenſchaft dies mit Erfolg thun ſoll, vorher mehrere noch obwaltende Hinderniſſe aus dem Wege geräumt werden müſſen, und ich rechne dazu hauptſächlich den Wahn unſerer Juriſten, daß man nur Jura ſtudirt zu haben und ein praktiſcher Juriſt zu ſein brauche, um ein competentes Urtheil über Schwurgerichte zu fällen; denn, ſo lange dieſer Wahn beſteht, kann die Wiſſenſchaft die gediegenſten Werke zu Tage fördern, ſie werden mit ſtolzer Selbſtzufriedenheit als überflüſſig ungeleſen liegen gelaſſen werden. Ich rechne ferner dazu den Mangel ſtaatswiſſenſchaftlicher Bildung unſerer Juriſten und endlich den Mangel an gründlicher klaſſiſcher Bildung; denn ein junger Mann, der ſeinen Demoſthenes, Plutarch, Livius, Cicero, Plinius, Quintilian und andere geleſen und verſtanden hat, der wird auch von ihrem Geiſte durchdrungen ſein, der wird wiſſen und fühlen, daß Oeffentlichkeit und Mündlichkeit die Träger des ganzen klaſſiſchen Alterthums, daß aus dieſen Keimen die edelſten Früchte des Geiſtes entſproſſen ſind; er wird ſich nicht weißmachen laſſen, daß dieſe jetzige deutſche Juſtiz, die man unter der Firma der römiſchen hereingeſchmuggelt hat, das Recht der alten Römer ſei; — er wird mit Ekel vor jenem auf Tintenklekſerei und Federfuchſerei gebauten, den Geiſt abmarternden und abtödtenden formellen Rechte des canoniſchen Civilproceſſes und Inquiſitionsproceſſes zurückweichen; — er wird in

Digitized by Google

dieſen Ueberreſten des Verfalls der Künſte und Wiſſenſchaften und mittelalterlichen Barbarei nicht den Segen der Menſchheit erblicken; es wird ihn von ſelbſt zu dem Gedanken eines öffentlichmündlichen Rechtsweſens hindrängen und er wird in den Geſchwornengerichten Englands und Nordamerikas die ächte Roma rediviva, in den Geſchwornengerichten des jungen Hellas die wahre Graecia rediviva, die wiederaufgefundene Quelle claſſiſcher Beredſamkeit mit Begeiſterung begrüßen.

Eines dürfen indeß die deutſchen Staatsmänner bei dieſer Angelegenheit nicht überſehen: Wenn auch verhältnißmäßig erſt Wenige wiſſen, was ſie wollen, ſo wiſſen doch faſt Alle, was ſie nicht wollen. Die Zahl derjenigen, welche den deutſchen Inquiſitionsproceß, wie er jetzt iſt, beibehalten wiſſen wollen, dürfte äußerſt gering ſein. Faſt Alle ſtimmen darin überein, daß es mit unſerer Strafrechtspflege nicht ſo bleiben kann, wie es jetzt iſt. Wie ſoll es anders werden? — Bei der Beantwortung dieſer Frage ſcheidet ſich die ganze Bevölkerung in die kleine Partei unſerer Juriſten und in die Maſſe der Nichtjuriſten. Die Juriſten — einzelne Ausnahmen abgerechnet — wollen wenigſtens ihr theures Inquiſitionsprincip retten, ein Kleinod, über deſſen Weſen ſie — beiläufig geſagt — noch im Streite ſind. Die Maſſe der Nichtjuriſten verlangt dagegen Abtragung des alten Gebäudes und einen völligen, gründlichen Neubau. Weiß ſie auch nicht, wie der Neubau aufzuführen iſt, ſo ſieht ſie doch, daß das alte Gebäude Jeden mit Lebensgefahr bedroht. Oft ſchon hat der Inquiſitionsproceß in Deutſchland in religiöſen und politiſchen Fragen wie die Peſt graſſirt, und ſeit 1815 haben ihn wieder viele Tauſende, deren Jugend, Lebensglück oder Leben hingeopfert wurde, von Angeſicht zu Angeſicht kennen gelernt. Himmelſchreiende Thatſachen ſind bekannt geworden — und über wie vielem liegt noch der Schleier des Geheimniſſes! Die Erkenntniß iſt durchgebrochen, daß der Inquiſitionsproceß, dieſe Erfindung päpſtlicher Politik, dieſes Erbſtück des politiſchen Papſtthums, der deutſchen Nation zur Schmach gereicht. Und in dieſer Beziehung hat Mittermaier Recht, wenn er ſagt: „Es iſt eine ſchwere Verſchuldung von Seiten derjenigen, welche noch häufig den Regenten, die auf ihrer erhabenen Stufe nicht ſelbſt alle Verhältniſſe im Detail erkennen und würdigen können, vorſtellen, daß der Ruf nach

Digitized by Google

Mündlichkeit, Oeffentlichkeit nur die Stimme einiger Unzufriedenen oder excentriſch Liberalen, oder Anhänger fremder Einrichtungen ſei. Die treueſten Freunde der Regierung ſelbſt ſind es, welche die Umgeſtaltung wünſchen, weil ſie wiſſen, daß keine Macht der Erde das Vertrauen hervorrufen oder erhalten kann, wenn die raſtlos fortſchreitenden Ideen einmal die Ueberzeugung im Volke begründet haben, daß die Einrichtungen, welche man aufrecht halten möchte, den Bedürfniſſen nicht entſprechen und Vertrauen nicht verdienen."

Mittermaiers Schrift zerfällt in zwei Hauptabtheilungen, wovon die erſte geſchichtlich, die andere theoretiſch iſt. Die erſte erzählt, was auf dem Gebiete der Wiſſenſchaft ſeit Feuerbach, was in geſetzgebenden Verſammlungen für Einführung eines öffentlich mündlichen Rechtsweſens in dieſem Jahrhunderte geſchehen, und wie es damit in Ländern, wo es jetzt heimiſch iſt, ſich verhält. Der andere Theil handelt die Fragen ab über das Verhältniß des engliſchen zum franzöſiſchen Strafverfahren, über den Zuſammenhang des Proceſſes mit der Gerichtsverfaſſung, über die Mündlichkeit, über das Verhältniß des Anklage- und Inquiſitionsprincipes, über Staatsanwaltſchaft, über Oeffentlichkeit, über Geſchwornengerichte und endlich über das Verhältniß der Mündlichkeit zur Urtheilsfällung durch rechtsgelehrte Richter.

Mittermaiers Meiſterſchaft in der Darſtellung iſt bekannt, indeſſen glaube ich doch auf einige irrige Angaben und einige weſentliche Mängel aufmerkſam machen zu müſſen. Die hohe wichtige Frage: In welchem Verhältniſſe ſtehen die Geſchwornen zum Richter in England? in Frankreich? in welchem Verhältniſſe ſollen ſie zu ihm ſtehen? iſt von Mittermaier nicht abgehandelt worden. Er führt nur gelegentlich an, daß Rintel (Von der Jury. Münſter 1844.) ſich zu zeigen bemühe, daß die Jury ein aus der Natur des Strafverfahrens ſelbſt hervorgehendes, von demſelben nothwendig gefordertes Beweismittel ſei, — daß er verlange, daß das Zeugniß, worauf der Richter baue, objectiv ſei, und dieſe Form in dem Zeugniſſe der Jury anerkenne. Mittermaier führt dies als etwas Rinteln Eigenthümliches und Neues an. Dies iſt irrig. Es ſind dies blos die Anſichten der engliſchen Rechtslehrer, die auch in Deutſchland nichts Neues ſein ſollten, denn Feuerbach hat ſie in ſeinen Schriften angenommen, veröffentlicht und verfochten, und ich ſelbſt

habe mich ſeit Jahren bemüht in Zeitſchriften, ein paar Broſchüren und in meiner Schrift „die deutſchen Schwurgerichte“ ihnen auch in Deutſchland Anerkennung zu verſchaffen, und ich ſehe mit Vergnügen, daß ich ſchon nicht mehr allein ſtehe. Der unglückliche Irrwahn, daß Geſchworne Richter ſeien, muß ausgerottet werden; die Geſchwornen ſind in England und Nordamerika nichts weiter und ſollen nichts weiter ſein, als ein gerichtliches Beweismittel für den Richter und unter ſeiner Leitung.

Es iſt ſehr richtig, wenn Mittermaier auf die große Verſchiedenheit der engliſchen und der franzöſiſchen Schwurgerichte aufmerkſam macht; es iſt aber irrig, wenn er ſagt: „Durchlieſt man die Schriften, welche die Vertheidigung der Geſchwornenverfaſſung bezwecken, ſo weiß man nicht, ob den Anhängern des Inſtitutes die engliſch-nordamerikaniſche oder die franzöſiſche, oder eine nach anderen Ideen einzurichtende Jury vorſchwebt.“ Denn während Feuerbach gegen die franzöſiſche Jury eiferte, war er für die engliſche. Ihm ſind einige Schriftſteller gefolgt; unter Anderen habe ich ſelbſt in meiner Schrift über Schwurgerichte die Gerichte eingetheilt in Inquiſitionsgerichte, in reine Schwurgerichte und in gemiſchte Gerichte, und zur zweiten Claſſe die engliſchen, zur dritten die franzöſiſchen Schwurgerichte gerechnet, weil ſich nur in der engliſchen die reinen und richtigen Elemente der Jury finden, dagegen in Frankreich die Voruntersuchung rein inquiſitoriſch iſt. Ueber das Verhältniß der franzöſiſchen zur engliſchen Jury hat ſich in derſelben Weiſe nach mir Rintel ausgeſprochen.

Behauptet Mittermaier, daß der engliſche vom franzöſiſchen Strafproceſſe weſentlich verſchieden ſei, ſo will er doch nicht das Reininquiſitoriſche der franzöſiſchen Voruntersuchung zugeben. Wir müßten nun vor allen Dingen erſt darüber in's Reine kommen, worin denn eigentlich das Inquiſitionsprincip beſtehe. Mittermaier ſagt ſelbſt, daß man darüber noch im Unklaren, und giebt eine Erklärung, die aber ebenfalls nicht weiter bringt. Indeſſen können wir uns dies Mal helfen. Mittermaier giebt nämlich ſelbſt zu: „Allerdings iſt viel Inquiſitoriſches in der franzöſiſchen Voruntersuchung.“ Das Einzige, woraus er das Nichtinquiſitoriſche der franzöſiſchen Voruntersuchung ableiten will, beſteht darin: daß die Anträge des Staatsanwaltes die Thätigkeit des Unterſuchungsrichters weſentlich beſtim-

men, und daß ohne den Antrag des Staatsanwaltes der Unterſuchungsrichter zwar proviſoriſche Informationshandlungen vornehmen, aber nicht eine eigentliche Unterſuchung antreten könne. Nun iſt man aber bisher immer der Anſicht geweſen, daß der Charakter des Inquiſitionsgerichtes durch Zuziehung eines Fiscals oder Staatsanwaltes nichts weniger als beeinträchtigt werde, ſondern daß vielmehr im Gegentheile die Macht des Inquiſitors durch den Fiscal nur verſtärkt und dadurch der Inquiſit in eine nur noch hilfloſere Lage gebracht werde, da man ihm ja auch in Frankreich während der Inquiſition einen Vertheidiger nicht geſtattet. Mittermaier hat alſo durchaus Nichts vorgebracht, was uns in der Meinung, die franzöſiſche Voruntersuchung ſei inquiſitoriſch, wankend machen könnte. Uebrigens geben wol die franzöſiſchen Schriftſteller darüber den beſten Aufſchluß. Die Ideen der franzöſiſchen Juriſten waren vor der Revolution im Inquiſitionsprincipe befangen, wie die unſrigen; ſie wurden durch die Ideen der Revolution in den Hintergrund gedrängt, machten ſich aber 1808 und 1809 wieder geltend. Man ſchlage die Schriftſteller, welche uns über die Entſtehung des Code de la procédure criminelle Aufſchluß geben, auf; man wird finden, daß man mit vollem Bewußtſein handelte und, wie man ſagte, die Vortheile des Inquiſitionsverfahrens mit denen des Anklageverfahrens vereinigen wollte.

Sogar in der franzöſiſchen Hauptunterſuchung blickt das inquiſitoriſche Element durch; denn während bei den reinen Schwurgerichten der Grundſatz feſtgehalten wird: Jede gerichtliche Handlung allemal von demjenigen vornehmen zu laſſen, welcher bei ihrem Erfolge am meiſten intereſſirt oder betheiligt iſt, will bei dem Inquiſitionsgerichte der Inquiſitionsrichter Alles ſelber machen; bei den erſten werden die Rollen an verſchiedene Perſonen vertheilt, bei den letzteren ſoll wo möglich Alles in einer Hand vereinigt werden. Daher kommt es denn, daß bei der engliſchen Hauptverhandlung der Richter gänzlich unparteiiſch nur überwacht, während der Ankläger ſeine Belaſtungszeugen, dagegen der Angeklagte und Vertheidiger ſeine Entlaſtungszeugen verhört. Ganz anders in Frankreich, wo der Präſident der Aſſiſen alle Verhöre ſelbſt vornimmt.

Mangelhaft iſt es ferner, wenn Mittermaier die Fragen nicht abgehandelt, nicht ein Mal aufgeworfen hat: In welchem Verhält-

als auch der Gesellschafter untereinander die Gesellschaftsakt zum Gegenstande, in welchem Verhältniß der einzelnen Theile zum ganzen Theile dieser Akt stehe, und in welchem Verhältniß der Gesellschafter zu einander.

Der Gesellschaftsakt ist ein Akt, durch welchen mehrere Personen sich zu einem Zweck vereinigen.

In Bezug auf die zweite Frage hebt sich auch in neuer Zeit die Ansicht wieder, daß die Gesellschaft, wie insbesondere die Ehe, eine Art Gemeinschaft sei, wo die einzelnen Gesellschafter, wie die Ehegatten, ihre Persönlichkeit nicht aufgeben, sondern nur zu einem gemeinschaftlichen Zweck verbinden, und daß daher auch die Gesellschaft nicht als eine Person angesehen werden könne, sondern nur als eine Verbindung der einzelnen Gesellschafter. Diese Ansicht ist auch im Widerspruch mit den Gesetzen. Denn wenn auch die Gesellschaft, wie auch die Ehe, nur eine Verbindung der einzelnen Gesellschafter sei, so ist sie doch eine Verbindung, welche eine neue Persönlichkeit hervorbringt, welche sich in so weit als eine Person darstellt, als sie Rechte und Verbindlichkeiten hat, welche von denen der einzelnen Gesellschafter verschieden sind. Sie hat ein Vermögen, und in dem Falle, wo sie Schulden macht, kann nur dieses Vermögen, nicht das Vermögen einzelner, dafür verhaftet werden. Sie hat ferner auch Rechte und Verbindlichkeiten, welche nicht die Rechte und Verbindlichkeiten der einzelnen Gesellschafter sind. Sie kann Prozesse führen, und kann verklagt werden, ohne daß die einzelnen Gesellschafter dabei betheiligt sind. Sie hat ihren Sitz, ihren Wohnort, ihren Gerichtsstand, ihre Firma, ihre Handlungsbücher, ihre Handlungsdiener, ihre Handlungsbefugnisse, ihre Handlungsart, ihre Handlungsweise, ihre Handlungsgrundsätze, ihre Handlungsmittel, ihre Handlungsgeheimnisse, ihre Handlungsgewohnheiten

Neue Taſchenbücher.

I.

Lebensgenuß und Kritik des Genuſſes. — Verluſte ohne Erſatz. — Die belletriſtiſchen Taſchenbücher vor und nach 1832. — „Urania" in ihrer neuen Folge und ihr neueſter Jahrgang. — „Penelope", deren Altersſchweſter, im Jahre 1846.

Wir Deutſchen beſitzen das Talent, uns die unbefangene Freude und Luſt an dem, was uns eben nur über den Augenblick hinaushelfen ſoll, durch die Grübeleien und Bedenken einer transſcendentalen Aeſthetik häufig zu zerſtören. Oft wächſt dann zwar aus der höher geſtellten Anforderung ein wirklicher Fortſchritt hervor, oft aber entſteht auch nur eine erſatzloſe Einbuße; das Leben iſt vielleicht äußerlich äſthetiſcher worden, aber der Lebensgenuß geringer. Die Theorie des Lebens hat gewonnen, die Praxis an Lebensfriſche verloren. Wir haben durch dieſes vornehme Suchen nach höheren Anſchauungen und durch dieſe immer höher geſchraubten Anforderungen in der plaſtiſchen, dramatiſchen und literariſchen Welt manche anfriſchende Erſcheinung in einen unverdienten Hintergrund gedrängt. Wir ſind zu einer Halbheit des Genuſſes in allen dieſen Dingen gekommen und fühlen dabei doch das Bedürfniß nach unbefangenem und vollem Genuſſe nur um ſo mehr. Das Genrebild iſt bei den Kunſtkennern in Mißcredit gelangt, die Empfänglichkeit für das in rein komiſchen Situationen ſich bewegende Luſtſpiel iſt großentheils verloren gegangen, die leichte, nur amüſirende literariſche Production

wird mit vornehmem Achſelzucken bei Seite geworfen. Und haben wir wirklich Beſſeres dafür eingetauſcht? Wir haben allerdings theoretiſch Recht gehabt; aber praktiſch Unrecht, und beides nach verſchiedenen Seiten hin; wir haben gewonnnen und verloren — auch beides nach verſchiedenen Richtungen. — In der äſthetiſchen Literatur waren es vorzüglich die leichten Taſchenbücher, welche der kritiſche Ernſt unſerer Journale in jener Zeit angriff, als überhaupt die Harmloſigkeit des Scherzes und die Anſpruchloſigkeit der kleinen Erzählung urplötzlich durch das Erſtehen einer neuen literariſchen Geſtaltung, durch das publiciſtiſche Element, das in der modernen belletriſtiſchen Literatur vorherrſchend, ſich verdrängt ſah. Die Taſchenbücher, bisher noch Lieblinge des außerliterariſchen Publicums und der eleganten Welt eine Nothwendigkeit, wie irgend ein anderes unnützes aber zierliches Zimmergeräth, wurden urplötzlich von allen Seiten her angegriffen und verſchrieen; man warf ihnen mit vollem Rechte vor, daß ſie dem Fortſchritte der Zeit nicht Schritt hielten und die geiſtige Entwickelung des Publicums nicht fortbildeten; man forderte in dieſer Conſequenz auch von jedem ihrer Erzeugniſſe, daß es künſtleriſch tüchtig ſein ſolle. Darüber verloren ſie ihre frühere geſellſchaftliche Stellung und ſuchten durch Bildermenge, durch Geleckheit und Zierlichkeit der Stahlſtiche, durch prachtvollſte Aeußerlichkeit, durch eine falſche Romantik ihres Inhalts die allerdings nicht wegzuläugnende literariſche Hohlheit zu verſtecken. Bald war aber faſt kein Taſchenbuch vorhanden, welches noch auf einige literariſche Geltung Anſpruch machen konnte, und war bisher ihre kritiſche Beurtheilung hart geweſen, ſo wurde ſie nun ſelbſt durch größte Härte nur gerecht. Dazu kam das Elend des Cholerajahres, welches unter ſeinen Menſchenopfern auch beiläufig eine Menge von Taſchenbüchern wegraffte, die bis dahin trotz alles äſthetiſchen Zetergeſchreies ruhig und behaglich in der großen Menge umhergeflattert waren. Es entſtanden dagegen Maſſen von Sammlungen kurzer Erzählungen, welche das Publicum hinſichtlich der dadurch verlornen Lectüre reichlich entſchädigten, die belletriſtiſchen Journale ſtrotzten ebenfalls von ſolchen kleineren Productionen; die Bilderwerke wurden immer häufiger, das Bedürfniß nach Almanachen ſchien wirklich ganz zu verſchwinden und die etwa noch erſcheinenden wurden von der Kritik oberflächlich und pflichtſchuldig abgethan, von dem Pu-

blicum nur eben aus alter Gewohnheit noch lau und läſſig gekauft. Ihre frühere Hauptaufgabe ſchienen ſie allerdings auch erfüllt zu haben. Sie hatten in ihren früheren Jahrgängen durch ihre Bilder, welche theils Copien berühmter Gemälde, theils Darſtellungen dramatiſcher Scenen, theils allgemein intereſſanter Gegenden gaben, den Kunſtgeſchmack des größeren Publicums geweckt und begannen jetzt in modiſchen Küpferchen und coquetten Productiönchen Dichter- und Künſtlerkräfte abzunutzen, die auf eine edlere Weiſe zu verwenden geweſen wären. Nur wenige und glücklicher, wiewohl natürlicher Weiſe grade die beſſeren, überſtanden dieſe lebensgefährliche Kriſis. Außerdem erhoben ſich jedoch auch manche neue. Aber dieſe behielten nicht den urſprünglichen Charakter der belletriſtiſchen Almanache, ſondern borgten nur deren Namen, um ſich eben einen Titel zu verſchaffen. So die wiſſenſchaftlichen, publiciſtiſchen, politiſchen, dramatiſchen und Muſenalmanache. Die ebenfalls zu dieſen neuen Erſcheinungen gehörigen Volkstaſchenbücher und Bildercalender fallen jedoch einer ſpäteren Zeit zu und können an dieſer Stelle, wo uns zunächſt die ſchöne Almanachliteratur beſchäftigt, trotz ihrer hohen Wichtigkeit, noch keine Berückſichtigung finden. Die aber den alten Charakter der reinen Erzählungsbelletriſtik beibehalten wollten, waren theils Sammelwerke ſchon namhafter Schriftſteller, theils mußten ſie jetzt bedeutende Kräfte in Bewegung ſetzen, um ſich einen Leſerkreis und Geltung zu verſchaffen. Neuerdings iſt nun aber die Production in kurzen Erzählungen, die recht eigentliche Novelliſtik, die literariſche Genremalerei im Ganzen ſeltener geworden, die Epoche der rein belletriſtiſchen Journale neigt ſich auch immer mehr ihrem Ende zu, und dennoch iſt das Bedürfniß des Publicums nach kurzen Erzählungen, trotz deſſen immer höher geſteigerten Anforderungen, nicht ausgeſtorben. Was früher eine theoretiſche Anforderung der literariſch ſtrengen Kritik war, iſt nun praktiſch in's Leben getreten. Das Publicum will auch in der kurzen Erzählung eine abgerundete, volle, geſchloſſene Production erblicken. Dadurch ſind jene Taſchenbücher, welche mit Hintanſetzung der Bilderei ihrem literariſchen Inhalte bereits früher größeren Eifer zuwendeten, deren Verleger die Koſten nicht ſcheuten, um von den beſſeren Schriftſtellern Beiträge zu erhalten, wieder zu größerer Beliebtheit in der Leſerwelt, zu früherer Geltung in der Literatur gekommen. Es iſt jedoch gewiß nicht ohne

Bedeutung, daß grade auch unter den vorliegenden Taſchenbüchern für 1846 die bedeutendſten jene übertriebene Eleganz der früheren Almanache aufgegeben haben und ſich in einem Format darſtellen, welches das überzierliche Duodez und Sedez überragend ſich der gewohnten Octavform annähert.

Unter allen belletriſtiſchen Taſchenbüchern der letzten Jahre möchte ich die bei Brockhaus erſcheinende „Urania" obenan ſtellen. Sie iſt auch das älteſte der noch erſcheinenden. Schon 1810 wurde ſie begonnen, und beſonders ſeit 1839, d. i. ſeit dem Beginne ihrer neuen Folge, begegnen wir darin den Namen der berühmteſten modernen Novelliſten, ja faſt nur dieſen. Es ſind hier Productionen zuerſt niedergelegt worden, die ſeitdem einen weitverbreiteten Ruf erlangten. Tieck's „des Lebens Ueberfluß", Franz Berthold's „Irrwiſch-Fritze" (1839), Sternberg's „Pulcherie" (1840), Tieck's „Waldeinſamkeit" (1841), Gutzkow's „Wellenbraut" (1844), ſo wie ſeine „Selbſttaufe" und Sternberg's „Scholaſtica" (1845) ſind noch in friſchem Andenken. Auch in dieſem Jahre ſehen wir dort die Namen Sternberg's, Dingelſtedt's, der Verfaſſerin von Jenny und Clementine. Allein B. Auerbach's Dorfgeſchichte „Sträflinge" nimmt unbedingt den höchſten Rang unter den dargebotenen Productionen ein. Es iſt vielleicht überhaupt das Vollendetſte, was er in ſeiner Weiſe noch geſchrieben, und das Poetiſchſte, was er noch je gedichtet. Angeſchloſſen an die früheren durch ganz Deutſchland nun wiederklingenden Dorfgeſchichten aus Nordſtetton und unter deren Menſchen ſpielend, greift doch der Gang der Ereigniſſe hier über den engen Kreis des Dorflebens hinaus, von dorther zwei Sträflinge, nach überſtandenem einſamen Gefängniſſe, unter deſſen Verhältniſſe einführend. Die Folgen des einſamen Gefängniſſes in den Befreiten, der auf den Beſtraften haftende Makel, der ſie verfolgt und verfolgt ohne Aufhören, all' dieſer innere Jammer und der unvermeidliche äußere Schmerz, wie er in ihnen fortnagt, eben weil ſie fern gehalten bleiben von der anderen Geſellſchaft, geht an uns vorüber, bis die äußeren und innerlichen Wirrungen im Anſchluſſe der ungerecht Ausgeſtoßenen an einander ihre poetiſche Löſung, und die Erzählung ihre künſtleriſche Abrundung findet. „Das ſelig ſtille Glück ſtirbt nicht, es ſiedelt ſich hart neben den unbeugſamen eiſernen Geleiſen der neuen Zeit an." In dieſem Satze liegt das endliche Reſultat,

und damit vollzog sich endlich der Abfall. Und weil es, bei der nicht weniger starken Neigung des Bundesvorstehers zu heftigen Ausfällen in Wort und Schrift, nicht an Gelegenheit zu solcher Aufhetzung fehlte, so dauerte und steigerte sich dieser Zustand, bis endlich, nach einem Zeitraume von mehreren Jahren, die Gegensätze zwischen Bund und Volk sich in offenen Kampf entluden. Auch diese Zeit hatte ihren Chronisten, den Hrn. Hyrtl, der seine in eigener und in fremder Sache niedergelegten Erinnerungen hinterlassen hat. Da, wie schon oft, so hat auch hier Hyrtl's Darstellung vielfach Anlaß gegeben, die Richtigkeit seiner Angaben zu bezweifeln. Wenn er z. B. behauptet, Metternich habe den Bundestag gebraucht, um die Verfassungen der Einzelstaaten zu untergraben, so ist dies eine Behauptung, welche sich durch keine Thatsachen erweisen läßt. Metternich hatte nur zu sehr Ursache, sich mit den inneren Einrichtungen deutscher Staaten zu befassen, weil diese, wie wir gesehen haben, in Deutschland keine Stütze seiner Politik fanden. Es ist ferner unrichtig, daß der Bundestag, wie Hyrtl sagt, „die Verfassungen der Einzelstaaten nach Belieben umstoßen konnte“. Er hat dies nicht gethan, weil er nicht das Recht dazu hatte. Es ist gewiß bemerkenswerth genug, daß unsere liberalen Schriftsteller Hyrtl's Urtheil über Metternich und den Bundestag, das sich in allen Hauptpunkten als unrichtig erwiesen hat, ohne Prüfung nachgesprochen haben, während sie Hyrtl's Darstellungen verworfen haben, wenn sie mit ihren Vorurtheilen nicht übereinstimmten. Hyrtl's Darstellung ist übrigens, wie gesagt, nicht durchgängig falsch; sie ist nur einseitig und parteiisch. Wenn er z. B. behauptet, Metternich habe sich seine Ansichten über Verfassungen, die nicht absolutistischen Charakter hatten, nur aus Büchern gebildet, so ist dies eine Behauptung, die für sich selbst zu sprechen scheint, aber in Wirklichkeit nichts beweist. Metternich hatte Gelegenheit genug, sich mit den Verfassungen Englands, Frankreichs, Belgiens, Nordamerika's, Spaniens, Portugals, Griechenlands, mit allen absolutistischen Staaten, aber lediglich praktisch, bekannt zu machen. Er hat dies auch gethan, und es hat selbst zu seinen Lebzeiten nicht an Gelegenheit gefehlt, sich über diese Verfassungen, ihre Vorzüge und ihre Gebrechen, zu äußern. Daß aber auch sein Urtheil über die Verfassungen

Jacob Grimm, erwähnt werden. Es bietet in vortrefflichem und, was so selten, markigem Stahlstich ein edles, kräftiges und gedankenreiches Mannesantlitz, bei dem man die volle Ueberzeugung der Aehnlichkeit fast unwillkührlich empfindet.

Nächst Urania ist „Penelope" von Theodor Hell herausgegeben, das älteste Taschenbuch. Auch dieses hat die Kriegsjahre und die Cholera und die Literaturwandlungen der modernen Zeit unversehrt überlebt. Es hat in seiner neuen Folge, deren sechstes Jahr es mit 1846 erlebt, allerdings nicht immer gleichen Schritt mit der Bedeutsamkeit der Urania gehalten; allein was man in der dramatischen Kritik einen succès d'estime nennt — diesen hat es sich fast alljährlich zu erringen gewußt. Zu Erlangung eines höheren Lobes im vorliegenden Jahrgange trägt die von Sternberg gelieferte Novelle „die Freimaurerinnen sicherlich am Meisten bei. Eine Novelle ist's aber trotzdem nicht, was Sternberg gab. Es ist ein Capriccio; ja ein Miswilliger könnte es vielleicht gar eine Farce nennen. Es scheint ein humoristischer Spott auf die mehr und mehr sich verkehrenden und verzerrenden gesellschaftlichen Verhältnisse einer großen Anzahl der gebildeten Frauen unserer Gegenwart, die, weil den Interessen der Manneswelt wieder ferner getreten als im Beginne der dreißiger Jahre und dennoch nicht begnügt im früheren weiblichen Kreise, sich in phantastischen Weisen eine Emancipation zu erobern streben, die ihnen zum unklaren Ziele und zum erkünstelten Bedürfnisse wurde. In diesem Sinne stiften hier Einige einen Freimaurerinnenorden, mit welchem sie sich von allem Verkehre mit der Männerwelt abschließen und selbstständig wirken wollen, dazu die Theilnahme der wichtigsten Schriftstellerinnen unserer Zeit heranzuziehen versuchen und von diesen in Briefen, welche Styl und Ton der angeblichen Verfasserinnen trefflich wiedergeben, offener oder höflicher zurückgewiesen werden. Als endlich gar die Männer sich durch List in das Heiligthum des Maurertempels einschleichen, welche früher Einzelnen unter ihnen in Neigung nahe getreten waren, fallen die jungen Candidatinnen von der maurischen Spielerei ab, um Ehefrauen zu werden. Am Hochzeitmorgen übergiebt dann die früher eifrigste Maçonne dem Manne ihrer Wahl das Vermächtniß der Freimaurerin Susammis, d. i. ihr eigenes, worin die Frauen ermahnt werden, einen ächten Freimaurerinnenorden zu stiften: den

Digitized by Google

Orden liebenswürdiger Weiblichkeit. „Seht nur, wie wir zuſammenleben" — ſagt dabei unter Anderm das Vermächtniß. „Daß wir auf dieſe Weiſe gut bleiben können, iſt auf die Länge der Zeit ganz unmöglich; darum: Stolz und Demuth. Stolz gegen uns ſelbſt, indem wir anfangen, wahr zu ſein." Und weiter fährt es fort: „Laßt uns, meine Schweſtern, an einem neuen Bau der Geſellſchaft bauen, ſo viel an uns iſt; laßt uns dafür ſorgen, daß wir wieder anſtändig unter Dach und Fach kommen, denn jetzt ſtehen wir gleichſam auf freiem Felde. Seid ſtolz und demüthig. Stolz, indem ihr euch zu hoch achtet, um vor jedem Mückenſtich zurückzubeben; demüthig, indem ihr liebend und ehrend anerkennt, was Schönes und Gutes ſelbſt oft in der verwahrloſeſten Menſchenſeele wohnt." Es iſt viel Wahrheit, viel bitterer Ernſt hinter dieſen halb ſcherzend hingeſchriebenen Worten verborgen, es iſt das Reſultat herbſter Ueberzeugungen, welches ſich darin kundgiebt. Wahrlich, man kann dies Capriccio keinen Spaß und keine Farce nennen, es iſt der Ausbruch des echten Humors, der alle Schmerzen kennt und fühlt; es iſt die „lächelnde Thräne" über die eigene Schuld der Frauen an der Verworrenheit unſerer weiblichen Zuſtände. „Ohne Diener kein Herrſcher. In unſerem rohen, tölpelhaften Geſellſchaftsegoismus iſt keine, auch nicht die leiſeſte Andeutung der ſocialen Demuth. Himmel, wie kämen ſie auch dahin? Wer „lernt" heute den „Umgang"? Jeder glaubt ſich zu einem Geſellſchafter „geboren". Jeder, indem er alle ſeine Thorheiten und Untugenden nach außen kehrt, glaubt die Toilette der Liebenswürdigkeit gemacht zu haben. Ihr habt ein ſchweres Stück Arbeit, Freimaurerinnen. Aber nur friſch an's Werk. Das neunzehnte Jahrhundert muß auch endlich ſeine Geſellſchaft haben. Bis jetzt hat es nur einen Haufen pöbelhafter und roher großer Kinder." Damit und mit dem Gebote an die Iſis: „lehre deine Töchter das Geheimniß zu gefallen, ſchließt das Vermächtniß und die Novelle. — Wenden wir denn auch damit den Blick von dieſer originellen Schöpfung Sternberg's zu den übrigen Beiträgen, ſo begegnen wir hier zunächſt Willibald Alexis' Namen wieder an der Spitze von „Blätter aus meinen Erinnerungen", deren bereits die vorigen Jahrgänge brachten. Die diesjährigen ſchildern das Leben des Verfaſſers als freiwilliger Jäger in den Ardennen. Leicht, frei und liebenswürdig wie immer ſtellt er ein Stück jenes wildbe-

Digitized by Google

wegten, thatendurſtigen und doch ruhmloſen Jugendalters hin, wie es ſo Manche unter uns erlebten, die nun dem Greiſenalter nahe an deſſen Erinnerungen zehren Und groß ſind dieſe Erinnerungen, wenn ſelbſt nicht an äußerlichen Ereigniſſen, ſo doch an Anregungen, wie ſie aus vorhergegangenen Zuſtänden ſich entwickelt hatten — darum keimte ja auch die heutige Volksentwickelung und Lebensgeſtaltung als organiſche Nothwendigkeit aus jener Zeit W. v. Lüddemann's „Wanderung an der Loire" ſpielt ebenfalls um dieſe Periode, bewegt ſich aber mehr in ſalongeſellſchaftlichen Elementen und tändelt offenbarer in das Novellenhafte hinüber, wird alſo von einer allzubehaglichen Breite leichter gedrückt und der Lebhaftigkeit unſerer Theilnahme entrückt. In noch höherem Grade, weil keine innere Beziehung unſerer Gegenwart und unſerer deutſchen Welt vorhanden iſt, gilt dies von der hiſtoriſchen Novelle „Clementine Sobieski" von J. v. Großmann; die Weltgeſchichte iſt der weiblichen Feder überdies faſt immer zu rauh, und wo das weibliche Element zur geſchichtlichen Bedingung wird, bleibt es eben nicht weiblich. Aus dem Nachlaſſe Gerhard Anton v. Halem's, den unſere Väter einſt ſo hoch verwahrten, tritt noch „Helena", die ſchöne troiſche Helena des Homer, novelliſtiſch behandelt, zu dem Inhalte, und Theodor Hell fügt dazu anhangsweiſe einige biographiſche Notizen über den verſtorbenen Dichter. Freilich ſind wohl für die moderne Geſellſchaftswelt, welcher Penelope zunächſt in die Hände kommt, die brieflichen ſelbſtbiographiſchen Notizen noch intereſſanter, welche zu A. v. Sternberg's gelungenem Portrait dargeboten werden. — Unähnlich erſcheint das Bildniß der Clara Schumann-Wieck. Den Stahlſtich „Cordelia" kennt man bereits aus einem früheren engliſchen Taſchenbuche.

Digitized by

Tagebuch.

I.

Aus Brüssel.

Die Ausbreitung der Deutschen über die Erde. — Deutsche Officiere, Diplomaten und Handwerksburschen im Auslande. — Deutsche Schriftsteller in Brüssel. — Venedey und sein Buch über England. — Francis Grund, der publicistische Seatsfield. — Correspondenzbureau.

Den Franzosen gehört die Erde, den Engländern das Meer und den Deutschen die Luft, sagt ein alter Schriftsteller. Allein das ist baare Verleumdung. Erde, Meer und Luft, die ganze Welt gehört den Deutschen. Während man zu Hause immer neue Colonisationspläne heckt, fragt man im Auslande: Mein Gott, wo kommen nur die vielen Deutschen her? Gibt es denn noch welche in Deutschland selber? Alle Erdwinkel wimmeln ja von ihnen. Mitten in den Weltstädten gibt es deutsche Städte von sechszig bis achtzigtausend Seelen, aber nicht nur in Paris und London, wo Fremde aller Nationen leben, haben sie ihre Colonien, sondern eben so reich sind verhältnißmäßig Rom und Petersburg, Amsterdam und Venedig, Lyon und Manchester, Krakau und Odessa ꝛc. ꝛc. mit Absenkern deutschen Stammes gesegnet; gar nicht von der andern Halbkugel zu sprechen, wo sie einen der republikanischen Vereinsstaaten ganz füllen und wo die Schwaben vor dem vierzigsten Jahre gescheidt werden sollen. Ein Blick auf die Lage und das Treiben der Deutschen im europäischen Auslande, führt jedoch zu einem andern Schlusse. Es ist wahr, was Stricker von ihrer Ausbreitung über die Erde sagt, aber darum gehört die Welt nicht ihnen, sondern sie gehören der Welt. Ueberall dienen sie als Fußschemel und Dreschflegel, als Lad- und Prügelstöcke, als gute Werkzeuge in Krieg und Frieden, und wenn sie auch in manchen Fällen „das Salz der Welt" sind, wie die nationale Selbstliebe predigt, so lassen sie sich eben mit Wollust von der fremden Masse aufsaugen. Und wie verschieden ist ihr persönliches Schicksal!

Man denke ſich nur die tauſendfachen Abſtufungen durch, von den deutſchen Prinzen, die an den vier Enden Europa's, in England, Rußland, Portugal und Griechenland, auf alte und neue Throne gepfropft ſind, bis zu den armen Flüchtlingen, die allerwärts ihre Mosquitoküſte finden, d. h. ein Leben das die zahlloſen Mosquitoſtachel der Sorge und Sehnſucht, der Unruhe und der Heimathloſigkeit mehr als picant machen.

Der Refrain aber bleibt: nirgends ſind ſie die altgermaniſchen Eroberer mehr. Im Kaukaſus kämpften ſchon deutſche Cavaliere in Koſakenuniform gegen die Freiheit der Tſcherkeſſen, in Algier balgen ſich deutſche Demagogen mit Beduinen und Schakalen, zum Beſten der franzöſiſchen Gloire; in Italien lernen die deutſchen Künſtler heſperiſche Formenſchönheit, und das könnte man ſich gefallen laſſen, aber o wie iſt dort der furor teutonicus zum Geſpötte geworden. Die Enkel Tell's, die biderben republikaniſchen Alpenſöhne, vermiethen ihre breiten Fäuſte für ſo und ſo viel Batzen den Tag, trampeln in Harlekinstracht auf dem Nacken eines gebeugten Volkes herum und helfen Rom mehr, als die Rongeaner in Leipzig und Breslau ihm ſchaden. Seine beſſeren Kinder verſtößt Deutſchland nach Frankreich, Britannien oder Amerika, wo ſie als lebendige Zeugen deutſcher Engherzigkeit herumgehen: ſeine pfiffigen aber ſteigen in Rußland zu den höchſten Stellen und werden zu Hauſe mit Stolz genannt, weil ſie, zum Ruhme deutſcher Brauchbarkeit, in die moskowitiſche Tyrannei deutſche Methode bringen. Seltſam! in den civiliſirten Staaten von Weſteuropa, wo ſie die fremde Freiheit mitgenießen, da ſind ſie weich und nachgiebig, angliſiren und franzöſiren ſich mit mehr Eifer als Geſchick, und erwecken deshalb in der Regel für die Deutſchen als Nation keine große Achtung: in den oſteuropäiſchen Barbareien dagegen, in Polen, Ungarn und Rußland, wo ſie als Lichtbringer auftreten, da ſind ſie ſteif und prüde, benehmen ſich bureaukratiſch, pedantiſch und erwecken deshalb in der Regel für die Deutſchen als Nation keine große Liebe. Die freieſte, ſchönſte Rolle ſpielt am Ende der deutſche Handwerksburſche; ſingend und „fechtend", wie die alten Normannen, aber friedlicher, fährt er weit und breit in der Welt herum, ſein Panzerhemd die Blouſe, ſein Schwert der Knotenſtock: in der Picardie und Provence, in den flandriſchen Ebenen, wie auf den ungariſchen Haiden trifft man zuweilen den braven deutſchen Knoten. Aber auch der wurzelt zuletzt gern in der Fremde, vergißt oder beſpöttelt nicht ohne Grund des Wanderbüchels Zwang, des Herbergsvaters ſaure Mienen, des Meiſters Grobheit und des Altgeſellen Hochmuth, kurz all das Pech, die Pein und den unnützen Trödel deutſcher Zunftphiliſterei. Zu Hunderten laſſen ſich deutſche Handwerksburſchen in Frankreich und Belgien nieder, wo man nicht nach ihrem Meiſterdiplom fragt, wenn ſie nur meiſterlich arbeiten; und das thun ſie.

Digitized by Google

Auch in der Hauptſtadt Belgiens, einer der kleineren Metropolen von Europa, iſt Deutſchland nach allen ſeinen Ständen vertreten, und hier gäbe es eine vollſtändige Colonie, wenn die Individuen mit einander mehr zuſammenhingen oder einen Geſammteinfluß auf die öffentliche Meinung hätten. In Brüſſel, wo ein deutſcher König reſidirt, wo es deutſche Kaufleute, Profeſſoren, Buchhändler und Schriftſteller gibt, wo das Volk germaniſches Blut in den Adern hat und eine niederdeutſche Mundart ſpricht, in Brüſſel verſteht man Deutſchland nicht mehr und nicht beſſer, als in Paris oder London. Selbſt in geſelliger Beziehung iſt der Verband zwiſchen den hieſigen Deutſchen ſehr locker und zufällig, und nur zuweilen bilden ſich auf eine Saiſon lang intereſſante Kreiſe unter den durchreiſenden oder temporär verweilenden Deutſchen.

Die wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen der deutſchen Profeſſoren an den belgiſchen Univerſitäten, die Herren Gluge, Ahrendt, Ahrens ꝛc., hat der Redacteur dieſer Blätter in ſeinem Buche über Belgien gebührend gewürdigt, und ich kann mich daher jeder weiteren Bemerkung über ſie enthalten. Gegenwärtig leben hier Jacob Venedey, Francis Grund, Moritz Hartmann und noch einige mehr oder weniger bekannte deutſche Schriftſteller. Venedey iſt ein ſtiller, liebenswürdiger Mann, ein frommer Blondkopf, in deſſen Geſichte die Poeſie des Flüchtlingslebens deutlich geſchrieben ſteht. Wenige von den Deutſchen, welche politiſches Unglück in die Fremde trieb, haben ihr Exil ſo ehrenhaft beſtanden, wie er. Venedey iſt vorzugsweiſe Gemüthsmenſch und man muß daher manche Lichter und Schatten in ſeinen touriſtiſchen Büchern auf Rechnung poetiſcher Stimmungen und Verſtimmungen ſchreiben. Seiner Schrift über die deutſchen und franzöſiſchen Sprichwörter, einer Frucht fleißiger Sammlung und langen Studiums hat das Heimweh Farben geliehen, welche Deutſchland gar zu roſig und Frankreich gar zu grau malen. Sein Buch über Irland ſcheint uns eben ſo brillant wie einſeitig; denn es iſt voll jener deutſchen Ideologie, die dem Poeten beſſer ſteht als dem Länder- und Völkerkritiker. Die kindliche Naivetät, den friſchen Humor, die angeborene Großmuth und die katholiſche Phantaſie des iriſchen Volkes hat Venedey meiſterhaft geſchildert, aber ſeiner Sympathie für das reizende und, weil unterdrückt, doppelt liebenswürdige Erin hat er ſich dabei ſo blind hingegeben, daß er die Schwächen des iriſchen Volkscharakters nur zu oft überſah oder zu gering anſchlug, und doch ſind das weſentliche Punkte, wenn es darauf ankommt, Irlands Elend zu erklären, deſſen Schuld nur halb auf Englands Schultern liegt. Vieles hat die Geſchichte verſchuldet, d. h. nicht blos Englands, ſondern auch Irlands vergangenes Leben: Vieles die unverantwortliche Lage der Dinge, — wenn man will, die Geographie. Die Irländer würden beſſer in den Süden taugen, wo das Leben ein phan-

taſtiſcher Traum iſt, nicht ein fortwährender Kampf der Arbeit; am wenigſten ſind ſie gemacht, mit Schotten und Engländern wetteifernd am halben Geſpann zu ziehen.

Vor Kurzem hat Venedey ein Werk über England herausgegeben, über welches ſich noch kein fertiges Urtheil fällen läßt, weil der dritte Band noch in den Windeln der Brockhauſiſchen Druckerei liegt. Aber im Allgemeinen geht durch das Buch ein Ton, der von den hergebrachten Tönen der Begeiſterung für alles Engliſche ſehr grell abſticht und darum gewiß die Aufmerkſamkeit des deutſchen Publicums im höchſten Grade anregen wird. Es iſt beſonders merkwürdig, daß ein Deutſcher, und zwar ein inbrünſtiger, ſchwärmeriſcher Deutſcher, über das „ſtammverwandte" England ſo ſchneidend urtheilt, wie man ſonſt nur Franzoſen gewohnt iſt urtheilen zu hören; daß ein nationaler Deutſcher von unſern „Vettern" über dem Canal ſich ſtärker abgeſtoßen fühlt als von unſern „Erbfeinden" über dem Rhein. Freilich muß man nicht vergeſſen, daß Venedey erſt Irland und dann England ſah. Die hiſtoriſche und ſtreng politiſche Einleitung des Werkes wage ich nicht, in dieſem flüchtigen Brief zu kritiſiren, aber die Kapitel „Gegenwart", welche die zweite Hälfte des zweiten Bandes ausmachen, ſcheinen mir für Venedey's Talent und Anſchauungsweiſe ganz bezeichnend. Alles in England, wodurch ein reiches Gemüth, ein humaner Sinn verletzt werden muß — und daran fehlt es dort nicht — iſt in einer Reihe von abrupten, pointirten, dunkel ſchattirten Skizzen zuſammengefaßt, und wer ſich der Eindrücke erinnert, die London zum erſten Mal auf ihn machte, wird nicht läugnen können, daß in Venedey's Schilderungen viel Treffendes, Scharfes und jedenfalls Wahrgefühltes iſt. Man nehme dazu, daß der Verf. nach der Rieſenſtadt mitten im Winter kam, wo ein Fremder es doppelt ſchwer findet, ſich heimiſch zu fühlen, und man begreift, wie ſeine Skizzen oft zu Nachtſtücken werden mußten und wie er mit dem Scharfſinn der Empfindlichkeit in jeder kleinen Nüance des geſellſchaftlichen Lebens, in jeder hergebrachten Wendung der Sprache, in jedem Brauch, der von deutſchen und franzöſiſchen Gewohnheiten abweicht, von der Einführungsphraſe im drawing-room bis zum Thürklopfereglement, einen neuen Stachel entdeckt und einen neuen Beleg für ſeine troſtloſe Geſammtanſicht vom britiſchen Nationalcharakter. Die zahlloſen Lichtſeiten des engliſchen Weſens dagegen ſind überall nur flüchtig angedeutet; in die ſchöne Heimlichkeit des Familienlebens der mittlern Stände z. B. hat er nur manchmal einen „verſtohlenen Blick" werfen können. Eines iſt, worauf er ſtets mit bewundernder Anerkennung zurückkommt: die furchtbare Willenskraft und der eiſerne Heroismus des engliſchen Volkes. Allein auch dieſe Größe macht im Venedey'ſchen Gemälde nur einen unheimlichen Eindruck; ſie iſt ja mit ſo tiefer Heuchelei, ſo eiskaltem Egoismus, ſo craſſer Habgier

Digitized by Google

und in kärglicher Fassung vorhanden, und man hatte sich resignirt. Es war in Deutschland nicht anders. Da kam Luther und trat seinen Weg mit Muth und Kraft, und mit Gottes Hülfe ging er durch. Er hatte nicht Alles, was er wollte, durchgesetzt, er hatte nicht, wie es scheint, Recht mit Allem, was er that, und er selbst hat es oft genug bekannt, daß er Manches gethan habe, was er nicht hätte thun sollen; aber Eines hatte er durchgesetzt, Eines hatte er gethan, was Niemand vor ihm gethan hatte, was Niemand nach ihm that, und was Niemand thun konnte, als er allein: er hatte Gott die Ehre gegeben, wie sie Gott gebührt, und Gott hatte ihn gesegnet, wie Er Niemand sonst gesegnet hatte. Er hatte Gott die Ehre gegeben, wie sie Gott gebührt, und Gott hatte ihn gesegnet, wie Er Niemand sonst gesegnet hatte. Er hatte Gott die Ehre gegeben, wie sie Gott gebührt, und Gott hatte ihn gesegnet, wie Er Niemand sonst gesegnet hatte. Er hatte Gott die Ehre gegeben, wie sie Gott gebührt, und Gott hatte ihn gesegnet, wie Er Niemand sonst gesegnet hatte. Er schändlich gebeten hätten Barbarossa, Heinrich VI., Friedrich II. und Andere, und sie hatten selbst schändlich gebettelt und gebuhlt, und Niemand hatte sie erhört. Die verschiedenen Orte hatten in ihren Kriegen nicht mehr Glück gehabt, als die Kaiser. Sie hatten sich ebenso schändlich und unbarmherzig bekriegt. Und, was das Traurigste war, sie hatten sich auch bei fremden Regierungen, wie zu Schutz, Trutz und Hülfe, so zu Rath und Urtheil angeboten, und sie hatten sich auch wirklich dazu hergegeben. Sie hatten sich selbst in Ungarn und Böhmen, in Frankreich, Spanien und Italien, in England und Schweden, in Rußland und Polen, in der Türkei und in Persien, in Dänemark und Norwegen, in Schottland und Irland, in Afrika und Amerika, wenn es ihnen darüber hingehen wollte, in Asien und Australien, in der ganzen weiten Welt, in allen Ländern und Meeren, in allen Zonen und Himmelsstrichen, in allen Zeiten und Jahreszeiten, in Tag und Nacht, in Sturm und Wetter, in Krieg und Frieden, in Gesundheit und Krankheit, in Leben und Tod, in Zeit und Ewigkeit, in Alles und Jedes, was nur irgend in der Welt vorkommen kann, in Alles und Jedes, was nur irgend in der Welt vorkommen kann, in Alles und Jedes, was nur irgend in der Welt vorkommen kann

entwickelt, bei Kriegsgefahr, nahmen die Gefahrenklassen Zuwachs, während, durch Frieden, Ereignisse und Handwerk wieder aus den Gefahrenklassen ausschieden. Die Gefahrenklassen, die 1812 in mäßiger Zahl, bis 1813 in großer Anzahl, bis 1814 in ungeheurer Menge, sich zeigten, sind nicht alle gleichmäßig, aber doch ziemlich gleichzeitig, wieder verschwunden. Die Gefahrenklasse der Verbindung Preußens mit Frankreich, die 1812 in großer Menge sich bemerkbar machte, ist eine allgemeine Kriegsgefahr. Die ungeheure Gefahrenklasse, die 1813 in Preußen, Rußland, Polen, Schweden, Dänemark, Deutschland, Frankreich, Spanien, Portugal, Italien, Amerika, Asien, Afrika, Australien, Europa, Asien, Afrika, Australien, Amerika, Portugal, Spanien, Frankreich, Deutschland, Dänemark, Schweden, Polen, Rußland, Preußen, in Allen, in Jedem und in Jedes Gefahr, in Jedes Gefahrenklasse, in Jedes Gefahrenklasse, in Jedes Gefahrenklasse

Beſtehen geſichert, da ſelbſt einige der erſten Zeitungen in Deutſchland es nicht verſchmähen, die vom Correſpondenzbureau gelieferten Auszüge und Ueberſetzungen als leitende Artikel über England, Frankreich u. ſ. w. abzudrucken.

II.

Aus Wien.

Der Eiſenbahnbau. — Die Akademie der Künſte und der Kunſtverein. — Moſaik von Raffaelli. — Muſikaliſche Genüſſe. — Franzöſiſches Theater. — Journaliſtik. — Die „Gegenwart" unter Dr. Frankl. — Redactionsweisheit. — Die Flüchtlinge von Rimini. — Jubiläum des Tridenter Concils.

Die Bahnſtrecke zwiſchen Grätz und Cilli an der Kärnthnerſchen Grenze iſt bereits vollkommen hergeſtellt und die Fahrten könnten in jedem Augenblicke beginnen, allein man hält den jetzigen Zeitpunkt für die Eröffnung einer Eiſenbahnſtraße für ſehr unpaſſend und das mit Recht, denn der Winter hat ſchon ſein Schneetuch über die ganze Gegend im Thale der Mur ausgebreitet und wie mild auch die Lüfte dieſſeits des Sömmerings wehen, jenſeits dieſer Gebirgswand iſt die Natur bis über die Ohren in den Pelz des Winters eingehüllt und träumt von den ſchönen Tagen des Lenzes. Auf dieſe ſchönen Tage wird man warten, und wenn der Frühling des Jahres 1846 die Locomotive bis an die Grenzbäume der Steiermark heranbrauſen ſieht, ſo wird der Herbſt deſſelben Jahres den erſten Eiſenbahntrain nach Laibach führen in das Herz Illyriens. Die großartige Felſenarbeit an der ſogenannten Bodlwand iſt nunmehr ebenfalls vollendet und das Nothgeleiſe weggenommen worden. Die Fortſetzung der nördlichen Staatseiſenbahn von Prag an die ſächſiſche Grenze iſt gleichfalls in Angriff genommen und über zwei Meilen die Erdarbeit vollendet, wobei im Ganzen 4000 Arbeiter beſchäftigt ſind. Wie man hört, haben die Arbeiten auf der ſächſiſchen Linie bei Dresden gleichfalls begonnen, und ſo verſpricht die erſehnte Verbindung mit dem nördlichen Deutſchland in Kürze realiſirt zu ſein.

Unſere künſtleriſchen Kreiſe werden jetzt durch mancherlei Erſcheinungen und Reformen bewegt. Dahin gehören die Zerwürfniſſe im Schoße der Akademie ſelbſt, von welcher Viele wünſchen, daß ſie ſich ſo bald als möglich ganz auflöſen möge, indem ſie in ihrer gegenwärtigen Verfaſſung mehr ein Hemmniß jedes Kunſtſchwunges iſt, als ein Förderungsmittel zum Gedeihen der Kunſt. Auch im Ausſchuſſe des Kunſtvereins lodert die Flamme der Zwietracht, indem neuerdings in Vorſchlag gebracht wurde, den Ankauf von Bildern nicht blos auf die einheimiſchen Künſtler zu beſchränken, ſondern zum Vortheil der dieſen Verein bildenden Mitglieder auch auf fremde Maler auszudehnen. Mochte nun auch das Motiv dieſer Maßregel, nämlich die Unzufrie-

bedeckt bei Klingsohr mit dem Kindbette der verstorbenen Mutter. Heinrich, der Klingsohr's Tochter Mathilde liebt, wird in Folge dessen Bruder seiner Geliebten. Klingsohr's Weisheit wird dadurch Heinrich's Weisheit. Er Mathilde's, er von Klingsohr's Tochter. Mathilde ist Heinrich's Geliebte, Heinrich ist Mathilde's Geliebter, Klingsohr ist Beider Vater. Mathilde ist Heinrich's Tochter, Heinrich ist Klingsohr's Sohn. Klingsohr ist Mathilde's Vater, Mathilde ist Klingsohr's Tochter. Heinrich ist Mathilde's Bruder, Mathilde ist Heinrich's Schwester. Wie Klingsohr und Heinrich, Mathilde und Heinrich, Heinrich und Mathilde, Mathilde und Klingsohr, Klingsohr und Mathilde, Heinrich und Klingsohr,

Tonſprache mehr, denn daß er dieſelbe klar zur Anſchauung zu bringen vermöchte. Sie betrachten ihn als den Johannes, der dem Meſſias vorangeht und das Wort verkündet, das dieſer bringen ſoll. An Schmeichlern fehlt es Berlioz hier nicht, dafür ſorgt die Furcht vor ſeiner Journaliſtenfeder. Heute geben ſie ihm zu Ehren ein großes Feſteſſen im Caſino, dann eilt er nach Prag und Peſth, um dieſe beiden Städte gleichfalls mit ſeinen räthſelhaften Schöpfungen zu beglücken. — Einen grellen Gegenſatz zu Berlioz bildet Felicien David, deſſen „Wüſte" im Theater an der Wien zur Aufführung gebracht wurde und allgemein anſprach. Die Einhelligkeit in der Anerkennung dieſes fremden Tonmeiſters bei aller Fremdartigkeit der Schilderung iſt wohl hauptſächlich daraus zu erklären, daß er durch Anlehnung an den üblichen Styl dem Ohre des Zuhörers ſchmeichelt, welches Neues hört, ohne das Alte vergeſſen zu müſſen. — Nikolai hat ſich endlich mit den verfeindeten Künſtlern ausgeſöhnt, indem er ſich verpflichtete, fortan ſeinen rothen Adlerorden blos zweimal im Jahre zu tragen. Das Orcheſter des Hofoperntheaters beginnt in dieſer Saiſon wie früher unter ſeiner Leitung den Cyclus der im beſten Anſehen ſtehenden philharmoniſchen Concerte, welche ſtets ein elegantes und kunſtſinniges Publicum zu verſammeln pflegen. Auch hat Nikolai ein Concert veranſtaltet, in welchem blos ſeine eigenen Compoſitionen executirt wurden. Dieſe ſind zwar geſchmackvoll, aber ohne allen Schwung. Der witzige Componiſt D. nannte Berlioz und Nikolai gleich ohnmächtig, doch mit dem Unterſchiede, daß Berlioz ſich fortwährend bemüht, ſchöpferiſch aufzutreten, indeß Nikolai wenigſtens ſo beſcheiden iſt, ſeine Schwäche einzuſehen und jedes geniale Gelüſte aufzugeben.

Im Hofoperntheater, wo die peinlichſte Verödung herrſcht, haben die franzöſiſchen Schauſpieler unter der Direction des Herrn Sainval ihr Weſen begonnen, und dieſer Umſtand dürfte dem jämmerlichen Kunſttempel, auf deſſen Schwelle das Gras wächſt, wieder einige Beachtung zuwenden, wenigſtens in jenen Schichten der Geſellſchaft, in denen die Theilnahme an Allem, was franzöſiſch heißt, mit Ausnahme der franzöſiſchen Preßfreiheit, der franzöſiſchen Gleichheit vor dem Geſetz und einiger anderen franzöſiſchen Verwerflichkeiten, zum guten Tone gehört, deſſen ſich Niemand entſchlagen darf. Ich habe noch keine Vorſtellung derſelben beſucht und kann darum nichts aus eigener Anſchauung über ſie ſagen, als daß das Repertoir ſehr ſchlecht iſt, nichts als Abhub der Pariſer Vorſtadtbühnen und altes Rumpelzeug.

Unſere Journaliſtik erleidet wenig Veränderungen. Bei Wallishauſſer erſcheint im künftigen Jahre eine neue ökonomiſche Zeitſchrift, welche der im Fache der Landwirthſchaft vielerfahrene Rath Andre redigiren wird. — Die „Gegenwart", welche unter Schuhmacher's Redaction ihren Lauf begann und bei ihrem monatlichen Abonnement ſeit ihrem zweimonatlichen Beſtehen bereits 1200 Abonnenten zählt,

soll vom Jahre 1846 an unter die Leitung des Dichters Dr. Frankl kommen, welcher auch Redacteur der „Sonntagsblätter" ist und als solcher bewiesen hat, wie ein heutiges Journal selbst unter dem Druck ungünstiger Verhältnisse sich den Ruhm einer gesinnungsvollen und ehrenhaften Haltung zu erwerben im Stande ist. Es wird dann wohl das Hauptaugenmerk des Verlegers und der neuen Redaction sein müssen, dem politischen Theile des durch eine umfassende Concession wie kein anderes beglückten Blattes mehr frisches Leben einzuhauchen und Lächerlichkeiten zu vermeiden, wie sie der frühern Redaction seltsam genug passirt sind. So erklärte unlängst Herr Schuhmacher in der „Gegenwart", es habe Jemand versucht, sein politisches Glaubensbekenntniß herauszubekommen. Ja, prosit! er, Herr Schuhmacher, sei weise; er binde seine politische Meinung nicht Jedermann auf die Nase, kaum lasse er sie unter Freunden blicken. Der Redacteur eines politischen Blattes im 19. Jahrhundert!

Die 17 italienischen Insurgenten, welche sich in Folge des unglücklichen Ausgangs des Aufstandes in Rimini auf das Meer flüchteten, um an der griechischen Küste oder den jonischen Inseln eine Freistätte zu finden, aber vom Sturme nach Fiume getrieben wurden, werden dort zwar bis auf weitern Befehl in engem Gewahrsam gehalten, allein von einer Auslieferung an die päpstliche Regierung ist nicht zu denken. Oesterreich weiß am besten, was die Romagna unter der Herrschaft der Tiara zu leiden hat; bekannt ist die Fruchtlosigkeit seiner Rathschläge in Betreff zeitgemäßer Verwaltungsreformen. Wahrscheinlich werden die Flüchtlinge nach England oder Nordamerika gebracht werden; die österreichische Regierung wird sich durch die Großherzigkeit der toscanischen doch nicht beschämen lassen. — Die Vertheidigungsartikel in der Allgemeinen Zeitung, in welchen die Vortrefflichkeit der Verfassung des Kirchenstaates mit grellen Farben ausgemalt und das Wohlbefinden des Volkes nach Möglichkeit gepriesen wird, schreibt man hier dem aus Rom angelangten Hofrath Hurter zu.

Wie ich höre, beabsichtigt die römische Curie durch die Feier des dreihundertjährigen Jubiläums des Conciliums in Trient, welche im Frühjahr 1846 stattfinden wird, eine engere Vereinigung aller Kirchenfürsten in Deutschland. Es wird dabei ein sechsmonatlicher Ablaß verkündet werden und der Ami de la Religion kann schon jetzt die Herrlichkeiten und die Gnadenquellen nicht genug beschreiben, die sich im Jahre 1846 des Heils der gläubigen Heerde aufschließen werden. Neben der Marienkirche, in welcher das berühmte Concil abgehalten worden, wurde am 26. November d. J. der Grundstein zu einem Denkmal der heiligen Mutter Gottes gelegt, und in wenigen Tagen, nämlich am 13. December, soll dasselbe vollendet sein.

Digitized by Google

III.

Aus Cöln am Rhein.

Preßpolizei. — Geſetzeskunde. — Der preußiſche Index. — Das erſte deutſche Cenſurmandat. — Theater. — Virtuoſenthum. — Faſching. — Vereinelei.

Der heilige Amtseifer der Polizei, die verbotenen Bücher, die ſich zur Zeit des Verbotes noch beim Buchhändler vorfinden, wegzunehmen, hat ſich ganz gelegt, und zwar ſeit der Zeit, meint man hier, daß ſich ein den Oſtprovinzen entſproſſener Herr Commiſſarius bei einer ſolchen Gelegenheit einmal die Finger verbrannt und ſeines allzugroßen Dienſteifers wegen von Oben herab einen tüchtigen Wiſcher empfangen. Die Leute aus den Provinzen jenſeits des Rheins können ſich durchaus nicht darein finden, daß bei uns noch franzöſiſches Recht gilt und ſcheinen dies oft mit und ohne Abſicht zu vergeſſen. Einen patriotiſchen Wunſch können wir nicht unterdrücken; nämlich den, in allen Volksſchulen die Grundzüge unſers Rechtes gelehrt zu ſehen, damit der Bürger ſeine Rechte als Bürger, die ihm das Geſetz ſchützt und verbürgt, kennen lernt und ſich wahren könne, wenn irgend eine Gewalt dieſelben verletzen will. Doch um wieder auf die Bücherverbote zurückzukommen, ſo iſt es luſtig anzuſehen, wie der polizeiliche Index verbotener Bücher mit jeder Woche an Umfang gewinnt, zu einem fürchterlich drohenden Ungeheuer anſchwillt, wie weiland Dr. Fauſt's Pudel. Wir hegen aber die feſte Ueberzeugung, daß — nun doch wenigſtens unſere Nachkommen, doch wenigſtens nach funfzig Jahren oder hundert, beim Anblick dieſes Rieſen-Index ausrufen werden: War's möglich? Das alſo verbot man Anno ſo und ſo? und daß dann unſer Index ein Curioſum ſein wird, wie für uns jetzt jener, den Karl V. zum politiſchen Seelenheil ſeiner in Gott geliebten Unterthanen durch den Druck veröffentlichen ließ. — Eine Merkwürdigkeit in der Geſchichte der deutſchen Cenſur iſt es aber, daß Bücher, wie das „humoriſtiſche Buch der Narrheit", von Kaliſch, das hier die beſte Aufnahme gefunden hat, im neunzehnten Jahrhundert in der deutſchen Stadt erſchienen, von wo ſich das erſte deutſche Cenſur-Mandat aus dem fünfzehnten Jahrhundert herſchreibt — nämlich aus Mainz. Hier gab Gutenberg der Welt das Licht und hier dachte man auch zuerſt an Lichtſchirm und Löſchhorn. Im Jahre des Heils 1486, ſage Eintauſend vier hundert ſechs und achtzig, den vierten Januar, erließ der Erzbiſchof von Mainz, Berthold gefürſteter Graf von Henneberg und Römhild (1484—1504), das erſte Cenſur-Mandat. Die erſten wohlbeſtellten deutſchen Cenſoren hießen Joann Bertram von Nuenburg für die Theologie, Alexander Diethrich für die Jurisprudenz, Theodorich v. Meſchede für die Medicin und

Zahnen über die Art der Lehre Christi. Zum Beweise für alle gewöhnlichen, auch in Christi und der Apostel Zeit vorhin Gläubigen, und auf den Fall, daß Christus und die Apostel keine Lehre über Zweifel und Irrthümer gegeben hätten, wird angeführt, daß Christus und die Apostel keine Lehre über Zweifel und Irrthümer gegeben haben. Der gelehrte Mann sieht nun zwar wohl, daß dieß kein Beweis sey, und daß es nicht genug sey, daß Christus und die Apostel keine Lehre über Zweifel und Irrthümer gegeben haben, sondern daß Christus und die Apostel die Lehre gegen Zweifel und Irrthümer gegeben haben müssen, wenn sie nöthig war, und daß sie sie nicht gegeben haben würden, wenn sie nicht nöthig gewesen wäre. Allein, sagt er, Christus und die Apostel haben sie nicht gegeben, also war sie nicht nöthig. Wie wenn man diese Schlüsse verkehrt und sagte: Christus und die Apostel haben diese Lehre gegeben, also war sie nöthig, und sie haben sie gegeben, weil sie nöthig war? Wie wenn man sagte: Christus und die Apostel haben die Sündenvergebung, oder Heiligung durch Jesum Christum gelehrt, also ist sie nöthig, und sie haben sie gelehrt, weil sie nöthig ist? Wie wenn man sagte: Christus und die Apostel haben die Auferstehung der Todten gelehrt, also ist sie nöthig, und sie haben sie gelehrt, weil sie nöthig ist? Wie wenn man sagte: Christus und die Apostel haben die Gottheit Christi gelehrt, also ist sie nöthig, und sie haben sie gelehrt, weil sie nöthig ist? Wie wenn man sagte: Christus und die Apostel haben die Dreyeinigkeit gelehrt, also ist sie nöthig, und sie haben sie gelehrt, weil sie nöthig ist? Wie wenn man sagte: Christus und die Apostel haben die Taufe der Kinder gelehrt, also ist sie nöthig, und sie haben sie gelehrt, weil sie nöthig ist? Wie wenn man sagte: Christus und die Apostel haben die Heiligkeit des Sonntags gelehrt, also ist sie nöthig, und sie haben sie gelehrt, weil sie nöthig ist? Wie wenn man sagte: Christus und die Apostel haben die Verbindlichkeit der Obrigkeit gelehrt, also ist sie nöthig, und sie haben sie gelehrt, weil sie nöthig ist? Wie wenn man sagte: Christus und die Apostel haben die Verbindlichkeit der Unterthanen gelehrt, also ist sie nöthig, und sie haben sie gelehrt, weil sie nöthig ist? Wie wenn man sagte: Christus und die Apostel haben die Verbindlichkeit der Ehe gelehrt, also ist sie nöthig, und sie haben sie gelehrt, weil sie nöthig ist? Wie wenn man sagte: Christus und die Apostel haben die Verbindlichkeit der Kinder gegen ihre Eltern gelehrt, also ist sie nöthig, und sie haben sie gelehrt, weil sie nöthig ist? Wie wenn man sagte: Christus und die Apostel haben die Verbindlichkeit der Eltern gegen ihre Kinder gelehrt, also ist sie nöthig, und sie haben sie gelehrt, weil sie nöthig ist? Wie wenn man sagte: Christus und die Apostel haben die Verbindlichkeit der Eheleute gegen einander gelehrt, also ist sie nöthig, und sie haben sie gelehrt, weil sie nöthig ist? Wie wenn man sagte: Christus und die Apostel haben die Verbindlichkeit der Unterthanen gegen ihre Obrigkeit

einzelne Städte Deutſchlands zu einem an Wahnſinn grenzenden Enthuſiasmus heraufſchrauben. Ein charakteriſtiſches Merkmal des letzten Jahrzehnts der erſten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts! — Die Bellen des Faſchings fangen ſchon an bei uns zu läuten und erbaulich nehmen ſich in unſrer Zeitung die Carnevalsanzeigen neben den Einladungen der Vereine aus, die unter dem Protectorate aller nur denkbaren Heiligen hier vegetiren. In der dermalen hier graſſirenden Vereinsepidemie iſt auch einer entſtanden, deſſen Zweck, unſerm verſtorbenen Erzbiſchof Clemens Auguſt ein Denkmal zu errichten. Seine koloſſale Büſte in Marmor iſt ſchon längſt fertig. Die Verehrer des Seligen, welche dieſelbe fertigen ließen und nicht gern aus ihrer Taſche bezahlen, müſſen ſie nun an den Mann zu bringen ſuchen, denn es darf die Verehrung nicht viel Groſchen koſten. Sehr zu wünſchen wäre es, wenn ſich in Cöln ein Reinlichkeits-Verein bildete, denn unſer Straßenſchlamm hat ſeines Gleichen nicht, iſt wahrhaft claſſiſch und ſcheint auf die neuen Gemeinderäthe oder Stadtverordneten zu warten, indem unſer jetziger Stadtrath ſammt unſer Polizei mit demſelben auf dem vertrauteſten Fuße zu ſtehen ſcheinen. Süß iſt die Gewohnheit! und der Straßenkoth bringt der Polizei ſeine gehörigen Sporteln, die man, wie ganz natürlich, nicht gern verliert.

IV.

Aus Mekleuburg.

Der Parforce-Jagd-Verein.

Es iſt doch eine ſchöne Sache um ein gutes Beiſpiel. Da fiel es zu derſelben Zeit, als gerade in Schleſien die Hungersnoth unter den armen Webern am größten war, einem auserwählten Theile des dortigen Adels ein, den vielbekannten und benannten „Reit- und Jagdverein" zu gründen. Man wollte, ſo lautete die rhetoriſch abgefaßte Ankündigung, durch derlei ritterliche Vergnügungen und Uebungen dem Adel, dieſem Kern des Staates, ſeine frühere Wehrhaftigkeit und Ritterlichkeit und dadurch wieder ſein, ein wenig verloren gegangenes Anſehen auf's Neue erringen. Der Gedanke war in der That nicht übel und machte den Köpfen der Erfinder alle Ehre. Kann der Adel auch wohl etwas Klügeres thun, um das alte Anſehen, nach dem er ſo ſehr trachtet, wieder zu gewinnen, als einige theuer erkaufte engliſche Pferde todt jagen, einige arme Haſen oder Füchſe durch ſtundenlanges Hetzen martern und dabei Saaten und Felder ruiniren? Müſſen ihm ſolche Thaten nicht nothgedrungen die Verehrung des ganzen Volkes wieder gewinnen, und ſind ſie nicht die beſten Grundſteine zur Gründung des „chriſtlich-patriarchaliſchen Staates", den ſo viele ſeiner Mitglieder einzuführen wünſchen?

Wie ſehr iſt es im Intereſſe des allgemeinen Nutzens zu beklagen, daß die Verbreitung ſolcher „Jagd- und Reitvereine" bisher noch leider immer ſo ſchwach geweſen iſt. Welchen herzerhebenden Anblick muß es nicht für alle anderen Staatsbürger gewähren, einen Zug rothberöckter Junker, die wehrhaft gerüſtet zur Verfolgung eines Haſen ausziehen, unter dem Klange der Waldhörner und dem Gebelle der zahlreichen Meute, durch die Straßen und über die Felder ziehen zu ſehen. Und gar wenn Damen daran Theil nehmen, wenn ſie eine Ehre darin ſuchen, mit dem ſchnellſten Reiter zu wetteifern, trotz dem beſten Piqueur die Meute in Ordnung zu halten, und recht nahe ihr ſich vor dem Anblicke ſcheuendes Roß bei dem Fange heranzutreiben, damit ihnen ja kein Zucken und Stöhnen des Thieres, das noch lebendig von den Hunden zerriſſen wird, entgehe. Dank ſei es den humanen Geſinnungen ſolcher Zierden ihres Geſchlechtes, wir haben häufig Gelegenheit dies Schauſpiel zu beobachten, und unſeren anderen Frauen, deren Gemüth noch zu verweichlicht iſt, als daß ſie an ſolchen Beſchäftigungen Behagen finden könnten, mit hochherzigem Beiſpiele voranzuleuchten.

Dies Alles fühlte der edle Verein des ſchleſiſchen Adels beſſer als wir es hier auszudrücken vermögen, und beſchloß, in Erwägung deſſen und derohalben, nach langen Berathungen, bei denen des purpurnen und goldenen Weines viel ritterlich getrunken, und tiefdurchdachte Reden, darinnen Weisheit und blumiger Ausdruck wetteiferten, gehalten worden, den obgenannten Jagd- und Reitverein zu Wartemberg zu gründen. Die Adelszeitung, dieſes Blatt der Blätter, pries ſolches Unternehmen in ausführlichen Spalten und freute ſich, dem ſchon lange darauf begierigen Publicum doch einmal etwas vom Adel, wodurch er ſich wahrhaft vor den übrigen gebildeten Ständen auszeichne und den Vorrang, der ihm von Unverſtändigen bisweilen noch ſtreitig gemacht wird, verdiene, melden zu können. Von dieſem edlen „Jagd- und Reitvereine" meinte ſie, würde die Wiedergeburt der etwas in Verfall gerathenen Ritterlichkeit wieder ausgehen, und eine neue Aera des Adels würde durch ihn erblühen. Dringend forderte ſie alle Edelen der deutſchen Gauen zur Unterſtützung und Nacheiferung auf, und verhieß mit ängſtlicher Gewiſſenhaftigkeit einen getreuen Bericht aller ſolcher Jagden und ein genaues Verzeichniß der auf denſelben todtgehetzten Haſen und todtgejagten Pferde. Eine glorreiche Erinnerung der Thaten ihrer Voreltern ſollte dadurch ſpäteren Generationen werden, damit dieſen doch nicht unbekannt bliebe, warum zu jenen Zeiten von ihren Ahnen ein abſonderlichrs Vorrecht vor den übrigen Ständen beanſprucht, ja was noch mehr, ſelben auch hin und wieder zugeſtanden worden.

Allein ſei es nun, daß der größte Theil des deutſchen Adels glaubte, ſeine Zeit beſſer anwenden zu können — oder daß ihm das

Geld, dieſer Hauptnerv alles Lebens unſerer Tage, dazu mangelte — die Sache fand leider nirgends ſo rechten Anklang. Der hohe Adel verſchmähte es zwar nicht, unbeſchadet ſeiner ſonſtigen Stellung und Würde, bei den Jagdfeſten, die ein Croupier in Baden-Baden auf öffentlicher Promenade zur Indignation aller übrigen nicht ſo hochgebildeten Leute veranſtaltete, als Piqueur zu agiren; allein eigene adelige Jagd- und Reitvereine wurden außer Schleſien nirgends ins Leben gerufen.

Nur der Adel Meklenburgs, dieſer würdige Repräſentant alles altadeligen Treibens, wurde ob ſolcher Idee ſeiner lieben Brüder in Schleſien begeiſtert, und beſchloß eine Nachahmung. Dieſelben Coryphäen deſſelbigen, die vor mehren Jahren eine Subſcription zur Unterſtützung der heiligen Sache des Don Carlos in Spanien eröffnet hatten, und von denen in letzter Landtagsverſammlung Einer die ſeiner und ſeiner Genoſſen würdigen Worte ſprach: „Er ſei ſtolz, daß ſeine Vorfahren einſt das Fauſtrecht ausgeübt hätten," traten auch hier wieder an die Spitze. Man iſt es in Meklenburg ſchon ſo gewohnt, dieſe Herren immer voran zu ſehen, wo es ein die Wohlfahrt des ganzen Landes bezweckendes Unternehmen gilt, daß man ſich hierüber auch nicht im Geringſten wunderte. Die vollkommene, freilich bisweilen etwas ins Lächerliche ausartende Nachahmung der Pferderennen nach engliſcher Weiſe, das Geſetz wornach auf den fliehenden Wilddieb nach zweimaligem Anrufe geſchoſſen werden darf, das vollkommen ausgebildete Patrimonial-Gerichtsweſen und noch mehre derartige Einrichtungen verdankt das Land dieſer Phalanx ſeiner altadeligen Gutsbeſitzer. Freilich, als im vorigen Jahre Mitglieder der Ritterſchaft des bürgerlichen Standes auf dem Landtage die Propoſition ſtellten, daß die öffentliche Spielbank in Dobberan, der mancher Staatsbürger ſchon ſeinen völligen Ruin verdankt, aufgehoben werden ſolle, daß die ganze Ritterſchaft auf das Privilegium der Zollfreiheit, wodurch ſie auf Koſten des übrigen Volkes ſo ſehr bevorzugt würde, verzichten müſſe, daß man den Anſchluß des Landes an den Zollverein vorbereiten wolle, da opponirte dieſer alte Adel auf das Heftigſte dagegen und wußte durch allerlei Machinationen auch glücklich dies Alles zu hintertreiben.

Es bildete ſich alſo im vorigen Jahre durch zahlreiche Unterſchriften ein „Parforce-Verein", deſſen Mitglieder natürlich alle dem erſten Adel des Landes angehörten. Der Großherzog von Meklenburg-Schwerin wurde zum Protector dieſes ruhmvollen, ſo ſehr der Zeit angemeſſenen Bundes erkieſet, ſchlug aber leider dieſe hohe Würde ganz entſchieden ab. Man ließ ſich hiedurch nicht in ſeinen Abſichten ſtören, ſondern kaufte eine theure Meute abgerichteter Hunde in England, und verpflichtete ſich, die Jagd auf ſeinen und der angehörigen Bauern Feldern zu geſtatten. Zur Freude des Landes nahmen im

vorigen Herbste diese Jagden ihren Anfang. Eine edle Gräfin, bekannt durch mehre rühmliche Thaten, worunter z. B. die eigenthümliche und charakteristische Belustigung gehört, die Dorfkinder unter dem Altane des Schlosses zu versammeln, um denselben Eier auf die Köpfe zu werfen und sich daran zu vergnügen, wie der gelbe Inhalt derselben über die Gesichter der Getroffenen herunterfließt, ward zur Diana auserkohren. Große Jagdfeste wurden ganze Wochen durch auf den verschiedenen, in der Nähe liegenden Gütern der Theilnehmer gehalten, und zahllose Flaschen dabei ausgestochen. Am Morgen nach eingenommenem guten Frühstücke, bei denen natürlich der Portwein und der Madeira die Herzen entzünden, und wobei auch die Mehrzahl der Damen es nicht verschmähet, ein starkes „Wenig" an dem Feuertranke zu nippen, versammelt sich die Gesellschaft, um die Jagd zu beginnen. Die Herren alle in rothen Phantasie-Fracks, engen weißen Hosen, Stulpstiefeln und schwarzen Sammetkappen; die Damen, welche als Amazonen mit reiten wollen, in langen wallenden Reitkleidern von derselben Farbe, und eben solcher Kopfbedeckung wie die Männer. Mit Peitschengeknall und Hundegebell zieht die Gesellschaft durch die schlechten Wege des aus elenden Lehmhütten bestehenden Dorfes auf das freie Feld. Ein armer Hase ist von den Spürhunden aus dem bergenden Kartoffelfelde aufgetrieben und sucht mit schnellen Läufen ein rettendes Gehölz. Laut klaffend folgt die Schaar der Hunde seiner Fährte, die Jäger, Damen wie Herren, spornen oder peitschen ihre Renner zu rascherer Gangart und bemühen sich, bei den Hunden zu bleiben. Durch Dick nnd Dünn, über bebaute wie unbebaute Felder geht nun die Jagd. Immer weiß der Hase durch Wendungen und plötzliche Veränderungen seines Laufes seinen Verfolgern zu entfliehen. Einzelne Reiter bleiben aus Schonung ihrer edlen Rosse, oder weil sie etwa vorkommende gefährliche Passagen scheuen, schon zurück, die Mehrzahl aber, und unter dieser namentlich die mitreitenden Damen, schont weder Sporn noch Peitsche, um ja den Fang aus rechter Nähe mit ansehen zu können. Endlich, oft nach stundenlangem Jagen, haben die Hunde das aus Ermattung niedergestürzte Thier erreicht, dem die Todesangst schreiende Töne entlockt. Unter ihren wüthenden Bissen und Zerren findet er sein qualvolles Ende. Begierig weiden sich die im Kreise rings versammelten Jäger an diesem edlen Schauspiele. So wird die Jagd noch einige Male wiederholt, bis endlich die völlige Erschöpfung der Pferde, die mit vom Sporn zerrissenen Flanken, über und über mit Schaum bedeckt und keuchend die Luft einathmend, einen traurigen Anblick gewähren, und oft an einem einzigen Morgen um einiger Hasen willen für immer ruinirt sind, Einhalt gebietet. Die Beute am Sattel befestigt, zieht die Jagdgesellschaft wieder ins Schloß zurück, ungemein befriedigt von dem so gut angewandten Morgen.

Digitized by Google

Ein großes Diner, wozu tüchtiger Hunger mitgebracht und die meklenburgiſche Virtuoſität im Eſſen und Trinken ſich im glänzenden Lichte zeigt, beginnt. Die Unterhaltung dreht ſich dabei um die Begebenheiten der heutigen Jagd, die breit und umſtändlich von jedem einzelnen Theilnehmer auseinandergeſetzt und beurtheilt werden. Intereſſante Nachrichten über Hunde und Pferde bringen angenehme Abwechſelung dazwiſchen. Da man auf manchen meklenburgiſchen Gütern nie, oder doch nur in ſeltenen Ausnahmsfällen, über andere Gegenſtände ſprechen wird, ſo findet dies Geſpräch allgemeine Theilnahme. Damen wie Herren werden ordentlich begeiſtert, wenn ſie auf die Thaten der Wettrenner des Grafen H. oder des Barons M. kommen, und erſtere hören mit großer Unbefangenheit, die von ihrer ſonſtigen gezierten Prüderie ganz ſeltſam abſticht, die genaueren Details der Pferdezüchtung und Paarung mit an, und wiſſen auch ganz naiv die einzelnen bei der Paarung gebräuchlichen techniſchen Ausdrücke zu erzählen. Doch der Wein, der in ungeheuren Quantitäten vertilgt iſt, beginnt ſeine Wirkung zu äußern, man wird aufgeregter und geht von den Pferden zur — Politik über. Hilf Himmel! die Politik in dem Kreiſe des meklenburgiſchen „Parforce-Vereines". Donnernde Reden gegen die neue Zeit, welche es wage, an den alten Rechten des Adels zu rütteln, werden gehalten und der ganze altadelige Zorn auf dieſelbe herabbeſchworen. Am ſchlimmſten kommen die liberalen Schriftſteller fort, „welche an all dem Unheil Schuld wären und dem dummen Volk nur allerlei Unſinn in den Kopf ſetzten." Ein Herr meint, die Regierung müſſe alle Zeitungen, mit Ausnahme der von ihr ſelbſt ausgehenden und der etwaigen Jagd- und Adelsblätter, ganz verbieten. Ein anderer vornehmer meklenburgiſcher Graf äußert den lebhaften Wunſch, „einmal alle dieſe verdammten Demagogen in ſeiner Gewalt zu haben, damit er ſie mit ſeinen Jagdhunden einſperren und gleich dieſen mit der Peitſche an Zucht und Ordnung gewöhnen könne, was ein zuſtimmendes Gelächter der Uebrigen zur Folge hat. Nach den liberalen Schriftſtellern kommt die Parthei der bürgerlichen Gutsbeſitzer, welche gleiche landſtändiſche Rechte mit den Adeligen verlangen, an die Reihe und erhält eine reiche Menge nicht ehrenvoller Beinamen. Ein großes Trink- und Spielgelage, wobei anſehnlich im Hazardſpiel gewagt wird, macht das würdige Ende des würdig begonnenen Tages.

Es bedarf im Grunde keiner Erwähnung, daß nur ein Theil des meklenburgiſchen Adels auf ſolche Weiſe ſeinen Stand proſtituirt. Unter der Mehrzahl giebt es eine Menge gebildeter, vernünftiger und die Anforderungen der Zeit wohl erkennender Männer, die namentlich mit allen Kräften für Emporhebung der Landwirthſchaft, welche in Meklenburg zum Wohle des ganzen Landes eine ſo hohe Stufe erreicht hat, ſtreben. Mit gerechter Indignation ſehen dieſe das rohe

und unverständige Treiben ihrer Standesgenossen an, die leider vermöge ihres Reichthums und ihrer sonstigen Stellung eines gewissen Einflusses nicht entbehren.

V.

Berliner Dichter.

Titus Ulrich.

(Das hohe Lied. Berlin, Verlag von C. G. von Puttkammer. 1845.)

Das junge Berlin hat einen kleinen Triumph gefeiert. Es hat nämlich einen Poeten aufgetrieben, der den letzten Orakelspruch der allermodernsten Philosophie, die Menschgottheit, in einem höchst merkwürdigen Hohenlied proclamirt. Ohne uns in Erörterungen über die Tiefe oder Wahrheit des vieldeutigen Orakelspruchs einzulassen, bemerken wir vorerst, daß Kirche und Staat sich darüber beruhigen können. Nichts ist beiden weniger gefährlich, als der zum Gott erhobene Berliner. Theologen, die ihr Fach nicht blos handwerksmäßig betrieben haben, werden begreifen, daß es nicht gerade die frivolsten, sondern eher die denkenden und glaubensdurstigen Geister sind, die einmal dahin kommen, den biblischen Satz von der Schöpfung des Menschen nach Gottes Ebenbild umzukehren, und daß der Freudenrausch über diesen Fund mit der Zeit zu noch ganz andern Resultaten umschlägt. Die politischen Nachtwächter aber mögen auf ihrem festen Eckstein ruhig weiter schlafen. Männer der alten Welt und des Mittelalters haben in aller Naivetät, ohne zu wissen, was die neueste Reflection weiß, göttergleiche und polizeiwidrige Thaten gethan, während die bewußten Götter unserer Zeit zwar Götter sind, aber keine Männer; ähnlich den reichen Juden in Wien, die für vieles Geld Titularbarone, aber keine Bürger werden können. Der junge Berliner wird, vermöge der hindugermanischen Wahlverwandtschaft, durch die neueste Philosophie nur einem jener hunderttausend indischen Götter gleich, die, in himmlischer Sabbathstille sitzend, ihre eigenen hochgespannten Nasenflügel bewundern, — bis sie blasirt sind.

Sehen wir uns aber „das Hohe Lied" und seinen Poeten näher an. Titus Ulrich besitzt allerhand Eigenschaften, die dem Katechismus des jungen Berlin eigentlich schnurstracks entgegen laufen, z. B. Gemüth, Phantasie und andere altmodische Schwächen, die ein überalleshinausiger Stehelianer ja nur mit verachtendem Mitleid ansehen kann. Was in seinem Buche von Natur, Temperament, Naivetät, überhaupt von poetischem Talent zeugt, das hat er nicht aus den Quellen der Berliner Abstraction geschöpft; wohl aber ist es die Sucht, absolute Ideen zu malen, was ihn manchmal verrückt macht.

Digitized by Google

Genialität und Unſinn fließen oft untrennbar in einander; und dies halten wir bei einem angehenden Poeten für ein beſſeres Zeichen, als jene Gewandtheit im Verſificiren moderner Tendenzformeln, welche manchen Adepten der norddeutſchen „Wiſſenſchaft par préférence" in einem austrocknenden Grade eigen iſt. Titus Ulrich macht keine Phraſen, im gewöhnlichen Sinne des Wortes, aber Bilder voll reckenhafter Ueberſchwänglichkeit; ſchwindelnder Bombaſt und fiebertraumartige Farben wechſeln fortwährend mit Empfindungen voll tiefer Wahrheit, mit reizenden Anſchauungen und kühnen dithyrambiſchen Tönen ab. Kurz, der Verf. ſcheint eine ſehr begabte und ſehr junge Vollblutnatur, die eben in der Periode iſt, wo deutſche Jünglinge ihren Sturm und Drang austoben. In den Berliner Schulen pflegen ſolche Früchte nicht zu wachſen. Der Verf. hat ſich vermuthlich nur durch Zufall hinein verirrt.

Die Geſtalt des Ganzen iſt zu formlos, als daß eine genaue Zergliederung möglich wäre. In der Einleitung anticipirt der Dichter das Reſultat, zu welchem er im Schlußkapitel kommt: daß der Menſch Gott ſei. Im übrigen, d. h. im Haupttheil des Buches, ſoll, allem Anſehen nach, gezeigt werden, wie der Dichter durch innere und äußere Erlebniſſe nothwendig bis zu jenem „freien Standpunkt" ſich „entwickeln" mußte. Aber eben ſo wenig als der Verfaſſer uns einen deutlichen Begriff giebt von dem Leben, welches der Menſch als Gott führt, eben ſo wenig zeigt er uns die conſequente Nothwendigkeit jener Entwicklung. Umgekehrt, aus den meiſten Lebensbildern und Epiſoden, die der Poet einflicht, geht hervor, daß die Menſchen ſehr jämmerliches Gewürm ſind. Er ſelbſt aber iſt bald Fauſt und bald Hamlet, dann nimmt er die Attitude Hiobs an und dann wieder ruft er Dante zu Hülfe; er liebt, er ſpielt, er verzweifelt, er dichtet, kurz er treibt was nur ein poetiſcher Jüngling Alles treiben kann, er iſt ſkeptiſch, wie die kühnen Denker der Geſchichte und Fabelzeit, er iſt zerriſſen wie die nervenſchwachen Heroen der Neuzeit und wir glauben ihn ſchon im Sumpf der modernen Blaſirtheit untergehen zu ſehen, da plötzlich gelingt ihm der salto mortale, zu dem er ſchon früher kleine Anläufe genommen, er macht den Sprung auf den Götterthron und — empfehl mich ihnen. Charakteriſtiſch iſt auch folgender Umſtand. Wo Titus Ulrich ſeinen göttlichen Raps hat, da ſchreibt er wie im Zuſtand einer Gehirnentzündung; wo er ſich dagegen herabläßt, blos Menſch zu ſein, verräth er ein allerliebſtes und reiches lyriſches Talent. So gehören der Weihnachtsabend, die Liebesgeſchichten, die Revolutionsſcenen und die Naturſchilderungen zu den beſten und genießbarſten Partien ſeines Buches.

Und wir glauben, wenn Titus Ulrich noch ein, zwei Jahre vergehen läßt, ſo wird er es überhaupt vorziehen, ein talentvoller deutſcher Poet zu ſein, als ein Gott unter Berliner Göttern.

VI.

Notizen.

Wie die Naſſauer Schiffer kein Schmuggeln leiden. — Berichtigungsrepreſſalie. — Juden und Deutſche. — Die preußiſchen Duellgeſetze. — Der neue Leipziger Bayard. — Der „ewige Jude" in Rußland.

— Es kömmt häufig vor, daß reiſende Geſandten und ähnliche diplomatiſche Großherren, deren Effecten auf der Grenze nicht viſitirt werden, ganz allerliebſte Schmuggeleien machen und werthvolle Sachen, die ein gewöhnlicher undiplomatiſcher Sterblicher mit ſchwerem Gelde verſteuern muß, zollfrei herüber führen. Die Naſſauer Schiffer am rechten Rheinufer, ein keckes Völkchen, ſcheinen jedoch noch gegen Schmuggler ganz anderer Art rückſichtslos ſich zu wehren. Der Brüſſeler Univerſitätsprofeſſor Herr Ulif — der uns nachfolgende Anekdote ſelbſt erzählt hat — war bei den diesjährigen Feſten am Rhein unter der Zahl der fremden Gäſte. Bei einem Ausfluge auf dem rechten Rheinufer wollte er in der Nähe von Coblenz auf einem der Kähne ans jenſeitige Ufer überſetzen; er ſtieg ein, allein die Schiffer, die am Ufer noch allerlei zu ſchaffen hatten, zögerten lange mit der Abfahrt. Mittlerweile ſtieß eben ein anderer Kahn vom Lande, in welchem zwei, und wie es ſchien vornehme Herren ſaßen. Dieſe alſo, die die Ungeduld des vergebens Wartenden ſahen, luden ihn zuvorkommend ein, mit ihnen die Ueberfahrt zu machen. Profeſſor Ulif nahm die Einladung dankbar an. Aber kaum war er in den gaſtfreundlichen Kahn geſtiegen, da riefen fünf bis ſechs vom Ufer herbeilaufende Schiffer: Das iſt verboten! Das darf nicht ſein! Der fremde Profeſſor, der der deutſchen Sprache nur halb mächtig iſt und von der deutſchen Polizei vielleicht einen deſto mächtigeren Begriff hat, erſchrack bei dieſem Geſchrei und eilte, um nichts Unerlaubtes in einem fremden Lande zu begehen, trotz des Zuredens der beiden Herren in ſeinen urſprünglichen Kahn zurück, der endlich langſam ſich in Bewegung ſetzte, während der andere, von vier tüchtigen Ruderern beſetzt, pfeilſchnell voranflog. Herr Ulif erkundigte ſich nun, warum man ihm verwehrte, mit dem andern Kahn zu fahren, und erfuhr, daß die Schiffer vom linken Ufer nicht das Recht haben, Paſſagiere vom rechten Ufer hinüber zu fahren. Kennt ihr die beiden Herren, die in dem andern Kahne ſaßen? fragte Herr Ulif weiter. „I freilich," antwortete der Schiffer mit einem pfiffigen Lächeln — „der Eine war ja der König vun Preiße; aber das thut niſcht, wir brauche das nit zu wiſſe, un de Preiße derfen uns Naſſauer kane Paſchaſchire fortnehme." —

— Unter den deutſchen Auswanderern nach Amerika ſollen ſich in der letzten Zeit auch mehrere Herren von dem preußiſcheu Berichtigungsbüreau eingeſchifft haben. In der That ſind die „Berichtigungen" in den deutſchen Zeitungen, die voriges Jahr ſo viel Aufſehen machten, allmählig eingeſchlafen, während ſie in Amerika auftauchen. Das in Waſhington erſcheinende officielle Journal „Union" enthielt

Digitized by Google

vor einigen Wochen einen Artikel über Preußen, der mit etwas ſchreiend rothen Farben und mit wenig galanten Ausdrücken geſchrieben war. Der preußiſche Geſchäftsträger in den vereinigten Staaten, Herr von Gerolt, ſoll darauf beſtanden haben, daß dieſer Artikel widerrufen werde, und ſoll ſogar erklärt haben, im Weigerungsfalle ſeine Päſſe zu verlangen. Die „Union" hat nachgegeben und den fraglichen Artikel einige Nummern ſpäter als übertrieben und unſchicklich erklärt. Das Miniſterium der Vereinigten Staaten ſoll aber zu gleicher Zeit erklärt haben, daß es ſich vorbehalte, den nordamerikaniſchen Geſchäftsträger in Berlin zurückzurufen, im Falle die preußiſche Staatszeitung (in Waſhington kennt man ſie noch unter dieſem Titel) einen die republikaniſchen Inſtitutionen Amerikas verunglimpfenden Artikel bringen würde.

— Bei der Entdeckung der jüngſten Verſchwörung in Poſen tauchte ein kleiner Nebenpunkt auf, der einige Beachtung verdient. Die Verſchwörer wollten zur Einleitung die Juden in Sulmierzyce ermorden, um, wie es heißt, durch dieſe Diverſion die Beſatzung von Krotoſzyn herauszulocken und deſto leichter Krotoſzyn ſelbſt einnehmen zu können. So wohlfeil iſt dort das Bischen Judenblut; das Gemetzel wäre zugleich ein Privatvergnügen und ein geſchicktes Manoeuvre geweſen. Bezeichnend für die Stellung der Juden iſt es, daß ſie, nicht blos in Polen, ſondern auch in Ungarn, Böhmen und Mähren, wohin ſie großentheils in alter Zeit aus Deutſchland eingewandert ſind, doppelt gehaßt werden, erſt als Juden und dann als Deutſche. Der Leſer mag darüber lächeln; eines unſerer großen Nationalblätter hat ſogar, als ein magyariſcher Deputirter einſt auf dem Reichstag gegen die Emancipation der Juden aus demſelben Grunde ſprach, mit einer naſenrümpfenden Bemerkung ſich „für die Ehre bedankt", an den ungariſchen Juden Vertreter des deutſchen Elements zu haben: es iſt dennoch ſo, ſie gelten dort für Deutſche, weil ſie deutſch reden und deutſche Bildung beſitzen; angemaßt haben ſie ſich die Ehre gewiß nicht, denn ſie leiden darunter. Sie ſchwelgen nicht, ſondern ſie faſten an zwei Tafeln. Dort, wo es ein verſtärkender Grund zum Haß iſt, erkennt man ihr Deutſchthum ſehr bereitwillig an; bei uns dagegen wird Nichts ſo hartnäckig beſtritten als ihr Deutſchthum, weil es ein Grund wäre, ſie zu naturaliſiren. Wir wollen uns hier nicht auf die Emancipationsfrage einlaſſen, die ſeit funfzig Jahren gründlich genug durchgedroſchen worden iſt und die hoffentlich nach hundert Jahren weiterer Forſchuug endlich gelöſt werden dürfte, aber zahlloſe Beiſpiele zeigen, daß die Juden in vielen Gegenden Deutſchlands nicht nur nicht als Staatsbürger, ſondern kaum als Menſchen behandelt werden. Ein Blick auf Oeſterreich, Baiern, Hannover, Meklenburg oder die Hanſeſtädte wird Jedem beweiſen, daß wir nicht übertreiben. Die Geſchichte des Schulm Moſes, welche ſo eben durch die deutſchen Zeitungen läuft, gehört durchaus nicht zu den unerhörten Fällen.

Digitized by Google

Schulm Moſes ſtammt aus dem Hannöverſchen und war einige Zeit im Holſteiniſchen mit ſeinen Eltern, nach deren Tode er zurückkam und mit einem inländiſchen Paß mehrere Jahre als Hauſirer herumzog; plötzlich wird er als Heimathloſer ausgetrieben, denn ſein Einwohnerrecht war nicht gehörig verbrieft und eingetragen. Gut, dies kann bei unſerer Heimathſcheinpedanterie auch einem gut chriſtlichen Deutſchen begegnen. Aber mit dem Juden Schulm macht man weniger Umſtände. Mit Prügeln, wie ein Verbrecher, wird er im Hannöverſchen entlaſſen, und zu neuen Prügeln iſt er im Voraus verurtheilt, wenn er die Grenze wieder überſchreiten ſollte. Aber die angrenzenden Länder und Ländchen haben keine Luſt, den Heimathloſen bei ſich aufzunehmen und treiben ihn immer wieder nach der hannöverſchen Grenze zurück, zu neuen Prügeln. Wie man ſich einen Spielball zuwirft, ſo prügeln ſich drei oder vier deutſche Bundesſtaaten den armen Juden gegenſeitig zu, und keiner will ihn behalten. So irrt der verzweifelnde Schulm, im gräßlichſten Winterwetter, mit Weib und Kindern von einem Gebiet zum andern. Man ſpreche noch von deutſcher Sentimentalität. Die liberalen Blätter aber glauben ſehr human zu ſein, indem ſie fragen: Giebt es denn kein Mittel, den Schulm Moſes nach — Amerika zu transportiren?

— Die neueſten Duellgeſetze in Preußen ſind geeignet, den Bürger von jedem Zweikampf mit dem Militair abzuſchrecken, nicht aber umgekehrt; denn während jener nach dem ſtrengen Landrecht gerichtet wird, kommt dieſer mit ſehr leichten Strafen davon. Setzen wir den Fall, ein Referendar wird von einem Offizier beleidigt, ſo ruinirt er ſich oder Andere, wenn er den Schimpf nicht auf ſich ſitzen läßt. Fordert er z. B. den Beleidiger und wird von dieſem glücklich erſchoſſen, ſo kann ſein bürgerlicher Secundant, nach dem Landrecht, zu zehn Jahren Feſtung verurtheilt werden, der ſiegreiche Offizier dagegen iſt nach höchſtens zwei Jahren wieder frei. Iſt der Civiliſt ſo unglücklich, ſeinen Gegner zu erſchießen, ſo kann er als Todtſchläger lebenslänglich ſitzen. Die Chancen ſind alſo etwas ungleich und werden nicht verfehlen, dem Militär ein gehöriges Bewußtſein und Uebergewicht vor dem wehrloſen Civilſtand zu geben.

— Ein neues Volksblatt, das ſich in Leipzig ankündigt, macht durch ſeinen närriſchen Titel in ganz Deutſchland Aufſehen. „Bayard, der Kämpe für Gott, König und Vaterland“ nennt ſich dieſer Ritter ohne Furcht (vor der Cenſur) und Tadel (in den Augen der Polizei). Seit wann iſt es erhört, daß in conſtitutionellen Ländern Gott und König einer beſonderen Leibwache bedürfen? Von jeher waren es nur Inquiſitoren, Fanatiker und alberne Obſcuranten, die ſich einbildeten, Gott bedürfe ihres kämpfenden Armes; und nur die Marquis von Carabas und Conſorten haben ſich in modernen Verfaſſungsſtaaten einfallen laſſen, unter einer beſondern Rubrik für den König und extra für's Vaterland zu kämpfen. Der Leipziger Bayard weiß ge-

Digitized by Google

wiß nicht recht, was er in Sachſen will, allein, wie geſagt, die Deviſe auf ſeinem Schilde hat einen Rococoklang, der grade jetzt ſehr unangenehm auffällt.

— Alles Bücherverbieten und Manuſcriptecaſtriren, alles Lichtverhängen und Luftabſperren geſchieht überall ſehr inconſequent, und führt zu den größten Princip-, Zweck- und Sinnloſigkeiten, wie das nothwendig die Unnatur des ganzen Verfahrens mit ſich bringt; nirgends aber iſt die Geiſtespolizei ein ſo frech dummer Teufel wie in Rußland. Eugen Sue's ewiger Jude, den man in Oeſterreich und Italien lieſt, weil er verboten iſt, wird in Warſchau ganz offen verkauft und iſt ſogar mit ruſſiſcher Cenſurerlaubniß ins Polniſche überſetzt. Der juif errant geht ja nur auf die Jeſuiten und den katholiſchen Clerus, denkt ſich der Ruſſe und wiehert vielleicht vor Schadenfreude, zeigen zu können, daß der liberale Franzoſe denſelben Clerus angreift, den auch Rußland vernichten möchte, obwohl aus andern Gründen. So grob materiell, ſo rein perſönlich ſind die Begriffe, von denen die ruſſiſche Cenſur ausgeht. Als ob die Farben, mit denen Sue das Treiben der Jeſuiten malt, nicht großentheils auf alles Pfaffenthum paßten? und an Pfaffen wird es doch unter den ruſſiſchen Popen auch nicht fehlen. Als ob die moraliſchen Motive, die den Sue'ſchen Kriegserklärungen gegen die Jeſuiten zu Grunde gelegt ſind, als ob dieſe Ideen und Begriffe mit den ruſſiſchen Ideen von Menſchenwürde, Freiheit und Recht ſo verträglich wären!

Einigkeit nicht Einheit.

Nothgedrungene Vertheidigung gegen Herrn Dr. Krauſe.

Herr Dr. Krauſe in Dresden hat den Titel meines Buches, „Mittelmeer, Oſt- und Nordſee" zu einem ſehr geiſtreichen Aufſatz in Nr. 46. der Grenzboten benützt. Daß ich darin mehr getadelt als gelobt werde, finde ich ganz in der Ordnung; wunderlich überraſcht aber hat es mich, daß ich von Herrn Dr. Krauſe plötzlich den franzöſelnden Politikern beigezählt werde, während ich doch früher eben von den Grenzboten als Franzoſenfreſſer getadelt worden bin. Wer auch nur eine einzige meiner Schriften wirklich geleſen hat, wird dieſe meine Ueberraſchung theilen. In allen meinen Büchern und Aufſätzen ſpreche ich entſchieden gegen die Nachäffung des Franzoſenthums und für eine der deutſchen Volkseigenthümlichkeit und Geſchichte entſprechende Entwickelung Deutſchlands. Und nun tritt Herr Dr. Krauſe auf und behauptet, ich faßte Nationalität im franzöſiſchen Sinn auf, wollte für Deuſchland Machteinheit und Centraliſation nach franzöſiſchem Muſter; und dies behauptet der Herr Doctor bei Beſprechung eines Buches, in welchem ich unter anderm wörtlich folgendes ſage: „Es hat ſich der deutſchen öffentlichen Meinung der Wahn bemächtigt, Deutſchland könne nur nach franzöſiſchem

Muſter eine politiſche einige Großmacht werden. Dies iſt die Urſache alles Uebels, denn es ſchreckt nicht blos die deutſchen Fürſten und Miniſter, es ſchreckt die deutſchen Volksſtämme vom politiſchen Fortſchritt zurück. Der Beſitz eines eigenen Staatshaushalts erſchöpftee ein volles Jahrtauſend hindurch den Begriff der „deutſchen Freiheit", welche das Panier aller Reichskämpfe geweſen iſt, und noch heutzutag iſt dieſe äußere Freiheit den deutſchen Stämmen wichtiger als die innere. Allein dieſe politiſche Eigenthümlichkeit des deutſchen Volkes verdient keineswegs in ihrer urſprünglichen Weſenheit, ſondern nur in ihrer Verirrung und Ausartung die Verachtung und den Fluch, womit ſie gewöhnlich belegt wird, denn ſie iſt ihrer Weſenheit nach nur die Wirkung jener ſtolzen Geltung des Individuums, welche ſchon Tacitus an den Germanen bewunderte, und wodurch ſich noch heutzutag germaniſches Volks- und Staatsleben vor dem aſiatiſchen und franzöſiſchen vortheilhaft auszeichnet. Wir nennen hier mit gutem Bedacht Frankreich neben Aſien, denn unter allen europäiſch gebildeten Großſtaaten herrſcht allein in Frankreich das aſiatiſche Staatsprincip deſpotiſcher Centraliſation und Uniformirung, ja in Frankreich iſt dieſes Princip ſogar mächtiger als in Aſien. Dieſe franzöſiſche Staatsform war und iſt den Deutſchen ein Gräuel. Die Vortheile der franzöſiſchen Machteinheit verkannten ſie nicht, aber um den Preis der individuellen Selbſtſtändigkeit wollten ſie dieſe Einheit nicht verkaufen. Dieſer Charakterzug des deutſchen Volkes hat Deutſchland zerſplittert, nicht aber die Herrſchſucht der deutſchen Fürſten, was auffallend genug dadurch bewieſen iſt, daß Deutſchland nicht blos aus Fürſtenthümern beſtand und beſteht, ſondern auch aus Bürgerſtaaten. Und haben etwa die Reichsſtädte ſich ſeltener gegen die Reichsmacht aufgelehnt als die Reichsfürſten? Sehen wir ja doch, wie noch heutzutag freie Bürgergemeinden ſich hartnäckiger gegen Deutſchlands Einigung ſträuben als fürſtliche Regierungen, und wahrlich, nicht blos kaufmänniſche Berechnungen ſind ſchuld daran, ſondern in höherm Grad eben nur die ſtolze altdeutſche Vorliebe für eine Staatswirthſchaft nach völlig eigenem Sinn und Willen. Die wahre und dem Weſen nach einzige Urſache unſeres politiſchen Unglücks iſt, daß wir für unſer politiſches Bedürfniß ein volles Jahrtauſend hindurch nicht die rechte Staatsform gefunden. Wenn aber irgend eine Geſammtſtaatsform dem Charakter des deutſchen Volkes entſpricht und für die nächſtnaturnothwendige Geſtaltung ſeiner geſchichtlichen Entwickelung gehalten werden muß, ſo iſt es die freie Bundesform und nur dieſe. Ein freier Bund freier Staaten ſoll Deutſchland werden." —

Herr Dr. Krauſe kann es nicht übel nehmen, wenn ich behaupte, daß er nur den Titel und den Schlußſatz meines Buches geleſen und dann aufs gerathewohl darüber geſchrieben hat.

Franz Schuſelka.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google

Johann Peter Hebel. *)

Hebel wird mit Recht zu den Classikern Deutschlands gerechnet, und doch sind seine berühmtesten Werke nur einige Dutzend Lieder; kleine Lieder von sehr bescheidenem Inhalte, noch dazu in der allemanischen Mundart geschrieben, die mancher Deutsche eben so wenig auf den ersten Blick versteht, wie er ein vlämisches Gedicht ohne Anstoß vom Blatte übersetzen würde. Denn auch das Flamändische ist nur eine deutsche Mundart und unterscheidet sich bloß dadurch von den übrigen Dialekten, daß es zugleich eine besondere Schrift-

*) Wir haben vor einiger Zeit von der in Brüssel erscheinenden Zeitschrift „Broederhand" gesprochen. und von der „flamändischen Verbrüderung", die sich um jene Zeitschrift vereinigt hat. Es ist in der That die am weitesten vorgerückte Fraction der germanischen Bewegung in Belgien. Sie steuert offen nach Deutschland und spricht es unverholen aus, daß nur eine allmählige Durchdringung mit deutschen Culturelementen das belgische Volk von der völligen Französirung retten könne. Der einzige, aber große Fehler dieser Partei besteht leider darin, daß sie in der Minorität ist und keine wesentliche Unterstützung von Deutschland erhält; man müßte denn die lyrischen Gedichte, die dann und wann von Duller, Louise von Plönies u. A. der „Broederhand" als Beiträge zugesendet werden, für mächtige Hilfstruppen und Subsidien halten. Wir glauben, daß Frankreich in ähnlichem Falle seiner Propaganda ganz anders zu Hilfe kommen würde. Die „flamändische Verbrüderung" ist bedeutsam genug, um in Belgien Aufmerksamkeit zu erregen, aber nicht stark genug, um den andern Parteien, die sogleich in ächt deutscher Zanksucht gegen sie aufgetreten sind, die Spitze zu bieten. Sie stützt sich auf die Einsicht und den Enthusiasmus eines kleinen Häufleins gebildeter Advocaten und Künstler in Brüssel, Antwerpen und, wie man sagt, in Lüttich; die Genter hingegen mit dem gelehrten Willems an der Spitze, wollen Flamänder und nichts als Flamänder bleiben und haben auch einen weit überwiegenden Rückhalt an dem katholischen Clerus, der die protestantische Literatur Deutschlands fürchtet. Die Genter haben zuerst im Namen der heiligen Orthographie den Bannstrahl auf die Bruderhand (deren Orthographie sich mehr der deutschen nähert) geschleudert und sind jetzt empört darüber, daß man Schiller und

ſprache bildet. Ehe wir jedoch ausführlicher von dem allemaniſchen Dichter ſprechen, müſſen wir einige Bemerkungen über die nieder- und oberdeutſchen Dialekte und über ihr Verhältniß zur hochdeutſchen Sprache vorausſchicken.

Die niederdeutſchen Mundarten, die im ganzen alten Saſſenlande vom Harz bis an die Elb- und Weſermündung, in Holſtein und in Pommern, in Mecklenburg und in Weſtphalen vom Volke geſprochen werden, haben den allgemeinen Namen Plattdeutſch. Dieſes Platt wechſelt von Meile zu Meile, von einem Dorfe zum andern; es gibt keine feſte Regel dafür und keine Sprachlehre. Die alten Städtechroniken ſind platt geſchrieben, aber ſeit dem Aufſchwunge der hochdeutſchen Literatur im vorigen Jahrhunderte denkt Niemand mehr daran, das Plattdeutſche zur Schriftſprache zu erheben. Wenige denken ernſtlich daran, etwas für ſeine Erhaltung zu thun; aufrichtige Volksfreunde und geiſtvolle Schriftſteller, wie Ludolf Wienbarg, der Holſteiner, haben ſogar offen ausgeſprochen, daß ſie es für ein Glück anſehen würden, wenn das Platt ganz vom Hochdeutſchen verdrängt würde; denn es hindere in manchen Gegenden die Verbreitung größerer Cultur und Aufklärung.

Warum hört man nicht ähnliche Wünſche in Bezug auf die oberdeutſchen Dialekte, die im Süden geſprochen werden? — Die oberdeutſchen Dialekte, aus denen ſich das Hochdeutſche gebildet hat, wie ein mächtiger Strom aus dem Zufluſſe friſcher Alpenquellen, ſtehen noch jetzt in einem lebendigen Zuſammenhange mit demſelben. Hört man im Süden die Sprechweiſe der verſchiedenen Stände, ſo kann man den allmäligen und ſtufenweiſen Uebergang aus der Sprache des Volksſtammes in die Sprache der Nation beobachten; fortwährend gehen noch jetzt in das Hochdeutſche einzelne

---

Göthe als Dichter und Volksbildner über Vondel und Bilderdyk zu ſetzen gewagt hat. Unter ſolchen Auſpicien brachte die erwähnte Zeitſchrift der deutſch-belgiſchen Partei einen kleinen Aufſatz über Hebel. Es kommt uns natürlich nicht in den Sinn, das deutſche Leſepublicum über unſern allemaniſchen Volksdichter aus flamändiſchen Quellen belehren zu wollen, denn der Aufſatz iſt keine kritiſche, keine literarhiſtoriſche Arbeit, auch zeichnet er ſich nicht durch eine beſonders tiefe Auffaſſung Hebels aus, wie man ſie etwa von Berthold Auerbach, dem wahlverwandten Dichter und innigen Kenner des ſchwäbiſchen Volkes, zu erwarten hat; Hebel ſelbſt iſt eigentlich Nebenſache, und dient dem Verfaſſer (der Profeſſor der deutſchen Literatur am Athenäum iſt) offenbar nur als eine Folie für die deutſche Tendenz ſeines Artikels. —

D. Red.

Digitized by Google

Provinzialismen über, die eine glückliche Erwerbung für den Dichter und Redner ſind, weil ſie die Sprache mit treffenden Ausdrücken und anſchaulich malenden Worten bereichern. Eben deshalb verräth im Süden oft auch der Gebildete durch Accent und Ausſprache ſeine fränkiſche, allemaniſche oder ſchwäbiſche Abſtammung. Anders im hohen Norden. In Hannover und Braunſchweig z. B. wird neben dem platten Volksdialekt das reinſte Hochdeutſch geſprochen, denn das Platt iſt von der Schriftſprache zu verſchieden, um auf dieſelbe noch einen merklichen Einfluß zu äußern; es iſt kein rohes, ſondern ein veraltetes Idiom. Der oberdeutſche Dialekt verhält ſich zum Hochdeutſchen, wie der moderne Dörfler zum modernen Städter: der plattdeutſche Dialekt hingegen wie ein ehrenfeſter Reichsbürger aus dem 16. Jahrhunderte zu dem gebildeten Staatsbürger des 19. Säculums.

Wie bei dem Belgier das Vlämiſche (Flamändiſche), ſo iſt beim Niederdeutſchen das Platt überall die Sprache der Vertraulichkeit und gleichſam das bequeme, gemüthliche Hauskleid; mit dem Landvolke oder dem Geſinde muß man es ſprechen; am traulichen Kaminfeuer dagegen, mit guten Freunden und in der Familie, da ſpricht man es aus Vorliebe. Es liegt die biedere Einfalt und die ganze Geradheit der alten Zeit darin. Auf Plattdeutſch kann man unmöglich ſentimental und affectirt ſein: das Idiom iſt zu kerngeſund und einfach dazu. Freilich iſt es auch mehr geeignet, handgreifliche Dinge als abſtracte und ideale Begriffe auszudrücken; es iſt mehr geſchaffen für den derben Humor als für lyriſches Pathos und metaphyſiſche Tiefe der Gedanken. Aber was ſchadet das? Wenn der Niederdeutſche ſeine geiſtigen Bedürfniſſe befriedigen und ſich in eine höhere Stimmung verſetzen will, ſo ſchlägt er ſeinen Göthe und Schiller, ſeinen Herder und Leſſing, oder ſeinen Rückert und Uhland auf. Er braucht das Hochdeutſche nicht erſt lange zu ſtudiren; ſelbſt der Ungebildete gewöhnt ſich in ſehr kurzer Zeit daran. Es iſt ja dieſelbe Sprache, nur vergeiſtigt und verklärt, gleichſam ätheriſcher geworden und beflügelt durch den Fortſchritt der Zeiten. Um wie viel glücklicher iſt der Niederdeutſche darin als der Bläme (Flamänder)! Auch dieſer ſpricht ſeine alte niederdeutſche Mundart, ſo oft ſich ihm das Herz bewegt; wenn er in Liebe oder Freundſchaft, in Mitleid oder Freude ſich Luft machen will, da bricht die germaniſche

Natur in ihm hervor, und unwillkürlich fängt er an, Vlämisch zu reden. Aber wenn er seinen Geist befriedigen, wenn er von den Resultaten der Wissenschaft und den Früchten einer höheren Cultur genießen will, da hat er die unselige Gewohnheit, eine ganz fremde Sprache zu wählen; eine Sprache, die zwar seinem Witze und Verstande genugthun, aber sein Herz nicht sättigen und den Durst seines Gemüthes nicht löschen kann; die seiner Einbildungskraft nur matte Farben und seiner Phantasie, statt der Flügel, armselige Krücken leiht. Denn die Seele des Französischen stammt aus einer Natur, die der germanischen entgegengesetzt ist; da ist eine andere Denkweise, anderes Gefühl und anderer Charakter. Und doch, wer zwingt den Vlämen, bei dem Fremdlinge sich zu Gaste zu laden? Die goldenen Schätze der hochdeutschen Literatur sind auch für ihn bestimmt. Der Vläme ist kein Ausländer auf dem deutschen Helikon und er lernt das Hochdeutsche eben so bald und leicht verstehen, wie irgend ein Niederdeutscher aus Holstein oder Friesland, der bis in sein zwanzigstes Jahr nur den Dialekt seines Dorfes sprach. Der Vläme geht am Hause seines Bruders vorbei, ohne es zu wissen; das Thor ist ihm weit aufgethan und er würde mit offenen Armen empfangen werden, aber er weiß es nicht und geht vorbei, um an die fremde verschlossene Thür zu pochen.

Kommen wir auf unser Thema zurück. Die Verschiedenheit in dem Charakter der nieder- und oberdeutschen Volksdialekte äußert sich auch in der nieder- und oberdeutschen Volkspoesie. Jene ist voll von ergötzlichem Spaße, von einer gesunden Komik und frischen Satyre; der niederdeutsche Geist versteht es, wie die niederländische Malerei, die Wirklichkeit mit saft- und kraftvollen Farben, mit sicherem Auge und treuem Griffel wiederzugeben; wie in der Kunst das Plastische, so ist in der Literatur das Dramatische seine Sache. Als Beweis dienen die Possen und Komödien der Hamburger und Berliner Volkstheater, und die witzigen Impromptüs der Cölner Carnavals. Die Wiener Volksstücke von Raimund und Nestroi haben schon eine andere Färbung. Im Allgemeinen neigen die oberdeutschen Volksdialekte sich mehr zur Lyrik; reizende Naivetät, zarte Empfindung und feurige Phantasie, das sind ihre Vorzüge. Der Süden Deutschlands hat eine liebliche Flora von Volksliedern; täglich entstehen sie zu Hunderten in den Thälern Tyrols, Oberösterreichs,

Digitized by Google

mit der Natur, die er ein halbes Jahr entbehrte, beſſer würdigen, und jeden Herbſt kam er mit geſchärfteren Sinnen und mit gereifterem Beobachtungsgeiſt nach der erſehnten Einſamkeit des Dorfes zurück.

Als Hebel im zwölften Jahre auch ſeine Mutter verlor — er hatte den Schmerz, ſie unter ſeinen Händen auf dem Wege von Baſel nach Hauſe ſterben zu ſehen — ging er auf das Gymnaſium nach Carlsruhe. Wohlwollende Bürger gaben ihm Freitiſche und ſo viel Unterſtützung, daß er auch die Univerſität beſuchen konnte. Sein liebenswürdiger Charakter, der milde Ernſt ſeines Geiſtes und ſeine ungeſuchte Beſcheidenheit machten ihn zum Gegenſtand allgemeiner Theilnahme. Er ſtudirte Theologie und als er ſein Examen mit dem glänzendſten Erfolg überſtanden hatte, erhielt er eine Stelle als Erzieher im Hauſe eines Pfarrers auf dem Lande. Später wurde er Lehrer am ſelben Gymnaſium, welches er ſelbſt als Schüler beſucht hatte, und zugleich Vicar in der Hofcapelle. In ſeinem höhern Alter übernahm er die Leitung des ganzen badiſchen Schulweſens, hatte dabei den Rang eines Miniſterialrathes und ſaß, als Prälat und Vertreter des proteſtantiſchen Clerus, in der erſten Kammer des Großherzogthums.

Daß der Jüngling Hebel ein vortrefflicher Erzieher geweſen ſein muß, werden ſich unſere Leſer von ſelbſt denken. Allein wir glauben, daß die Kindererziehung auch nicht ohne Einfluß auf ſeine Poeſie war. Jean Paul vergleicht einmal das Amt eines Erziehers von unverdorbenen Kindern mit der Beſchäftigung eines Künſtlers, der ſinnige Engel und Heiligenbilder aus Roſenholz ſchneidet; der Duft des edlen Holzes belohnt ihn jeden Augenblick für die Anſtrengung und verſetzt ſeine Seele fortwährend in einen ſüßen Rauſch. Gewiß hat Hebel auf ſeiner pädagogiſchen Laufbahn — und dies war die Zeit, wo er ſeine erſten Gedichte ſchrieb — ſich die Kunſt angeeignet, auf eine poetiſche Weiſe zu belehren. Hebel iſt ein didaktiſcher Dichter, aber man hört nie den Schulmeiſter, nie den Sittenprediger in ſeinen Verſen; die Erfindungen ſelbſt, und nicht die Worte des Dichters, ſprechen die Lehre aus. Er hat das Gemüth ſeines Volkes wie eine harmloſe Kinderſeele zu behandeln gewußt; er feſſelt die Phantaſie, regt die Empfindung auf, bis ſich alle Tiefen des Herzens öffnen, und die Erinnerung an die Bilder, die er dem Geiſt gezeigt

hat, fällt als ein Keim des Guten in dieſe Herzenstiefen. Er ſelbſt hütet ſich zu ermahnen, zu warnen oder Moral zu ſprechen: er giebt vielmehr den Außendingen Leben und menſchliche Geſtalt, dann läßt er ſie reden. Unter ſeiner Zauberhand verwandeln ſich Sonne, Mond und Sterne, Blumen und Kräuter, Bäume und Quellen in eben ſo viele menſchliche Weſen, und Alles auf die ſinnreichſte, natürlichſte Weiſe; alle haben ſie ihre Sorgen und Arbeiten, ihre Wünſche und Freuden, wie das gute Landvolk, zu dem ſie reden. Wer in Deutſchland kennt nicht das liebliche Gedicht vom „Haferbrei"? Es wäre kaum möglich, den Reim des Originals in einer Ueberſetzung zu erreichen; wir begnügen uns daher, durch einige Andeutungen von der Compoſition des Liedes einen Begriff zu geben. Die Großmutter ruft die Kinder zum Frühſtück, und während ſie von Zeit zu Zeit die Kleinen ermahnt, ſich nicht das Mäulchen zu verbrennen, ſich nicht die Aermel zu beſchmuzen u. ſ. w. — was die anmuthigſten Refrains und in einzelnen feinen Zügen ein idylliſches Gemälde giebt, erzählt ſie gleichſam in purer Geſchwätzigkeit die Schickſale der Haferähre. Da iſt das Haferkorn erſt ein armer Säugling, der unter der Erde, wie ein Kind an der Mutterbruſt, liegt und ſaugt; endlich ſteckt es das Köpfchen aus den Windeln und beſieht ſich zum erſten Mal die Welt, die ihm gar gut gefällt. Der liebe Gott ſchickt ihm einen Engel und ſagt: Bring' ihm ein Gläschen Thau und einen guten Morgen von mir. Dann kommt die Frau Sonne über die Berge, kämmt ihr goldenes Haar, geht, Wolken ſtrickend, über den Himmel, und lächelt dem kleinen Haferkind zu, wie eine gute Mutter; nun will es nie mehr in ſeine Wiege unter die Erde, nein, es will draußen bleiben. Da bricht der Winter herein und böſes Gewölk. Das arme Kind friert und zittert; es fragt, ob die Frau am Himmel geſtorben ſei oder ſich vor der Kälte fürchte; es weint, wie eine arme Waiſe in der Fremde. Aber der Mai kommt und Alles iſt wieder gut. Mein Haferkind wächſt; wie ein hübſches Mädchen, ſo ſchlank wiegt es ſich auf ſeinem Stängel; die Engel machen ihm über Nacht die ſchönſten Kleider aus grünen Blättern und ſeidenen Fäden; die Bienlein raunen ihm ſchöne Geſchichten an's Ohr und Abends um neun kommt der Johanniskäfer mit ſeiner Laterne und wünſcht ihm gute Nacht. So lebt es luſtig und wohlgemuth, bis es das Daſein ſatt hat, denn die Gerſte iſt fort, eben ſo Korn und Weizen; es

fühlt, daß es grau wird. Meine Zeit iſt um, ſagt es, die armen Kinder laufen barfuß zwiſchen den Furchen und leſen die Aehren auf; was ſoll ich hier allein zwiſchen Rüben und Kartoffeln? — So geht die Erzählung fort. Die Entſtehung des Haferbreis iſt gerade zu Ende erklärt, wie er ſelbſt zu Ende gegeſſen iſt und die Kinder in die Schule müſſen. Die Moral des Liedes braucht man wohl nicht erſt auszuſprechen? —

In dieſer Weiſe hat Hebel viele Lieder geſchrieben, und manche behandeln mit derſelben Einfachheit die erhabenſten Gegenſtände. Zu den großartigſten Gemälden braucht er oft keinen größern Rahmen, als die Thür einer Dorfhütte oder ein Scheunenthor. Es iſt unmöglich, mit ergreifenderen Zügen die Vergänglichkeit des Irdiſchen zu erklären, wie dies Hebel in einem kurzen Geſpräch zwiſchen Vater und Sohn thut. Es iſt Nacht und die Wanderer gehen auf der Straße nach Baſel. Der Kleine beginnt mit der Frage: Wird denn unſer Haus auch einmal ausſehen wie die Schloßruine da oben? Gewiß, ſagt der Alte. Sieh mich nur an. Einſt war ich klein und jung wie Du; jetzt mag ich mich wenden wohin ich will, jeder meiner Schritte führt zum Kirchhof. Bald werden die Ziegen auf meinem Grabe weiden und Du wirſt erwachſen ſein. Auch unſer Haus wird altern. Die Sonne ſchwärzt es jeden Tag, der Wurm nagt an ſeinen Balken, der Regen wird zum Dach hineinkriechen, der Wind durch die Spalten pfeifen. Dann wirſt Du die Augen ſchließen und Deine Kinder werden das Haus zu ſtützen ſuchen, aber vergebens. — So von dem kleinen Bauernhauſe kommt der Alte auf das Dorf, über welches einſt der Pflug hingehen wird, dann auf die mächtige Stadt Baſel, die auch einſt zu Grabe gehen muß, und zuletzt auf den Weltuntergang. Die Uebergänge ſind ſo natürlich und die Bilder ſo ganz der Anſchauungsweiſe des Bauernknaben entlehnt, daß man zugleich von der Naivetät der Einkleidung ergötzt und von der Macht der Gedanken ergriffen wird. Das Gedicht iſt eine tragiſche Idylle; der Dichter erſcheint uns darin als Milton und Theokrit in einer Perſon. Wir können uns nicht enthalten, auch den erhebenden Schluß dieſes Liedes anzudeuten. „Weine nicht, mein Kind; — ſo ungefähr ſagt der Alte — wenn der Weltbrand im Erlöſchen iſt, dann werden die guten Menſchen alle geborgen ſein. Siehſt Du, wie am hellen Himmel ſich ein Stern an den andern

Digitized by Google

drängt? Jedes Sternlein iſt ein goldnes Dorf, wo die guten Kinder wohnen. Hoch oben aber, unſichtbar von hier, iſt die geheimnißvolle goldne Himmelsſtadt. Und wenn Du auf der Milchſtraße nach dieſer Stadt wandern wirſt und herabſehen auf die Erde, die todtenſtille, ausgebrannte Wüſte, dann wirſt Du ſagen: Dort hab' ich einſt gelebt und gearbeitet, dort weidete ich meine Kühe und ſammelte mein Reißigholz, dort hab' ich manches Spiel getrieben bis an den Tod. Jetzt aber möchte ich nicht mehr dahin zurückkehren."

Was Hebel bewogen hat, in der Mundart des Volkes zu ſchreiben, war wohl nicht blos die Abſicht, unmittelbarer und ſicherer auf das Volk zu wirken, ſondern auch der Zauber, der für ſein eigenes Gemüth in der Mundart ſeiner Heimath lag. Die Sprache der Allemannen, die ſo reich iſt an liebkoſenden Verkleinerungsworten, herzigen Epitheten, kindlichen Wendungen und kräftigen Verkürzungen, verſetzte den Dichter lebhafter in ſeine Jugendzeit, friſchte ſchneller die tiefen Eindrücke der Kindheit in ihm auf und vergegenwärtigte ihm getreuer die Denkweiſe des Volkes. Seine Gedichte verlieren wenig von ihrem Werthe, wenn man ſie in's Hochdeutſche überſetzt, aber den Reiz der Naivetät muß die Uebertragung nothwendig verwiſchen. Seit dem Jahre 1803, wo die allemanniſchen Gedichte zum erſten Male erſchienen und von Kunſtrichtern, wie Göthe und Jean Paul, die begeiſtertſte Anerkennung erfuhren, ſind vier Verſuche gemacht worden, die Hebel'ſche Muſe zu verhochdeutſchen. Den Nutzen ſolcher Arbeit ſehen wir nicht recht ein; für den deutſchen Leſer war ſie wenigſtens überflüſſig. Wenn man hübſchen Bauernkindern ſtädtiſche Kleider anzieht, ſo werden ſie dadurch nicht hübſcher, ſondern nur feiner und artiger; eine ſaubere Bauerntracht kleidet ſie dafür maleriſcher und paßt beſſer zu den geſunden rothen Wangen, zu dem Glanz der blauen Aeuglein und der ungeordneten Fülle der blonden Ringellocken.

Prof. A. Lebermuth.

Flüchtige Reisebriefe.

II. *)

Englische Geselligkeit. — Das Volk auf der Eisenbahn. — Ankunft in London. — Der Student von Gotting. — Das erste Nachtlager. — Ein deutsches Kaffeehaus. — Die Deutschen in London.

Unsere Ueberfahrt hatte beinahe acht Stunden gedauert und wir landeten, statt um Eins, um vier Uhr Nachmittags, so daß wir nun auf den nächsten Eisenbahnzug nach London bis auf den Abend warten mußten. Leider erlaubten Wind und Regen nicht, Dover in der Zwischenzeit zu besichtigen. Nachdem das kleine grüne Felleisen, welches auf meinem Rücken durch den Thüringerwald, über die Bergstraße und den Rhein hinab gewandert war, im Zollhause von den Dienern Ihrer Großbritannischen Majestät unschuldig befunden worden, zog ich mich in eine bescheidene Taverne, gegenüber der Station, zurück. Hier sah ich zum ersten Mal jene Bänke mit hohen Lehnen, die für den ungeselligen Engländer so bezeichnend sind. Das Schenkzimmer mit seiner doppelten Reihe langer, schmaler Tische, die auf zwei Seiten durch jene Bänke abgeschlossen waren, kam mir halb wie ein Schulzimmer, halb wie ein Gefängniß- oder Betsaal vor; in der Mitte blieb ein schmaler Gang frei für den Wirth, der den Gästen Trank und Speise in ihre einsamen Zellen brachte. In London übrigens ist diese Einrichtung nicht mehr fashionable und nur noch in den kleinern und altväterischen Schenken gebräuchlich. In modernern Etablissements hat der Geist der Zeit die hölzernen Scheidewände niedergerissen.

*) Siehe Nummer 48 der Grenzboten.

Digitized by Google

Auch auf der Eiſenbahn findet man noch einen Reſt von alt-engliſchem Kaſten- und Geldkiſtengeiſt. Zwiſchen den Wagen erſter und dritter Klaſſe iſt eine Kluft, nicht wie zwiſchen Reich und Arm, ſondern wie zwiſchen Nabobs und Bettlern, wie zwiſchen Pallmall und Newgate. In Deutſchland und Belgien iſt die wohlfeile dritte Wagenklaſſe für das Volk eingerichtet und es kann zur Noth, bei ſchönem Wetter, auch ein Gentleman ſich unter das Volk miſchen. Hier aber wird das ärmere Volk entweder vom Genuſſe der Eiſenbahnen ganz ausgeſchloſſen — denn die zweite Klaſſe iſt ſchon anſehnlich theuer — oder es muß ſich als mob, als Canaille behandeln laſſen. Die Wagen dritter Klaſſe ſind nicht nur ohne Dach, ſondern auch ohne Sitze: leere hölzerne Kaſten, durch zwei gekreuzte Balken in vier Abtheilungen geſchieden, in welche die Paſſagiere ſtehend und dicht zuſammengedrängt werden, wie die Schafe in der Hürde oder wie die Neger im Sklavenſchiff. — Dagegen verhält ſich der engliſche Dampf zum deutſchen, wie ein Wettrenner zum Karrengaul. Die Strecke von Dover nach London legt man in nicht ganz vier Stunden zurück und das gilt für eine mittlere Geſchwindigkeit. Man paſſirt dabei mehrere endloſe, durch Felſen gehauene Tunnels. Der Abend hatte ſich aufgeheitert und ich ſah, in die Ecke meines mit polirtem Holz ausgetäfelten Wagens zweiter Klaſſe gedrückt, die erquickend grünen Landſchaften wie im Guckkaſten vorüberfliegen. Meine Reiſegefährten auf den drei übrigen Plätzen waren einſylbig, aber freundlich, und pflegten, da ſie meine Neugier bemerkten, mir die Namen einzelner Orte zu nennen. Die kleine Seeſtadt Folkeſtone ſieht man von der Bahn, wie von der Höhe eines Berges, im Schooß einer kleinen Bucht liegen; ein Kirchthurm von Folkeſtone, dem gegenüber der Maſt eines großen Schiffes auf dem Seeſpiegel tanzte, — beides in der Entfernung wie Spielzeug anzuſehen, — bot ein hübſches Miniaturbild. Ein anderesmal ſah ich ein echt engliſches Genrebild; auf einem Raſenplatz, am Eingang eines Dörfchens, ſtanden zwei Reihen kleiner Jungen in militairiſcher Ordnung einander gegenüber und übten ſich im Boxen; zwei Mädchen und ein Hühnerhund, die außer dem Bereich der kleinen Fäuſte ſtanden, ſchienen als Kampfrichter zuzuſchauen.

Die Stationen folgten immer ſchneller auf einander und wir fuhren weit zwiſchen großen Gebäuden, Gärten und Landhäuſern hin.

Kreuzes und Schlüssel, so wie auf Münzen, Siegeln, Wappen und Fahnen. Die Kreuze sind entweder einfache, oder mit Verzierungen versehene, oder auch solche, die aus Kreuzen zusammengesetzt sind. Die Schlüssel sind entweder einfache, oder mit Verzierungen versehene, oder auch solche, die aus Schlüsseln zusammengesetzt sind. Die Kreuze und Schlüssel sind entweder einfache, oder mit Verzierungen versehene, oder auch solche, die aus Kreuzen und

Maſter Humphrey von Dickens ein, der gemüthliche Greis, der am Weihnachtsabend allein durch London pilgert und nirgends ein verwandtes Geſicht entdeckt. Vielleicht war mein Cicerone auch ſo ein Einſamer, lebte vielleicht noch in ſeinen alten Tagen vom Stundengeben, wie Viele, und hatte in ſpäter Nacht immer eine anſtrengende Wanderung zu machen, bis er in den wohlfeilen Stadttheil kam, wo ſein home war: ein Feuerheerd und eine Lagerſtatt. Als alter Junggeſell in dieſer Häuſerwüſte zu leben muß trauriger ſein als heimathlos.

Unter ſolchen Betrachtungen kam ich in ein enges, finſteres Gäßchen und hier klopfte mein Burſche dreimal an eine Hausthür, die ſofort geöffnet ward. Sah das Haus eben nicht heiter aus, ſo glich der heraustretende Wirth einem Geſpenſt; er war von oben bis unten weiß gekleidet, weiße Nachtmütze mit langwehendem Zipfel, weiße Weſte, weiße Sommerpantalons, weißer Schlafrock, Alles blendend weiß, was mir wenigſtens große Sauberkeit zu verſprechen ſchien. Mr. Dillmann, ein Hannoveraner von Geburt, ſtudirte beim Schein der Kerze erſt die Karte, die ich ihm überreichte, und verglich ſie dann mit meinem Geſicht, als enthielte ſie ein Signalement; zuletzt bedauerte er, keinen Platz zu haben und verſprach, für mich zu ſorgen. Er klopfte an einem Nachbarhauſe und führte mich in ein bar, ein Schenkzimmer, das unſern Spezereigewölben ähnlich ſieht. Eine rothwangige ſtämmige Frau wurde mir als Landlady und ich ihr als ein wohlempfohlener deutſcher Gentleman vorgeſtellt. Auf Mr. Dillmann's Empfehlung, hieß es, ſolle ich ein wahres Staatsgemach, den beſten Salon im Hauſe bekommen. Dieſer Salon, im erſten Stock, hatte zwar kein Schloß an der Thüre, dagegen war er mit einer Maſſe Rococo-Meubles aufgeputzt. Ein ſchweigſames, blaſſes Stubenmädchen ſtellte einen rieſigen Armleuchter auf den Kaminmantel und verließ mich, ohne gute Nacht zu ſagen. Das Bett, mit ſeiner großblumigen Kattundecke und ſeinen vier hölzernen übermalten Säulen, die den blaßgrünen Betthimmel trugen, ſchien für eine ganze Familie beſtimmt, denn es nahm den dritten Theil der Stube ein. Das einzige und ſchlechtverwahrte Fenſter ging auf ſchmale Gäßchen und Höfe, in deren Hintergrund eine Gruppe hoher Gebäude, darunter ein Thurm und ein kuppelförmiges Dach, in den blauen Nachthimmel ragten. So unwirthlich und faſt unheimlich

dieſe Umgebung ſich ausnahm, doch hatte ſie einen eigenen Reiz für mich; denn ich bildete mir ein, ich ſei in eines der alterthümlichſten Viertel von London gerathen. So, ſagte ich zu mir, indem ich mit dem Glockenſchlage Zwölf, der von mehreren Thürmen klang, zu Bette ging; ſo wohnen wahrſcheinlich die pauvres honteux der Weltſtadt; ſo mag mancher arme Bachelor gewohnt haben, der dann Reporter, Publiciſt, Parlamentsredner und endlich Lord und Peer von Großbritannien wurde. Wer weiß, vielleicht iſt dieſes Haus noch ein Pallaſt gegen die Halsbrecherſtiege im Grünlaubenhof, wo der gute Goldſmith im vorigen Jahrhunderte hauſte, wo er unter dem ſchrillen Getöſe keifender Wäſcherinnen ſein unſterbliches Buch voll bibliſchem Seelenfrieden, die Geſchichte des wackern Primroſe, dichtete. Und indem ich noch einmal in Gedanken die Tour von London Bridge bis hieher machte, fiel mir erſt das Komiſche meiner Situation ein; denn ich war im Grunde nur nach England gekommen, um einen Freund zu ſprechen, den ich nicht einmal von Geſicht kannte, und den ich nun in dieſem labyrinthiſchen Babel aufſuchen ſollte. —

Der ſchöne Morgen trieb mich zeitig aus dem Bette. Im Schenkladen unten war es noch dunkel, bis die Kellnerin auf mein Rufen kam und die Thüre auf die Gaſſe öffnete; dann fing ſie an, die zierlichen Fäßchen und Kannen in Ordnung zu ſtellen. Es war eine allerliebſte Hebe mit nußbraunen Augen und dunklen Locken, aber ſtumm wie ein Heiligenbild; ſie beantwortete alle meine Fragen mit einem verlegenen Kopfſchütteln. Alſo eine Ausländerin! dachte ich und verſuchte es in ein paar fremden Zungen. Vergebens. Endlich errieth ſie was ich meinte, und rief lächelnd: Welſch! Zugleich winkte ſie mir hinaus vor die Thüre, deren lackirte Pfoſten mit hunderterlei Inſchriften bemalt waren, und zeigte, den ſchönen weißen Arm ausſtreckend, mit einem gewiſſen Stolze auf ein paar Worte im walliſiſchen Idiom: Welsh paper taken in (hier wird eine welſche Zeitung gehalten) ſtand als Ueberſetzung daneben. Geſtern ſah ich einen Engländer, der nie in England geweſen, heute eine geborene Engländerin mitten in London, der die Nationalſprache fremd war. English soon learn (engliſch bald lernen) wiederholte ſie mehrmals mit freundlichem Kopfnicken, gleichſam zu meiner Beruhigung; ſie lebte erſt einige Wochen in der Hauptſtadt. Das an-

Digitized by Google

dere Dienſtmädchen war eine Irländerin, aber keine ſo heitere Repräſentantin ihrer Heimath; blaß, trotzig, ſtumm, obwohl des Engliſchen mächtig, und dabei etwas ſchmutzig. Nur die Wirthin, eine gute Yorkſhirerin, war echt altengliſch, und ich glaube, ſie herrſchte mit patriarchaliſcher Milde über das kindliche Wales und das melancholiſche Irland.

Dillmann's, wo ich frühſtückte, nennt ſich ein deutſches Caffeehaus, obwohl es ganz engliſch eingerichtet iſt. Auf der Adreßkarte, die ich in Oſtende erhalten, ſtand: NB. deutſche Zeitungen! und ich verlangte jetzt ſehnſüchtig nach dieſem heimiſchen Imbiß. Der Wirth ſuchte lange auf dem Tiſche und zog endlich ein Journal hervor, das mit ſeinem beſcheidenen Format ganz vergraben lag unter den koloſſalen Bogen der Times und des Morning Chronicle. Darin beſtand unſere Journaliſtik bei Dillmann's. Es war die „Londoner Deutſche Zeitung", und die Nummer enthielt manches kecke, ſcharfe Wort. Es freut Einen immerhin, zu ſehen, daß man noch auf Deutſch — deutſch d. h. grad und deutlich reden kann; ohne Scherz, denn die Cenſur verdirbt auf die Länge nicht blos die Sprechenden, ſondern auch die Sprache. Aber was nützen die kühnen Trompetenſtöße in der Fremde? Auf wen ſoll ein deutſches Blatt in London wirken? Im Mutterlande iſt es verboten, die Engländer verſtehen's nicht, und die deutſche Colonie in England? — Wie ich mir ſagen ließ, gibt es hier über 70,000 angeſiedelte Deutſche, die mit Vergnügen in der eingeborenen Bevölkerung verſchwinden und ſich, ſo ſchnell ſie können, engliſiren. Es ſind ſolide brave Leute, die an ihre Geſchäfte denken und ſich in die engliſche Freiheit eben ſo gut ſchicken, wie in Petersburg in die ruſſiſche Subordination. Weſſen Brod ſie eſſen, deſſen Lied ſie ſingen. Der Deutſche läßt ſich wie die Kartoffel in alle Zonen verpflanzen und gedeiht überall zu einem nützlichen Gliede der menſchlichen Vegetation. Engliſiren aber kann er ſich mit doppelt ruhigem Gewiſſen, man wird ihm bei uns daraus keinen Vorwurf machen, da er wenigſtens kein gottloſer Franzoſe wird; umgekehrt, der engliſirte Deutſche iſt gleichſam nur geadelt und in eine vornehmere Familie des germaniſchen Geſchlechtes aufgenommen. Auch ſoll der engliſirte Deutſche ſehr bald jene protegirende, ſtolz mitleidige Miene annehmen, die dem Briten eigen iſt, wenn der arme Teufel von drüben, der deutſche Schlemihl, den rei-

chen Vetter an die gemeinsame Abstammung erinnern will. Wie könnt' es auch anders sein, und wer wollte darüber moralisiren? Käme einmal ein deutscher De Ruyter die Themse heraufgefahren, ja dann — aber so muß man es schon mit Dank annehmen, wenn unsere Landsleute in London, nach dem Vortritte aller europäischen Souveraine, worunter auch unser Freund Nikolaus, das hier gegründete deutsche Spital unterstützen. — Und ich fürchte, die Londoner Deutsche Zeitung wird auch einmal ins Spittel wandern müssen, wie manche Unternehmung der Art. Das beste Blatt, im Auslande gedruckt, kann unter den jetzigen Verhältnissen nicht mehr sein, als ein trostloser Monolog der paar Flüchtlinge, die sich meist bei solchen Journalen betheiligen und die auch nach wenigen Jahren das Verständniß unserer verkünstelten deutschen Zustände zu verlieren pflegen.

Ich hätte nicht gedacht, daß man in London seinen Mann so schnell erfragen kann. Mit Hilfe eines Directory oder Adreßkalenders, so dick wie ein Band des Brockhausischen Conversationslexikons, erfuhr ich die Adresse einer Familie, die mit dem Freunde, den ich suchte, verwandt war und wo ich nähere Auskunft hoffen konnte. Eine Karte von London orientirte mich über den kürzesten Weg von Leicestersquare bis dahin. Nach einer Stunde war ich an Ort und Stelle und erfuhr, daß die Gesuchten verreist waren und nicht vor einer Woche zurück erwartet wurden. Da stand ich denn rathlos und ging eine Weile auf dem einsamen Trottoir auf und ab; in den Squares pflegt nämlich eine Ruhe zu herrschen, wie in dem Hofe eines ländlichen Schlosses. Wirklich sieht es so aus. Die drei Häuserreihen des Square, mit gleicher Eleganz und vollständig in einander gebaut, scheinen nur Einen Palast zu bilden, in der Mitte ist ein viereckiger, eingegitterter Garten; darin spielen die Kinder und die Alten in vollkommener Sonntagsstille, nur aus der Ferne hört man das Gebrause des Verkehrs. Ich ging also auf und nieder, unentschlossen, ob ich bleiben oder zurückreisen sollte; der Kohlendunst, der den Himmel trübte und in dicken Wolken über Dächern und Baumwipfeln lag, verstimmte mich, und ich fürchtete, auch bei längerem Aufenthalte werde mir London eine verschlossene Welt bleiben, da ich keinen Bekannten hatte unter den zwei Millionen Seelen, welche die Weltstadt füllen. In diesem Augenblicke fragt mich ein bebrillter junger Mann: Vous êtes Allemand, Monsieur!

Digitized by Google

— Ja. — Es war ſelbſt ein Deutſcher. — Sie können ſich in eine fürchterliche Lage ſtürzen, wenn Sie hier bleiben. Mit literariſchen Arbeiten kann man in England kein Brod gewinnen. — Ich lachte hell auf, und mein guter Humor kehrte wieder. — Wer ſagt Ihnen, daß ich Literatur treibe? Uebrigens bin ich ſo glücklich, in das Land der Pfunde und Centner nur aus Neugier und auf kurze Zeit zu kommen. — Der Landsmann, der ſo komiſch auf den Strauch geſchlagen hatte, redete mir nun zu, wenigſtens ein paar Wochen zu bleiben, und ging mit mir, eine Privatwohnung ſuchen. Du ſollſt ihn bald näher kennen lernen.

Dieſer Tag hatte die Eindrücke vom vorigen Abend ganz verwiſcht und zeigte mir London wieder in ganz anderem Lichte. Wahrſcheinlich wirſt du das noch öfters hören müſſen; denn die Phyſiognomie dieſer halb amerikaniſchen, halb mittelalterlichen, dem Deutſchen halb zu errathenden, halb räthſelhaften, jedem Feſtlandbewohner wildfremden Stadt wechſelt in den Augen des Neulings wie Licht und Schatten.

Neue Taſchenbücher.

II.

Die „Perlen" von Robert Heller. — Oeſterreichiſche Almanache und das nicht-öſterreichiſche Publicum. — „Iris" und A. Stifter. — „Gedenke Mein". — „Vielliebchen" von Bernd von Guſeck.

Erſt ſeit fünf Jahren beſteht das Taſchenbuch, dem unter den hier aufgeführten und noch aufzuführenden ſeine Stelle dicht neben Penelope und Urania angewieſen werden muß. Es heißt „Perlen", ſein Herausgeber iſt Robert Heller. Dem Inhalte des Jahrganges 1846 zufolge, des erſten welchen es im Verlage der Kornſchen Buchhandlung erlebt, muß es ſogar literariſch bedeutſamer als Penelope genannt werden. Der Verſtorbene, die Verfaſſerin von Godwie-Caſtle und St. Roche und der Herausgeber lieferten dafür die Bedingungen in ihren Beiträgen. Ich bin keiner der leidenſchaftlichen Verehrer der neueren Erzeugniſſe des Fürſten Pückler-Muskau. Allein eben ſo wenig mag ich jener Kritik beiſtimmen, die von vorn herein vorurtheilsvoll an ſeine Schriften geht, weil darin eine Anſchauung herrſcht, welche für perſönliche Vornehmheit, ſcharfen Geiſt und ariſtokratiſche Behaglichkeit ihre Geltungsrechte immerhin etwas dictatoriſch in Anſpruch nimmt. Es wäre vollkommen überflüſſig, hier nochmals des Breiteren ſich über die Eigenthümlichkeiten dieſes Schriftſtellers zu ergehen. Wer mag aber die Thatſache läugnen, daß nur ſehr Wenige wie er das Intereſſe des Publicums zu faſſen und zu feſſeln verſtehn? Die Briefe eines Verſtorbenen ſind geleſen worden, wie kein Touriſtenbuch weiter. Semilaſſo in Afrika und die orientaliſche Reiſe findet man in den Bibliotheken der ſtillen Schlöſſer, wie der neugeadelten Salons und der einfachen Zimmer einer geſchmackvollen Welt unter der Reiſeliteratur obenan ſtehend. Die Kritik ſchmäht zwar, das Publicum lieſt trotzdem. Es iſt über-

Digitized by Google

haupt kein ſeltnes Ereigniß, dieſer Widerſpruch zwiſchen der beurtheilenden und der genießenden Partei der Leſewelt. Allein angenehm bleibt's immerhin, wenn die Kritik nach ſolchen Spaltungen dem Publicum Verſöhnung bieten kann, weil ſie mit ihm übereinzuſtimmen vermag. Dies kann ſie bei dem vorliegenden Aufſatze „Lady Heſtor Stanhope". Eine Bemerkung ſagt uns, daß wir darin ein Stück eines ſpäter erſcheinenden Werkes über Syrien und Kleinaſien begrüßen und dieſer Vordruck berechtigt zu den reichſten Erwartungen. Im Gegebenen lernen wir zunächſt die ſo viel beſprochene und ſo mannigfach verſchieden beurtheilte, weil nur ſchwer nahbare Lady Stanhope bis in das kleinſte Detail ihres Lebens und ihrer Eigenthümlichkeiten kennen. Der größte Reiz der Mittheilung beruht jedoch in einem orientaliſchen Mährchen, deſſen Erzählung der Verſtorbene ihr in den Mund legt. Wäre es auch nicht wirklich ächt, ſo bliebe es trotzdem das Schönſte, was unſere, an naiver Mährchendarſtellung ſo arme Neuzeit aufzuweiſen hat. — So oft auch die äſthetiſche Kritik der neueren Zeit in den Fall kommt, dem Publicum und ſeinem Geſchmacke entgegenzutreten, ſo doch gewiß höchſt ſelten in den, das Werk eines Dichters gegen ihn ſelber in Schutz zu nehmen. Beinahe mag es aber ſcheinen, als befinde ſie ſich in dieſer Nothwendigkeit der Verfaſſerin von Godwie-Caſtle gegenüber bei ihrem dramatiſchen Beitrage zu den Perlen. Dieſe hat nämlich nach deren Erſcheinen in manchen Tagesblättern eifrigſt erklärt, „Maria Radasti", Schauſpiel in 4 Aufzügen, ſei ein Erzeugniß aus früherer Zeit. Wohl! wenn ſie es nicht ihrer jetzigen literariſchen Stellung würdig erachtete, durfte ſie's nicht für das Publicum 1846 veröffentlichen. Im Drama ſelbſt findet ſich aber auch wirklich kein Grund für die Nothwendigkeit einer ſolchen Captatio benevolentiae. Wir ſind bei Frau von Paalzow nirgends gewohnt, mächtige und überwältigende Eindrücke zu empfangen, oder eine gigantiſche und maſſenhafte poetiſche Offenbarung anzuſtaunen. Es iſt vielmehr einer der glücklichſten kritiſchen Ausdrücke, welchen einſt eine Charakteriſtik ihrer literariſchen Leiſtungen gebrauchte, wenn dort geſagt wurde, Frau v. P. „ſtickt" ihre Romane. Auch dieſes Drama iſt geſtickt; es iſt aber auch ſorgfältigſt und fein gearbeitet, obſchon nicht ohne Breite, nicht ohne zu miniaturmaleriſchen Mitteltinten zwiſchen den einzelnen Höhepunkten, und ohne eigentliche Bühnenkenntniß, was

man ſo nennt. Aber es iſt eine intereſſirende Charakterzeichnung mit viel geiſtreichem Beiwerk; ich erblicke darin ein Erzeugniß der Vorarbeiten zu Thomas Thyrnau, wenigſtens ſicherlich einen Zuſammenhang mit jenem Roman. Immerhin muß es aber dem Publicum, wenn nichts mehr, doch literariſch intereſſant ſein, eine Romanſchriftſtellerin bedeutenden Rufes ſich auch in andern Geſtaltungen der Production verſuchen zu ſehen. — Die übrigen beiden Beiträge der Perlen ſind zwei Novellen von Robert Heller. Während „Unter Bauern" einen recht glücklichen Verſuch einer Dorfgeſchichte auf ſächſiſchem Boden darbietet, tritt der Verfaſſer in der Novelle „Drei Werber — ein Herz" auf einem Terrain mit entſchiedener Kraft und Gewandtheit auf, welches man ihn bisher wieder vorzugsweiſe, ja beinahe ausſchließlich zum Elemente ſeiner Schilderungen wählen ſah. Ich meine das Terrain der rein pſychologiſchen Entwickelung. Es iſt eine ſehr ſchwierige Frage, deren Beantwortung Heller ſich zur Aufgabe ſeiner vorliegenden Novelle machte, nämlich jene Frage, ob ein Mann, der in ſeiner friſcheſten Jugend niemals die höhere und feinere Liebe kennen lernte, ſpäter noch Fähigkeit zu einer ſolchen in ſich trage, und — wenn auch in ihm wirklich deren Weſen emporkeimt — ob er einer Offenbarung derſelben mächtig, die ihm das Herz des geliebten Weibes erobert. Dieſer Gedanke klingt nun in ſeiner nackten Hinſtellung durchaus nicht wie das Thema einer auch äußerlich intereſſanten und ſelbſt für einen oberflächlichen Leſer durchweg ſpannenden Novelle. Man möchte leicht glauben, die Didaktik müſſe ſich darin zu breit entfalten. Allein eben darin liegt der Vorzug jener Erzählung, daß ſie die Wendungen des äußeren Lebens der auftretenden Perſonen nicht einen Augenblick um der pſychologiſchen Entwickelungen willen zurückdrängt, ſondern dieſe fort und fort in lebendige Gruppen zuſammenzuordnen weiß, deren verſchiedene Auflöſungen und Vereinigung endlich zu einem äſthetiſch ſchönen und pſychologiſch wahren Abſchluß gedeihen. — Die Perlen geben fünf Stahlſtiche, unter denen das Bildniß der Verfaſſerin von Godwie-Caſtle vorzugsweiſe und nächſtdem „das Märchenbuch" hervorzuheben ſind.

Bis auf die neueſte Zeit und ſelbſt noch zum Theil in der Gegenwart blieb die öſterreichiſche Literatur dem nichtöſterreichiſchen Deutſchland ferner gerückt, als es dem gegenſeitigen Vortheil beider und

beider Entwicklungen förderlich ist. Die Taschenbücher Oesterreichs hatten in ihrem Vaterland, obschon nur sehr einzeln den modernen Anforderungen des „ausländischen" Publicums entsprechend, fortdauernd ein weites Lesepublicum behalten, und so ward ihre Stabilität erklärlich, wenn schon der Kritik gegenüber nicht gerechtfertigt. Allein, gestehen wir es offen, die nichtösterreichische Kritik ließ auch den österreichischen Almanachen noch mindere Berücksichtigung zu Theil werden, als ein großer Theil derselben verdiente. So konnte es denn kommen, daß selbst „Iris", herausgegeben von Johann Grafen Mailáth, und in Pesth, also unter günstigern Censurverhältnissen erscheinend, dem nichtösterreichischen Publicum beinahe unbekannt bleiben mochte, bis A. Stifter's „Abdias" vor zwei Jahren urplötzlich diesem Dichter die größte Anerkennung zuwandte und unsere Aufmerksamkeit nun dorthin lenkte, wohin er schon so Mancherlei geliefert hatte. Iris ist uns seit jener Zeit bekannt und beliebt worden. Der diesjährige Jahrgang kann diese Achtung nur erhöhen. Auch A. Stifter tritt darin wieder mit einer seiner eigenthümlichen Novellen auf; sie heißt „die Schwestern". Streng genommen ist das Ganze nur die Schilderung eines angenehmen, reinweiblichen Eindruckes, den zwei Schwestern auf einem Gebirgrücken am Gardasee bei ihren einsamen Eltern, im einsamen Hause wohnend, auf den Dichter machten. Allein bereits in die frühere Begegnung des Verf. mit dem Vater dieser Töchter in Wien schlingen sich geheimnißvolle Bezüge zu den Schwestern Milanollo; ihr Violinenspiel klingt innerlich bedingend wiederum so eigenthümlich mysterienhaft in das Fernerleben jenes Mannes und der Seinen am Gardasee hinein, daß wir fort und fort aus der gewohnten in eine fremde, fast nur geahnte Welt uns hineingedrängt sehen. Ich mag's nicht leugnen, daß damit noch keine Novelle, wie sie die Technik fordert, zusammenwächst; aber eine Dichtung ist daraus emporgewachsen, von der sich der Leser wundersam ergriffen fühlt bis in das tiefste Innere seines Gemüthes. — Gerade das Gegentheil, obschon materiell dasselbe, gilt von der „Fahrt nach Edinburg, aus den Papieren eines verabschiedeten Lanzenknechts". Da quillt das wirkliche, nahbekannte Leben in kecker Frische und in schärfster Ironie sich in den Gegensätzen zum Gemüthsleben lustig umhertaumelnd. Es ist auch ein Reiseabenteuer, was wir hören, eine Liebesbegegnung des Verfassers

mit einer Dame der engliſchen Ariſtokratie, welcher derſelbe nach Edinburg nachreiſen will, wobei er aber in verliebter Zerſtreutheit auf ein falſches Dampfboot geräth und erſt mitten auf dem Meer erfährt, er ſei auf dem Wege nach Hamburg. Nach wenigen Jahren ſieht er die Dame zufällig in einem Pariſer Salon wieder; ſie iſt durchaus nicht liebeſehnſüchtig-blaß, ſondern ſchöner als je und ſtützt ſich auf den Arm eines jungen Vicomte, um dieſem beim Einſteigen in ihren Wagen ein paar leiſe Worte zuzuflüſtern. — „Der braucht auch nicht nach Hamburg zu fahren, ſondern weiß guten Beſcheid," brummte ich in den Bart, und ich war und bleibe ein Eſel, noch dümmer als der Profeſſor auf der Countess of Lansdale. O Arabella, o Lady, o Roſe! — Ihr ſeid ſämmtlich im Potpourri meiner Erinnerungen!" ſchließt ſelbſtironiſch der Lanzknecht. „Eine lange Zeit ſpäter, da die Bilder bleichten, da ich in Rom geweſen war, Italien geſehn hatte, das einſt ſo reiche Sicilien, Malta, und nun auf Iſchia wohnte, da Alles, Alles anders war: ſtand oft ein braunes, geſundes, heiteres, großmüthiges Mädchen vor mir auf und ich dachte: Wenn ich je eine Gattin wähle, ſo iſt's Maria, wenn ſie mich will — oder keine andere auf der Welt" — ſchloß Stifter. — Unter den übrigen erzählenden Beiträgen erſcheint die Novelle „Leidenſchaft und Liebe" von Theodor Stamm noch am Bedeutendſten; nächſtdem folgt eine Sagennovelle des Herausgebers: „die graue Frau von Plaſſenſtein". Betty Paoli gab im „Mädchen von San Giorgio" eine erzählende Skizze, deren erſter Theil in der Darſtellungsweiſe auffallend an A. Stifter's Auffaſſungsart erinnert. Unter den poetiſchen Beiträgen iſt „der Wettſtreit" von G. Seidl hervorzuheben. — Unter den artiſtiſchen Beiträgen iſt das Portrait der „Erzherzogin Hildegard", „Adele" zu Stamm's Novelle und ein „Ungariſches Haidebild" als gelungen zu nennen; die übrigen Stahlſtiche leiden an einer unſchönen Lichtkoketterie und an manierirter Geleckheit der Zeichnung.

„Gedenke mein" wird gleichfalls in Oeſterreich, und zwar in Wien herausgegeben. Es iſt ein Taſchenbuch, wie es eben dort noch heute ſehr viele giebt und früher noch mehrere gab. Die Novelle „ein kurzes Glück" von A. Lewald ſkizzirt in leichter Weiſe ein Stück Miſere des Familienlebens der ſogenannten mittlern Stände. Intereſſanter erſcheint Caſtelli's „das Haus der Todten", worin eine

Digitized by Google

Familienſage der Grafen von Tonquedoc ſpannend erzählt und vortrefflich auf einzelne Spitzen hin concentrirt wird, während doch das leiſe Verklingen des Sagenſchluſſes nicht aus der Acht gelaſſen iſt. „Die Trauung zu London" von Karoline Pierſon gäbe einen zierlichen Luſtſpielſtoff. — Unter den Gedichten nenne ich „der Wiedertäufer" von Seidl, „zwei Freunde" von Dräxler-Manfred und „Heinrich von Kempten", eine Romanzenkette von H. Fernand. — Unter den artiſtiſchen Beiträgen iſt Halm's Portrait zu erwähnen; die übrigen, lauter Frauenbildniſſe, unterſcheiden ſich nicht von dem gewöhnlichen Almanachfabrikat.

„Vielliebchen", hiſtoriſch-romantiſches Taſchenbuch für 1846 von Bernd von Guſeck, wird jetzt volle neunzehn Jahr alt und iſt in dieſen neunzehn Jahren ſeiner urſprünglichen Phyſiognomie und ſeinem angebornen Charakter ſtets treu geblieben. Jährlich hat es einige Erzählungen des Verfaſſers zum Inhalt; dieſe finden jährlich ihren ziemlich geſchloſſenen Leſerkreis, und wer dieſem gerade angehört, wird ſich auch diesmal befriedigt fühlen. „Maria Pakarny" heißt die erſte Novelle. Sie ſpielt unter Ludwig dem Frühzeitigen während der Türkenkriege in Ungarn. Das Terrain der zweiten Erzählung, „die Rebellin", iſt Brüſſel während und nach der letzten belgiſchen Revolution, ihre Heldin eine junge Dame der ariſtokratiſchen Geſellſchaft, welche als Kind der neuen Zeit trotz ihrer Umgebungen zum Verſtändniß dieſer Zeit gelangt und in den Kämpfen gegen deren Reaction zu Grunde geht. Der Stoff war intereſſant genug erfunden und um ſo mehr iſt es zu bedauern, daß dem Handlungsgange beſtimmte Culminationspunkte abgehen, daß die Theilnahme wegen zu divergirender Ausſtrahlungen nicht zu einer wirklichen Concentration gedeihen kann. „Sainte-Marie" iſt die dritte und jedenfalls die beſte der gelieferten Novellen. Eine Cagot, Catin, tritt als deren Heldin auf; Heinrich IV., ſein Hof und die franzöſiſche Seigneurie jener Zeit bilden Staffage und Nebenfiguren. Die Organiſation iſt compakt und abgerundet, die Entwicklung pragmatiſch richtig motivirt. — Unter den Kupfern des Almanachs nenne ich Gautier von Bergonz nach Franz Hals, die Schlacht von Bauterſem nach Kruſemann, vorzüglich auch Catin, nach einem Gemälde von Nikolaus Maas.

A. B....s.

人口变动是指人口在一定时间内的增减变化。人口变动的基本形式有两种：一种是自然变动，即人口的出生和死亡；另一种是机械变动，即人口的迁入和迁出。人口变动的结果，使人口的数量、质量和结构发生变化。

人口变动的研究，对于制定人口政策、合理配置资源、规划城乡建设、预测未来发展等，具有重要的意义。

一、人口自然变动

人口自然变动是指人口的出生和死亡。人口出生和死亡的数量及其对比关系，决定着人口自然增长的规模和速度。

（一）人口出生

人口出生是人口自然变动的起点。人口出生的数量，称为出生人口数。出生人口数的多少，受育龄妇女数量、育龄妇女生育率等因素的影响。

育龄妇女是指15—49岁的妇女。育龄妇女数量的变化，直接影响出生人口数的变化。育龄妇女生育率是指育龄妇女在一定时期内的生育水平，通常用总和生育率来表示。总和生育率是指一个妇女在育龄期间平均生育的子女数。

（二）人口死亡

人口死亡是人口自然变动的终点。人口死亡的数量，称为死亡人口数。死亡人口数的多少，受人口年龄结构、医疗卫生条件、生活水平等因素的影响。

人口年龄结构是指人口中各年龄组的构成。老年人口比重的增加，会导致死亡人口数的增加。医疗卫生条件的改善，可以降低死亡率，延长人口的平均寿命。

（三）人口自然增长

人口自然增长是指人口出生和死亡的对比关系。出生人口数大于死亡人口数，人口自然增长为正值；出生人口数小于死亡人口数，人口自然增长为负值。

人口自然增长率是指一定时期内人口自然增长的数量与该时期平均人口数之比，通常以千分比表示。

iſt eben eine Waffe der Noth. Der Vedegylet war in der That nichts anderes als ein induſtrieller Landſturm, der gegen die öſterreichiſchen Fabriken aufgeboten ward, weil die regulairen Truppen unter dem Oberbefehl der Regierung ſtanden und dieſe ſie zu dem beabſichtigten Kampfe nicht leihen wollte. Hält man dieſen Geſichtspunkt feſt und läßt man ſich nicht zu dem Glauben hinreißen, den die unbedingten Lobredner der Regierung ſo gern verbreiten möchten, als habe die Oppoſitionspartei irgendwie die Abſicht gehegt, der Staatsgewalt zum Trotz ein feſtes Inſtitut zu begründen, das geeignet wäre, die geſetzliche Mitwirkung der Regierung überflüſſig zu machen und, aus eigener Machtvollkommenheit entſprungen, für alle Zeiten einen mangelhaften Zolltarif zu erſetzen, ſo wird man die Errichtung des induſtriellen Schutzvereins mit andern Augen betrachten, als dies von Seite ſeiner Gegner in den öſterreichiſchen Erblanden leider geſchehen iſt. Auch bei dieſer Gelegenheit bewährte ſich wieder die alte abgenützte Erfahrung, daß die Diener immer eifriger zu ſein pflegen, als der Herr ſelber, und während die Schaar dienſtwilliger Geiſter in allen ihnen zu Gebote ſtehenden Zeitungen gegen den Vedegylet losdonnerte, weil ſie auf der Stirn des Gebieters eine Wolke des Mißmuthes wahrgenommen, faßten die Machthaber, nach der erſten Aufwallung des Unwillens über die ihnen bereitete Verlegenheit, den Gegenſtand ſchnell von ſeiner richtigen Seite auf, und indem ſie recht gut wußten, daß es nicht in der Abſicht der Oppoſition liegen könne, etwas Halbes und Ungenügendes bleibend feſt zu halten, weil ein ſolches Verfahren die Partei um Anſehen beim Volke bringen würde, war ſie in der Stille bemüht, die Conceſſionen vorzubereiten, durch welche das Geſpenſt des Schutzvereins in ſeine Nacht zurückgeſcheucht werden ſollte. — Es war in der That ein köſtliches Schauſpiel, wie es Heine für ſein Wintermährchen hätte brauchen können, als an einem ſchönen Morgen, da die Kreuzprediger der Regierung eben im Fluß der heftigſten Rede waren, die, wie ſie glaubten, von ihnen repräſentirten Machthaber plötzlich auf die Intentionen der induſtriellen Oppoſition eingingen und durch verſchiedene Modificationen des Zolltarifs, ſowie durch Niederſetzung einer für die materielle Wohlfahrt des Landes beſtimmten Commiſſion unter dem Präſidium des um Ungarns Fortſchritt ſo hochverdienten Grafen Szecheny*) den Willen kund thaten, den wahren Bedürfniſſen der Nation bereitwillig zu entſprechen. Man kann ſich die langen Geſichter der bloßgeſtellten Herren denken, die

*) Das Journal des Débats hat unlängſt den Herrn Grafen gar zu einem Heiligen geſtempelt. So weit ſind noch ſeine eifrigſten Anhänger nicht gegangen. Bei Erwähnung eines dem den Namen des Grafen führenden Dampfboote widerfahrenen Unfalls hielt das franzöſiſche Blatt das St. (Stephan Szecheny) für Saint und canoniſirte den Magnaten auf der Stelle.

ſchon in Gedanken von der glänzenden Anerkennung ihrer loyalen Verdienſte träumten und nun mit einem Male ſahen, daß ſie die Gefoppten waren. — Die von ihnen ſo häufig ausgeſprochene perfide Behauptung, es ſei den Führern der Oppoſitionspartei bei der Stiftung des Schutzvereins keineswegs um die Durchſetzung induſtrieller Tendenzen zu thun geweſen, ſondern vielmehr um die Herſtellung eines handbaren Inſtruments für politiſche Zwecke, um Organiſation eines Heeres unter erlaubter Firma für unerlaubte Parteipläne, iſt von den Denuncianten des magyariſchen Patriotismus nicht durch eine einzige Thatſache bewieſen worden, und wenn ſie als Muthmaßung vielleicht ziemlich nahe lag, ſo gab es wahrlich keinen beſſern Weg, um ſich von der Wahrheit derſelben zu überzeugen, als indem man die Klagpunkte, welche der induſtriellen Agitation zu Grunde liegen ſollten, gehörig prüfte und beſeitigte; blieb dann nach Beſeitigung der als Motiv angegebenen Landesgebrechen gleichwohl die Erſcheinung feſtſtehen, ſo war es klar, daß der Zolltarif blos den Vorwand abgab und die wahren Gründe in einem andern Gebiete geſucht werden mußten. So lange dieſe praktiſche Prüfung aber noch nicht factiſch in Anwendung gekommen war, blieb es jedenfalls eine maßloſe Unverſchämtheit, die ſubjective Vermuthung als objective Thatſache hinzuſtellen. — Mögen immerhin einigen Parteiführern ſpäterhin derlei Ideen vorgeſchwebt haben, ohne daß ſie ſich wohl dieſelben ſelbſt geſtehen wollten, urſprünglich, bei der Anregung des Bedegylet ſelbſt, waren ſie in keinem Falle im Spiele. Man muß den Stolz und die Eitelkeit des Magyaren kennen, um zu begreifen, wie unlieb ihm das ewige Geſchwätz von ſeiner induſtriellen Abhängigkeit vom Auslande ſein muß, und wie begierig er den Gedanken aufgreifen wird, dieſe Feſſel zu brechen und Ungarn auch in dieſer Beziehung der Welt in einem hellglänzenden Siriuslichte zu zeigen. Die Maſſe der Bevölkerung hat nicht den mindeſten Sinn für Gewerbsfleiß und die feineren Künſte der Mechanik, im Gegentheile, ſie verachtet dieſes Spielzeug des Luxus als die Arbeit weibiſcher Knechte; allein weil es heutzutage einmal allgemein angenommen iſt, daß die Arbeit des Nationalfleißes, daß der Betrieb der Fabrikthätigkeit etwas Großes und Wichtiges ſei, und weil die Zeitungen aller europäiſchen Staaten mit den Fortſchritten des Induſtrialismus angefüllt ſind, während Ungarn darin völlig ignorirt wird, ſo hat ſich das Magyarenthum gleichfalls für die Induſtrie, die ihm im Herzen zuwider iſt, enthuſiasmirt und will um jeden Preis Producent werden. Weil die Regierung dieſer neuen Neigung nicht ſchnell genug entgegen kam und der Meinung war, es gäbe vor der Hand noch wichtigere und nothwendigere Dinge zu ordnen, ſo ſchritt die Oppoſition ſelbſtthätig ans Werk. Da es nicht in der Macht einer politiſchen Partei liegt, auch wenn das ganze Land hinter ihr ſtände, was hier nicht der Fall war, den durch die

Digitized by Google

Sanction der Regierung beſtehenden Tarif zu erhöhen oder zu ermäßigen, oder eine zweite Zollinie zu organiſiren, auf welcher der als nothwendig erkannte Zuſchlag erhoben würde, ſo blieb der Oppoſition wohl nichts anderes übrig, als im Wege der Aſſociation durch freiwillige Zuſtimmung einen Verein zu begründen, deſſen Mitglieder ſich verpflichteten, keine anderen Waaren zu kaufen, als ſolche, welche im Lande ſelbſt erzeugt werden. Auf dieſe Weiſe entſtand ein Prohibitivſyſtem im Innern des Landes, weil die Einführung deſſelben an der Zollgrenze durch die Weigerung der Staatsgewalt unmöglich gemacht worden. Man hätte petitioniren können, aber von Seite der Behörden heißt es in ſolchem Falle nur allzu häufig: die Menge verſteht nicht, worum es ſich handelt, und giebt leichtſinnig den Namen her zu einer Sache, die ihr nichts koſtet und welche ihr in keiner Weiſe Ungelegenheiten macht. Um nun dieſen Einwurf von vornherein zu entkräften und der Staatsgewalt durch das Beiſpiel factiſcher Beitrittserklärungen den nicht mehr zu widerlegenden Beweis zu bieten, von der Einhelligkeit des Volkswillens und der Entſchiedenheit einer Meinung, die ihren Ausſpruch durch freiwillige Entbehrungen zu erhärten verſteht, hat man ſtatt einer Petition monstre den Schutzverein ins Leben gerufen, nicht als eine Befriedigung des politiſch-induſtriellen Nationalwunſches, ſondern als eine nachdrückliche Geltendmachung deſſelben; denn nicht mit Unrecht wird die Welt in einer ſo zahlreichen Genoſſenſchaft, die einen Zweck verfolgt, welcher durch die geſetzgebende Gewalt zu erledigen wäre, eine weſentliche Lücke in der Legislatur entdecken, und die Regierung kann entweder dieſe offenkundig gewordene Lückenhaftigkeit der Geſetzgebung durch die gewaltſame Unterdrückung des Vereins verhüllen oder durch bereitwilliges Aufnehmen der Frage auf verfaſſungsmäßigem Wege für immer ausbeſſern.

Die Wortführer der Regierungspartei wollten das erſtere Mittel ergriffen wiſſen und der Ton, in dem ſie gegen die neueſte Erſcheinung des ungariſchen Staatslebens zu Felde zogen, ließ auf die Abſicht der Staatsgewalt ſchließen, die Aufregung der Induſtrieenthuſiaſten durch einen Machtſtreich zu dämpfen. Nachdem indeß die erſte Ueberraſchung vorüber war, wählte die Regierung den andern Weg und hat durch einige weſentliche Modificationen des Zolltarifs den Wunſch an den Tag gelegt, auf der Bahn der Reform noch weiter zu gehen. Die Modificationen der Zollſätze betrafen mehrere für die Ausfuhr Ungarns ſehr wichtige Artikel, hauptſächlich Rohhäute und Leder. Bei der Ausdehnung der Viehzucht in Ungarn und bei den niedern Fleiſchpreiſen, welche zur guten Verwerthung des Schlachtviehs eine leichte Ausfuhr der Häute und Felle als höchſt wünſchenswerth erſcheinen laſſen müſſen, wird man begreifen, wie tief und heilſam dieſe Maßregel in das ganze Wirthſchaftsſyſtem der Grundbeſitzer eingreifen muß. Es iſt mir bekannt, daß in vielen Gegenden an der Theiß das Fleiſch der

Fig. 1. Die Lage.

Fig. 2. Die Lage.

Fig. 3. Die Lage.

Fig. 4. Die Lage.

Fig. 5. Die Lage.

Fig. 6. Die Lage.

Fig. 7. Die Lage.

Fig. 8. Die Lage.

Fig. 9. Die Lage.

Fig. 10. Die Lage.

Fig.

gegenwärtigen Volkszuſtände im Allgemeinen von unveraltetem Intereſſe und von Wichtigkeit iſt. Zudem iſt es meine Abſicht, bei der Federzeichnung unſeres in die Oeffentlichkeitsſphäre getretenen Kunſtfleißes immer nur den Kern der Erſcheinung im Auge zu behalten. Es entſpricht ganz und gar dem Gange der modernen Regierungspolitik, welche den Reformdrang des unruhigen Zeitgeiſtes von den höhern Fragen abzulenken verſtand und in das Thal der materiellen Intereſſen einzudämmen wußte, daß die meiſten Siege des liberalen Princips juſt im induſtriellen Gebiete erfochten werden, indem die ganze Macht der Zeitſtrömung hier thätig iſt und ihr darum die auf andern Feldern hartnäckig verweigerten Conceſſionen willig zugeſtanden werden müſſen. Mag es Manchen, der die geſchloſſenen Thüren der Gerichtsſäle geöffnet und durch Freigebung der geknebelten Preſſe eine breite Baſis zu einem öffentlichen Volksleben geboten wünſchte, auch nicht im Geringſten tröſten, wenn er ſich auf dem induſtriellen Gebiet daſſelbe Princip mit Erfolg durchkämpfen ſieht, immerhin ſollte der Fortſchritt, ſei er auch noch ſo partiell und den niedern Regionen des Nationallebens zugehörig, ihn mit Freude erfüllen und die auf allen übrigen Punkten geſchlagene Hoffnung aufzurichten im Stande ſein; beſonders wenn er bedenkt, wie es gerade die ſchlaue Führung der Machthaber iſt, welche durch das beabſichtigte Einfangen des Reformgeiſtes in den kohlenſchwarzen Mauern der Nationalinduſtrie den erſten Anlaß gegeben zu der Anregung der höchſt wichtigen Frage von der Organiſation der Arbeit, die im Verlauf ihrer Löſung jede andere Reformfrage an umfaſſender Bedeutung und ſocialer Wichtigkeit weit zu übertreffen ſcheint. Ohne die induſtrielle Richtung, welche als Ableiter dienen ſollte, wäre ſicher dieſes ſociale Problem hundert Jahre ſpäter zur Sprache gekommen.

Die Gegner der gewerblichen Oeffentlichkeit, denn eine ſo friſche Sache muß ſolche haben, wollen ihre Entbehrlichkeit dadurch beweiſen, daß ſie auf das induſtriemächtige England hindeuten, wo bis jetzt noch gar keine Ausſtellung gewerblicher Hervorbringungen Statt gefunden und gleichwohl der kühnſte Aufſchwung und die vollſte Blüte aller Zweige des Kunſtfleißes zu finden ſei. Iſt dieſer Einwurf jetzt auch nur noch zur Hälfte wahr, indem in dem verfloſſenen Sommer die ſogenannte League, welche gegen die Ariſtokratie des Grundbeſitzes gerichtet iſt und deshalb die Fabrication unter ihre Fittige nimmt, gleichfalls eine Expoſition von Gewerbsproducten veranſtaltete, wie ſie in den Staaten des Continent ſeit einigen Decennien im Schwunge ſind, ſo wollen wir doch die Richtigkeit der Thatſache vollſtändig anerkennen. Nichtsdeſtoweniger zeugt dieſelbe nicht im Geringſten gegen die Vortrefflichkeit der Maßregel, denn die britiſchen Verhältniſſe ſind ſo durchaus abweichend von denen aller übrigen Staaten Europas, daß das Einzelne des engliſchen Lebens niemals als Vorbild für

Digitized by Google

Andere gelten kann, da es eben blos ein Product des Ganzen, eine Folge des gesammten, eigenthümlich gestalteten Organismus ist. Und um vollends gerecht zu werden, darf man wohl sagen, die Industrieausstellungen sind just durch England eine Nothwendigkeit für die Continentalindustrie geworden, nicht etwa weil England durch Hilfe dieses Instituts zu einer erdrückenden industriellen Uebermacht gelangte, sondern deßhalb, weil die britische Industrie durch einen dreihundertjährigen Vorsprung und durch tausend historische und geographische Umstände begünstigt, diesen gefährlichen Standpunkt unbestrittenster Ueberlegenheit einmal inne hat, und da ihr dieser wohl kaum gewaltsam entzogen werden kann, kein anderes Mittel, als das der Nacheiferung übrig bleibt. Auf dem Wege der Nacheiferung werden indeß mancherlei Hebel in Bewegung gesetzt werden müssen, deren der Vorgänger bei seiner ruhigen, naturgemäßen Entwickelung nicht bedurfte, und der Schüler, der seinen Lehrmeister in kürzerer Frist erreichen soll, als diesem selbst zur organischen Herausbildung gegönnt war, muß wohl zu vielen künstlichen Beförderungsmitteln seine Zuflucht nehmen, zu Mitteln, welche als Waffen zur Bekämpfung des Vollendeten, schwerlich in dem Arsenal des Bekämpften zu finden sein dürften, indem er nichts zu bekämpfen hatte.

Verfolgt man die Entwickelungsmomente, in welchen sich das Institut der Industrieausstellungen in Oesterreich bis zu seinem jetzigen Zustande entfaltete, so stellen sich drei Perioden dar, welche eine stufenweise Fortbildung dieser Einrichtung begünstigten und gleichsam die Ringe bilden am Baume des Kunstfleißes selbst, dessen Wachsthum sich darin ausgeprägt hat. — Die erste Periode beginnt 1828 mit den ersten Provinzial-Gewerbsproducten-Ausstellungen, welche namentlich in dem gewerbsfleißigen Böhmen in Aufnahme kamen, und schließt mit dem Jahre 1835 ab, wo die erste allgemeine österreichische Industrieschau von Seiten der Staatsverwaltung veranstaltet ward. Die in dem erwähnten siebenjährigen Zeitabschnitte in den verschiedenen Provinzen der Monarchie von Privaten und Gewerbsvereinen ins Leben gerufenen Expositionen hatten noch keine weiter reichende Bedeutung und dienten allenfalls zur Befreundung des Kaufmannes mit dem Erzeuger, konnten aber in keiner Weise als ein Barometer des österreichischen Kunstfleißes gelten, selbst in seiner provinziellen Abgrenzung. Zuerst stifteten diese kleineren Unternehmungen das Gute, daß sie die Staatsregierung auf den Vortheil einer großen Industrieschau der gesammten Monarchie aufmerksam machten und die Verordnung des damaligen Präsidenten der allgemeinen Hofkammer, Baron Eichhof, veranlaßten, wodurch das Institut der Expositionen in die Hände der Staatsverwaltung kam, und diese zur Aufmunterung der Industriellen die vorzüglichsten Erzeugnisse durch Verleihung von Prämien zu ehren versprach. — Die den Zeitraum von

Digitized by Google

1835 bis 1845 umfaſſende Periode iſt epochemachend in der Entwickelungsgeſchichte der öſterreichiſchen Gewerbſamkeit, deren Vertreter ſich fortan mit mehr Selbſtvertrauen bewegten, und die Theilnahme für Erfindungen und das geſammte Maſchinenweſen iſt ſeither, ſowie die Emſigkeit techniſcher Studien ins Unglaubliche geſtiegen. Bezeichnend für den Geiſt dieſes Zeitabſchnittes iſt die bisher ganz unbekannte Kühnheit, mit welcher ſich bei den in fremden Staaten veranſtalteten Ausſtellungen auch öſterreichiſche Fabrikanten einfanden, welche früher jede Berührung mit den auswärtigen Induſtriellen ängſtlich gemieden und eine nicht immer wohlmotivirte Scheu vor jedem Vergleiche mit den ausländiſchen Concurrenten hatten. Die im Jahre 1839 Statt gefundene, gleichfalls von der Hofkammer ins Leben gerufene allgemeine Induſtrieausſtellung kann nicht als ſo wichtig anerkannt werden, um ſie zu einem Wendepunkte in der Entwickelung öſterreichiſcher Gewerbſamkeit zu ſtempeln, indem ſie nur als ein Ferment der induſtriellen Welt Oeſterreichs zu betrachten iſt, deren Gährungsproceß erſt in der letzten Induſtrieſchau fertige Reſultate zu Tage brachte.

Bei der erſten Ausſtellung im Jahre 1835 ſtand die Zahl der Concurrenten zu der Maſſe der Erzeuger in gar keinem Verhältniß, denn die Zahl der Ausſteller betrug kaum 500, indeß doch der ganze Bedarf der Conſumenten bei den hohen Schutzzöllen mit geringer Ausnahme im Lande ſelbſt producirt wurde. Als die Urſache dieſes Mißverhältniſſes darf man mit ziemlicher Beſtimmtheit annehmen, daß der Zweck und die Bedeutung öffentlicher gewerblicher Ausſtellungen von vielen Gewerbsmännern noch nicht vom richtigen Geſichtspunkte aufgefaßt worden war und die angeborene Beſcheidenheit des öſterreichiſchen Induſtriellen — denn unter den beſcheidenen Deutſchen iſt der Oeſterreicher wieder der beſcheidenſte — einſchüchternd wirkte, indem er bei ſeinem gänzlichen Mangel von Selbſtvertrauen es nicht wagte, die Früchte ſeiner Arbeit dem öffentlichen Urtheile preiszugeben. Die zweite, im Jahre 1839 veranſtaltete Expoſition lieferte ſchon ein ungleich günſtigeres Reſultat und gewährte die Ueberzeugung, daß die heimiſchen Gewerbsbefliſſenen den ihnen in den hohen Zöllen an den Grenzſchranken verliehenen Schutz nicht als ein Lotterbett betrachtet, auf dem ſie ſich's für alle Ewigkeit bequem machen könnten. Die Zahl der Ausſteller war bereits auf 721 geſtiegen, und noch mehr als dieſer Zuwachs fiel die Qualität der Einſendungen in die Wagſchale, die einen ſehr raſchen Fortſchritt bekundete und von dem Eifer Zeugniß gab, der die Producenten ergriffen hatte.

Unter beſonders glücklichen Auſpicien und mit großen Erwartungen erfolgte endlich nach einer längeren Pauſe die Eröffnung der dritten Ausſtellung im Lenze dieſes Jahres. Um das Wachsthum der öſterreichiſchen Induſtriekräfte in einem klaren Zifferblicke zu veranſchaulichen, ſetzen wir eine vergleichende Tabelle der drei allgemeinen

Statement showing the number of Vessels entered and cleared at the Ports of Bombay, Karachi, Kathiawar, Kutch and Sind during the year 1907-08.

Ports.	Entered.			Cleared.		
	Number.	Tonnage.	Crews.	Number.	Tonnage.	Crews.
Bombay	1,124	1,124,000	46,000	1,124	1,124,000	46,000
Karachi	1,124	1,124,000	46,000	1,124	1,124,000	46,000
Kathiawar	1,124	1,124,000	46,000	1,124	1,124,000	46,000
Kutch	1,124	1,124,000	46,000	1,124	1,124,000	46,000
Sind	1,124	1,124,000	46,000	1,124	1,124,000	46,000
Total	5,620	5,620,000	230,000	5,620	5,620,000	230,000

Statement showing the number of Vessels entered and cleared at the Ports of Bombay, Karachi, Kathiawar, Kutch and Sind during the year 1907-08.

Ports.	Entered.			Cleared.		
	Number.	Tonnage.	Crews.	Number.	Tonnage.	Crews.
Bombay	1,124	1,124,000	46,000	1,124	1,124,000	46,000
Karachi	1,124	1,124,000	46,000	1,124	1,124,000	46,000
Kathiawar	1,124	1,124,000	46,000	1,124	1,124,000	46,000
Kutch	1,124	1,124,000	46,000	1,124	1,124,000	46,000
Sind	1,124	1,124,000	46,000	1,124	1,124,000	46,000
Total	5,620	5,620,000	230,000	5,620	5,620,000	230,000

Statement showing the number of Vessels entered and cleared at the Ports of Bombay, Karachi, Kathiawar, Kutch and Sind during the year 1907-08.

Ports.	Entered.			Cleared.		
	Number.	Tonnage.	Crews.	Number.	Tonnage.	Crews.
Bombay	1,124	1,124,000	46,000	1,124	1,124,000	46,000
Karachi	1,124	1,124,000	46,000	1,124	1,124,000	46,000
Kathiawar	1,124	1,124,000	46,000	1,124	1,124,000	46,000
Kutch	1,124	1,124,000	46,000	1,124	1,124,000	46,000
Sind	1,124	1,124,000	46,000	1,124	1,124,000	46,000
Total	5,620	5,620,000	230,000	5,620	5,620,000	230,000

hoffen von der goldenen Weihnachtszeit die Hauptbeisteuer zu dem schweren Miethzins, und wer weiß, wie mancher unserer anscheinend brillant dastehenden Kaufleute schon im Stillen die Summe berechnet, mit der er nach der Weihnachtsernte zu bankerottiren gedenkt. — Doch nicht bloß ein mercantilischer Gesichtspunkt ist für unser Weihnachtsfest vorhanden. Auch bei uns flimmert der grüne Tannenbaum mit seinen vergoldeten Lichten, Zuckerfrüchten und Näschereien, auch bei uns hat im Familienkreise das schöne Fest die deutsch-gemüthliche Färbung, die ihren sonderbar poetischen Eindruck, einmal empfunden, für das ganze Leben hinterläßt; auch bei uns wird selbst des Armen öde Kammer verklärt von der langersehnten Weihnachtsfreude und das bittere Leid, die Entbehrung, die nagende Sorge treten für eine Spanne Zeit zurück, wenn die Christnacht ihre Zauberformel ausspricht. Das Beschenken und Beschenktwerden ist hier allgemein und letzteres wird besonders von der ganzen dienenden Klasse — vom ersten Buchhalter herab bis zum Hausknecht — als ein unumstößliches Recht in Anspruch genommen. In dieser Beziehung herrscht hier sogar offenbarer Mißbrauch, und es gehört wirklich die ganze norddeutsche Gutmüthigkeit dazu, um den von allen Seiten mit einer Naivetät, die eben so gut Unverschämtheit heißen könnte, anstürmenden Forderungen zu genügen. — Etwa acht Tage vor dem Feste ist bei uns Alles in rastloser Thätigkeit, in athemloser Bewegung, um einzukaufen oder den dankbaren Dienst unter Merkurs Fahnen zu versehen. Das herannahende Weihnachtsfest absorbirt Alles; die Theater müssen mehr als je zu Außerordentlichem greifen, um ein Stück Publicum heranzuziehen, bis endlich die langerwartete Festglocke läutet, die Kleinen jubelnd in die hell erleuchteten Zimmer stürzen dürfen, die Erwachsenen in gegenseitigen Ueberraschungen schwelgen und aus den Familienkreisen der Strom der Vergnügungslustigen wieder nach allen Richtungen hin sich genußsuchend ergießt.

Der Senat will uns durch eine neue seit geraumer Zeit vorbereitete Bauordnung, worüber die Bürgerschaft dieser Tage zu berathen haben wird, eine Weihnachtsfreude machen, für welche wir ihm nur dankbar sein können. Dieses bis in alle Details musterhaft ausgearbeitete Gesetz hätte uns schon seit lange Noth gethan und es steht zu hoffen, daß es baldigst auf verfassungsmäßigem Wege sanctionirt werde, wie auch eine Verordnung über Verbreiterung von Gossen und Kanälen. Mit letzteren nimmt der Staat das Recht in Anspruch, Verbesserungen, die er für nöthig erachtet, durchzuführen, wenn auch dem Gesammtinteresse der kleinliche Privatvortheil oder die starrköpfige Caprice hindernd in den Weg tritt. — Bei den dießmaligen Rathsanträgen hat man zwischen dem Erscheinen derselben und dem Stattfinden des Bürgerconventes eine längere Frist gelassen, als bis jetzt üblich gewesen. Vor dem Brande — der ja überhaupt manche wich-

Digitized by Google

tige Veränderung eintreten ließ — wurden die Senatsanträge gar nicht vor der Verſammlung der Erbgeſeſſenen veröffentlicht. Jetzt hat man ſtatt zweitägiger Prüfungszeit eine ſechstägige bewilligt. So kommen wir denn doch wieder um einige Zoll vorwärts. Mit der Locomotive fahren wir nun einmal nicht!

Unſer Sielbaukrieg iſt wieder in vollem Gange. Es geſchehen glänzende Waffenthaten auf dem Felde der Broſchürenliteratur wie auf dem der Journaliſtik. Der Partei des Engländers Lindley, des Sielbauanlegers, ſteht ein hartnäckig kämpfender Feind gegenüber, der dem Gegenſtande ſeiner Antipathie auch die kleinſte Blöße abzulauern weiß. Indeſſen ſoll ſich Sir Lindley in einem ſo eben erſchienenen Hefte ſeiner Haut tüchtig gewehrt haben, und ſoviel iſt gewiß, in der Armee ſeiner Gegner ſind Wenige, welche das Praktiſche der Sache, über welche ſie ſchreiben und ſchreien, gründlich inne haben. Dieſe Sielbauten koſten übrigens unſerm jetzt ſtark verſchuldeten kleinen Staate Millionen und ſind alſo wichtig genug für die tief eingehende öffentliche Debatte. Leider bin ich ſelbſt dem Weſen der Entwäſſerungsbauten noch nicht auf den Grund gekommen, d. h. noch nicht in die Tiefen der Siele hinabgeſtiegen, ſonſt könnte ich genauer ſchildern, was die Götter gnädig bedecken mit Nacht und mit Grauen.

In unſerm thätigen Verlagscomptoir erſchien ſo eben Glasbrenners komiſcher Volkskalender, mit vielen Illuſtrationen, im erſten Jahrgange. — Eine andere erfreuliche literariſche Notiz iſt, daß das wüſte, verworrene und gemein-bösartige Treiben im Feuilleton unſerer achtungswerthen „Neuen Zeitung" mit dem Abtreten eines gewiſſen Chriſtern, der in Folge einer ausgepfiffenen dramatiſchen Bagatelle ſich durch unſinnige Arroganz öffentlicher allgemeiner Verhöhnung bloßgab, nunmehr zu Ende iſt. Ein ſo tüchtiges politiſches Organ wie die Neue Zeitung ſollte ſich künftig nicht jeder billig arbeitenden Feder preisgeben, welche nur einen Ablagerungsort für ihren Unſinn und ihre Bosheit ſucht. Jener Literat hat ſich übrigens in einem ſolchen Grade proſtituirt, daß er ſelbſt zum Geſpötte der Schenkwirthe in ihren öffentlichen Anzeigen, wie zu dem der Schauſpieler auf dem Theater wurde, man zweifelte vielfach an ſeiner geiſtigen Zurechnungsfähigkeit, und wirklich kam mir ſein hirn- und charakterloſes Treiben oft bemitleidenswerth vor. — Ein dramatiſches Erſtlingsproduct des Berliner Schriftſtellers Cubarſch — der unter dem Namen C. Schubar ſchreibt — hat hier auf dem Stadttheater gefallen. Es iſt ein Luſtſpiel, betitelt: „Keine Jeſuiten mehr!" und hat zum Hauptſujet die Verbannung der Jeſuiten aus Frankreich, wie die Intriguen, welche dem Ausweiſungsdecret Ludwigs XV. vorhergingen.

Digitized by Google

IV.

Aus Berlin.

Eine geheimnißvolle Begebenheit. — Weihnachtsfreuden. — Salons. — Concerte. —

Ein Ereigniß, das wie erfunden klingt, aber wahr iſt, macht hier in allen Kreiſen der Geſellſchaft viel zu ſprechen. Ein gemeiner Soldat, als ungemein tüchtig im Dienſte bekannt, Pole von Geburt, wird unlängſt auf einem der dunkeln Kaſernengänge in ſpäter Nacht von einer Geſtalt angehalten, die ihm einen Eid abnimmt, ein wichtiges Geheimniß, welches man ihm anvertrauen wolle, nur in die Hände des Königs nieder zu legen. Der Krieger leiſtet den Schwur, wird aber durch die ihm hierauf gemachte Offenbarung ſo erſchüttert, daß er einen lauten Schrei ausſtößt. Die Geſtalt iſt verſchwunden, oder um proſaiſch zu reden, hat ſich aus dem Staube gemacht, und trotz allen Nachforſchungen in der geſchloſſenen Kaſerne nirgends zu finden. Der Soldat bleibt bei ſeinem Ausſpruche, es ſei ihm ein überaus wichtiges Geheimniß anvertraut worden, welches er nur Sr. Majeſtät dem Könige entdecken dürfe. Vergebens ſuchen der dienſtthuende Hauptmann, ja den folgenden Tag der Oberſt das Siegel von den Lippen des Polen zu löſen, er bietet ſelbſt dann noch allen Ueberredungskünſten Trotz, als Prinz Carl, dem er längere Zeit als Ordonanz zugetheilt war, ſich bemühte, die gemachte Mittheilung von ihm zu erfahren. Man liefert den Armen als an einer fixen Idee leidend, an die Charité, jedoch vergebens verſuchen die Aerzte, irgend einen krankhaften Zuſtand an dem vollſtändig Beſonnenen zu entdekken, er wird als vollkommen geſund entlaſſen. Endlich läßt ihn der König vor ſich kommen. Worin das Geheimniß beſtanden habe, hat, wie es ſcheint, Niemand erfahren; ſo viel jedoch iſt ſicher, daß Se. Majeſtät den Soldaten ſehr huldvoll und unter Belobung ſeiner ſtandhaften Weigerung, die Mittheilung an ein anderes Ohr als das des Königs zu bringen, entlaſſen habe.

Die Weihnachtszeit naht mit raſchen Schritten. In keiner Stadt Deutſchlands ſpielt dieſes liebliche Feſt eine ſo wichtige Rolle als in Berlin. Tauſende rennen zwiſchen lockenden Buden, drängen ſich an den Schaufenſtern der Läden, welche durch die reichſte Ausſtattung zur Kaufluſt verführen ſollen. In dem großartigen Lokale bei Kroll treibt ſich in den Abendſtunden die große und kleine Welt herum: für die erſtere haben Freund Polichinello, ein Theatrum mundi, prachtvoll geſchmückte Zelte mit tauſend bunten Gegenſtänden im Glanze unzähliger Lichter funkelnd, ihr blendendes Feenreich aufgeſchloſſen, die letztere hat genug zu thun, wenn ſie ſich ſelbſt zur Schau ausſtellt, ſich ſehen läßt und geſehen wird. Dieſe andächtige, ich möchte ſagen pie-

tiſtiſche Stille einer ſo zahlreichen Verſammlung iſt ein charakteriſtiſches Merkmal der Berliner; in einer ſüddeutſchen Stadt, namentlich in Wien, wäre ſolch' nüchternes, ſchüchternes Flüſtern einer Volksmenge, die zu ihrem Vergnügen an einem öffentlichen Orte zuſammenkommt, nicht denkbar. Etwas Luſtigkeit müßte da doch mit unterlaufen. Wirklichen Kunſtwerth unter den unzähligen Weihnachtsausſtellungen Berlins haben nur die der Gebrüder Gropius. Die Dioramen derſelben verdienen ihren europäiſchen Ruf, und nebſt dieſen ſind eine große Anzahl ſcherzhaft-ſatyriſcher Gegenſtände zu bewundern, eine reiche Sammlung ſeltner Spielereien macht uns die Wahl ſchwer, kurz die Vorliebe der Berliner für dieſes Lokal ſcheint mir hinlänglich gerechtfertigt. Als glänzendes Moralitätszeugniß lieſt man am Eingange eines jeden Saales mit rieſengroßen Buchſtaben die Worte: Vor Taſchendieben wird gewarnt. —

Mit dem Eintreten des ſtrengeren Winters eröffnen ſowohl die ſogenannten geſchloſſenen Geſellſchaften, als auch jene Perſonen welche „ein Haus machen" ihre Salons. Unter den erſteren zeichnet ſich die Geſellſchaft der Freunde aus. Ein friſcher zwangloſer Ton herrſcht dort, ein reicher Fond zu welchem auch das der Societät eigens angehörige prachtvolle Gebäude gehört, erlauben den thätigen Direktoren dieſes heiteren Vereins prachtvolle Feſte zu geben, und in den von Zeit zu Zeit arrangirten Concerten bietet man den Zuhörern Kunſtgenüſſe, deren man an Einem Abende wohl an keinem anderen Orte theilhaft werden kann, und zu welchen beizutragen, einheimiſche und fremde Notabilitäten nie verſchmähen. — Für Concerte ſcheint heuer ein ſehr fruchtbares Jahr zu werden. Liſa Chriſtiani und Mariette Alboni — die emancipirten Damen — eröffneten den Reigen. Ueber Letztere iſt Rellſtab vernichtend hergefallen, dem Vernehmen nach, weil ſie dem Gefürchteteten die pflichtſchuldige Reverenz-Viſite verſagt; nun haben gar viele tapfere Ritter die Lanzen eingelegt für den Ruhm der fremden Sängerin, welche auch raſch ſich zum Liebling des Publikums emporſchwang. Die Chriſtiani erſcheint, wenn auch nicht im Purpur geboren, doch an keinem Orte ohne Herrlichkeit. Die Obigen, ferner der große Künſtler auf dem Horne, Herr Vivier, der ebenbürtige Nebenbuhler Liſzt's Bittlof, die noch immer vergötterte Jenny Lind, ſie alle haben den Enthuſiasmus der in dieſem Punkte ſehr heißblütigen Berliner in die Schranken gerufen; der fremde Virtuos kann hier auf ein dankbares Publikum, auf Beifall und Kränze rechnen, und ſo mag er denn in Gottesnamen ſeine Pilgerfahrt nach unſerem Spree-Athen antreten, wenn er auf eine Kleinigkeit, auf den klingenden Lohn ſeiner Leiſtung großmüthig reſignirt, denn mit ſeltnen Ausnahmen werden Concerte in Berlin mit ſolcher Conſequenz — nichtbeſucht, daß ein ſehr gewandter Agent dazu gehört, um den Saal mit Freibilletten zu füllen.

Digitized by Google

V.

Aus Düſſeldorf.

Verfehlter Beruf. — Der hesperiſche Kunſtgarten. — Die Treibhäuſer der Ateliers. — Protection und Cameraderie. — Mangel an Prüfungen. — Zerſtreute Weihrauchwolken. — Die romantiſche Richtung. — Genre. — Tendenzbilder.

Wer das Sprüchwort „Kunſt geht nach Brod" in allen nur denkbaren Varianten ſtudiren will, der fände hier Gelegenheit dazu. Solche abſolute Kunſtſchulen, wie die hieſige Akademie, Luxusartikel des Staatshaushalts, nothwendige Uebel der Intelligenz, ſtiften vielleicht mehr Uebel als Nutzen. „Gelegenheit macht Diebe", pflegt man zu ſagen, und ſo glauben ſich auch Viele zur Kunſt berufen, weil ſie leicht einige Jahre die Akademie beſuchen und ſogar, wenn ihnen die allgewaltige Fee Protection günſtig und gewogen iſt, noch ein Stipendium erwiſchen können; und die Mehrzahl bringt es nicht über die handwerksmäßige Mittelmäßigkeit, geht unter in dem hier üppig-wuchernd blühenden Stümperthum. Die ſchönſten Jahre des Lebens ſind hin, ehe man einſieht, daß man ſeinen Beruf verkannt hat; daß man nimmer dazu gelangen wird, mit Recht und Fug zu ſprechen: anch' io son pittore; es iſt zu ſpät, einen andern Lebensweg zu wählen; nicht ſelten ſind auch die Mittel dazu erſchöpft — und man iſt verdammt, eine Drohne zu ſein in dem großen Bienenſtock der Geſellſchaft. Viele, die da glaubten, die goldnen Aepfel der Kunſthesperiden könne man in jeder Stadt, wo eine Akademie mit wohlbeſtalltem Director und dito Profeſſoren beſteht, oder, wie man zu ſagen pflegt, blüht, ohne alle Mühe von den Straßen aufleſen, man brauche ſich nur zu bücken, — pilgern, wenn ſie dieſe Aepfel an der Akademie nicht gefunden, nach dem eigentlichen Hesperien, verzehren hier den letzten Reſt des väterlichen Erbes und kehren zurück — wie ſie hingezogen, unglücklich zuletzt, weil ſie im Schlaraffenthum des ſogenannten Künſtlerlebens zur eigentlichen Arbeit und Anſtrengung zu faul geworden ſind und ſo nicht mehr, wenn ſie auch nicht zu alt dazu, die Kraft haben, ſich einem andern Berufe zu widmen. Noch andre, in den Treibhäuſern der akademiſchen Ateliers heraufgekünſtelt, halten ſich wirklich für ſchaffende Künſtler, denn ſie werden ſelbſt irre an dem, was an ihren Productionen *ihr* oder *Andrer* geiſtiges und techniſches Eigenthum, ſind vielleicht ſo glücklich geweſen, auf irgend einer Kunſtausſtellung ein im Atelier entſtandenes Bildchen loszuſchlagen, und finden erſt, wenn ſie *ganz* auf *eignen* Füßen ſtehen ſollen, daß ſie nichts gelernt, auch nichts lernen konnten, weil es an eigentlicher Anlage gebrach. Die Cameraderie der akademiſchen Ateliers iſt ſo am Unglücke manches ſonſt wackern Jünglings Schuld, und es ſind ſelbſt unter unſern düſſeldorfer „Meiſtern" — mit dieſem beſcheidenen Titel benamſet unſre Akademie die-

jenigen, welche lange genug hier gehauſet und es dahin gebracht haben, einen Akt zu malen, es aber beſſer verſtanden, in gleisneriſcher Werkfrömmigkeit gewiſſen Leuten den Hof zu machen — manche, welche, der Atmoſphäre der Düſſeldorfer Akademie entrückt, noch weniger leiſten würden, als ſie jetzt leiſten, wie hoch ſie auch die Naſen tragen, mit welcher Geringſchätzung ſie auf die Nichtmeiſter herabſehen mögen.

In Preußen iſt das Prüfungsſyſtem bis zur höchſtmöglichſten Potenz ausgebildet und Börne ſagt irgendwo mit vollem Rechte: „In Preußen hat man die Stockſchläge abgeſchafft und dafür Examina eingeführt"; weshalb aber iſt für die jungen Leute, die ſich den bildenden und zeichnenden Künſten widmen wollen, keine Prüfung im ſtrengſten Sinne des Wortes angeordnet? Weshalb läßt man ſie Jahre lang an der Akademie herumkrücken, ehe man ihnen den Abſchied giebt, wenn es nicht ſelten ſchon zu ſpät iſt? Bei einer ſtrengern, gewiſſenhafteren Controlle wäre da Viel des Böſen zu verhüten, und manchem wirklichen, ſtrebſamen Talente, das aber eben kein Liebling der Dame Protection, könnte kräftiger unter die Arme gegriffen werden, würden die materiellen Begünſtigungen immer nach Verdienſt vertheilt, würden ſie nicht zuweilen an junge Leute verſchwendet, die zu Anſtreichern vielleicht die nöthigen Anlagen haben, aber zu nichts weniger als zu Künſtlern. Wer iſt Schuld, wenn ſie zu ſpät einſehen, daß ſie nur da ſind, um die ſo zahlreiche Rotte der Kunſtſtümper zu vermehren?

Viele wollen behaupten, daß die Dame Protection die Rheinländer und Weſtphalen hier im Allgemeinen etwas mehr als ſtiefmütterlich behandle, daß die Oſtprovinzler hier das fröhlichſte Gedeihen fänden und daß vor Jahren die Anzeige eines humoriſtiſchen Cölner Malers: „Es ſind wieder Berliner Vertreiber angekommen" unter Angabe der Hausnummer des Akademiegebäudes, ihren guten Grund gehabt, indem die Oſtländer bevorzugt wären hinſichtlich der Plätze an der Akademie und ähnlichen Benefizien, bis ſelbſt auf den Ankauf und die Beſtellungen von Gemälden; manche tüchtige rheinländiſch-weſtphäliſche Künſtler, hört man ſagen, hätten um dieſer und ähnlicher Zurückſetzungen willen Düſſeldorf verlaſſen und ſich anderwärts Hütten gebaut, weil ſie in der Atmoſphäre der Machthaber der Akademie nicht gedeihen konnten, denn ſie mochten nicht zu Künſtlern werden, um hyperkatholiſche Werkfrömmigkeit zur Schau zu tragen, mochten Niemandem in hündiſcher De- und Wehmuth den Fuchsſchwanz ſtreichen. Endlich wird noch gezüſchelt, daß von Profeſſoren und den auserwählten Nazarenern nicht nur die Gemälde, ſondern auch die Farbenſkizzen und Cartons der begünſtigten Jünger durch Vermittelung der Dame Protection vom Kunſtvereine für Rheinland und Weſtphalen zu enormen Preiſen angekauft werden, während jüngere Talente darben und

Digitized by Google

nicht ſelten mit den ſüßen Troſtworten: „es iſt kein Geld mehr zum Ankaufen da“ abgeſpeiſ't werden; z. B. bei den diesjährigen Ankäufen unſers Kunſtvereins habe ein einzelnes Mitglied des Verwaltungsrathes die übrigen Mitglieder alle im Schach gehalten, ſo daß einzig nach ſeinem Willen und Gutdünken angekauft worden, ſo unter andern ein „Stilleben“ von Lehnen zu 80 oder 90 Friedrichsd'or. Ich will allen dieſen Sagen keinen ſonderlichen Glauben ſchenken, ſie zeigen aber doch, in welchem Geruche das hieſige Treiben ſteht. Und wer übrigens die Auserwählten der Akademie kennen lernen will, der darf ſich nur die Mühe geben, in den Jahresberichten unſers Kunſtvereins den Abſchnitt über die jährlichen Ankäufe und die Beſtellungen zu öffentlichen Zwecken zu leſen, er wird ſich wundern, wie ſich da einzelne Namen auf eine ſo eigene Weiſe ſtets mit den bedeutendſten Preiſen wiederholen.

Es war eine Zeit, wo ſich die Düſſeldorfer Akademie ſelbſt als eignen Abgott auf den Altar der Oeffentlichkeit geſtellt hatte und es an ſüßduftendem Weihrauch nicht fehlen ließ. Dieſe dichten, freundlichen Weihrauchwolken haben ſich nach und nach verzogen, der bis dahin umnebelte Blick fängt an, hat vielmehr längſt ſchon angefangen, klarer zu ſchauen, um zu ſehen, daß gar Vieles bei uns Dunſt war und noch Dunſt iſt. Nachdem der Weihrauchduft in Nichts zerfloſſen, man den Götzendienern und Schleppträgern nirgend mehr unbedingten Glauben ſchenkt, ſondern ſelbſt ſehen und prüfen gelernt hat, trotz der Apotheoſen eines von Uechteritz und wie die andern Vergötterer heißen, hat das Ganze eine merkwürdige Wendung genommen, und viele Namen, welche, glaubte man den unermüdlichen Ruhmſpendern, ſchon im Tempel des Nachruhms glänzten, ſind nach und nach in ein beſcheidenes Düſter zurückgetreten. Das Irrlichteliren im Gebiete einer mattſüßen, frömmelnden Romantik hat bei Vielen alle Kraft erſchlafft, weshalb auch ihre Arbeiten, ſowohl was Erfindung als Ausführung betrifft, ohne alle Kraft und Saft ſind, es fehlt ihnen Leben und Wahrheit. Solche Sachen konnten in Deutſchland gefallen, als man in der Uebergangsperiode allgemein in einem Gefühlsduſel ſchwebelte und nebelte. Die Zeit will etwas Andres, ſie hat ſich durchgekämpft. Wenn der Director, Ritter von Schadow, von dem Schorn'ſchen Bilde „die Wiedertäufer“ geſagt haben ſoll: „Es käme ihm das Bild vor wie eine ſchön arrangirte Theatergruppe, vor der man eben den Vorhang weggezogen“, ſo hat er über die Mehrzahl der hiſtoriſchen Bilder ſeiner Schule das treffendſte Urtheil gefällt, nur daß die Gruppen meiſt ſehr mager und das Arrangement, was die Herren Compoſition zu nennen belieben, gewöhnlich gar ledern iſt, denn vor lauter Studium, Hin- und Herhorchen über das, was ſie machen und wie ſie es machen ſollen, verdunſtet bei vielen endlich noch das Bischen Geiſt, mit dem ſie ſich ans Werk gegeben hatten.

Man beſuche in dieſem Augenblicke die Ateliers, wo man bei ſo vielen namhaften Künſtlern doch recht viel Gediegenes im Werden ſollte zu finden hoffen, — und man wird ſtaunen, wie gering die hier ſchaffende Lebenskraft iſt — es kömmt einem beinahe vor, als wenn Verſchiedene ſich ſchon ausgemalt hätten und jetzt ſchon glaubten, auf ihren Lorbeeren ruhen zu dürfen. Nothwendig müßten doch einige tüchtige Werke im Werden ſein; aber nein — Hildebrand's Scene aus Othello, wenn ich nicht irre, iſt das einzige Werk von Bedeutung, das die Ateliers aufzuweiſen haben. Reminiscenſen von Dingen, die hundertmal dageweſen ſind, nur ein wenig anders ausſtaffirt, verdienen nicht die Anführung, oder nur inſofern man die Künſtler bemitleidet, wenn man ſieht, wie ſie ſich im Schweiße ihres Angeſichts abmühen und abquälen, um das allergewöhnlichſte Kunſt-Ausſtellungs-Futter ans Licht zu fördern.

Von jeher hat der freien Geiſtesentwicklung, dem individuell freien Schaffen bei uns das eigne Ueberſchätzen, das Geringſchätzen aller fremden Kunſtſchöpfungen, ob nun deutſch oder nichtdeutſch, entgegengeſtanden; man hielt das eigne Urtheil für das der letzten und höchſten Inſtanz, wußte viele Worte zu machen, wo beim Künſtler Thaten oder Schöpfungen reden ſollen. Wozu noch ein wirklicher, alles freie Leben und Streben ſelbſt der Begabteren tödtender Krebsſchaden kommt, nämlich die vorherrſchende chriſtliche Kunſtrichtung, welcher Viele zuſchwören, weil der Director ſeit Jahren an ihr laborirt, ſelbſt ihr zu lieb katholiſch geworden iſt, ohne doch je ein Werk geſchaffen zu haben, was durch fromme Gemüthstiefe, durch die ernſt-kindliche, innige Gläubigkeit, der in ihrer hohen Reinheit auch das Ueberſinnliche zur Anſchauung gelangt, zur anbetenden Bewunderung hinreißt, ſelbſt auf den Sinnlichen eine ſühnende Wirkung übt. Dieſe ganze Stimmung iſt nun bei der Mehrzahl, die ſich Jünger der chriſtlichen Kunſt nennen, etwas Angequältes, nicht aus dem innerſten Born der Seele Hervorſprudelndes, und daher ſind ihre Werke auch aller Lebenskräftigkeit bar, verkrüppelt, Schöpfungen ohne Seele, Körper ohne Blut. Wie Manchem iſt dieſe Richtung, welche man auch zu den Extremen der Zeit rechnen kann, gerade hier in Düſſeldorf in ſeinem ganzen Entwicklungsgange hemmend entgegengetreten, wie manches Talent hat ſie nicht an ſich ſelbſt, der eignen Kraft irre werden laſſen — und was hat ſie zu Tage gebracht? Wie Manches hat ſie unterdrückt. — Unſre Hiſtorienmalerei laborirte ſchon ſeit Jahren an der Schwindſucht, wie die Landſchafterei an der Manirirſucht, das Genre that es, ſeit der Wormſer Becker ſeine lebensfriſchen, naturwahren Bilder geſchaffen, ſehr ſtark in heſſiſchen Bauern und Dorfgeſchichten à la Auerbach, nur Schade, daß ihnen ſein tiefgemüthliches Lebensprincip abging, bis endlich der Königsberger Hübner ſich zu dem menſchlichen Elende unſrer Tage wandte und einige Gemälde nach Motiven der

Digitized by Google

Gegenwart malte, welche das Publicum anſprachen, da es ſie verſtand, die man Tendenz-Bilder zu nennen beliebte. Hübner machte gute Geſchäfte, und Legion iſt gewiß die Zahl der Compoſitionen, die in den Mappen und in dem Hirn der Kunſtjünger auf Erlöſung harren, denn alle wollen jetzt Zeitungs-Artikel malen, weil dieſe ſich am beſten verkaufen; die künftigjährigen Ausſtellungen werden wimmeln von Tendenzbildern, da ſie Abſatz hoffen laſſen. Der Herr gebe ſeinen Segen. Zu dem in dieſer Skizze Geſagten werde ich, wie meine Muße es erlaubt, in einer Serie „Düſſeldorfer Silhouetten und Daguerrotypen" die nähern Belege folgen laſſen.

VI.

Dorfgeſchichten.

Mißtrauiſcher und mißtrauiſcher wird man von Tag zu Tag gegen all die Dorfnovellen und Volksgeſchichten, wie ſie jetzt ringsum auftauchen, ſeitdem die Auerbach's ihre dritte Auflage erlebten und mit Lob in Aller Munde ſind. Da gilt ſehr oft: „wie er ſich räuspert" u. ſ. w. Mehr, glauben manche, gehöre gar nicht zu einer Dorf- und Volksnovelle, als daß ſie auf dem Lande oder doch in den ſchmuzigen Gaſſen und Hütten nahe den Stadtthoren ſpiele, ſich in den banalen Alltagskreiſen der ſogenannten niedern Stände bewege, alle Ausbrüche des Beſtialiſchen im Menſchen ungeſchminkt darſtelle und ſich in ihrer Hauptſache um die alltäglichſten Motive des Mein und Dein, das Haben und Sollen bewege. Wie es ſo viele Menſchen giebt, und auch Schriftſteller, welche „Populär" und „Trivial" in ſeinen Aeußerungen nicht zu unterſcheiden verſtehen, ſo giebts auch eine Menge, denen der Unterſchied zwiſchen „niederm Volk" und „gemeinem Haufen" noch nicht zur klaren Erkenntniß gekommen iſt. Sie verwechſeln Beides fortwährend mit einander und zeigen dies in der Wahl des Stoffes, wie der Geſtaltungen ihrer Dorf- und Volksgeſchichten. Außerdem iſt's in einzelnen Buchhändlerkreiſen Mode geworden, die ſogenannten Volksſchriften durchweg grau in grau auszuſtatten, wo möglich etwas liederlich brochiren zu laſſen und dann, indem man marktſchreieriſch auf deren geringen Preis hinweiſt, dieſelben als das Volksthümlichſte anzupreiſen, was noch je erſchienen iſt. Mit dem Allen bildet man aber die größeren Mengen nicht herauf, ſondern drückt ſie nur wieder tiefer hinab. Daraus entſteht keine Nationalliteratur, ſondern nur eine gemeine und formloſe Schriftenmenge; derartiges trennt überdies die an und für ſich leider noch immer ſo ſtreng geſchiedenen Stände auch noch in ihrem geiſtigen Leben: denn der Gebildete legt jene Bücher ungeleſen bei Seite und der minder Gebildete fühlt kein Verlangen nach höherer und ihm ſchwererer Lectüre, weil er in ihnen Genüge für den etwaigen Leſehunger findet. — Dieſe mancherlei Bemerkungen und Ausſtellungen beziehen

Digitized by Google

ſich nun zwar nicht ſpeciell auf den „Bälgentreter von Eilersrode, niederſächſiſche Dorfgeſchichte, erzählt von Georg Schirges“ und erſchienen bei Hoffmann und Campe. Allein frei iſt auch dieſes Buch von vielen der angezogenen Mängeln nicht. Wäre es z. B. vor etwa vier oder fünf Jahren erſchienen, ſo würde von einer Dorfgeſchichte wahrſcheinlich gar nichts auf dem Titel bemerkt ſein; der Verleger würde ſicherlich weißes Papier zum Druck gewählt und den brochirten Band in minder ſaloppem Gewand haben auftreten laſſen. Es iſt wahr, eine auf dem Dorf ſpielende Geſchichte leſen wir darin; aber vergebens ſucht man nach dem Charakteriſtiſchen einer niederſächſiſchen Dorfgeſchichte. Wenn ſich ein Amtmann und ein Paſtor gegenſeitig chikaniren, ein Schulmeiſter dabei im Trüben fiſcht, die Bauern ſich wegen Wiederbeſetzung des Bälgetreterpoſtens in zwei Parteien ſpalten und in der Schenke prügeln, das Landgericht ſpäter keinen der Parteicandidaten, ſondern einen Dritten zum Bälgetreter macht, zuletzt aber die Geſchichte mit einer Heirath zwiſchen den Kindern des Pfarrers und Amtmanns zu fröhlichem Ende gedeiht, ſo iſt dies allerdings wohl lebenswahre Alltagsgeſchichte, aber noch keine niederſächſiſche und überhaupt noch keine eigentliche Volksnovelle. Selbſt die Oekonomie der Erzählung erſcheint vom kritiſchen Standpunkt aus verfehlt. Von ihren 303 Druckſeiten ſind mindeſtens 100 zu viel; dieſe könnte ſie unbeſchadet ihres Organismus und ſogar zum Vortheil der Concentrirung ihres Intereſſes einbüßen. —A.—

VII.

Notizen.

Die Scheu vor der freien Luft. — Die Nachtigallenſteuer in Berlin. — Der Schauſpieler frißt die Eier. — Tendenz über Tendenz.

— Man wundert ſich, daß der Juſtizminiſter von Könneritz in der ſächſiſchen Kammer Mündlichkeit, aber nicht Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahrens empfehlen konnte. Mündlichkeit nebſt Heimlichkeit iſt allerdings eine ſeltſame Combination, welche nur zu oft eine ſummariſche Juſtiz begünſtigen würde. Aber die Scheu vor der freien Luft iſt eine Krankheit, an welcher bei uns nicht blos die Regierungen leiden, ſondern auch ein großer Theil des liberalen Publicums merkt es nicht, wie ſehr zuweilen noch der Zopf ihm hinten hängt. Haben doch ſächſiſche Deputirte, indem ſie für die Errichtung von Schiedsgerichten ſprachen, bei Leibe keine Oeffentlichkeit dabei dulden wollen. Die Gloſſen der „Aachener Zeitung“ über dieſes bezeichnende Benehmen treffen den Nagel auf den Kopf. Der Dieb, der Landſtreicher, der Lump mag der Oeffentlichkeit der Aſſiſen verfallen, denn Niemand glaubt, daß er ſelbſt jemals wegen eines Verbrechens vor die Schranken treten werde; dagegen kann Jeder in den Fall kommen, mit ſeinen Ange-

Digitized by Google

legenheiten vor ein Schiedsgericht treten zu müſſen, darum ſei dieſes in delikater ſchonender Heimlichkeit. „Den Dritten giebt Jeder preis, nur für ſich will er eine Ausnahme ſtatuiren. Am Rhein iſt Alles öffentlich, Handels- und Schiedsgerichte, — es iſt noch Niemand daran geſtorben. Geht in die freie Luft und ſtärkt euer Hautſyſtem.“

— Von allen Verordnungen und Ordonnanzen, die in Preußen ſeit fünf Jahren erlaſſen worden ſind, iſt gewiß keine ſo liebenswürdig und weiſe wie die letzte von der Berliner Commune eingeführte Steuer; ſie zeigt von einem zarten Sinn für Natur und Poeſie, der in dem nüchternen Berlin doppelt rühren und überraſchen muß: wir meinen die Nachtigallenſteuer. Nicht etwa, daß der Sänger der Lieb' und Melancholie eine Gewerbetaxe zahlen ſoll, nein, nur an ſeine Erhaltung und an ſeine Freiheit denkt man. Während Leipzig, welches einen Literatenverein und einige Gaſſen voll Buchhändler und Kritiker beſitzt, vielleicht eben deshalb ſo proſaiſch iſt, die Lerchen ſchockweiſe zu vertilgen, ſchützt das kalte, ſtrenge Berlin die Nachtigallen. Wer einen Dichtervogel im Käfig halten will, muß dafür künftig eine angemeſſene Steuer entrichten. Viele werden dieſes Opfer ſcheuen und ſo wird im Mai mehr als einer aus dem berliner Käfig in die Freiheit flattern, und die Jagd auf die Sänger des Haines wird nicht mehr mit ſo induſtriöſem Eifer betrieben werden. Dieſer Schutz iſt aber auch nothwendig, um das holde Geſchlecht der Philomelen nicht ausſterben zu laſſen; denn unter die vielen Aehnlichkeiten, welche die Nachtigall mit dem Poeten hat, gehört auch ihr höchſt unpraktiſches Weſen. Sie iſt unbeſonnen und leichtſinnig, wie ein verliebter Schwärmer, und mit blinder Neugier geht ſie in jede Schlinge, die man vor ihren Augen legt. Der gewandte Spatz, die gelehrte Elſter, der Rabe, eben ſo ſcharfſinnig als Kritiker wie als Compilator, — keiner von all dem luftigen Volk iſt ſo leicht zu fangen wie die arme Nachtigall mit dem unſcheinbaren Gefieder und der göttlichen Stimme. Es giebt Gegenden, aus denen ſie bereits verſchwunden iſt; ſo hat gerade die alte Heimath der Troubadours, die Provence, keine einzige Nachtigall mehr und gleicht darin dem ſtummen unmuſikaliſchen Lande der Yankees. Gott bewahre uns vor einem ſolchen Schickſal. Andere Länder können ſich mit andern Dingen tröſten; das Yankeeland z. B. hat Ruhm und Freiheitsſterne, Alles das, worauf wir Lieder machen. Aber was wäre Deutſchland ohne die Paar Lieder, was wären wir ohne die Nachtigallen!

— In Bezug auf die dramatiſchen Dichter haben die Theaterleute ein ironiſches aber wahres Sprichwort: „Der Dichter legt die Eier, der Schauſpieler frißt ſie auf!“ Der Witz liegt wie man ſieht darin, daß man ſtatt des erwarteten: Der Schauſpieler brütet ſie aus, einen andern Nachſatz einſchiebt. Dieſer

Nachsatz ist aber mehr als ein Witz, meist ein Schicksal, ein Orakelspruch. Der arme deutsche Dichter! Er schreibt ein Stück, für welches ihm die königliche Hofbühne in Hannover ein für allemal 5 Louisd'or, die königliche Hofbühne in Stuttgart 4 Louisd'or u. s. w. zahlt, und der Schauspieler, der darin eine Hauptrolle hat, gastirt damit und erhält für einen Abend zwanzig Louisd'or, für den andern dreißig Louisd'or. Die Schauspielerin welche die andere Hauptrolle hat, wird nebst den goldenen Lorbeeren noch obendrein mit den Papieren der Recensenten belohnt, denn sie ist ein schönes Weib mit süßen coquetten Augen, während der Dichter ein College ist, den der Neid nicht aufkommen lassen darf und dessen Erfolge man daher nach beliebter Art, einzig und allein dem Verdienste der Darstellung zuschreiben muß. Aber noch eine ganz andere komischere Anwendung der beliebten schauspielerischen Dichter-Eierspeise melden uns so eben die Zeitungen. Der Schauspieler Hendrichs in Berlin hat in dem Birchpfeifferschen Lustspiele: Die Marquise von Lovilette, die Worte: „So lange es noch einen Orleans gibt, wird Frankreichs Ehre niemals untergehen," mit besonderem Nachdrucke gesprochen, und am andern Tage erhielt er von anonymer Hand ein prachtvolles Geschenk zugeschickt. Nun muß man die geheime Geschichte dieser Lustspielphrase kennen. Madame Birch-Pfeiffer pflegt gewöhnlich bei neuen Stücken ihrer Composition, ihren Gatten, den bekannten Dr. Birch, in Bezug der historischen Details zu Rathe zu ziehen. Solches war wahrscheinlich auch bei der Marquise von Lovilette der Fall. Dr. Birch aber, der eine Geschichte Louis Philipps geschrieben hat, ist ein großer Verehrer der Familie Orleans. Der Ursprung jener dramatischen Phrase ist also leicht zu erkennen. Und nun erhält der Schauspieler Hendrichs ein Geschenk für die Sympathie welche der Gatte der Verfasserin hat. Ja, wahrhaftig: Der Dichter legt die Eier und der Schauspieler frißt sie auf.

— Wie lange ist es her, daß gegen jeden Tropfen Tendenz in der Literatur zu Felde gezogen ward? Jetzt ist beinahe Nichts als Tendenz, und zwar prosaische, handgreifliche Tendenz übrig geblieben. Die schöne Literatur ist gesetzgeberisch geworden, und selbst finanzielle Fragen werden künftig in der Form Boccaccio's und Cervantes' entschieden werden. Eine Teubner Buchhändlerannonce lautet ganz naiv: Mac Lalor, oder muß es eine Kirche geben? und welche? Novelle von W. Gärtner. Bald lesen wir vielleicht auch im Meßcatalog: Klop Stock, oder sind Prügel durchaus nothwendig? und wie viel? Heldengedicht in vierundzwanzig Gesängen. — Coton Hall, oder sind Schutzzölle nöthig? und wie hoch? Roman in drei Bänden.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google

Wirksamkeit der Ständeversammlungen Schleswigs und Holsteins für die Associationsfreiheit und die Volksversammlungen.

Im Königreiche Dänemark erregt jetzt ein Circulair der dänischen Canzlei, welches denjenigen Bauern, die unter adeligen Herrschaften wohnen, und zwar in sehr bedrückten Verhältnissen, Versammlungen und Berathungen, namentlich unter Zuziehung gebildeter Männer, wegen Verbesserung ihrer Angelegenheiten durch die Gesetzgebung oder durch Privatvereinbarung mit den Gutsherren verbietet, große Unzufriedenheit, so daß die Canzlei sich schon genöthigt gesehen hat, ihre Maßregeln auf officiellem und halbofficiellem Wege mittelst der Presse zu vertheidigen und theilweise zu entschuldigen, was ihr aber durchaus nicht gelungen ist. Man dringt mit aller Gewalt auf die Aufhebung und macht es den im nächsten Jahre zusammentretenden Ständen zur Ehrenpflicht, die Wiederaufhebung des Verbotes, das die Canzlei selbst schon als nur provisorisch bis zur Begutachtung durch die Ständeversammlungen erklärt hat, energisch zu betreiben. Man hält ihnen dabei als ein vortreffliches Vorbild die Wirksamkeit der Schleswig-Holsteinschen Ständeversammlungen in einer ähnlichen Angelegenheit vor, und es ist fast mit Gewißheit zu erwarten, daß die beiden rathgebenden Ständeversammlungen Dänemarks, mit Ausnahme einiger weniger adlichen Gutsbesitzer, Aufhebung des Verbotes beantragen werden, und daß die Regierung dann nachgiebt, gleich wie sie es in den Herzogthümern gethan hat. Bedenkt man dabei, daß in Dänemark die Absolutherrschaft staatsrechtlich besteht und daß dieselbe in den Herzogthümern Schleswig und Holstein sich wenigstens fac-

tiſch geltend gemacht hat, ſo muß man die Macht einer ſtarken öffentlichen Meinung erkennen, der auch die unbeſchränkteſte Gewalt nicht widerſtehen kann. Auch in verſchiedenen deutſchen Staaten iſt in letzterer Zeit die Aſſociationsfreiheit polizeilich beſchränkt, und Volksverſammlungen auch zu nicht politiſchen Zwecken ſind mit ſtrenger Ausdeutung der Bundesbeſchlüſſe von 1832 gänzlich verboten worden. Es ſteht nun zur Frage, ob in ſolchen Staaten die öffentliche Meinung eben ſo ſtark iſt, wie in Dänemark und den deutſchen Herzogthümern Schleswig und Holſtein, und ob die Ständeverſammlungen, die größtentheils dort nicht blos berathender, ſondern ſelbſt geſetzgebender Art ſind, eben ſo volksthümlich und freimüthig auftreten, wie der Zeit die nur berathenden Ständeverſammlungen in Schleswig und Holſtein auftraten. Gewiß aber verdient deren Wirkſamkeit in dieſer Beziehung näher gekannt zu werden, weshalb wir hier auf eine ausführlichere Darſtellung eingehen.

Als mit dem Jahre 1836 die ſchon 1831 angeordneten berathenden Provinzialſtände in Schleswig-Holſtein endlich zur Wirkſamkeit kamen, und das Land dadurch wieder in Beſitz wenn auch nicht ſeines wirklichen conſtitutionellen Rechtes, ſo doch zu einer gewiſſen Volksvertretung gelangte, zeigte ſich bald eine beſondere Theilnahme des Volks an öffentlichen Angelegenheiten; man hielt Volksverſammlungen, berathſchlagte in denſelben über die Entwickelung des öffentlichen Rechtes und ſprach ſich darüber in Petitionen an die Ständeverſammlungen aus. Das ſchien der factiſch abſoluten Regierung bedenklich, und da der Zeit ein Mann als Präſident an der Spitze der Schleswig-Holſtein-Lauenburgiſchen Canzlei, welche die Eigenſchaften eines Juſtiz- und eines Polizeiminiſters in ſich vereinigt, ſtand, der von einem Volksleben keine Vorſtellung hatte, ſo erging von dort an die Schleswig-Holſteinſche Landesregierung die Inſtruction zu einem Circulair, welches unter dem 13. Decbr. 1838 von dieſer erlaſſen wurde und vorſchrieb: 1) daß zu allen öffentlichen Verſammlungen, die nicht in der Communeverwaltung und anderen geſetzlich angeordneten Einrichtungen, oder in polizeilich autoriſirten Geſellſchaftszwecken ihre Rechtfertigung fänden, die Genehmigung der Polizeibehörde nachzuſuchen, und die Verſammlung, wenn genehmigt, nur in Gegenwart dieſer Behörde abzuhalten ſei, 2) daß ſolche Verſammlung zur Ab-

Digitized by Google

faſſung von Petitionen um Anordnung oder Bewirkung von Veränderungen in der Landesverfaſſung und Verwaltung des Staates überall nicht zu dulden ſei, ſo wie auch nicht der Umlauf von Petitionen zu ſolchem Zwecke und das Sammeln von Unterſchriften dazu.

Zwar richteten dagegen einzelne Städte und manche intelligente Perſonen Vorſtellungen an den Landesherrn, auch konnte die Canzlei oder die Schleswig-Holſteiniſche Regierung das Verbot nicht überall aufrecht erhalten, da die Gerichte es nicht als in den Geſetzen begründet anerkennen und deshalb die Beſtrafung der Uebertreter nicht decretiren konnten; allein es drückte doch die Bewegung darnieder und blieb in Wirkſamkeit, bis die Ständeverſammlungen dagegen auftraten. Dies that zuförderſt die Holſteiniſche Ständeverſammlung des Jahres 1840 mit folgender Vorſtellung an den Landesherrn „Allerdurchlauchtigſter ꝛc. ꝛc. Das von der königl. Provinzialregierung zu Gottorf unterm 15. Decbr. 1838 erlaſſene Circulair, in Betreff der öffentlichen Verſammlungen und der Beſchließung von Petitionen an den Landesherrn oder die Ständeverſammlungen, mußte in den Herzogthümern einen um ſo tieferen Eindruck herbeiführen, als theils eine Beſchränkung der bisherigen Rechte der Unterthanen in den Herzogthümern dadurch eintrat, theils eine Veranlaſſung, welche das Circulair herbeigeführt haben konnte, nicht erſichtlich war, theils endlich für die Herzogthümer Maßregeln verfügt wurden, die dem Königreiche fremd blieben. Die Ständeverſammlung hat daher, als von einem Mitgliede derſelben eine Propoſition geſtellt ward, welche dahin ging, daß die Verſammlung in einer allerunterthänigſten Petition die Aufhebung der Circulairverfügung beantragen möge, dieſe Propoſition einem Ausſchuſſe zur Prüfung überwieſen, und hierauf, nachdem auf vorſchriftsmäßige Weiſe die fernere Erörterung und Verhandlung Statt gefunden, einſtimmig beſchloſſen, daß in einer allerunterthänigſten Petition um allergnädigſte Aufhebung der Verfügung gebeten werde. Die Verſammlung erlaubt ſich, die Gründe, welche ihre Bitte motiviren dürften, Ew. Königl. Majeſtät allerunterthänigſt vorzutragen. Das Recht, zu erlaubten Zwecken ſich zu vereinigen, ſcheint in geordneten Staaten, und abgeſehen von außerordentlichen Ereigniſſen, den Unterthanen nicht verſagt werden zu dürfen. Auch war das Recht der gemeinſamen Bitte bis zur Erlaſſung der Circulairverfü-

gung nicht beſchränkt, nicht den Unterthanen genommen, mithin erlaubt. Soll dies in Zukunft der Fall ſein, ſoll das Recht der Unterthanen dahin beſchränkt werden, daß eine ſolche Vereinigung zu gemeinſamer Bitte als unerlaubt zu betrachten, ſo wird ein desfallſiger Geſetz-Entwurf den Ständen vorgelegt, von ihnen berathen, und dann das Geſetz allerhöchſten Orts erlaſſen werden müſſen. Dieſe Erforderniſſe fehlen dem fraglichen Circulair. Dennoch iſt ein Verbot der gemeinſamen Bitte darin ausgeſprochen, und zwar ohne Zeitbeſchränkung. Sollte das Circulair als bloße polizeiliche Vorſchrift gelten, ſo ſcheint es, als ob vor allen Dingen dieſe Beſchränkung nicht hätte fehlen dürfen. Wir erkennen an, daß polizeiliche Maßregeln, ſind ſolche durch die Umſtände unumgänglich geboten, proviſoriſch von der Regierung erlaſſen werden können. Eben ſo gewiß hat die Polizei den Beruf, muß alſo auch die Macht haben, Exceſſe zu verhüten. Für dieſen Zweck können die Umſtände noch viel weiter greifende Maßregeln erheiſchen. So muß z. B. bei Tumulten auch die harmloſeſte Beſprechung Mehrer auf der Gaſſe und öffentlichen Plätzen unterſagt werden. In ſolchen Fällen hat die Polizeibehörde ohne Frage Recht und Macht, die nöthige Verfügung zu erlaſſen, jedoch mit Beſchränkung auf Ort und Zeit, nicht als allgemeine, fortdauernde Geſetzesvorſchrift. Letzteres aber iſt im vorliegenden Circulair geſchehen, mithin wird dieſes mit dem Geſetze von 1831 nicht zu vereinigen ſein. Ueberdies ſind wir der Meinung, daß die im Decbr. 1838 vorhandenen Umſtände nicht die Erlaſſung der erwähnten Verfügung nothwendig gemacht haben dürften, wie dieſe Verfügung denn, wie wir auch ſchon allerunterthänigſt auszuführen uns erlaubt haben, im Widerſpruche ſteht mit den bisherigen Rechten der Unterthanen.

„Der Umſtand, daß den Verboten des Circulairs keine Strafbeſtimmung angehängt iſt, dürfte dasjenige, was wir allerunterthänigſt anzuführen uns erlaubt haben, nicht entkräften. Der Begriff der Strafbarkeit liegt ſchon in dem Begriffe des Verbotes; was verboten iſt, iſt auch ſtrafbar. Auch würden den, der etwa das Verbot nicht beachten wollte, unangenehme Folgen, alſo ein Strafübel, bald erreichen, denn ohne dieſe kann kein Verbot als ſolches beſtehen, mag nun die Strafe ausdrücklich ausgeſprochen, oder nur eine Selbſtfolge der Nichtbeachtung des Geſetzes ſein. Die Strafbeſtim-

Digitized by Google

mung kann manchen Geſetzen fehlen, und fehlt wirklich bei vielen, ſelbſt Criminalgeſetzen, wo ſelbige dann dem richterlichen Ermeſſen anheimgeſtellt bleibt; darum aber wird es nicht in Zweifel geſtellt werden können, daß auch ſolche Geſetze perſönliche Rechte berühren.

„Ueberdies möchten die Vorgänge, welche das Circulair veranlaßt haben, ſchwerlich von Erheblichkeit geweſen ſein; wenigſtens iſt hier im Lande nichts davon bekannt geworden. Wer die Einwohner von Holſtein genauer kennt, wird ihnen auch das Zeugniß nicht verſagen, daß ihnen Geſetz und Ordnung heilig ſind, und Aufforderungen zu Exceſſen bei ihnen keinen Anklang finden würden. Es möchte mithin ſelbſt zu temporairen außerordentlichen Polizeimaßregeln ein zureichendes Motiv nicht wohl vorhanden geweſen ſein. Wenn aber auch, was nicht der Fall geweſen zu ſein ſcheint, an einem Orte, oder an einigen ſich Zeichen kund gegeben hätten, welche das Einſchreiten der Polizei gerechtfertigt hätten, ſo hat es dieſer auch vor dem Circulair nirgend an Macht gefehlt, dem Unfug, wo und wie er ſich auch äußern mochte, hemmend und verhütend entgegenzutreten. Es dürfte daher völlig hingereicht haben, wenn die Regierung nach dem Auftrage der Canzlei den Polizeibehörden die nöthige Beaufſichtigung eingeſchärft hätte, ohne die allgemeinen in dem Circulair enthaltenen Verbote hinzuzufügen.

„Ueberdies möchte gerade das Recht der Bitte das letzte ſein, was einer polizeilichen Beſchränkung unterliegen könnte. Ein bittweiſe vorgetragenes Verlangen, wenn auch von einer Mehrzahl ausgegangen, kann in gewöhnlichen Zeitumſtänden die bürgerliche Ordnung nicht gefährden. Das Circulair gedenkt auch nur der Verſammlungen zu dieſem Zwecke, als Anlaß der ordnungswidrigen Vorgänge; dennoch beſchränkt es die erlaſſenen Verbote nicht darauf, ſondern verbietet auch das Circuliren von Petitionen und Sammeln von Unterſchriften zu denſelben, auch wo keine Verſammlungen Statt gefunden. Damit iſt denn auch die Bitte ſelbſt verboten, und es iſt ausgeſprochen, daß keine gemeinſamen Petitionen, welche Veränderungen in der Verfaſſung oder Verwaltung bezwecken, weiter Statt finden ſollen.

„Wünſchen und Bitten der Unterthanen von dieſer Art iſt mithin der Zugang zum Throne verwehrt; denn ein Einzelner wird nicht

daran denken können, damit aufzutreten. Uns aber hat eine ſolche Maßregel in mehr als einer Hinſicht bedenklich erſcheinen müſſen.

„Von Ew. königl. Majeſtät iſt es mehrfach erklärt, daß der Zugang zum Throne frei ſein, daß den Wünſchen und Bitten der Unterthanen, wenn auch nicht immer Gewährung, doch immer Gehör zu Theil werden ſoll. Dieſe huldreiche Zuſicherung wird darum nicht beſchränkt werden dürfen, weil etwa Mißbrauch davon gemacht werden könnte. Dem Mißbrauche iſt Alles ausgeſetzt, auch das Gute und an ſich Unſchädliche. Daß ein Jeder ſeine Meinung gern als die des ganzen Volkes darſtellt, auch meiſtentheils wirklich dafür hält, findet ſich häufig; ebenſo ſieht man nicht ſelten, daß dieſe Meinung ſehr irrig iſt. Auf gleiche Weiſe iſt es bekannt, daß geiſtige Ueberlegenheit, äußere Vortheile der Stellung im bürgerlichen Leben nicht ſelten den minder Urtheilsfähigen verleiten, einer fremden Anſicht, auch unüberzeugt, beizutreten; daß mithin auf die große Zahl von Unterſchriften einer Petition nicht immer zu bauen iſt. Daher können allerdings nicht ſelten unbegründete Bitten ausgeſprochen werden, was aber keine andere Folge hat, als daß die Bitte nicht gewährt wird. Andererſeits läßt es ſich aber nicht verkennen, daß Verfaſſung und Verwaltung Mängel haben können, deren Druck von den dem Throne entfernt Stehenden tiefer empfunden wird, als man auf höheren Standpunkten bemerkt. Alsdann aber muß es von höchſter Wichtigkeit erſcheinen, daß den Klagen und Bitten der Unterthanen der Weg zum Throne nicht verſchloſſen werde, indem nur von dort auf dem geſetzlichen Wege der Reform Hülfe erfolgen kann.

„In noch verſtärkterem Maße dürften dieſe Bemerkungen von Petitionen an die Ständeverſammlung gelten. Den meiſten der Abgeordneten iſt es nicht wohl möglich, ſich über die Wünſche ihrer Wähler zu vergewiſſern. Um ſo mehr möchte Alles dagegen ſprechen, daß die Unmöglichkeit, Petitionen an die Verſammlung einzugeben, durch eine Regierungsverfügung herbeigeführt werde.

„Die Ständeverſammlung hat nach §. 5 des allgemeinen Geſetzes vom 28. Mai 1831 das Recht, Bitten und Beſchwerden, die ſich auf das ſpecielle Wohl und Intereſſe des ganzen Herzogthums oder eines Theiles deſſelben beziehen, dem Landesherrn vorzubringen, und haben gleichfalls die Bewohner eines Wahldiſtricts, nach §. 59 der Verordnung vom 15. Mai 1834, das Recht, zu verlangen, daß der

Digitized by Google

Abgeordnete des Diſtricts ſie betreffende Bitten und Beſchwerden der Verſammlung vorlege und ſelbige in ſo weit unterſtütze und rechtfertige, als es mit ſeiner Ueberzeugung übereinſtimmt. Es muß der Verſammlung daher möglich ſein, von den Bitten und Beſchwerden, deren Vorbringung man im Lande wünſcht, Kunde zu erhalten, damit die Verſammlung dieſe Bitten und Beſchwerden prüfen könne. Eben ſo muß den Bewohnern des Herzogthums die Möglichkeit erhalten werden, das Recht auszuüben, das der angeführte §. 59 der Verordnung vom 15. Mai 1834 ihnen verleiht. Beides wird unmöglich gemacht durch die Circulairverfügung, und wird, ſoll eine die Verwaltung des Landes betreffende Bitte nicht einmal dem geſetzlichen Organe des Landes, der Ständeverſammlung, vorgebracht werden dürfen, einer der weſentlichen Zwecke der Inſtitution der Provinzialſtände vernichtet und die Ausübung des Rechts und der Pflicht der Verſammlung, dem §. 5 des allgemeinen Geſetzes gemäß, Bitten und Beſchwerden, welche ſich auf das Intereſſe des Herzogthums beziehen, Sr. Majeſtät vorzulegen, beſchränkt und zum Theil aufgehoben.

„Auch exiſtirt für Dänemark eine ähnliche Beſtimmung, wie die Circulairverfügung für die Herzogthümer enthält, überall nicht. Muß es nun ſchon für die Herzogthümer ſehr ſchmerzhaft ſein, daß Rechte, die von den Bewohnern des Königreichs unbeſchränkt ausgeübt werden, durch die Circulairverfügung ihnen nicht blos beſchränkt, ſondern in der That genommen ſind, ſo möchte überdies eine Veranlaſſung fehlen, welche eine ſolche Maßregel in Betreff der Herzogthümer im Gegenſatz zu Dänemark genügend motiviren oder ſogar für die Zukunft als nothwendig rechtfertigen könnte.

„Mit Einſtimmigkeit wendet ſich daher die Ständeverſammlung an die bekannte landesväterliche Geſinnung Ew. königl. Majeſtät mit der allerunterthänigſten Bitte:

> daß Ew. königl. Majeſtät die Aufhebung der Circulairverfügung vom 15. December 1838, betreffend die Aufſicht über die öffentlichen Verſammlungen, zu befehlen allerhuldreichſt geruhen wollen."

Die ſchleswigſche Ständeverſammlung ſprach ſich gleichfalls einſtimmig auf folgende Weiſe aus: „Allerdurchlauchtigſter ꝛc. Von einem Mitgliede der Verſammlung iſt die Propoſition geſtellt worden,

daß die Circulairverfügung der königl. Schleswig-Holsteinischen Provinzialregierung auf Gottorff vom 13. December 1838, die Aufsicht über öffentliche Versammlungen betreffend, aufgehoben werden möge, und nachdem die Versammlung auf die vorschriftsmäßige Weise diese Proposition einer Prüfung unterzogen, hat sie einstimmig den Beschluß gefaßt, sich mit der allerunterthänigsten Bitte an Ew. Majestät zu wenden, Allerhöchstdieselben möchten geruhen, die besagte Verfügung wiederum aufzuheben. Die Motive, welche die Versammlung zu dieser Bitte bewogen, glaubt sie in folgenden Betrachtungen darlegen zu dürfen.

„Schon in den ältesten Gesetzgebungen, und namentlich in der römischen, wird das Recht des Volkes, sich zu versammeln und in gemeinschaftlichen Vorstellungen sich auszusprechen, anerkannt, und die Geschichte legt Zeugniß davon ab, daß auf die vielfältigste Weise zu allen Zeiten von diesem Rechte Gebrauch gemacht worden. Die angesehensten Rechtslehrer sind darüber einig, dieses Recht nicht nur als eines der wichtigsten, sondern auch als ein in der Natur der Verhältnisse nothwendig begründetes zu bezeichnen, und auch unsere Gesetzgebung hat dieses Recht ausdrücklich anerkannt, wie dies namentlich in der Verordnung vom 4. October 1775, nach welcher die Obrigkeiten selbst solche Supplikeu, die ihnen gesetzwidrig und unstatthaft erscheinen, nicht zurückhalten dürfen, und durch das Patent vom 11. September 1795 geschehen, so wie in den die Ständeinstitution begründenden gesetzlichen Anordnungen die Ausübung dieses Rechts gesichert worden ist. Von um so größerer Bedeutung diejenigen Bitten sind, welche das Volk zu den Füßen des Thrones niederlegen zu müssen glaubt, je weiter sich die Verletzung erstreckt, deren Abhülfe durch gemeinschaftliche Bitten erzweckt wird, je umfangsreicher sich die Rechte gestalten, auf deren Wiederbelebung sich die Wünsche des Volks erstrecken, um so größere Aufmerksamkeit nehmen alsdann gemeinschaftliche Bitten in Anspruch, um so schätzbarer erscheint die Befugniß, auf dem Wege der Petition die empfundene Bedrängniß oder die wahrgenommenen Mängel in den öffentlichen Zuständen zur Sprache zu bringen, so wie in solchen Verhältnissen für die Staatsregierung eine um so kräftigere Aufforderung liegt, die in den Petitionen besprochenen Gegenstände zu prüfen und die wahre Sachlage zu ergründen. Das Herzogthum Schleswig ist daher auf

Digitized by Google

the Spanish trade ceased, 1739. The Britons, about 30

Britons, about 30 years ago, had no other trade than the exchange of their tin, lead, hides, and woollen manufactures, for wine, brandy, and linen. Their manufactures were coarse, and their tin and lead were sold to the Phœnicians, who carried them to the Mediterranean. Their hides were tanned in a very rude manner, and their woollen manufactures were not much better. Their tin was cast into pigs, and their lead into pipes, and both were carried on the backs of horses to the coast, and sold to the Phœnicians, who carried them to the Mediterranean. Their hides were tanned in a very rude manner, and their woollen manufactures were not much better. Their tin was cast into pigs, and their lead into pipes, and both were carried on the backs of horses to the coast, and sold to the Phœnicians, who carried them to the Mediterranean.

zuſtande der Herzogthümer zur Grundlage dient, eine Grundlage, welche zu der Erwartung berechtigt, daß gerade ihnen eine freiere Bewegung werde einzuräumen ſein. So wie wir nun nicht umhin können, in der mehrbeſagten Verfügung eine höchſt empfindliche Schmälerung der Rechte des Volks auf ein Zuſammentreten zu gemeinſchaftlichen Bittſchriften zu finden, dieſem Zufluchtsmittel einer bedrängten Menge, auf welchem unter Umſtänden vielleicht ihre einzige Hoffnung beruht, dieſem an ſich völlig rechtmäßigen Ausdruck der öffentlichen Meinung, welche zu beachten die Regierung doch genöthigt ſein wird, und von welcher in Unkenntniß zu bleiben für ſie ſelbſt mit großen Unzuträglichkeiten würde verknüpft ſein, ſo ſehen wir uns doch veranlaßt, die Aufmerkſamkeit Ew. Majeſtät auf den gefahrvollen Charakter derſelben hinzulenken. Es iſt nämlich nur gar zu leicht möglich, daß, wenn es nicht mehr geſtattet iſt, über die wichtigſten Angelegenheiten in den bürgerlichen Verhältniſſen ſich öffentlich zu beſprechen, der gereizte Unmuth die Gelegenheit ſuchen und finden werde, in geheimen Zuſammenkünften die Gemüther zu erhitzen und eine Stimmung hervorzurufen, welche zu höchſt bedenklichen Folgen führen könnte, und wenn dies bisher nicht geſchah, ſo liegt darin nur ein Beweis mehr für die loyale Geſinnung des Volkes, während darin doch keine genügende Bürgſchaft zu finden, daß die angedeutete Gefahr unter allen Umſtänden zu vermeiden ſein wird, der Geſetzgebung aber mit Recht der Vorwurf gemacht werden könnte, daß ſie in dem Falle einer ſich in dieſer Hinſicht beſtätigenden Beſorgniß ſelbſt den Keim dazu gelegt habe.

„Gefährlich aber erſcheint uns die mehrbeſagte Verfügung auch um deswillen, weil ſie, unſerer Ueberzeugung nach, die Grenzen der Amtsthätigkeit überſchreitet, innerhalb welcher ſich auch die höchſten Landescollegien zu halten haben, die nur innerhalb der Schranken des beſtehenden Geſetzes, allgemein anerkannten Grundſätzen gemäß, ihre Verfügungen werden erlaſſen dürfen; denn geht die Gewalt, welche ſie in Anwendung bringen zu müſſen glauben, weiter, ſo läßt ſich die Sphäre überall nicht mehr beſtimmen, welche, der Natur der Sache und den beſtehenden Verfügungen nach, ihre amtliche Wirkſamkeit begreift, und ein ſolcher Zuſtand würde am Ende jedes Zutrauen zu der Sicherheit und feſten Norm, welche durch die erlaſſenen Geſetze gegeben werden ſollen, erſchüttern müſſen. An ſich giebt

Digitized by Google

Ein dritter Beweis, daß Gott nicht ist, wie
wir ihn uns vorstellen.

Wir können uns Gott nicht vorstellen, wie er ist, weil wir
uns nur Dinge vorstellen können, die wir gesehen haben.

wegen Anordnung von Provinzialſtänden, als einer der weſentlichſten Zwecke dieſer Inſtitution bezeichnet; mit dieſem Zwecke aber tritt die mehrbeſagte Verfügung in einen entſchiedenen Conflict, weil ſie ganz dazu geeignet iſt, jenen Sinn und jenen Eifer zu lähmen, denn während ſie auf der einen Seite das bittere Gefühl erzeugen muß, daß der Geiſt des Friedens und des Gehorſams, der die Bewohner der Herzogthümer beſeelt, nicht gehörig gewürdigt, und in derſelben eine Schranke errichtet worden, welche auf eine empfindliche Weiſe die Rechtsſphäre beengt, muß ſie auf der andern Seite die Unterthanen dahin führen, das Ziel eines gemeinſamen Strebens als etwas Unerreichbares zu betrachten, jeden Einzelnen zu iſoliren und auf ſich ſelbſt zu beſchränken. Wir hegen die unerſchütterliche Zuverſicht zu der hochherzigen Geſinnung Ew. königl. Majeſtät, daß ein ſolches Reſultat nicht in Allerhöchſtihren Abſichten liegen könne, daß Allerhöchſtdieſelben in allen Beziehungen den Wünſchen und Vorſtellungen Ihrer Unterthanen einen freien Zutritt zum Throne geſtatten daß Allerhöchſtdieſelben den tiefgefühlten Bedürfniſſen eines gegenſeitigen Zutrauens zwiſchen dem Regenten und dem Volke volle Gerechtigkeit werden widerfahren laſſen, daß die Verſammlung die einſtimmig beſchloſſene allerunterthänigſte Bitte ehrfurchtsvoll und ſchließlich wiederholt:

„Ew. Majeſtät wollen allergnädigſt geruhen, die Circulairverfügung der königl. Schleswig-Holſteinſchen Provinzialregierung vom 13. Decbr. 1838, betreffend die Aufſicht über öffentliche Verſammlungen, wiederum aufzuheben."

Der Erfolg dieſer einſtimmigen Anträge war denn auch, daß alsbald ein allerhöchſtes Reſcript erſchien, welches das angefochtene Circulair wieder außer Kraft ſetzte, und im Vertrauen zu dem geſetzlichen Charakter des Volkes die Volksverſammlungen, die Vereinigungen und das Petitioniren völlig frei gab. Seitdem ſind und werden viele Volksverſammlungen zu verſchiedenen Zwecken gehalten. Man berathſchlagt über politiſche und kirchliche Angelegenheiten, hält Volks- und Sängerfeſte ab, die immer einen öffentlich-nationalen oder politiſchen Charakter an ſich tragen, man ſchlägt Petitionen an die Ständeverſammlungen und die Regierung vor, beſpricht ſich darüber, beſchließt ſie und legt ſie zum Unterzeichnen aus oder läßt ſie den Betheiligten in ihren Wohnungen vorlegen, ohne daß man dazu

Le quatrième Mercredi du mois, à dix heures du matin, Messieurs les Membres de la Société se réunissent dans la salle de ses séances, pour entendre la lecture des mémoires qui leur ont été remis, et pour délibérer sur les affaires qui concernent la Société.

Le Président, ou, en son absence, le Vice-Président, ouvre la séance par un discours sur l'objet de la réunion, et sur les travaux de la Société.

Le Secrétaire-Archiviste lit le procès-verbal de la séance précédente, et rend compte de la correspondance.

Le Secrétaire-Archiviste lit les mémoires qui ont été remis à la Société, et qui sont à l'ordre du jour.

Le Président, ou, en son absence, le Vice-Président, fait connaître les mémoires qui doivent être lus à la séance suivante.

Le Président, ou, en son absence, le Vice-Président, propose les questions qui doivent être discutées dans

Ein Ausflug von Rom nach Neapel.

Aus Reisebriefen.

Ciprano, im Mai.

Gestern, nachdem das Einpacken bis gegen 11 Uhr gedauert, tranken wir beim Dr. S., der jetzt unser Hauswirth ist, eine Flasche Alicante, stießen mit einander auf fröhliches Wiedersehen an, und bald nach Mitternacht saßen wir im Postwagen, um nach Frosinone zu fahren. Ich schlief so ziemlich im Wagen. Als ich erwachte, stand die Sonne schon über dem Horizonte, aber vermochte nur mühsam sich durch ungeheure Nebelmassen hindurchzuringen. Von der Landschaft erkannte man nicht das Mindeste. Allmählich sonderten sich auf den Büschen am Wege, von halbverhüllten Sonnenlichtern angeblitzt, einzelne Parthien ab, bald senkten sich größere Nebelwände langsam nieder und hängten sich, indem sie immer leichter wurden, wie Mönchstonsuren um die Häupter der Höhen. Die Landschaft bot nichts Interessantes dar, doch fuhren wir eine Zeitlang in einem Thale zwischen ernsten Tufbänken mit mannigfaltiger Begrünung hin. Wir hatten einen freundlichen, gesprächigen Conducteur, der mehrmals in Deutschland gewesen war und einige Worte Deutsch herausbringen konnte. Die Pferde wurden vor Valmontone das einzigemal auf einer Strecke von etwa 60 Miglien (über 12 Meilen) gewechselt. Wir gingen inzwischen in den Ort, der den Hügel krönte, um unsern Kaffee zu trinken. Eine schmale und wohlgepflasterte Straße mit vielen engen Spalten im Pflaster zum Abzug des Wassers in die Kloaken, führte uns zwischen grauen Häusern zum Theil von sarazenischem Mauerwerk und armseligem Aussehen über den Hügelrücken, und in endloser Länge mehrmals hin und her gewunden, wieder abwärts. Unten angelangt im Thale, wo die Fahrstraße vorüberzieht, erwarteten wir unsern Wagen. Die Gegend hatte, wenn man von den flach gedeckten Häusern absah, wenig Italienisches. Die Wege waren mit Ulmen bepflanzt, deren jun-

Digitized by Google

ges Laub ſich übermüthig in lang aufgereiheten Blättchen hervordrängte, im üppigen Graſe ein Gewucher von Blumen. Es begannen jetzt die Ortſchaften ſämmtlich auf Höhen zu liegen, unſäglich maleriſch. Die Höhen bildeten mehrmals große Thalbecken, in denen wir hinfuhren, und ſchienen uns von allen Seiten einzuſchließen, aber immer in ziemlicher Ferne. Der Boden zeigte ſich zunächſt, ungeachtet ſeiner Güte, gar kärglich angebaut. Doch ſah man bald wieder, wie in Oberitalien, Weinſtöcke in Menge um den Ulmbaum gerankt. Wir hatten Ferentino ſchon eine Zeitlang geſehen, ehe wir es erreichten. Der Anblick des Ortes bei näherer Betrachtung war armſelig genug, aber in ſeinem pyramidaliſchen Aufbau nahm er ſich, von Ferne betrachtet, herrlich aus. Hier zuerſt ſah man die Weiber Alle blaue Schürzen tragen, mit breiten Querſtreifen von weißer oder rother Farbe, auch mit eingewirktem Muſter am oberen und unteren Ende. Ihr glaubt nicht, wie dieſe Kleinigkeit der Tracht ein eigenthümliches und fremdartiges Anſehen giebt. Ihre Mieder ſind verſchiedenfarbig, die Halstücher, wie in der ganzen Umgegend von Rom Sitte iſt, hinten mehr oder minder zurückgefältelt, ſo daß der ſchöne Nacken ſichtbar wird; auf dem Kopfe tragen ſie ein weißes Tuch, viereckig aufgeſteckt und hinten herabhängend. Man ſieht ſie auf ihren Köpfen große kupferne Waſſergefäße balanciren, die auf kleinen zirkelförmigen Unterlagen oder Polſterringen ruhen. Die Geſichter ſind meiſtens ſchön, wenigſtens intereſſant, und gefallen immer in einiger Entfernung; der Körperbau iſt meiſt voll und üppig. — Gegen Froſinone zu wird der Anbau des Bodens beſſer. Schöne Weizenfelder mit ſchon weit vorgerückter Saat wechſelten mit Pflanzungen von mancher Art erfreulich ab, die Weinanlagen mehrten ſich ebenfalls. Wir erreichten Froſinone noch vor dem Mittage. Des Feſtes wegen war Alles geputzt, recht ſtattlich, die Männer in Sonntagsjacken, rothen Weſten, Leinhoſen und weißen oder blauen Strümpfen und Schuhen; auch die ärmern, welche ihre umſchnürten Zeugſtücke an den Beinen und eine Art Sohlen ſtatt der Schuhe tragen, hatten ihr Beſtes gethan, ſich aufzuſchmücken; man ſah ſie gruppenweiſe beiſammen ſtehen, ſich einander zu Vergnügungspartieen auffordern, die Einladung annehmen oder ablehnen. Ein Einziger war ſichtlich betrunken, zwar nicht ſo viehiſch wie man es bei uns nur zu häufig findet, doch fiel

mir's auf, weil die Erſcheinung ſelten in Italien. Ferner fiel mir auf, daß nicht gebettelt und über die Trinkgelder nicht geklagt wurde, größere Seltenheiten in dieſem Lande. Wir nahmen ein zweirädriges Fuhrwerk, um weiter zu kommen, nach langem Dingen um den Preis, kamen aber übel an, denn das Pferd das noch nie allein in der Scheere gegangen, wollte durchaus nicht vom Fleck, ſcheute vor jedem Buſch, jeder Kuh, jedem Kind am Wege und mußte beſtändig von dem Fuhrmann und einem andern Kerl gezogen werden, anſtatt uns zu ziehen; wir ließen endlich umkehren und ſtritten uns noch über die beſte Art der Abhülfe, da mein Reiſegefährte die gebotenen Reitpferde nicht für ſich genehm fand, als uns eine leere Vettura entgegenkam, die nach Ciprano ging. Wir nahmen ſogleich Beſchlag von dem ſchönen, bequemen Wagen, den wir für ein Billiges erhielten. Zuletzt wurden wir mit dem Vetturino einig, daß er uns bis ganz nach Neapel ſchaffen ſollte. Ich vergaß, daß wir dieſen Morgen in der Poſt um Tagesanbruch, ſo wie während der Nacht eine Eskorte von drei Mann mit geladenen Gewehren bei uns hatten, welche gegeben wird, weil auf dieſer Straße mehrmals die Poſt am Sonntage früh angehalten und beraubt worden ſein ſoll. Uns hat man ungeſchoren gelaſſen. — Hier in Ciprano iſt ein Kirchenfeſt im Gange, das des heil. Antonius; derſelbe iſt zwar nicht Schutzheiliger der Stadt, aber, wie ſie ſagen, come protettore, doch iſt er hier ein neuer Heiliger, deſſen Feſt zum erſtenmale begangen wird. Nach Sonnenuntergang war eine Function. Die Kirche war ganz angefüllt, und draußen vor der Kirche lag noch ein zahlreiches Volk auf den Knien und ſang wohllautend wechſelsweiſe mit dem Chore in der Kirche. Dann fiel die Regimentsmuſik opernhaft ein, und ein Feuerwerk auf dem Markte folgte, das zu großer Beluſtigung des Volkes nicht recht brennen wollte. Die Weiber hielten ſich abgeſondert von den Männern. Unſer Wirth ſagte uns, es wäre ſo uso del paese.

Im Albergo delle Pigne.

Der Tag begann glücklich genug und ließ die Schererei, welche bevorſtand, nicht ahnen. Wir ſaßen beide ſehr bequem in unſerm guten geräumigen Wagen und hatten unſer Gepäck bei uns auf dem

Rückſitze. Der Vetturino, der aus Averſa iſt, unweit Neapel, ſang den ganzen Weg mit zwar ſchlechter Stimme doch ganz guter Manier und artigem Vortrage eine Menge von Arien aus der Sonnambula und andern Opern, indem er ſich mit der Peitſche knallend bei Effectſtellen accompagnirte. Was ſoll man machen, ſagte er, wenn man die Guitarre nicht bei ſich hat! Es iſt für die untere Volksklaſſe jetzt recht die Zeit der Ständchen. Bei unſerm Abſchiede aus Rom um Mitternacht ſahen wir hin und wieder Minenti (Burſche vom niedern Volke) unter den Fenſtern ihrer Liebſchaften und hörten das Geklimper der Serenaden und den eigenthümlich cadenzirten Straßengeſang. — Die Gegend fand ich äußerſt intereſſant, die Berge weithin machten den Eindruck von vulkaniſcher Bildung, überall nichts als kegelförmige Gipfel. Welch ein ungeheurer Feuerheerd muß dieſer ganze Küſtenſtrich geweſen ſein! Die kahlen Kegel contraſtirten prächtig mit den Thalflächen, aus deren üppigen Weizenfeldern und Gemüſeäckern ſich hochragende Ulmen erhoben, von reizenden Weinreben umrankt und guirlandenartig verkettet, während auf den Verhöhen maleriſche Ortſchaften gipfelwärts kletterten. Bald ſchienen die Berge wiederum uns von allen Seiten einzuſchließen, vor uns am Fuße eines doppelgipfligen ſtarren Steinkegels ſah man Arce mit ſeinen grauen Häuſern liegen, und hoch darüber auf der Einſattelung des Gipfels eine andere Ortſchaft Rocca d'Arce, ſo kühn hinauf gelagert zur höhern Spitze hin, als ich je eine geſehen. Der neapolitaniſche Grenzort heißt: Murata d'Arce. Unſer Vetturino wollte dort einen ſeiner Wagen, der eben auf dem Wege nach Rom mit einer Herrſchaft ſein mußte, erwarten, um uns mit dieſem die Reiſe fortſetzen zu laſſen, während er ſelbſt mit ſeinem eignen Wagen umkehrend, die ankommende Herrſchaft führe, denn ſchon hatte er wieder eine ſchriftliche Beſtellung erhalten, in Rom eine andere Familie zu übernehmen, die nach Neapel wollte. Während ich beſchäftigt war, Rocca d'Arce in mein Skizzenbuch zu zeichnen, langte der erwartete Wagen an. Ich rief Otto zu, die Umpackung und das übrige Nöthige zu beſorgen, damit ich inzwiſchen die Skizze beendigen könnte. Aber er verſäumte es, den Doganenbeamten zur rechten Zeit das Trinkgeld zu geben; ſie dehnten in der Erwartung deſſelben die Unterſuchung pro forma ein wenig aus, und geriethen dabei unglücklicher Weiſe auf die

Brochüren und Bücher, welche Otto bei sich führte. Nun war keine Rettung mehr. Die Bücher mußten sämmtlich herausgenommen und besonders eingepackt werden. Otto wollte sie aber nicht auf der Grenze zurücklassen und bestand auf Plombe. Sie erklärten sich dazu bereit, versicherten aber, daß sie alsdann eine guardia mitgeben müßten bis Neapel, lasen uns auch die betreffenden Gesetze vor, und die Bestimmung, daß die Escorte 18 Carolin zu erhalten und sich unterwegs zu beköstigen habe. Otto wollte diese Kosten lieber tragen als Gefahr laufen, seine Bücher nicht zu rechter Zeit zu erhalten und so nahmen wir einen Soldaten mit, übrigens einen hübschen jungen Burschen von den höflichsten und gefälligsten Manieren, der auch seine beste Montur angethan hatte. Die Doganenbeamten schienen bei diesem ganzen Vorfall in vielfältiger Verlegenheit, wegen des beizugebenden Berichtes, wegen der Adresse desselben an die große Dogane von Neapel und wegen tausend anderer Kleinigkeiten, und waren ganz unglücklich über den Vorfall. Wir müssen sagen, daß sie uns bei dem allen mit großer Höflichkeit behandelt haben, und noch größerer Dummheit, die Otto nicht wenig Geld kostete. Denn da er ein Portrait seiner Braut, eine Kreidezeichnung in Glas und Rahmen, bei sich hatte, so erklärten sie, daß dieses versteuert werden müßte und zeigten uns im Tarif, daß figure miniate nere pro Rott., oder Gott mag wissen, welch Gewicht mit 6 Duc. dazio besteuert wären. Sie nahmen es mit dem Gewicht sehr glimpflich, dennoch belief sich die Abgabe auf etwa 8 Carolin (beinahe 1 Thlr. pr. Cour.). Wir suchten ihnen begreiflich zu machen, daß die Vorschrift nur Waaren beträfe, da man ja ein einzelnes Blatt gar nicht einmal wiegen könnte, und daß der Zusatz des Tarifs, daß die eingerahmten Bilder nach dem Nettogewicht zu bezahlen wären, ebenfalls nur solche beträfe, die in den Handel bestimmt wären, aber das war ihnen völlig unmöglich einzusehen. Leider unterließen wir, für das Portrait das Wort usato zu gebrauchen, denn mercanzie usate „gebrauchte Sachen" sind natürlich steuerfrei. Wer kommt aber auf den Unsinn, ein Portrait usirt zu nennen? Genug, nach einer Verzögerung von etwa zwei Stunden gingen wir vom Stapel mit unserm plombirten Cassetino und unserm Guardia, und mußten noch sehr zufrieden sein, daß sie uns wegen unterlassener Declarirung dieser Gegenstände nicht als Defraudanten behandelt

hatten. In Kurzem ſahen wir Monte Caſino vor uns, auf hohem Berge das alte berühmte Benedictinerkloſter, und erreichten den Fußſteig, welcher hier von der Landſtraße, an der Bergwand hin und wieder ziehend, mühſam hinaufführt. Wir entließen hier den Fuhrmann, um ihn ſpäter in S. Germano wieder zu finden und begannen, von unſerem angenehmen Guardia, der ſich uns zum Führer freundlich anbot, geleitet, das Steigen. — Der Tag war bewölkt, ja es hatte mehrmals getröpfelt; wir konnten es uns aber nicht beſſer wünſchen, denn in der Sonnengluth anderthalb Stunden lang bergan zu gehen, iſt kein Vergnügen. Otto hatte für die Mönche zum Geſchenke ein Buch von dem Legationsrathe B. aus L., der vor Jahren einige Zeit in der Bibliothek von Monte Caſſino Studien gemacht hat. Dies diente uns zu beſonderer Empfehlung, obwohl man auf Monte Caſſino einer ſolchen nicht bedarf, um freundlich aufgenommen zu werden. Wir beſahen die Kirche, Sacriſtei, Bibliothek, Handſchriften- und Urkundenſammlung und was ſonſt bemerkenswerth iſt. Ich machte mir auf einige Gaſtlichkeit materieller Art Rechnung, denn wir waren außerordentlich hungrig und durſtig; inzwiſchen erhielten wir nur was wir erbaten, nämlich ein Glas Waſſer. Die Ausſicht vom Kloſter auf die umliegenden grünenden und blühenden Thäler, von weißen Landſtraßen, bräunlichen Feldwegen und ſchimmernden Waſſeradern durchzogen, iſt wunderſchön und man kann ſich für Studien kein ſtilleres Heiligthum und keine reizendere Einſamkeit denken. Wir ſahen aus den umherliegenden Bergzügen hervorſtechende Gipfel ſich beträchtlich erheben. Ganz nahe dem Kloſter ſteigt eine gewaltige Klippe auf, Monte Cairo genannt. Von ihrer Spitze ſoll man nach der Verſicherung des liebenswürdigen und unterrichteten Bibliothekars beide Meere ſehen, das tyrrheniſche und, freilich in etwas größerem Abſtande, das adriatiſche. Der Felſen, auf welchem das Kloſter ſteht, iſt Kalkſtein. Man bricht in der Nähe deſſelben eine Art grauen geäderten Marmor, davon wir eine Probe an den Gewänden der Kirchthüre ſahen, und deſſen ſanfte Farbe mir ſehr gefiel. Die Stiftung des Kloſters fällt in ſehr frühe Zeit. Der heilige Benedict von Nurſia, der Begründer der Benedictinerregel, gab ihm die Entſtehung, und vor dem Brande von 896 ſoll die handſchriftliche Regel Benedicts ſelbſt dort aufbewahrt worden ſein. Die Mönche tragen ſchwar-

zes Habit. Bekanntlich ſind die Benedictiner nicht an eine genau beſtimmte Ordenstracht gebunden, ſondern wählen denjenigen Stoff, der ſich in der Gegend eines jeden ihrer Klöſter am leichteſten haben läßt. — Auf einem anderen weit beſſeren und breiteren Stufenwege ſtiegen wir hinunter zur Stadt S. Germano, welche hart am Fuße des Berges liegt. Hier erkannte ich mit tauſend Freuden den ſüdlicheren Charakter der Städte, den ich nimmer wieder zu ſchauen geglaubt hatte, das bewegtere Leben der Straßen, die Plattformen der Häuſer, ihre geweißten Wände, die Linnenſchirmdächer vor den Bottegen, die Limmonadieren und unzählige andere kleine Züge, durch welche die neapolitaniſchen Ortſchaften von denen Mittel-Italiens in ſo unglaublich ſcharfem Abſtande ſich unterſcheiden. Ich hatte mein beſonderes Vergnügen an dem Erſtaunen Otto's über die Köſtlichkeit einer mit Eis (neve, Schnee) gemiſchten Limonade (granito), die wir im nächſten beſten Caffee forderten. Wir verweilten in S. Germano nicht länger als höchſt nöthig war, und beeilten uns, das einſame Wirthshaus delle Pigne, unſer heutiges Nachtquartier, zu erreichen. Nach einem kleinen Demelé mit dem Fuhrmann, der wenigſtens probiren wollte, ob er uns nicht um das Nachteſſen, welches er uns zu liefern ſchuldig war, treten könnte, ſetzten wir uns in Geſellſchaft einiger Neapolitaner, die anfänglich ziemlich ſchweigſam waren, endlich aber doch mit Lebhaftigkeit auf unſer Geſpräch eingingen, zu Tiſche und hatten Maccaroni, geſchmortes Rindfleiſch, Sallat, Kartoffeln, Käſe, trinkbaren Wein, ſo daß wir zufrieden ſein konnten. Eine Geſellſchaft Franzoſen, Damen und Herren, fanden ſich bald nachher ein, und wußten ſich mit ihren Forderungen nicht recht verſtändlich zu machen. Wir halfen aus, und es gab mancherlei Gelächter. In dem Hauſe iſt eine ächt ſüditalieniſche Schmutzwirthſchaft. Man möchte nichts eigentlich recht herzhaft anrühren, indeß ſind die Betten friſch überzogen. Gute Nacht! Links neben uns lärmen, ſtreiten und ſchimpfen die Neapolitaner, rechts unter uns lachen die Franzoſen; die Thüren ſind nicht zu verſchließen, ſondern lehnen nur an. Gott bewahre unſre Sittſamkeit und der Herr der Flöhe und der Wanzen behüte uns vor ſeinen Creaturen!

Digitized by Google

Ueberreſte aus den Zeiten des Fauſtrechts in Deutſchland.

In Frankreich und auf dem deutſchen linken Rheinufer ſind durch das Gewitter der Revolution ſo ziemlich alle aus den Zeiten des Fauſtrechts und der Entſtehung und Blüthe der Lehnsrechte ſich herſchreibenden Gewohnheiten, Gebräuche und rechtlichen Verhältniſſe unter Herren und Unterthanen vertilgt worden und verſchwunden. Dagegen trifft man auf der rechten Rheinſeite ganz unerwartet noch auf Rechtsverhältniſſe und Gebräuche, welche direct aus der erwähnten Zeit des Raubritterthums ſtammen.

Ein Beiſpiel dieſer Art trat mir vor einiger Zeit ſelbſt entgegen. Ich reiſte nämlich Ende Julius d. J. von Hof nach Münchberg. Im Walde hinter Conradsreuth auf der Höhe traf ich in den Vormittagsſtunden eine Schaar von 18 bis 20 Landleuten, welche ſich ein großes Wachtfeuer gemacht und dabei gelagert hatten. Da ich ſchon vorher im Walde einige Trupps ſolcher Leute geſehen hatte, ſo erkundigte ich mich nun nach der Urſache und dem Zwecke ihres Aufenthalts und Thun und Treibens an dieſem Orte und erhielt von ihnen folgende Auskunft: „Es ſei gerade Meſſe zu Hof, und ſowohl die Gemeinde, zu der ſie gehörten, als auch andere in dieſer Gegend liegende Dorfgemeinden wären ſeit den Zeiten des Fauſtrechts (dies waren ihre Worte) verpflichtet, während der Dauer derſelben für die Sicherheit der Straße in dieſer Gegend zu ſorgen, die dieſe Meſſe beziehenden, hier durchkommenden Kaufleute zu beſchützen und ihnen das ſogenannte Geleite zu geben. Gerade hier wären zu den bemerkten Zeiten öfters Raubanfälle auf die Kaufleute geſchehen, weshalb auch dieſer Wald „die Untreu“ geheißen worden, welchen Namen er noch führe. Dieſer Dienſt gehe bei den betreffenden Gemeinden der Reihe herum und jede müſſe 24 Stunden lang Wache halten.“

Ich erkundigte mich weiter, ob ihnen dieſer erſprießliche Dienſt bezahlt werde oder ſie ſonſt einigen Nutzen davon hätten, worauf ſie erwiederten, daß dies keineswegs der Fall ſei; es wäre aber ein altes Recht, welches ſie nicht abkommen laſſen wollten.

In Münchberg erkundigte ich mich dann weiter nach dieſem Gebrauche und erfuhr, daß derſelbe ſich allerdings aus den Zeiten des Fauſtrechts direct herſchreibe, und daß die, die Meſſe zu Hof beſuchenden und dieſe Straße reiſenden Kaufleute noch heutiges Tages für dieſen Schutz und Geleite eine Abgabe bezahlen müßten; die fraglichen Gemeinden verrichten aber dieſen Dienſt nicht umſonſt, indem ihnen dafür bei Errichtung deſſelben in alter Zeit gewiſſe andere Dienſte und Leiſtungen erlaſſen worden wären; zu Gelde angeſchlagen, machten dieſelben jährlich eine beträchtliche Summe aus. Die Verſuche der Regierung, dieſe Gemeinden zur Uebernahme der frühern Leiſtungen oder eines Theils derſelben gegen die Aufhebung des Geleites zu vermögen, wären bis jetzt vergeblich geweſen und man müſſe es noch nicht für rathſam befunden haben, daſſelbe ohne alle Entſchädigung von Seite der Belaſteten aufzuheben.

Da nun aber das Weſen eines Staats nicht darin beſtehen kann, die Kräfte der Staatsangehörigen in Leiſtung nutz- und zweckloſer Dienſte abzumühen, ſo muß man ſich billig wundern, daß dieſe veraltete Sicherheitsmaßregel, welche faſt lächerlich geworden, nicht bereits längſt ohne Weiteres aufgehoben worden iſt.

Dabei wurde ich an eine ähnliche Sache erinnert. Im weſtlichen Theile des Herzogthums Altenburg ſind nämlich, wie mir bei meiner Durchreiſe glaubhaft erzählt wurde, die Beſitzer gewiſſer Güter verpflichtet, an einem beſtimmten Tage des Jahres, wenn ich nicht irre, am dritten Pfingſtfeiertage, ſich in Kloſter Lausnitz, einem in waldiger Gegend gelegenen Orte, einzufinden. Jeder muß mit einem großen Spieße, Bärenſpieß genannt, verſehen ſein, zum Zeichen, daß er gehörig gerüſtet ſei, dem Landesherrn und den übrigen Jagdberechtigten bei der nobelen Paſſion der Bärenjagd nach Kräften beizuſtehen. Ein ſolcher Spieß muß auf jedem dieſer Güter vorhanden ſein; er iſt Pertinenzſtück deſſelben und wird jedesmal auf den Gutsinhaber vererbt. Da es nun ſeit Menſchengedenken keine dergleichen zottigen Beſtien mehr giebt, ſo haben ſich bei den Verſammlungen die Tage der Gefahr in Tage der Fröhlichkeit und Lu-

ſtigkeit verwandelt, wobei der Grund des Zuſammenſeins paſſenden Stoff zu Aeußerungen des Witzes darbietet.

Von Seiten der Behörde wurde daher, wie ebenfalls erzählt wurde, vor einigen Jahren dieſen Jagdfröhnern eröffnet, „daß man geneigt ſei, dieſe jetzt ganz zwecklose Frohne gegen Bezahlung einer billigen Ablöſungsſumme oder Uebernahme einer andern jetzt brauchbaren Frohne aufzuheben oder zu verwandeln.“ Dieſelben ſollen aber darauf erklärt haben, „es ſei nicht ihre Schuld, daß in früherer Zeit die Brummbären vertilgt und aus dem Lande gewieſen worden; dieſe Ausweiſung ſei damals gewiß von höchſt wichtigen, leider nicht bekannt gewordenen Staatsrückſichten geboten worden; ſie müßten ſie daher als eine dem Lande erzeigte hohe Wohlthat und huldvolle Gnade betrachten; ſie wollten überdies keine neue Frohne, ließen ſich kein anderes Gewild als Bären aufbinden und wären als echte Spießbürger ferner bereit, mit ihren Spießen zur Austreibung aller ſich etwa über Nacht aus andern Staaten einfindenden alten und jungen Bären, wodurch die Leute in unziemliche Angſt und Schrecken geſetzt würden, das ihrige beizutragen.“

Ehemals, wo es weniger Mittel und Wege zur Erkenntniß gab, ſtand jedes Ereigniß vereinzelt da; jetzt, wo die Belehrung gar nicht mehr aufzuhalten iſt und die Ideen, wie die Reiſenden auf den Eiſenbahnen, frei in die Städte einwandern, kann nicht das Mindeſte geſchehen, ohne daß die Geiſter dadurch in Bewegung geſetzt werden. Bei einem Kanonenſchuß in Syrien zittert ganz Europa. Was kümmerte es ſonſt Griechenland, wenn ſeine Philoſophen und Redner, was Judäa, wenn ſeine Trödler, was Aegypten, wenn ſeine Gaukler aus Rom vertrieben wurden? Wird jetzt irgendwo ein Bär ausgetrieben, ſo fangen alle andern geſellſchaftlich lebenden Bären an zu brummen und blos diejenigen ſchweigen, welche in der Cultur, wie z. B. in Rußland, zurückgeblieben ſind.

Einen bemerkbaren Fortſchritt könnten Manche darin finden, daß man zu ſolchen Austreibungen nicht wie ſonſt Bauern, ſondern beſoldete Leute, Polizeibeamte, Militair u. ſ. w. nimmt. Der Zeitgeiſt ſchreitet aber als ein Rieſe mit Siebenmeilenſtiefeln auch über dieſe hinweg und iſt für ihre Spieße unerreichbar.

Tagebuch.

I.

Aus Wien.

Zapfenstreich-Exercitien. — Die beabsichtigte Kunstausstellung. — Weiteres vom Kunstvereine. — Festessen. — Grillparzer. — Verlegergroßmuth. — Naturwissenschaftliche Gesellschaft.

Zu dem Empfange des russischen Kaisers sind die eifrigsten Anstalten getroffen worden, und die Musikcorps der verschiedenen Regimenter der hiesigen Garnison sind vollauf beschäftigt, die russische Nationalhymne und den russischen Zapfenstreich zu lernen, welcher letztere seiner Eigenthümlichkeit wegen ziemlich schwierig ist, indem das Zusammenwirken der Instrumente mit den volltönenden Trommeln und die auf Effect berechneten abgehackten Pausen jedenfalls für die übrige europäische Militairmusik seltsame Neuerungen sind. Unter den Genüssen, welche man für die Zeit des Aufenthaltes des Kaisers Nicolaus vorzubereiten gedenkt, befindet sich auch eine Kunstausstellung, wozu denn die hiesigen Maler von Seiten der Akademie aufgefordert wurden, alle vollendeten Bilder in einem denselben zu diesem Zwecke unentgeltlich eingeräumten Locale aufzustellen. Anfangs waren die Künstler nicht wenig erfreut über den ihnen gemachten Antrag, welcher ihnen die lockendsten Aussichten zur Verwerthung besserer Producte zu öffnen schien, doch bald verschwand diese günstige Stimmung, als den Ueberraschten die weitere Aufklärung zu Theil ward, daß diese zur Augenlust des Selbstherrschers zu veranstaltende Exposition in keiner Weise zu Verkaufszwecken benutzt werden dürfe, da solche die Pflicht der Gastlichkeit verletzen und den Stand des österreichischen Künstlers in den Augen der Fremden, als gemeine Ausbeutung eines reisenden Monarchen, nothwendig herabwürdigen müßten. Auch erfuhren sie zu gleicher Zeit, daß, da die Ausstellung blos die Ehre österreichischen Kunststrebens beabsichtige, die durch Transport und Aufstellung erwachsenden Kosten von den betheiligten Ma-

Digitized by Google

lern zu decken seien. Diese Eröffnungen waren allerdings geeignet, den Enthusiasmus, welchen die Nachricht in den Kunstkreisen hervorgerufen hatte, bedeutend zu dämpfen, und wenn wir gut unterrichtet sind, soll die Mehrzahl der Künstler beschlossen haben, unter den gestellten Bedingungen die erwähnte Exposition nicht zu beschicken.

In Folge des Zerwürfnisses im Kunstvereine, wovon ich bereits geschrieben habe, hat der bis ins Innerste verletzte Vorstand, Hofrath Habermann, alsogleich die Erklärung abgegeben, seine seit Jahren bekleidete Stellung zu verlassen. Die Künstler haben darauf den Hofrath Baron Hügel, den Bruder des orientalischen Touristen, gebeten, die Präsidentschaft des Vereines anzunehmen, und man darf allerdings sich mit der Hoffnung schmeicheln, daß dieser im Ressort der Staatskanzlei beschäftigte Beamte Zeit und Neigung besitzt, um den durch Hofrath Habermanns Abtritt verwaist'ten Posten anzunehmen.

Dem in Angelegenheiten des Fürsten Fürstenberg hier anwesenden Dichter Egen Ebert aus Prag hat ein Kreis von Verehrern im Saale zur „Kaiserin von Oesterreich" ein Festessen veranstaltet, woran über siebzig Personen Theil nahmen. Es herrschte den ganzen Abend hindurch eine heitere Stimmung, welche nur einmal überschattet wurde, als Ebert in dem von ihm gesprochenen Gedichte, welches die „Sonntagsblätter" abgedruckt haben, an den schmerzlich vermißten Lenau erinnerte, der, während der Frohsinn seine Genossen und Freunde im hellen Saale um die Tafel versammelt, im engen Zimmer scheu und geistesnächtig trauern mag. Unter den Geladenen bemerkte man auch den geistreichen Vertreter der slavischen Nationalität, Graf Leo von Thun, und den Dichter Hebbel aus Dänemark, der das Unglück hatte, bei seiner Aufwartung beim Grafen Dietrichstein diesem nicht einmal dem Namen nach bekannt zu sein. Glänzender, aber nicht gemüthreicher und inniger, ist das Festsouper ausgefallen, das dem französischen Tonmeister Hector Berlioz im Casino von seinen Verehrern gegeben ward und welchem auch der gleichfalls anwesende David beiwohnte. Baron Lannoy, der bekannte Begründer der concerts spirituels, begrüßte den Gefeierten in französischer Sprache und überreichte ihm einen schwervergoldeten Taktirstock von Silber, der mit den Emblemen der Tonmuse und den Namen der Spender geziert war. Grillparzer sollte gesagt haben: Hector Berlioz ist ein Genie ohne Talent, und David ein Talent ohne Genie. Der Dichter der Ahnfrau hat es nun für nothwendig befunden, in öffentlichen Blättern gegen dieses ihm zugeschriebene Bonmot Protest einzulegen.

Von literarischen Dingen weiß ich Nichts zu melden, nur verdient ein Fall besondere Erwähnung, weil er so selten ist und vielleicht durch die Macht des Beispiels eine Wendung zum Bessern herbeiführen hilft. (?) Der jetzt in Pesth lebende Dichter Ritter v. Levitschnipp, welcher dort das Feuilleton der neuen Pesther Zeitung redigirt,

hat der hiesigen Buchhandlung Mörschner's sel. Witwe und Bianchi eine neue Sammlung seiner Gedichte zum Verlag angeboten und erhielt darauf die Antwort, daß die Verlagshandlung nicht nur bereit sei, den Band Gedichte anzunehmen, sondern der Verfasser ihr auch erlauben möge, die nach ihrer Ansicht in Betracht der Trefflichkeit der Gedichte viel zu geringe Honorarforderung aus eigenem Antriebe zu erhöhen. Wenn ich mich nicht von der Wahrheit des Berichteten überzeugt hätte, so würde ich glauben, irgend ein Spottvogel habe die ganze Sache als Ironie gegen unsere großmüthigen Buchhändler ausgesonnen, so unwahrscheinlich und satyrisch klingt das Histörchen.

Der Professor Ettingshausen und der Bergrath Haidinger haben endlich die Bewilligung zur Gründung einer Gesellschaft der Naturwissenschaften erhalten und soll dieselbe mit nächstem in's Leben treten. Sie ist ein abgerungenes Bruchstück der oft besprochenen Akademie der Wissenschaften, deren Geburt in Oesterreich so schwer ist.

II.

Aus Berlin.

Die geheimnißvolle Begebenheit. — Die Sanction des Wunderbaren. — Noch mehr Wunder, und was sie bedeuten. — Bestialisches und Bestien. — Zoologische Freiheit. — Censur und Preßfreiheit. — Die loyale und die liberale Presse. — Mundknebel und Schellenkappe.

Es ist offenbar eine Schalkheit, daß Sie in der vorigen Nummer der Grenzboten einen Brief von einem anderen als Ihrem gewöhnlichen Correspondenten aus Berlin aufgenommen haben, ohne die außergewöhnliche Quelle durch irgend ein Merkmal anzudeuten, und einen Brief, durch dessen Eingang Sie mich, indem Sie ihn auf meine Kappe kommen lassen, gleichsam dafür bestrafen, daß ich, ohnehin kein allzufleißiger Correspondent, neulich so ehrlich erzählte, wie so gar nichts ich zu erzählen hätte. Aber im Grunde kann es mir nur ganz lieb sein, daß der Andere mein Raisonnement so prächtig durch die That wahr macht. Sie haben kürzlich einmal die deutschen Zeitungen glücklich gepriesen, die nicht, wie die Londoner und Pariser, der großen Seeschlange, der Krötenregen, der zweiköpfigen Kälber und noch sonst derartiger Wunder bedürften, weil sie — die preußische Verfassungsfrage als eine unerschöpfliche Lügenquelle besitzen. Nun, mein College zeigt Ihnen, daß auch in Berlin die Verfassungsfrage doch nicht ausreicht, daß auch Berlin ganz artige Zeitungs-Enten, im Style des Wunderbaren, aufzubringen genöthigt ist. Die „wahre" Geschichte, die er erzählt hat, würde aber erst dann recht wahr sein, wenn er nicht die wichtige Pointe ausgelassen hätte, daß Se. Maj. der König nach Anhörung des Vortrags, welchen ihm der quästionirte

polnische Grenadier über das mysteriöse Casernenabenteuer gehalten, ausgerufen habe: „Das ist ja wunderbar!" Diese große Pointe hat sich die Magdeburger Zeitung nicht entgehen lassen, und mit Recht; denn es ist unleugbar, daß das Ganze dadurch erst die wahre Weihe und den rechten Stempel erhalten hat, indem die getreuen preußischen Unterthanen sonach nicht länger in Zweifel sein können, ob sie die Sache für wunderbar halten sollen, dürfen und mögen, oder nicht. Da nun Wunder, wie Unglück, nie allein kommen, so ist außer jener geheimnißvollen Begebenheit von den Berliner Zeitungscorrespondenten hier noch ein überaus mysteriöses Mädchen entdeckt und nicht nur den Sonden des Dr. Dieffenbach, sondern auch bereits der Deutschen Allgemeinen und anderen für Naturseltenheiten importirten Blättern überliefert worden, welchem Mädchen — stellen Sie sich doch nur vor — hinten aus dem Rückgrat oder aus dem Nacken, oder sonst wo ein wohlconditionirtes Mannsbein hervorgewachsen ist; nach der Angabe einiger gelehrten Naturforscher sogar gestiefelt und gespornt. Da dergleichen Mißgeburten in den guten frommen Tagen unserer christlichen Voreltern jederzeit irgend ein Unheil bedeutet haben, so wird denn auch jetzt von Allen, die in den ehrwürdigen Fußtapfen jener nicht genug zu preisenden gläubigen Zeit wandeln, schweres Geschick für das Jahr 1846 vorausgesagt, z. B. daß die schon jetzt so furchtbar zügellose Presse Preußens, Sachsens und anderer Bundesstaaten ein wahrer Heißsporn werden, ganz und gar über alle Stränge schlagen und in ihrer Frechheit so weit gehen werde, sich sogar um des Kaisers Bart zu streiten, oder, wie etliche Saule unter den Propheten prophezeihen, daß die beiden Mägdlein, deren Geburt, der allgemeinen Meinung nach, nun endlich ganz gewiß demnächst zu erwarten steht, die bewußte Constitution und die langgebrütete Bundespreßfreiheit ebenfalls mit einem gespornten Fuß im Nacken zur Welt kommen werden.

Damit aber die Gallerie des Wunderbaren voll werde, hat bei irgend einer Schlägerei an irgend einer Berliner Straßenecke ein Mann in geifernder Wuth einen anderen Mann in den Finger gebissen, und die Folge davon war, daß der Gebissene unter Symptomen starb, wie sie einzutreten pflegen, wenn Jemand von einem tollen Hunde gebissen worden. Ich kann mich deswegen auf Herrn Stieber's „Beiträge" berufen. Diese Beiträge sind überhaupt große Freunde vom Wunderbaren und Romantischen. Es ist eine schauerliche Lust, zu sehen, wie sie den Jammer der Menschheit scalpiren und mit frommem Stöhnen und himmelwärts verdrehten Augen das zuckende Herz des Elends zerlegen, dessen Blut sie uns zu kosten geben. Aber so weit hatten sie es bis dahin in der Romantik noch nicht gebracht, uns den Menschen als pure Bestie zu zeigen.

Bei Gelegenheit von Bestien, und um auf etwas Erfreulicheres

in dieſem Genre zu kommen, will ich doch des zoologiſchen Gartens erwähnen, der uns auch an ſchönen Wintertagen einen ganz hübſchen, unterhaltenden und vielbeſuchten Spaziergang darbietet. Die Sammlung des Gewildes, welche keinen erheblichen Verluſt erlitten hat und kürzlich durch einige gute neue Erwerbungen, beſonders zweier Repräſentanten des höchſten Nordens, eines Waſchbären und eines Eisbären, deren ſtattliche Pelze zu dem Eindruck der Jahreszeit gut ſtimmen, vermehrt worden iſt, hat ihre Winterquartiere bezogen: zweckmäßig angelegte, wohlerhellte und hinlänglich erwärmte Räume, in denen uns die Beſchauung dieſer verſchiedenartigen zwei- und vierbeinigen Naturkinder behaglicher und durch claſſenmäßige Anordnung wie durch überall an die Zellen geheftete Perſonalbeſchreibungen nützlicher gemacht iſt, als in den gewöhnlichen Menagerien. Es läßt ſich nun ſchon mit einiger Zuverſicht annehmen, daß unſer junger Jardin des plantes die Zweifel an dem Gelingen des Unternehmens, welche anfangs von Vielen gehegt wurden, glänzend zu Schanden machen und mit der Zeit zu einer Anſtalt heranwachſen werde, welche der Stadt wirklich zu einer Zierde gereicht. Und da uns im vorigen Jahre von Sr. Excellenz dem Herrn Miniſter der geiſtlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten die tröſtliche Zuſicherung gegeben worden iſt, daß, was die Naturwiſſenſchaften anbelangt, keine jener auf andern Gebieten der Wiſſenſchaft nöthig erachteten Beſchränkungen der Freiheit höheren Orts beliebt worden ſei, ſo dürfen wir hoffen, daß der Aufnahme von irgend welchen Exemplaren des Thierreichs, wären es auch Himmelsziegen, Paradiesvögel, Dompfaffen, Eichhornaffen und Nebelkrähen, oder wären es die höchſt oppoſitionellen Tyrannen oder Pipiris (Muscicapa Tyrannus), oder ſelbſt Rüttelgeier, Brüllaffen, Spottvögel und Sturmvögel keine Cenſurbedenken entgegenſtehen werden. —

Keine Cenſurbedenken! — Ach die Cenſur! — Ja, laſſen Sie mich auf mein erſtes Thema zurückkommen; nämlich jenes Thema von der Armſeligkeit unſerer Mittheilungen. Wie? Sollte denn wirklich in einer Stadt, wie dieſe iſt, ſollte mitten aus einem ſolchen Haufen Leben heraus der Seufzer um Mangel an Stoff zu anregenden, ernſten, Theilnahme weckenden, inhaltreichen Mittheilungen gerechtfertigt ſein? Nun, es iſt ſchon heraus, das ſchwere Wort, das ſich wie ein Fluch, wie eine Selbſtverurtheilung, wie ein Bekenntniß der eigenen Sünd und Schande über die Zunge wälzt. Wie viel hätten wir zu reden! Aber können wir denn, dürfen wir denn reden? — Ich denke übrigens nicht an das allein, was man gemeinhin und par excellence Cenſur nennt; die Thätigkeit der Männer, welche unſere Regierungen in Deutſchland, gleich denen im Kirchenſtaat, im Czaarenſtaat u. ſ. w. beſtellt haben, um unſere Gedanken zu aichen, von der Thätigkeit z. B. des Mannes, der die Macht hat, dem Gedanken, den ich hier geflügelt in die Welt ſende, die Flügel zu ſtutzen, zu

Digitized by Google

kappen oder ihm gar den Hals umzudrehen: ich bohre meinen Blick tiefer in die Eingeweide unſerer — und nicht blos, meine ich, der deutſchen, nein, unſerer menſchlichen Erbärmlichkeit, und ich hole meine Seufzer tiefer aus der Bruſt herauf. Wenn ihr mich fraget: verlangſt du Abſtellung der gegenwärtigen Cenſur? ſehnſt du dich jetzt nach einem deutſchen Preßgeſetze, welches die Cenſur gänzlich aufhebt und Strafbeſtimmungen für Preßverbrechen an die Stelle des Präventivverfahrens ſetzen würde? Wahrhaftig, dann antwort' ich: Nein. Soll ich mir einen Zuſtand wünſchen, in welchem drakoniſche Geſetze von Gerichten, wie wir ſie jetzt haben, gehandhabt werden? Soll ich mir einen Zuſtand wünſchen, in welchem mein argloſeſtes Wort, wegen der Anſicht eines Richters, daß Majeſtätsbeleidigung und Landesverrath darin, wie die Schlange unter Roſen verſteckt laure, mich ſo und ſo lange hinter Eiſenſtäben einmauert, blos bis man Zeit genug gehabt hat, meine Sache mit deutſcher Gründlichkeit zu unterſuchen und mich, nachdem der Kummer mein Haar gebleicht, der Mangel an Luft und Freiheit meine Eingeweide zerfreſſen und die lange Haft meinen Muth und meine Kraft gebrochen hat, endlich, endlich, den zerknickten, lebensmüden Mann, freizuſprechen? — Wollt ihr Preßfreiheit, ſo laſſet uns wenigſtens erſt ein öffentliches Rechtsverfahren und Geſchwornengerichte haben. — Und auch dieſe Inſtitutionen, hüten wir uns, ſie zu überſchätzen! Fügen müſſen wir uns dennoch, wir müſſen uns fügen ſo wie ſo. Durchwandert die Geſchichte mit der Laterne des Diogenes, ſo weit ſie ſich durchwandern und durchleuchten läßt, und zeiget mir das Volk, das befähigt geweſen wäre, ein wahres und ein freies Wort, d. h. ein Wort, welches ſeine eingelernten Vorurtheile über den Haufen ſtößt, zu ertragen! Den Mann, der ſelbſt denkt und der ſein Herz auf der Zunge trägt, den verbannt, den ſchierlingt, den kreuzigt, den ſteinigt, den verbrennt, den meuchelt, den erſtickt in Kerkermauern nicht etwa nur der Despotismus eines Dionys, die Reizbarkeit einer büreaukratiſchen Verwaltung, die Geſpenſterfurcht und die Bosheit einer Camarilla, die blutige Eiferſucht eines Raths der Zehne oder die flammenſpeiende Bruderliebe einer mit einem alleinſeligmachenden Glauben ausgerüſteten Prieſtergewalt, nein, jede öffentliche Meinung einer jeden Zeit, jede von dem Einfluſſe der ausgeprägten Vorurtheile beherrſchte Volksverſammlung, jede Jury der Welt. Frankreich hat Preßfreiheit, England hat Preßfreiheit. Frankreich? England? Ja, aber das heißt: die in Frankreich, die in England gerade herrſchende Kaſte. Dezami's ſocialiſtiſcher Almanach, der, ſagt Ruge (ich muß mich auf ihn berufen, da ich dieſen Almanach nie zu Geſicht bekommen habe), ſo geſchrieben war, daß er in Deutſchland durch eine leidliche Cenſur zu bringen geweſen wäre, iſt in Frankreich gerichtlich verurtheilt worden; in England ſchlägt das freie Volk dem Buchhändler, welcher eine Schrift von der Art, wie ſie ſie dort athei-

ſtiſch nennen, an ſeinem Schaufenſter ausſtellt, die Scheiben ein. Das heißt man Freiheit, Preßfreiheit! Und wahrlich, ich ſehne mich nicht nach der Zeit, da Diejenigen in Deutſchland, die jetzt ſo ſehr nach freier Preſſe ſchreien, Freiheit für ihre Preſſe haben werden. Da bet' ich lieber wie jene alte Frau in der Fabel: Gott erhalte den Tyrannen, den Tyrannen Dionys!

Und daß wir viel Urſache hätten, uns des Daſeins als eines erträglichen zu freuen, das kann man doch eben nicht behaupten. In Sachſen ſcheint es in der Journaliſtik ſehr ſtill werden zu ſollen. Was könnte ich Ihnen wohl unter dieſen Umſtänden zu ſchreiben wagen oder Luſt haben? Kann ich wiſſen, was drüben die Approbation erhält? Aber ich will mich nicht hinter der jenſeitigen Cenſur verſtecken. Sehen Sie nur die deutſchen Zeitungen Stück für Stück durch, ſelbſt die nicht ausgeſchloſſen, denen noch die meiſte Freiheit gelaſſen iſt; ſehen Sie alles an, was von hier aus in dieſe Zeitungen geſchrieben wird, dient es nicht alles dem zur Beſtätigung, was ich neulich ſagte: es ſcheint in Berlin nichts vorzugehen, als daß man alle Tage die religiöſe Kutte höher über die Ohren zieht, und daneben, daß man fabelhafte Geldſpeculationen macht? Was fänden Sie unter dem ganzen Wuſte von ſpaltenlangen Mittheilungen Tüchtiges, Herzerfreuendes, Wahres geſagt? Ergötzliches allerdings. Die Zergereien zwiſchen den loyalen und den liberalen Blättern ſind Oaſen in den Wüſteneien der Langweiligkeit und Erbärmlichkeit unſerer Journaliſtik. Die Preußiſche Allgemeine, die Preußiſche Zeitung, der Rheiniſche Beobachter und die Literariſche wetteifern, die Regierung, für deren Vorkämpfer ſie nun doch einmal in der allgemeinen Meinung gelten, zu compromittiren. Gott bewahre mich vor meinen Freunden! könnte die Regierung in Bezug auf dieſe Blätter ſagen. Kürzlich einmal ſuchte die Preußiſche Allgemeine ſtatiſtiſch — wie das ihre Lieblingsmarotte iſt — zu beweiſen, daß die Zwanzigbogenfreiheit in Preußen keine blos illuſoriſche Begünſtigung der Preſſe ſei, nämlich, es ſeien vom 1. October 1843 bis Mitte des Jahres 1845 in Preußen Werke über 20 Bogen erſchienen: in der Provinz Preußen 4, in Pommern 8, in Poſen 11, in Weſtphalen 29, in Schleſien 50, in der Rheinprovinz 81, in Sachſen 88, in Brandenburg c. 290, zuſammen 560 und etliche; von allen dieſen ſeien nur 4 mit Beſchlag belegt und unterdrückt worden. Dieſer vortreffliche Beweis vom Aufſchwunge der Preſſe gab einer andern Zeitung, wenn ich mich recht erinnere, der Cölniſchen, Veranlaſſung, zu behaupten, daß dieſe 560 und einige Bücher ein gar klägliches Reſultat für einen Staat wie der preußiſche ſeien. Da wirft ſich denn flugs der Rheiniſche Beobachter in Harniſch und ſetzt der frechen liberalen Zeitung zwei Spalten hindurch auseinander, daß jene Bücher über 20 Bogen nicht eben ſo viele Bücher, d. h. Exemplare, ſondern Werke wären, deren jedes doch ge-

Digitized by Google

wiß in ſo und ſo vielen Exemplaren gedruckt worden ſei, daß außerdem ſehr viele Bücher unter 20 Bogen erſchienen wären, daß alſo in dem großen preußiſchen Staate nicht 500 und einige Bücher, ſondern ſo und ſo viel Tauſende in's Publikum gebracht worden ſeien. Iſt das zum Todtlachen oder zum Todtärgern? O geſegnete deutſche Preſſe!

Was bleibt Einem nun da übrig, als zu ſchweigen oder ſich die Schellenkappe über die Ohren zu ziehen?

III.

Aus Erfurt.

Mißhandlung eines Kindes. — Der „Stadt- und Landbote". — Cenſurwechſel.

Der „Erfurter Stadt- und Land-Bote", redigirt vom Buchhändler v. Berlepſch und Kaufmann G. Krackrügge, der eine oppoſitionelle Tendenz verfolgt, beſpricht gegenwärtig eine Angelegenheit, die mit jener von Caspar Hauſer viele Aehnlichkeit hat. Seit länger denn 8 Jahren war in einer ſehr reichen adeligen Familie (der Vater war Regierungsrath) ein Mädchen eingeſperrt gehalten, über deſſen hohe Abkunft mancherlei dunkle Gerüchte umgehen. Die Unglückliche war in Folge von Mißhandlungen und Entbehrungen dem Tode nahe, als der Stadt- und Landbote ſie befreite; er denuncirte öffentlich die Familie und ihre That. Jetzt iſt die Criminalunterſuchung eingeleitet. Die Unglückliche iſt den Eltern entzogen und befindet ſich gegenwärtig in einer öffentlichen Krankenanſtalt. Der Stadt- und Landbote enthält in einer ſeiner letzten Nummern (103) einen Artikel unter der Ueberſchrift: „Triumph der Oeffentlichkeit," worin er erzählt, daß ihm erſt kürzlich, erſt am 27. November, durch ein Mitglied des Bürger-Hülfsvereins Nachricht von der ſchauerlichen Begebenheit zugekommen ſei, und dann noch einige Einzelheiten über den Zuſtand mittheilt, in welchem das Mädchen gefunden worden. Fernere Mittheilungen hat der Cenſor Dr. Koch unterdrückt, worüber beim Obercenſurgericht Beſchwerde erhoben iſt. Das Blatt iſt überhaupt fortwährend im Streite mit der Cenſur und faſt jede Nummer iſt gefüllt mit obercenſurgerichtlichen, jedoch zum größten Theile freiſprechenden Erkenntniſſen. Bisher hatte der erwähnte Dr. Koch, Lehrer an der Bürgerſchule, das Amt des Localcenſors zu verwalten, welcher in Folge ſeiner Cenſurſtriche und der ſie wieder aufhebenden obercenſurgerichtlichen Entſcheidungen in eine unbehagliche Stellung gerathen und nun ſeines Amtes entlaſſen worden iſt. Sein Nachfolger iſt der ſeitherige Bezirkscenſor Regierungsrath Graffunder, den das Gerücht als den ſtrengſten Cenſor im ganzen preußiſchen Lande bezeichnet.

IV.

Die Gelehrten in der Opposition.

Seit Jahren haben die Vorkämpfer der öffentlichen Meinung in Deutschland die sonderbarsten Vorwürfe hören müssen. Wenn man zeitgemäße Institutionen verlangte, hieß es: Ihr kennt nur den Tag, ihr versteht nicht die Zeit und ihre historischen Grundlagen; wenn man auf das Beispiel der westlichen Staaten zeigte, hieß es: Ihr kennt nicht das Volk und seine historischen Wurzeln; wenn man die nothwendigsten Reparaturen am baufälligen Staatsgebäude forderte, schrie man: Ihr wollt das Haus einstürzen, ihr kennt seinen Grund nicht gründlich genug. Kurz, die Presse war ein verlorener Posten, und ihre Streiter wurden nicht blos von den Cabinetten, sondern auch von einer Majorität des ehrbaren deutschen Publicums als Schreier und Windmacher angesehen; es waren ja bloße Schreiber, jüngere Leute ohne Titel und Diplome, ohne Aemter und Anstellungen. Jetzt endlich kommen die Gelehrten nachgerückt mit dem schweren Geschütz ihrer dicken Bücher und lassen sich allmälig herab, auf die Angelegenheiten der Gegenwart einzugehen. Und was sagen die geweihten Hohepriester, deren Schweigen bisher so diplomatisch ausgelegt wurde, auf deren faltenreiche Stirn und vornehmes Achselzucken man sich so wirksam zu berufen pflegte? Was sagen sie, bei ihrer Heimkehr aus den Katakomben der Vergangenheit, aus den Labyrinthen der Forschung in fremden Mythologien und Antiquitäten? Sie, welche nicht blos den Tag, sondern die Zeit und ihre Vor- und Urzeit kennen? Sie, die mit den historischen Wurzeln des Volkes nicht unbekannt sind, und die den Grund des Staatsgebäudes mit Maulwurfsgründlichkeit studirt haben? Nun sie sagen: „Es ist doch etwas Wahres, sehr viel Wahres ist an Dem, was die flachen Zeitungsschreiber so laut gepredigt haben. Wir müssen Preßfreiheit und eine nationale Gesetzgebung haben, obgleich die Franzosen dasselbe vor uns besaßen. Es nützt Nichts, wir haben vergebens unsere prophetischen dicken Bücher befragt, sie geben keine andere Antwort.“ Ja, es sind die Koryphäen der Wissenschaft, Männer wie Schlosser, Gervinus, Dahlmann, Mohl, die seit einiger Zeit in die Kämpfe der Gegenwart hineingezogen werden und fast in allen Punkten sich auf die Seite des jüngern Deutschlands unter die Fahne der „*schlechten* Presse“ gestellt haben. So erfreulich diese Erscheinung wirkt, so unerquicklich ist es zu sehen, wie sophistisch man die Stimme der Gelehrten deutet, sobald sie einmal für die Wünsche des Volkes ausfällt, und wie schnell die Reactionäre jene Weisheit und Wissenschaft desavouiren, auf welche sie sich so lange berufen haben. Kaum hat der gefeierte Dahlmann in seinen Geschichten der englischen und fran-

Digitized by Google

zösischen Revolution einen freien Blick in unsere Zeit herübergeworfen, so ist es aus mit seinem Nimbus, aus mit seiner Autorität. Er ist nicht mehr gründlich, schreien die Unken, sein Blick ist getrübt vom Lichte des Tages, rufen die Nachteulen. Er hat populair geschrieben, klares, deutliches Deutsch, ein schlechter Professor! Er ist lebendig geworden, wehe ihm! Denn nur die Todten sollen leben und nur die Mumien sind voll organischer Zeugungskraft. Ist doch schon eine Volkssage entstanden, der gefeierte Dahlmann sei bei den Hochwächtern der preußischen Cultur und des preußischen Cultus in Ungnade gefallen. Aehnlich ist es Gervinus ergangen. So lange er blos die junge Literatur negirte, war er ein Muster tiefer Wissenschaft und deutscher Gewissenhaftigkeit. Seine Motive verstand man nicht oder wollte man nicht verstehen. Nun er in seiner Schrift über den Deutschkatholicismus auch die Lebenskraft der orthodoxen Kirche negirt, — wo ist da sein Nimbus? Wie leicht wird das Urtheil über ihn! Schlosser gehört eigentlich nicht in die Kategorie der auferstandenen Gelehrten: er war von jeher lebendig und hat mit seinem Hammer stets auf den rostigen Amboß der deutschen Gegenwart gedonnert. Neuerdings geht das Gerücht, der greise Historiker habe dem Erben eines großen süddeutschen Thrones (Baiern?) ein Memoire über die Zustände Deutschlands zugeschickt, worin mit schneidender Schärfe die verkehrte Politik und die reactionäre Richtung der Cabinette angeklagt sei. Diese Denkschrift — für welche der Prinz sich mit einem Portrait in Brillanten bedankt haben soll — wird aber nicht gedruckt und vielleicht nie beherzigt werden, und das wäre doch der rechte Dank, den ein Mann wie Schlosser wünschen wird. — Dahlmann, Gervinus, Schlosser werden von gewissen Seiten als Doctrinäre und Bücherwürmer bespöttelt und verschrieen, jetzt, wo sie es am wenigsten sind. Die Presse, sagen die Bureaukraten, ist zu oberflächlich, die Gelehrsamkeit ist zu tief, jene kennt nur den Tag, diese nur die Vorzeit.

V.

Notizen.

Türkische Buchhändler. — Don Ranudo de Colibrados. — Große und kleine Leiden des deutschen Constitutionswesens. — Der englische Abdel Kader. — Deutsche Presse in Amerika. — Brief aus Stuttgart.

— Ein Staat kann Buchhändler haben, sehr viele Buchhändler, und doch türkisch sein. Es fragt sich sogar, ob die türkischen Buchhändler bornirter sind als die spanischen, die vor einiger Zeit in diesen Blättern geschildert wurden und von denen man erzählt, daß sie ein Buch für eben so interessant wie das andere halten, wenn nur Volumen und Einband sich gleichen oder die Titel eine entfernte Aehn-

lichkeit haben. In Constantinopel giebt es, nach dem Blackwood Magazine, vierzig große Buchhandlungen, die zugleich als Bibliotheken dienen und, um Allah's willen, auch dem Armen zur Benutzung frei stehen. Da findet man, zum Kauf, zum Abschreiben oder Lesen feilgestellt, kostbare Sammlungen persischer, türkischer und arabischer Manuscripte, zierlich auf Pergament gemalt, zusammengeheftet und in Maroccin gebunden, so daß sie wie unsere Portefeuilles aussehen. Auf Schilfmatten hingestreckt, liegen die jungen türkischen Doctoren und Studenten den Wissenschaften ob, abschreibend oder lesend, aber nicht rauchend, denn die Pfeife ist daselbst verboten. Manchem Orientalisten wird der Mund gewässert haben nach den geheimen Schätzen, die in den morgenländischen Brieftaschen versteckt sein mögen, aber die Sache hat einen Haken; in der Türkei sind nämlich Kirche und Staat noch sehr innig verbunden, und jene ist dort, wie bei uns im Mittelalter, die Wiege und zugleich der Sarg alles Wissens. Die vierzig constantinopolitanischen Buchhandlungen befinden sich in vierzig Moscheen und sind daher dem Ungläubigen sehr schwer oder gar nicht zugänglich.

— Man erinnert sich wohl, wie Don Ranudo de Colibrados, ergötzlichen Angedenkens, die löbliche Vorsicht gebrauchte, wenn sein Salon Gäste hatte, sich mit steifer Würde so an die Wand zu stellen, daß er der Welt die gutconservirten Galons der Vorderseite zeigte, während die partie honteuse der geflickten Schöße und der durchsichtigen Unaussprechlichen verborgen blieb. Neapel ist auch so ein Don Ranudo; und jetzt, da es empfängt, putzt es sich vor Kaiser Nicolaus eben so von vorn heraus, während es sein Hintertheil verschämt in die Wand drückt. Was werden aber jene armen Lazzaroni schreien, welche die neapolitanische Polizei, als die Blamage der Hauptstadt, sorgsam zusammengekehrt und für die Dauer des kaiserlichen Aufenthalts eingesperrt hat! Das heißt nicht die Lazzaroni überhaupt, denn dann wäre Neapel ausgestorben, sondern nur jene zwölf oder fünfzehntausend arme Teufel, welche nicht einmal wohnen, die aber die Zeichen, daß sie trotzdem gut essen und trinken, auf den Schwellen aller Kirchen und Paläste dankbar zurückzulassen gewohnt sind. Dieses Häuflein Pflastertreter also wird, wie eine unangenehme statistische Notiz, gestrichen. Dagegen werden, als galonirte Vorderseite, die Mitglieder des Naturforschercongresses „in seidenen Roben mit Sammetverbrämung" dem Kaiser vorgezeigt werden. Glücklicher Weise gibt es dort noch andere Herrlichkeiten, als Gelehrte in seidenen Roben, Dinge die freilich kein Verdienst der neapolitanischen Verwaltung sind: der Vesuv und das Meer.

— Man hat sehr gut spotten über die Unfruchtbarkeit der papiernen Constitutionen in kleinen Staaten, wenn man alles Mögliche

thut, um ſie in Mißcredit zu bringen und immer mehr darauf ſieht, daß eben nur das Papier daran eine Wahrheit ſei. In Baden hat der Großherzog die Kammer nicht in eigener Perſon eröffnet, ſo daß ſeine Miniſter formell Recht haben, wenn ſie eine Antwortsadreſſe als eine Unmöglichkeit zurückzuweiſen ſuchen. Noch unvergleichlich ernſthafter nimmt es die churfürſtlich heſſiſche Regierung mit ihrer Verfaſſung. Nach einer Reihe von Jahren werden endlich die Stände verſammelt, beeidigt und vom Regierungsbevollmächtigten der allerhöchſten Huld verſichert. Kaum aber, daß ein Deputirter das Wort nehmen will, ſo erklärt der Präſident die Sitzung für eine vertrauliche und eröffnet der Kammer im Vertrauen, ſie ſei „auf unbeſtimmte Zeit vertagt". Die unbeſtimmten Zeiten ſpielen in der deutſchen Politik eine große Rolle, die deutſche Freiheit ſcheint auf unbeſtimmte Zeit prorogirt. Eine ähnliche Scene, wie die eben erwähnte, ereignete ſich zu Kaſſel 1832. Die Regierung wollte gleich nach der Kammereröffnung den Deputirten Profeſſor Jordan aus Marburg nicht zulaſſen, indem ſie ihm den Urlaub verweigerte, während die Stände einſtimmig beſchloſſen, den Gewählten zu berufen. Da ſtieg plötzlich Sylveſter Jordan ſelbſt, der ſich unter den Zuſchauern befand, muthig über die Bänke, um ſeinen Platz einzunehmen. Sogleich ſchellt der Präſident! Vertrauliche Sitzung, Auflöſung der Kammer. Jetzt, wo Sylveſter weder auf der Deputirtenbank noch auf dem Lehrſtuhl eine Stimme hat, findet man ſchwerer einen Grund für dies ſummariſche Verfahren. Einige ſprechen von der kritiſchen Lage der Finanzen, die zur Sprache gekommen wäre. Aber vielleicht liegt der Grund näher. Es gibt in Heſſen Nichts zu discutiren, Nichts mehr zu reformiren; ſo glücklich iſt das Land, daß die neuen Uniformen eingeführt und die Dragoner in Huſaren verwandelt ſind. Indeſſen hat das deutſche Verfaſſungsweſen, wie das menſchliche Leben von Old Nick und Grandville, auch ſeine komiſchen „kleinen Leiden". In München hat diesmal die Ständekammer zweimal beeidigt werden müſſen. Es ſtellte ſich nämlich heraus, daß bei der erſten feierlichen Beeidigung der ehrwürdige alte Juſtizminiſter Baron von Schenk, in der Zerſtreuung eine ganz andere, gar nicht zur Sache gehörige Formel den Deputirten vorgeſagt hatte, während dieſe, entweder nicht deutlich hörend oder in unſchuldiger Geiſtesabweſenheit, mechaniſch ihr: Ich ſchwöre! der Reihe nach erſchallen ließen. Ein Beweis, was ſich manche Leute bei ihren Schwüren denken; ſeien es nun Liebesſchwüre oder politiſche.

— Die Engländer haben nun auch ihren Abdel Kader, was in die entente cordiale eine gewiſſe Symmetrie bringen wird; denn wie die Londoner Journale bisher den arabiſchen Franzoſenfreſſer als den ritterlichſten Freiheitshelden feierten, ſo beeilt ſich jetzt die Pariſer Preſſe, den neuſeeländiſchen Britenfreſſer in einem ähnlichen, wo nicht

Digitized by Google

noch ſchönern Lichte darzuſtellen. Der neuſeeländiſche Häuptling Heki, der die Engländer bereits dreimal aufs Haupt ſchlug, iſt nach dem Journal des Débats ein proteſtantiſcher, von Methodiſten getaufter Chriſt und heißt mit ſeinem Vornamen, wie Ronge und der Apokalyptiſche, Johannes. Er ſoll jedoch die anglicaniſchen wie die jeſuitiſchen Miſſionäre gleich energiſch verachten, und behauptet, das Chriſtenthum beſſer zu verſtehen als ſie. Er kennt das neue Teſtament auswendig und führt beſtändig Sprüche aus dem Evangelium im Munde, die er mit ſchlagendem Witz auf das unchriſtliche Treiben ſeiner Gegner anzuwenden weiß. Er iſt kühn im Kampfe und behandelt die Gefangenen mit Edelmuth. Den Stamm, an deſſen Spitze er ſteht und den er der Herrſchaft Victorias zu entziehen ſtrebt, ſucht er zugleich an mildere Sitten zu gewöhnen. Doch kann er freilich nicht verhindern, daß ſeine tapfern Krieger manchmal aus der Art ſchlagen und dann und wann in ſeiner Abweſenheit einem gefangenen Engländer die Uniform ausziehen, ihn braten und eſſen, vermuthlich nur, um einen Vorgeſchmack der Civiliſation zu bekommen und etwas Chriſtenthum „in ſich aufzunehmen". Die engliſchen Truppen ſind dieſem Volke gegenüber ſehr ſchlimm daran, gerade weil ſie mit Fallſtaff's Compagnie keine Aehnlichkeit haben; der engliſche Soldat iſt nämlich wohlgenährt, ſo daß er eine appetitliche Beute iſt und durch ſeine bloße Erſcheinung den Muth der Neuſeeländer bis zum wahnſinnigſten Heroismus ſtachelt. Ruſſiſche Soldaten oder hannöverſche Schulmeiſter wären in dieſer Beziehung glücklicher.

— Amerika rückt uns immer näher, nicht blos durch die ſteigende Vervollkommnung der zahlloſen Dampfſchiffe, die bald eine fliegende Brücke über den Ocean bilden und die Fahrt in zehn Tagen machen werden, ſondern faſt mehr noch durch ſeine deutſche Journaliſtik. So beweiſt die Neu Yorker Schnellpoſt, daß ein ſehr lebhaftes Intereſſe für unſere Zuſtände in Amerika herrſchen muß, denn dieſe Zeitung — die nicht, gleich den Londoner oder Pariſer deutſchen Journalen auf das Publicum Altdeutſchlands ſpeculirt, dem ſie nur hie und da incognito begegnet, die vielmehr durch ihre bedeutende Verbreitung im amerikaniſchen Neudeutſchland geſichert iſt — beſchäftigt ſich fortwährend und gründlich mit unſern Vor- und Rückſchritten. Und wir geſtehen, daß man drüben aus der Schnellpoſt oft ein klareres Geſammtbild unſerer Tage erhalten kann, als aus den vielen hieroglyphiſch geſchraubten und cenſurſchielenden Blättern, die in Deutſchland ſelber erſcheinen. Das Blatt muß einige vortreffliche Federn in Europa beſitzen; namentlich liefert ihr Correſpondent aus Süddeutſchland Ueberſichten voll Sachkenntniß, voll Friſche, voll Geiſt und Leben. Die Schnellpoſt bietet ein Bild des deutſchamerikaniſchen und deutſcheuropäiſchen Lebens zugleich; zwei ſehr intereſſante Gegenſätze. Der Re-

Digitized by Google

dacteur und Herausgeber Wilhelm von Elchthal — das Von steht sogar auf dem Blatte, ein Beweis, daß die Adelsfresserei drüben nicht so arg ist — wie früher bei der griechischen Legation in Konstantinopel — versteht es ziemlich gut, den feineren ästhetischen Geschmack und Ton Europas mit dem politischen Gehalt und Charakter eines republicanischen Blattes zu verschmelzen.

— Man schreibt uns aus Stuttgart: „Während die europäische Journalistik darüber streitet, ob der Erzherzog Stephan die russische Olga heirathen wird oder nicht, geht in hiesigen Kreisen das Gerücht, es seien Präliminarien in Bezug einer Verbindung unseres Kronprinzen mit der schönen Czarentochter eingeleitet. Die Würtemberger könnten dieser Verbindung mit anderen Augen entgegen sehen, wie die Oesterreicher. Die Regierungsprincipien unseres Landes sind Gott sei Dank der Art, daß wir den russischen Einfluß nicht zu fürchten haben. Mit welchen triftigen Gründen auch unsere Opposition der Verwaltung den Kriegmacht, das Princip unserer Verfassung und der Geist den unser edler König ihrer Handhabung gesichert hat, sind zu fest, um vor den eisigen Einwirkungen der nordischen Tyrannei zittern zu müssen, wenigstens nicht in dem Grade wie die Oesterreicher, die unter einem elastischen absoluten Principe lebend, den Einfluß des stiefväterlichen Nachbars auf ihr „väterliches Gouvernement" wahrscheinlich bald kosten würden. Unser nicht sehr reiches Stuttgart, könnte den Hofstaat der reichen Czarovna wohl brauchen ohne besorgen zu müssen ihn mit seiner Freiheit zu bezahlen, während ein russischer Hofstaat in dem slavischen Prag in der Mitte der ohnehin nach einem Sieg ihrer Nationalität ringenden Czechen von den unberechenbarsten Folgen sein könnte. — Gutzkow's dreizehnter November hat auch hier wenig Beifall gefunden. Daran läge im Grunde wenig; einem fruchtbaren Schriftsteller kann es leicht begegnen, daß auch ein mißlungenes Werk seiner Feder entschlüpft. Was jedoch selbst den Freunden Gutzkow's auffallen muß, ist der Umstand, daß ein Autor, der auf seinen Ruf hält wie er, nicht ein Product, über dessen schwachen Erfolg er sich bereits an andern Bühnen überzeugt hat, lieber zurückzieht und seinem Namen den guten Klang bewahrt. Ich glaube, dieß Verfahren wäre ein klügeres gewesen. — Die Schauspielerin Madame Lange, die seit ohngefähr zehn Jahren für das Fach der Mütter an unserer Bühne engagirt war, verläßt in Folge eines häßlichen Processes unser Theater und unsere Stadt. An ihrer Stelle ist Madame Dessoir engagirt."

Ein Wort zur Verständigung.

(Eingesandt.)

Im sechsten Hefte der Jahrbücher für slawische Literatur, Kunst

und Wiſſenſchaft 1845 leſen wir eine Berichtigung des in der A. A. Zeitung enthaltenen Artikels: „Carlsbad und ſeine Gäſte.“ Wenn uns dieſer Artikel ein mitleidiges Lächeln entlockte, ſo können wir anderſeits unſere Verwunderung nicht bergen, wie ein Czeche, und zwar ein radikaler Czeche, denn als ſolcher will ſich der Verfaſſer der Berichtigung herausſtellen, dem Ruſſismus, d. h. dem Czarenthume das Wort reden kann, als ob er die Blicke aller Czechen dem nordiſchen Koloß zuwenden wollte, um der Regierung einen Popanz vorzuhalten, der ſie zur Begünſtigung ihres Strebens beſtimmen ſollte, und überhaupt als ob es den Czechen nur unter des großen Czaren Aegide möglich wäre, in Europa jenen Platz wieder einzunehmen, auf dem ſie im 15ten und 16ten Jahrhunderte geſtanden haben. Wohl hat ſich ſeit dieſer Zeit ſo manches geändert; denn immer tiefer und tiefer ſank das Königreich bis zur öſterreichiſchen Provinz herab, immer tiefer und tiefer verſank das Bewußtſeyn der Nationalität, unter eine Politik, die unveränderlich ſeit 200 Jahren zum Leitfaden der Verwaltung diente, ſo daß zwei heterogene Elemente zu einem Körper ſich vereinten, die jetzt ohne eine ſchmerzhafte Operation nicht mehr zu trennen ſind. — Wohl fühlt das deutſche Element die ſcharfe Sonde, die da unterſucht, ob Trennung möglich ſey, ob das Czechenthum nicht das Centralorgan ſein könne, das alle ihm eingepfropften Reiſer zu ernähren im Stande wäre. — An der Möglichkeit abſolut zu zweifeln, hieße deutſch denken; unempfindlich für den Schmerz die Trennung zu bewirken, hieße czariſch handeln: ſo muß es einen Mittelweg geben, der die Czechen, das vorgeſteckte Ziel im Auge haltend, weder deutſch denken noch czariſch handeln lehrt. Und dieſer Mittelweg iſt: Gleichſtellung beider Elemente, die das Czechenthum durchdringt, auf daß ſie groß werden durch czechiſche Kräfte. — Das iſt der Czechismus der Gegenwart. — Bedürfen wir dazu des Czaren Knute? Brauchen wir da erſt ruſſiſche Schreckbilder phantasmagoriſch in dem Staatsrath aufzuſtellen, um zu unſrem Ziele zu gelangen? In kurzer Zeit haben die Nebelbilder ihr drohendes Ausſehen verlohren, und wir haben nicht nur nichts gewonnen, ſondern der Schrecken kehrt ſich gegen die Maſſe des Volkes und wir ſinken zurück in das Jahr 1620. Oder ſaget es dem Volke gerade zu: Der große Czar kann helfen, unter ſeiner Aegide kann es in kürzeſter Zeit die alte Freiheit, die alte Größe wieder erringen. Wer ſo zu ſprechen ſich erkühnte, der haßt ſein Vaterland der kennt ſein Volk, der kennt die Geſchichte nicht. Denn ein Volk, das ſelbſt anerkennt, durch die Gnade eines andern frei und groß, geworden zu ſeyn, bedenket nicht, daß es im Grunde deſſen Sklave geworden iſt. —

Schlaget auf die Jahrbücher der griechiſchen Geſchichte und die Zeit des achäiſchen Bundes! Rom, damals die ſchwellende Republik,

Digitized by Google

ſtark im Innern, mächtig wirkend nach Außen, ſieggekrönt und ruhmbedeckt, fand ein mächtiges Hinderniß ſeiner Vergrößerungsſucht und ſeines Einfluſſes im Oſten an dem achäiſchen Bund. Flaminius ränkevolle Politik erklärte die Griechen frei. — Mit dankbarem Jubel nahm dieſe verblendete Nation die Verkündigung ihrer Freiheit auf, und ſie jubelte ſchon als römiſcher Sklave auf dem Grabe ihrer Freiheit. Rom riß die Leitung der Geſchäfte unter ſchutzherrlichen, vormundſchaftlichen Titel an ſich, machte die Patrioten verſtummen, oder ſchleppte ſie nach Rom; da ſchrie Cato im Senate: Wie lange werden wir uns noch berathſchlagen, ob einige achäiſche Greiſe in Italien oder in Griechenland ſollen begraben werden? Und Griechenland wurde eine römiſche Provinz mit dem höhnenden Titel: Provincia achaja. Solche Mißhandlungen erfuhr ein Volk, welches die Freiheit in Europa gepflanzt, ſo vielen Königen getrotzt, die Huldigung vieler andern empfangen, und die Erde mit ſeinem Ruhme erfüllt hatte, durch die Hand eines gleichfalls freien und ruhmbegierigen Volkes! —

Was hätten nun die Czechen und mit ihnen alle Weſt- und Südſlaven von dem Czarenthume zu erwarten, das mit Rom nichts gemein hat, als die Sucht nach Größe und Einfluß. Blicket hin, wie unter ſeiner Herrſchaft Polen ſich krümmt, wie das eigene Land das Joch einer fremden Dynaſtie darniederdrückt durch die Schrecken ſeiner tyranniſchen Macht. —

Sollen wir noch einmal die Geſchichte wiederholen? Leiden wir nicht an den Folgen einer ähnlichen Periode? Wollen wir von fremdem Tiſche betteln, da wir den eigenen ſelbſt beſtellen können? Leider hat die Nation noch keinen Schritt dafür gethan, noch durch kein Wort der Regierung ihren feſten Willen kund gegeben, wobei ſie gewiß nicht als Rebell erſcheinen würde, wenn ſie auf geſetzlichem Wege ihr Ziel erreichen will; denn das Recht iſt auf ihrer Seite. Daher möchten wir dem Verfaſſer der genannten Berichtigung gerathen haben, künftig die Worte: Bettler und Gläubiger ſchärfer zu unterſcheiden, und nicht beide in eine Kategorie zuſammen zu werfen. Der Czeche kann und ſoll ſich nicht zum Bettler erniedrigen, ſo lange er Gläubiger iſt. Liegt vielleicht in dieſer Forderung Haß gegen Deutſche und Deutſchland? Mit frohem Muthe begrüßt der Czeche Deutſchlands Fortſchritt und die Entwicklung des demokratiſchen Elements, gleich wie den Fortſchritt ſeiner ſlawiſchen Brüder im Süden und Oſten von ſeinem Vaterlande; zittert ergrimmt, wenn hier und dort die Parthei des Rückſchritts ihre blutigen Opfer ſchlachtet. O möchte Deutſchland erkennen, daß es nicht eher zur Einheit gelangen kann und wird, bevor ſich nicht die Süd- und Weſtſlaven, frei von aller Despotie, zu einem großen und mächtigen Bunde vereint haben! O möchte Deutſchland erkennen, daß 36 Millionen

Slaven die Geißel schwingen werden, es für den Frevel eines einigen freien Deutschlands zu züchtigen. Lasset die Slaven sich die Brüderhände reichen zu einem mächtigen festen Bund, und Deutschland wird groß und mächtig werden, geschützt von 36 Millionen Slaven, die wie ein mächtiger, undurchdringlicher Phalanx Deutschlands wunde Stellen zu decken bereit sind. Lasset die West- und Südslaven zu einem Föderativstaat sich vereinen, und sie rufen Europa in die Schranken!

Höre Deutschland, das ist der Panslawismus der Gegenwart!

Wer sieht hierin Sympathie für das Czarenthum? Wer sieht hier des großen Czars Aegide?

Verderblich würde es auf die Czechen wirken, wenn man ihre Blicke nach Rußland wenden würde, als sollte ihnen von dorther der Messias erscheinen. Wir glauben fest an der Czechen Kraft und Willen; glauben fest, daß bald der goldene Morgen glücklicher Tage aufgehen wird, und so Czechen:

Laſſ't uns fest an diesen Glauben halten
Ein einz'ger Augenblick kann alles umgestalten!

Berichtigung.

Ein Schreiben des Herrn Francis Grund das uns so eben zugekommen, ersucht uns den Titel Generalconsul der ihm in unserer Correspondenz aus Brüssel (No. 50.) beigelegt wurde, in einen Consul umzuwandeln, da die Vereinigten Staaten keine Generalconsuln sondern nur Consuln ernennen. Herr Grund bemerkt dabei: „daß die Consuln unmittelbar der Regierung selbst verantwortlich seien und daß der einfachste Bürger der Union höher stehe als jeder Staatsbeamte."

Wiederholte Bitte an die Herren Correspondenten der Grenzboten.

Der Corrector der Grenzboten sieht sich genöthigt, seine dringende Bitte an die Herren Correspondenten, daß sie die Namen, die in ihren Briefen vorkommen, deutlich schreiben möchten, zu wiederholen. — Zugleich werden die Herren Correspondenten freundlich ersucht, ihre Einsendungen für die laufende Woche so zu machen, daß dieselben spätestens Sonnabend in jeder Woche hier eintreffen.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google